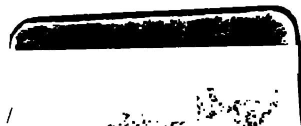



6000108102l



Kirchengeschichte

von der

ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert.

In Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach

ordentl. Prof. der Theologie in Basel.

Neue, durchgängig überarbeitete Gesammtausgabe.

Zweiter Band.

Das Mittelalter.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1869.

Kirchengeschichte

des

Mittelalters.

In Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach
ordentl. Prof. der Theologie in Basel.



Zweite, umgearbeitete Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1869.

Inhalt.

Seite

1. Vorlesung. Allgemeine Uebersicht. Charakter des Mittelalters. Erste Periode von Gregor dem Großen bis Karl dem Großen. Die christlichen Sendboten Columban, Gallus, Magnoald u. A. . . . 3

2. Vorlesung. Die Mission unter den Friesen: Amandus, Eligius, Willibrord, Suidbert. — Der heil. Bonifacius. Bekehrung der Sachsen und Avaren unter Karl dem Großen 20

3. Vorlesung. Die innere Geschichte der Kirche im siebenten und achten Jahrhundert. Muhammed und der Islam. — Der monotheletische und der Bilderstreit in der griechischen Kirche 35

4. Vorlesung. Die abendländische Kirche im Zeitalter Karls des Großen. — Karl d. Gr. in seinem Verhältniß zum Papste. Die Kaiserkrönung. — Das Mönchthum. — Chrodegang von Metz und das kanonische Leben. Der Horengesang. — Beda der Ehrwürdige. — Der christliche Cultus. — Orgeln und Glocken. — Kirchengebäude. — Bilder. — Heiligenverehrung. — Messe und Predigt. — Schulen. — Lehrstreitigkeiten. — Adoptianischer Streit. — Ueber den Ausgang des heil. Geistes. — Alcuin 53

5. Vorlesung. Sittliche Zustände unter Karl dem Großen. Jagdlust. — Der heil. Hubertus. — Sendgerichte. — Das Bußwesen. — Zweite Periode: Die Zeit von Karls des Großen Tod bis auf Gregor VII. — Die Zeiten Ludwigs des Frommen. — Verbreitung des Christenthums in Scandinavien. — Anschar und seine Nachfolger. Kämpfe in Dänemark, Schweden und Norwegen. 73

6. Vorlesung. Das Christenthum in Island. — Verbreitung desselben unter den Slaven. — Cyrillus und Methodius. — Die Bulgarei. — Die mährische und die böhmische Kirche. — Adalbert von Prag. — Mission unter den Sorben und Wenden. Gottschalk, der Wendenfürst. Die Obotriten. — Das Christenthum in Polen, Rußland und Ungarn. König Stephan. — Verfolgungen des Christenthums in Spanien. Behandlung der Juden 90

7. Vorlesung. Die steigende Macht des Papstthums. Die pseudo-isidorischen Decretalen. — Nicolaus I. und seine Nachfolger. — Die päpstliche Pornokratie. Päpstin Johanna. — Kaiser Otto I. — Frankreich unter Hugo Capet. — Weitere Geschichte des Papstthums bis auf Hildebrand und dessen Erhebung auf den päpstlichen Stuhl als Gregor VII. 110

Seite

8. **Vorlesung.** Dunstan in England. — Die Hierarchie im Allgemeinen. — Cardinäle. — Das Mönchthum: Cluniacenser, Camaldulenser, Vallombrosaner. — Der Cultus: Mariendienst, Rosenkranz. Das Fest aller Seelen. Die Reliquien und ihre Verehrung. Die Wallfahrten. — Reformatorische Stimmen: Agobard von Lyon, Claudius von Turin und Jonas von Orleans 130

9. **Vorlesung.** Lehre und Lehrstreitigkeiten. — Paschasius Radbertus und Ratramnus. — Gottschalk. — Berengar von Tours. — Streit über gesäuertes und ungesäuertes Brot. — Secten: die Paulicianer, Manichäer, Katharer u. s. w. — Die theologische Wissenschaft der Zeit: Rhabanus Maurus, Johann Scotus Erigena. — Christliche Poesie: der Heliand und Ottfrieds Evangelienharmonie. Notker Balbulus. Die Nonne Roswitha. Gerbert 150

10. **Vorlesung.** Das kirchliche Leben im Allgemeinen. Die Ehelosigkeit der Geistlichen. Zur Sittengeschichte. Kriegerische und staatskluge Bischöfe: Bruno von Köln, Willigis von Mainz, Bernward von Hildesheim u. A. — Christliches und unchristliches Leben der Laien. Otto I. und seine Gemahlin Editha. Die Volkssitte. Gottesfriede und Gottesurtheile. Das Bußwesen. Ratherius von Verona. Bann und Interdict. — Erwartung des jüngsten Tages mit dem Jahr 1000 171

11. **Vorlesung.** Dritte Periode von Gregor VII. bis auf Innocenz III. Gregor VII. und der Investiturstreit. Heinrich IV. in Canossa. Verhältniß Gregors zu andern Ländern. Sein hierarchisches System. Verschiedene Urtheile über seine Persönlichkeit 192

12. **Vorlesung.** Die Nachfolger Gregors VII. und die endliche Beilegung des Investiturstreites durch das Wormser Concordat. — Kirchliche Zustände um diese Zeit. — Das Mönchthum. Der Orden von Grandmont, die Karthäuser, Antonier, der Orden von Fontévraud, die Cistercienser (Bernhardiner), die Prämonstratenser und Karmeliter. Allgemeine Betrachtungen über das Mönchthum dieser Periode. 213

13. **Vorlesung.** Der erste Kreuzzug. Die geistl. Ritterorden der Johanniter und Templer 234

14. **Vorlesung.** Die Anfänge der Scholastik. Anselm von Canterbury. Roscelin. Abailard. — Das Sectenwesen: Bogomilen. Peter von Bruys, Heinrich von Lausanne, Tankhelm und Eudo von Stella. Arnold von Brescia 251

15. **Vorlesung.** Unruhen in Italien. — Gegenpäpste. — Eugen III. und Bernhard von Clairvaux. — Der zweite Kreuzzug. — Der Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen. — Friedrich I. und Hadrian IV. — Untergang Arnolds von Brescia. — Alexander III. — Thomas Becket. — Clemens III. — Der dritte Kreuzzug. — Friedrichs Tod. — Der Deutschorden 270

16. **Vorlesung.** Die Päpste bis auf Innocenz III. — Verbreitung des Christenthums in Pommern. — Otto von Bamberg. — Absalon auf Rügen. — Vicelin, der Apostel der Wenden. — Die Lieven, Letten und Esthen. — Kreuzzüge wider die nordischen Heiden. — Die Schwertbrüder. — Der äußere Haushalt der Kirche um diese Zeit. Die Domkapitel. Das innere Leben. Die Schule von St. Victor (Hugo, Richard, Walter). Die heil. Hildegard und ihre Weissagung 286

17. **Vorlesung.** Des Mittelalters vierte Periode von Innocenz III. bis Bonifaz VIII. — Einleitung. — Innocenz III. Seine Stellung zu Deutschland, Frankreich und England. — Johann ohne Land. — Die Magna Charta 302

Seite

18. Vorlesung. Der vierte Kreuzzug und die Kinder-Kreuzzüge. — Verbreitung des Christenthums in Liefland. — Der Orden der Schwertbrüder. — Innocenz und die Juden. — Die Häresie. — Albigenser und Waldenser. — Ketzerverfolgungen. Anfang derselben in Orvieto . . . 317

19. Vorlesung. Der Albigenserkrieg. — Das vierte lateranensische Concil. — Amalrich von Bena. — Anfänge der Inquisition. — Die Ohrenbeichte. — Innocenz III. Verschiedene Urtheile über ihn 332

20. Vorlesung. Rückblick auf die Größe Innocenz III. — Die Bettelorden. — Dominicus und die Dominikaner. — Franz von Assisi und die Franciskaner 346

21. Vorlesung. Noch Einiges über den heil. Franciscus und dessen Orden. — Die Tertiarier. Die Bedeutung der Bettelorden überhaupt. Entstehung noch anderer kleinerer Orden (Serviten, Trinitarier = Mathuriner). — Die Päpste nach Innocenz III. (Honorius III., Gregor IX., Innocenz IV.) in ihrem Kampfe mit Friedrich II. von Hohenstaufen. — Der fünfte Kreuzzug. — Die Pfaffenkönige. — Weitere Kämpfe bis zu Conradins Tod. — Das Interregnum. — Rudolf von Habsburg und Gregor X. — Das Conclave. — Martin IV. — Sicilien und die sicilianische Vesper. — Cölestin V. — Der Eremit auf dem Stuhle Petri 363

22. Vorlesung. Die letzten der Kreuzzüge. — Ludwig IX. (der Heilige). — Weitere Verbreitung des Christenthums in Preußen. — Das Christenthum in Asien. — Priester Johannes. — Die Mongolen 380

23. Vorlesung. Das Inwendige der Kirche. — Hierarchie und Cultus. — Die Heiligen und die Legende. — Das christliche Leben und die christliche Sitte. — Die heil. Elisabeth von Thüringen. — Konrad von Marburg. — Ausgelassenheiten des Klerus. — Die geistlichen Schauspiele. — Das Narren- und Eselsfest 396

24. Vorlesung. Die mitteltalterliche Theologie. — Die Universitäten. — Die Scholastik. — Alexander von Hales, Albert der Große, Thomas von Aquino, Bonaventura, Duns Scotus. Gegenwirkung. Roger Baco, Raymund Lull. — Uebersicht der herrschenden Kirchenlehre 417

25. Vorlesung. Des Mittelalters fünfte Periode: von Bonifaz VIII. bis zum Schlusse des Basler Concils. — Bonifaz VIII. und Philipp der Schöne von Frankreich. — Das päpstliche Jubeljahr. — Clemens V. — Die babylonische Gefangenschaft in Avignon. — Untergang der Templer. 440

26. Vorlesung. Avignon. — Johann XXII. Benedict XII. Clemens VI. Cola di Rienzo. Urban V. Gregor XI. Rückkehr nach Rom. Urban VI. — Das abendländische Schisma. — Die Pariser Universität. — Heinrich von Langenstein. — Ruf nach einem allgemeinen Concil. — Die Synode von Pisa (1409) 454

27. Vorlesung. Das Sectenwesen des Mittelalters. — Brüder und Schwestern des freien Geistes. Die Apostler. — Die Spiritualen, Zelatoren, Fraticellen. — Die Beginen und Begharden. Die Pastorellen. — Die Geißler und die Tänzer 470

28. Vorlesung. Das Innere der Kirche im 14. Jahrhundert. — Die Dome. — Cultus und Lehre. — Wilhelm Occam und die Sophistik. Buridans Esel. — Gabriel Biel, der letzte Scholastiker. — Die Mystik. — Meister Eckhart. — Nicolaus von Basel und die Gottesfreunde. Tauler. Suso. Ruysbroek. — Heilige Frauen. Katharina von Siena. Brigitta und Katharina von Schweden. — Der Brigittenorden 486

29. Vorlesung. Die Vorläufer der Reformation. — Noch einmal die Waldenser. — John Wikliffe und die Wiklifiten in England. — Die Lollarden. — John Oldcastle, Baron von Cobham 508

Seite

30. Vorlesung. Reformatorische Bewegung in Böhmen. — Ritter Thomas von Stitny. Die Vorläufer von Hus: Milič von Kremsier, Konrad Waldhausen, Matthias Janow. — Johannes Hus und Hieronymus von Prag. 523

31. Vorlesung. Das Constanzer Concil. — Der Prozeß gegen den Papst Johann XXIII. — Prozeß und Hinrichtung von Hus und Hieronymus.— Die Reformversuche des Concils. — Wahl Martins V. — Auflösung des Concils. — Jean Charlier Gerson 542

32. Vorlesung. Bewegung in Böhmen. — Jacobus von Mies. — Der Hussitenkrieg. — Taboriten und Calixtiner — Das Basler Concil. — Eugen IV. — Die Hussiten auf dem Concil. — Felix V. als Gegenpapst. — Sieg der Eugenianer. — Basler Compaktaten. — Unionsversuch mit den Griechen. — Synode von Florenz 561

33. Vorlesung. Die Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die neue Zeit. Zeitrichtungen in Cultus und Lehre. — Raymund von Sabunde. — Nicolaus Lyra. — Laurentius Valla. — Papst Nicolaus V. — Eroberung Constantinopels. — Anregung neuer Kreuzzüge. — Capistrano. — Die Päpste Calixt III., Pius II., Paul II., Sixtus IV. — Andreas von Crain. — Innocenz VIII. und die Hexenprozesse. — Alexander VI. — Pius III. — Widersprechende Urtheile über das Papstthum 580

34. Vorlesung. Die Reformatoren vor der Reformation. — Thomas a Kempis. — Gerhard Groot und Florentius Radewin. — Die Brüder des gemeinsamen Lebens. — Johann Wessel und Johann von Wesel. — Geiler von Kaisersberg 596

35. Vorlesung. Thomas Conecte — Girolamo Savonarola. — Marsilius Ficinus. — Pico von Mirandola. — Die Renaissance. — Julius II. — Leo X. — Die Inquisition in Spanien. Verfolgung der Mauren und Juden daselbst. — Torquemada. — Das Christenthum in Amerika. — Bartolomeo Las Casas. — Rückblick auf Deutschland. — Schluß . . . 615

Kirchengeschichte des Mittelalters.

Erste Vorlesung.

Allgemeine Uebersicht. Charakter des Mittelalters.
Erste Periode von Gregor dem Großen bis Karl dem Großen.
Die christlichen Sendboten Columban, Gallus, Magnoald u. A.

Die alte Kirchengeschichte hat sich uns mit dem sechsten Jahrhundert abgeschlossen mit dem Papst Gregor I. dem Großen, dem Manne, mit dem auch recht eigentlich erst das Papstthum beginnt, und so wird denn auch sein Todesjahr (604) für uns der Ausgangspunkt sein unsrer Geschichte. Wir finden um diese Zeit das oströmische Reich bedrängt durch die Perser, denen indeß Kaiser Heraklius nach der Schlacht bei den Ruinen von Ninive (627) einen Frieden abnöthigte. Aber noch mehr als von äußern Feinden war das Reich bedroht durch seine innere, sittliche Haltlosigkeit. Mehr und mehr erlosch der Glanz, den der große Justinian im sechsten Jahrhundert durch Gesetzgebung, durch seine Siege nach außen, durch großartige Bauten wie die der Sophienkirche und durch Hebung des Handels und der Industrie dem Reiche verliehen hatte. Schon er selbst hatte sich vieler Grausamkeiten und Bedrückungen schuldig gemacht, und diese nahmen in steigendem Maße unter seinen Nachfolgern überhand, die ihn an tyrannischer Willkür übertrafen, an Größe ihn nicht von ferne erreichten.

Während so das oströmische Reich uns das traurige Bild des Verfalls zeigt, wozu dann noch seit dem Auftreten Muhammeds die verheerenden Einfälle des Islam kommen, sehen wir im Abendlande neue Staaten sich bilden. Nach dem Untergang des Gothenreiches um die Mitte des sechsten Jahrhunderts waren bald darauf die Longobarden (Langobarden) unter Anführung ihres Königs Alboin in Italien eingefallen und hatten Pavia zur Hauptstadt ihres Reiches gemacht. Diesem wilden kriegerischen Volke begegnen wir mit dem Eintritt in unsern Zeitraum, sehen aber bald darauf ein andres Volk, das der Franken,

ihm seine Herrschaft streitig machen und zuletzt dieselbe an sich ziehen. Das fränkische Reich, welches die Länder Austrasien, Neustrien und Burgund, d. h. also einen großen Theil des heutigen Deutschlands und Frankreichs umfaßte, stand unter den Königen aus dem merovingischen Hause; allein jedermann weiß, wie diese Könige nach dem Tode Dagoberts I. mehr und mehr zu bloßen Schattenkönigen (rois fainéants) herabsanken, und wie sich der königlichen Macht gegenüber die der Hausmaier, Oberhofmeister (Majores Domus) erhob. Unter diesen sehen wir nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts den klugen und tapfern Pippin von Heristal sich erheben, dessen Enkel, Pippin der Kleine (Kurze), der Sohn Karl Martels, nach Beseitigung des letzten Merovingers, Chilperichs III., den Thron der Franken als König besteigt und, vom Papste Zacharias anerkannt, auch den rechtmäßigen Titel eines Königs führt, seit 752. Während einer 16jährigen Regierung erweiterte Pippin das Reich durch Eroberungen im Süden und Norden, er bringt Friesland an sich, zwingt die Sachsen in Westphalen zu Entrichtung eines Tributes und bringt auch die Allemannen, deren Herzoge er beseitigt, unter seine Oberherrschaft.

Vor seinem Tode theilte bekanntlich Pippin das Reich unter seine beiden Söhne Karl und Karlmann; als aber Karlmann bereits nach drei Jahren starb, stand Karl der Große seit 771 als Alleinherrscher des Frankenreiches da.

Die Herrschaft Karls des Großen bildet einen jener leuchtenden Punkte in der Geschichte, die wir als Sterne erster Größe am Himmel der Geschichte bezeichnen. Sie ist es, wonach wir unwillkürlich unsre Blicke richten, wenn es gilt, sich geschichtlich zu orientiren. Auch wir sind demnach genöthigt, mit Karl dem Großen die erste unsrer Grenzmarken zu setzen, so daß wir die Zeit von Gregor I. bis auf ihn (604 bis 814) als eine Periode zusammenfassen. Suchen wir uns einen vorläufigen Ueberblick über diese Periode (in runden Zahlen ausgedrückt: über die Zeit des siebenten und achten Jahrhunderts) zu verschaffen, so ist es etwa folgender:

Die Mission, welche Gregor I. nach England gesandt hatte, um unter den Angelsachsen das Christenthum auszubreiten, war nicht umsonst gewesen. England gab das Empfangene mit reichen Zinsen zurück. Wurden doch England und Schottland, noch mehr aber das benachbarte Irland der Ausgangspunkt für die weiten Verbreitungen des Christenthums unter den noch barbarischen Völkern des europäischen Continents. Ein großer Theil unsres Vaterlandes, namentlich die Ostschweiz, ver-

dankt diesen irischen Mönchen sein Christenthum oder doch wenigstens die Wiederherstellung und Befestigung desselben. Und auch der große Apostel der Deutschen, Winfried (Bonifacius), kam aus England herüber und stellte sich in den Dienst des römischen Stuhles, an welchen die englische Kirche sich seit den Tagen Gregors I. gebunden erachtete. Unter ihm dringt das Licht des Evangeliums, wenn auch mit römischer Färbung, in das Herz Deutschlands ein, und es bereitet sich mehr und mehr der Boden zu, in welchen dann Karl der Große die Samenkörner der Cultur ausstreuen konnte. Wenn irgend zu einer Zeit, so tritt uns hier die Bedeutung der Klöster und eines nach der Klosterregel geordneten klerikalen Lebens entgegen, und vom Standpunkte eben dieser Zeit aus wird es uns auch möglich werden, die welthistorische Nothwendigkeit des Papstthums (freilich nur als eine bedingte und vorübergehende) anzuerkennen. Es wird sich uns zeigen, wie einerseits der schon erwähnte Verfall des oströmischen Kaiserthums, das überdieß durch theologische Streitigkeiten mehr und mehr geschwächt wurde, zur Hebung der römischen Oberherrlichkeit das Seinige beitragen mußte, und wie andrerseits die strenge Zucht des Gesetzes, die von Rom und der abendländischen Geistlichkeit ausging, eine Vorbereitung wurde auf das Evangelium hin, durch welches den Völkern erst die rechte Freiheit werden konnte. Sie empfingen den edeln Schatz noch in rohen Gefäßen, aber sie empfingen ihn dennoch und nahmen ihn mit einer Empfänglichkeit und Bildsamkeit des Geistes auf, um die wir sie beneiden möchten. Wohl fiel die Predigt des Heils oft auf einen harten Boden, aber war einmal der Boden erweicht, so äußerte er auch nur um so üppiger und kräftiger seine ihm innwohnende Triebkraft. Fragen wir nach dem Inhalte der Predigt, so war dieser freilich zunächst ein sehr einfacher und elementärer; es galt ja recht eigentlich nur die Milch des Evangeliums als Nahrung zu bieten; doch unter das Elementäre mischte sich wohl auch Unverarbeitetes und Unverdautes, und die sinnlich rohe Auffassung der geistigen Dinge trat auch hier in Conflict mit einer nach einem geistigen Ausdruck ringenden Wissenschaft. So sehen wir die Streitigkeiten der alten Kirche, nur in andrer Form, sich hinüberpflanzen in die Mönchsschulen, und aus diesen erzeugen sich dann wieder neue Mißverständnisse, neue Irrungen, die um so schwieriger zu heben waren, als das lautere Verständniß der Schrift durch die Ueberlieferung schon mannigfach getrübt war. Eine christliche Theologie und Hand in Hand mit ihr eine christliche Philosophie mußten auf's neue sich bilden, nachdem die alten Schulen untergegangen waren. Seit die großen Bildungsstätten der

alten christlichen Welt, Antiochien, Alexandrien, Karthago ihre Leuchte hatten erlöschen sehen, blieb einstweilen die Ueberlieferung der von dorther geretteten Schätze, auch wo sie anfänglich noch unvermittelt und roh erschien, die größte Wohlthat für die kommenden Geschlechter. Das Erbe der alten Kirche zu bewahren, darauf waren die Männer der mittelalterlichen Kirche zunächst angewiesen, und keiner hat vielleicht diese Aufgabe mit so hellem Geiste ergriffen und so energisch erfaßt, als Karl der Große. Daß zu dem Worte auch der äußere Gebrauch, das Symbol, das Uebersinnliche versinnlichend, hinzutreten mußte, daß sogar äußere disciplinarische Gewöhnung an die überlieferten Formen unerläßlich war, wenn irgend ein gottesdienstliches Leben auf die Dauer sich bilden sollte, liegt auf der Hand. Manches mag uns jetzt als ein todter Mechanismus, als ein leeres Formenwesen erscheinen, das damals seinen guten pädagogischen Zweck erfüllte, wenn es auch, was wir zugeben, in todte Gewohnheit und äußerliches Wesen ausarten konnte. Inwiefern nun auch die Abbildungen heiliger Personen und Geschichten, mithin die Bilder Christi und der Heiligen in den Kirchen der Andacht förderlich seien, darüber war im achten Jahrhundert in der griechischen Kirche mit der ganzen Heftigkeit des Fanatismus gestritten worden; endlich hatte im Morgenlande der Bilderdienst den Sieg davon getragen. Ruhiger ward unter Karl dem Großen die Frage im Abendland erörtert und ein gesunder Mittelweg eingehalten zwischen Bilderverehrung und Bilderstürmerei. Dem Aberglauben, der an das Aeußere und Faßbare sich hängt und auf dieses sein Vertrauen setzt, während das Innere Gott und dem Göttlichen entfremdet bleibt, diesem Aberglauben, dem Doppelgänger des Unglaubens, die möglichsten Schranken zu setzen und, wo es unmöglich war, ihn auszurotten, auch das war ein Bestreben Karls des Großen, wie so manche seiner weisen Verordnungen unverkennbar zeigen. Und dabei verfuhr er mit bewundernswürdigem Takte und seltener Energie. Obgleich er dem Papst Leo die Ehre gegönnt hatte, ihn zu krönen, so wußte er doch eben diese Krone als eine ihm von Gott und Rechtswegen zuständige mit Würde zu tragen, auch der Kirche und den kirchlichen Institutionen gegenüber.

Der wohlthuende einheitliche Eindruck, den wir im karolingischen Zeitalter von der Person des seine Zeit so gewaltig beherrschenden Mannes aus empfangen, verschwindet unter der Regierung seiner Nachfolger. Das Bild der Zerrissenheit und der Zerklüftung thut sich vor unsern Blicken auf. Jetzt erst, im Zeitalter von Karl dem Großen bis auf Gregor VII., und von da wieder weiter bis auf Innocenz III., sehen

wir die päpstliche Macht, die bis dahin noch in natürlichen Schranken gehalten war, mit Riesenschritten vorwärts bringen. Der Gedanke, nicht nur der vornehmste zu sein unter den Bischöfen, sondern die ganze apostolische Gewalt, von der die der übrigen Bischöfe nur ein Ausfluß ist, in sich zu vereinigen, mit einem Wort der Gedanke, sich als den sichtbaren Statthalter Christi im ausgedehntesten Sinn des Wortes darzustellen als den Herrn der ewigen Stadt und des ganzen Weltkreises (urbis et orbis) — dieser Gedanke beherrschte mehr und mehr die Träger der päpstlichen Würde. Und dazu waren die Verhältnisse günstig.

War doch das gute Recht und die gute Sitte (gegenüber dem sündlichen Treiben der Großen dieser Welt) sehr oft auf Seiten der Päpste, so daß sie mehr als einmal als die Schirmherren gedrückter und verfolgter Unschuld erscheinen. Aber freilich war es nicht die Tugend der Päpste allein, die ihre Größe bedingte. Leider trugen auch die Sünden Roms, die Sünden der Zeit überhaupt zu dessen Hebung bei. So mußte ja die Fälschung geschichtlicher Denkmäler, die sich eine unkritische Zeit gefallen ließ, dazu mithelfen, die Anschauungsweise der Christenheit zu gewöhnen und zu fixiren, daß ihr Christenthum und Katholicismus, und dann wieder Katholicismus und Papstthum in Eins zusammenfielen. An Widerspruch gegen den Romanismus fehlte es zwar nicht, und dieser Widerspruch machte sich von verschiedenen Seiten her geltend. Die orthodoxe griechische Kirche hatte je und je, wenn auch oft in ungeziemender Weise, ihren Protest eingelegt gegen die Anmaßungen Roms. Verschiedene Auffassungen in der Lehre, verschiedene Gebräuche kamen hinzu, bis endlich eine Spaltung eintrat zwischen der morgen- und der abendländischen Kirche, die, oft übertüncht, niemals aber gründlich geheilt, bis auf diese Stunde andauert. Aber auch antikirchliche, grundstürzende, sectirische Bewegungen gingen zunächst vom Morgenlande aus, wo die alten Erinnerungen an die gnostischen und manichäischen Lehren nicht ganz erloschen waren. Solche Bewegungen theilten sich dem Abendlande mit, und so bot eine Ketzerei der andern die Hand unter den mannigfaltigsten und verwirrendsten Namen. Je weniger man in der rechten Zeit auf die warnenden Stimmen besonnener Männer, wie eines Claudius von Turin, eines Agobard von Lyon, eines Jonas von Orleans geachtet hatte, desto weniger konnte man sich wundern, wenn an die Stelle dieser nüchternen und verständigen Opposition nachgerade die unklare, grundstörende der Häresie trat.

Aber ehe und bevor noch die Häresie im Abendland drohend ihr

Haupt erhob, hatte auch mitten in der katholischen Christenheit die weltliche Macht ihre Einsprache erhoben gegen die Uebergriffe Roms, indem sie ihre Autorität als eine nicht minder göttlich gewollte und göttlich geordnete der päpstlichen Autorität entgegensetzte. Da zeigt uns die Geschichte einen Kampf, der sich in den kühnsten Verwicklungen durch das ganze Mittelalter hindurchzieht und der unsre höchste Theilnahme in Anspruch nimmt; zuerst in der Gestalt des Investiturstreits zur Zeit Heinrichs IV. und V., dann aber in Gestalt jenes hundertjährigen Kampfes zwischen Rom und den Hohenstaufen. Je leichter man in diesem Kampfe geneigt ist Partei zu nehmen, hier für die Kirche und ihre Unabhängigkeit von weltlichem Wesen, dort für das Recht der Fürsten und Völker, das ja nicht darf Noth leiden unter dem Schein einer Frömmigkeit, die auch das Unrecht glaubt zur höheren Ehre Gottes thun zu dürfen, desto sorgfältiger und gewissenhafter muß die Geschichte verfahren bei der Zeichnung dieses Kampfes. Wer hier glaubt auskommen zu können mit den gewöhnlichen Kategorien, die man nur allzuoft als Schablonen angewandt hat, um entweder über alles, was sich unter dem Namen der Hierarchie zusammenfassen läßt, den Stab zu brechen, oder um jeden Widerstand gegen die Hierarchie mit dem Namen des Despotismus zu brandmarken, der erspart sich zwar manche Mühe, aber er bringt sich um den schönsten Gewinn der Geschichte, der eben darin besteht, dem Einen gerecht zu werden wie dem Andern. Licht und Schatten findet sich in diesem Kampfe auf beiden Seiten. Von beiden Seiten wurde um edle Güter gekämpft und mitunter auch wohl mit redlicher Absicht und in begeisterter Weise; aber von beiden Seiten hat sich auch viel menschlicher Wahn, viele Selbstsucht und Selbstüberhebung eingemischt, so daß die Vorwürfe, die eine Partei der andern im Uebermaß der Leidenschaft macht, an dem einen Orte eben so gegründet erscheinen mag als an dem andern. Mehr als einmal werden uns die Päpste als die Beschützer des Rechts, als die Vertheidiger der Unschuld, ja als die Vertreter der Humanität erscheinen gegenüber der Rohheit des Jahrhunderts; aber eben so oft werden wir unser Lob wieder beschränken müssen, wenn wir die schöne Stellung, welche Gott in jener Zeit den Bischöfen zu Rom angewiesen, getrübt sehen durch die Sünde des Hochmuths und einer unbegrenzten Herrschsucht. Was sollen wir vollends dazu sagen, wenn wir schon im zehnten Jahrhundert das Papstthum sittlich so gesunken sehen, daß eine Reihe der lasterhaftesten Individuen, die ihres Gleichen nur in den schlechtesten Zeiten der römischen Kaisergeschichte finden, den römischen Stuhl befleckten! Da kann es uns ja nur freuen, diesem heillosen Trei-

den einer weltlichen Faction, welche die Papstwahlen an sich gerissen, ein Ziel gesetzt zu sehen! Und dieses Ziel zu setzen, dem schnöden Kauf und Verkauf geistlicher Aemter auf immer den Riegel zu schieben und die Kirche hinzustellen als eine freie, das war ja das Streben jener streng kirchlichen Partei, die in einem Hildebrand, dem nachmaligen Gregor VII. ihren Mann gefunden hatte. Und gewiß! die Kirche zu erlösen aus der schändlichen Knechtschaft, der sie, freilich nicht ohne eigene Schuld ihrer Führer, verfallen war, das war eine große, eine würdige Aufgabe. Man hat sie nicht zu groß bezeichnet, wenn man sie mit der Aufgabe Luthers und der Reformatoren verglichen hat. Aber wie bald schlug der edle Eifer, der für die Reinheit und Unabhängigkeit der Kirche in den Kampf trat, in sein Gegentheil um! und was an den weltlichen Machthabern mit Recht war verdammt worden, der Handel mit geistlichen Gütern oder die Simonie, wie man es nannte, das scheute sich über kurz oder lang die Kirche nicht selbst zu üben, und doppelt häßlich muß dann das Zerrbild sich ausnehmen. Was in den ganzen Streit der geistlichen mit der weltlichen Gewalt viele Verwirrung gebracht hat, das war die verhängnißvolle Vermengung dieser beiden Gebiete. Man ging dabei von einer richtigen Voraussetzung aus, nämlich von der Voraussetzung, daß alles Weltliche dem Geistlichen, und alles Menschliche dem Göttlichen unterthan sein soll. Das ist der leitende Gedanke aller bessern Päpste, der leitende Gedanke der ganzen Hierarchie, die ja nichts anders sein wollte als Theokratie. Aber wie durch und durch verweltlicht war diese Hierarchie, wie gar menschlich und öfter sogar unmenschlich war das, was auf das Prädicat des Göttlichen Anspruch machte! Je höher wir von idealer Seite hinaufzusteigen genöthigt werden, desto mächtiger ergreift uns in der Wirklichkeit dann auch das Grauen beim Blick in die schauerlichen Abgründe, die rechts und links sich öffnen. Niemand wird behaupten, es habe dem Mittelalter an Idealen gefehlt. Im Gegentheil, das Mittelalter ist die Zeit der Ideale, und namentlich der religiösen Ideale, und daraus erklärt sich allein die schwärmerische Vorliebe, die ideale Naturen für das Mittelalter haben, oder sagen wir lieber gehabt haben; denn mit der abnehmenden Idealität unsrer modernen Zeit wird auch diese Vorliebe, für die man so gerne den Namen der „Romantik" bereit hat, immer seltener. Nur Wenige dürfte es jetzt noch geben, die mit Herder wünschten, im Mittelalter gelebt zu haben. Aber auch für den, der einer solchen Begeisterung für die Erscheinungen des Mittelalters sich hingiebt, liegt doch eben wieder viel Unbefriedigendes darin, daß gerade jene Ideale weit

über das Ziel des Erreichbaren hinaus verlegt und durch Ueberspannung in Karikatur verzogen wurden. Und daraus erklärt sich dann auch wieder die Abneigung, welche kühlere Verstandesmenschen gegen das Mittelalter haben. Was jene als Ideal begrüßen, das erscheint diesen als leere Phantasterei; was jenen sich im Heiligenscheine darstellt, darin erblicken diese einen Ausbund des Pfaffentrugs und der Heuchelei; was jene als Romantik besingen, verhöhnen diese als Blödsinn und Barbarei. Beide haben Recht und Beide haben Unrecht, je nachdem man das Ziel, dem der bessere Geist des Mittelalters zustrebte, oder die Wege, auf denen man das Ziel zu erreichen suchte, je nachdem man das ideal Gewollte oder die vollendete Thatsache zum Maßstabe der Beurtheilung nimmt. Das Mittelalter ist, um es kurz zu sagen, die Zeit der grellsten Gegensätze, die sich das eine Mal unvermittelt und scheinbar friedlich beieinander finden, dann aber auch wieder feindlich aufeinander stoßen und zuletzt als ungelöste Widersprüche sich theilweise bis in die neue Zeit hinübergeschleppt haben. Darum ist es für die Geschichtsforscher keine kleine Aufgabe, dem Mittelalter gerecht zu werden, und darum wird auch das volle und ganze Verständniß desselben noch lange auf sich warten lassen.

Eine solche gewaltige Zeit bedurfte auch großer physischer Anstrengungen, ritterlicher Unternehmungen, einer großartigen Gymnastik, wenn die sich feindlich entgegengesetzten Mächte nicht vor der Zeit sich selbst aufreiben sollten. Die Gährung mußte einen Ausweg suchen, wenn sie das Gefäß nicht zersprengen sollte. Einen solchen boten die Kreuzzüge. Nachdem das antike Heidenthum überwunden war, das Judenthum aber nur in zersprengten Resten sich noch als Zeuge der alten Thaten Gottes mitten unter der Christenheit erhalten hatte, da trat ein neuer gemeinschaftlicher Feind des Kreuzes auf in dem Islam. Wir haben schon erwähnt, wie die schönsten Gegenden des christlichen Schauplatzes früher Jahrhunderte ihm zur Beute fielen. Auch in Spanien hatte er sich Boden errungen und seinem weitern Vordringen in Europa hatte das Schwert Karls des Großen nur ein vorläufiges Ziel gesetzt. Eine Zeit lang hatten die Christen im Morgenlande Ruhe gehabt unter den Chalifen, und unverwehrt, wenn auch mit Schwierigkeiten verbunden, war ihnen der Besuch der Stätten des heiligen Landes. Aber mit dem Wechsel der muhammedanischen Dynastien trat auch ein Wechsel ein der Schicksale der Christen, und immer lauter, immer dringender erscholl der Hülferuf im Abendlande. So waren es die Kreuzzüge, welche vom Ende des eilften Jahrhunderts an bis zum Ende des dreizehnten eine

Bewegung hervorbrachten, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht. Ohne diese Bewegung, ohne diesen geistigen Luftzug wäre das mittelalterliche Leben erstickt, wäre es unter dem Gewicht seiner eignen, kolossalen Größe zusammengebrochen. Einen neuen Aufschwung aber nimmt es eben jetzt, es zeigt sich uns, ideal gefaßt, in seiner romantischen Verherrlichung, während der nüchterne Verstand auch hier eine die sittlich-religiöse Idee befriedigende Realität vermißt. Nicht mit Unrecht hat man daher in den Kreuzzügen den Wendepunkt zu finden geglaubt, der, wie er dazu gedient hat, die Hierarchie und was daran hängt auf den höchsten Gipfel zu heben, auch wieder die Bedingungen ihres Sturzes herbeigeführt hat, „so daß schon das Fundament des gigantischen Gebäudes untergraben wurde, als noch an dessen Vollendung gezimmert ward.“*)

Aber auch im geistigen Leben, in Wissenschaft und Kunst zeigt sich uns die weitausgreifende und wohl auch in's Weite und Ungeheuerliche ausschweifende Jugendkraft des mittelalterlichen Strebens. Nicht zufällig tritt dem ritterlichen Geist, der auf Eroberung des heiligen Landes ausgeht, jener kühne Geist der philosophischen Speculation zur Seite, der das jenseitige Land der Verheißung zu entdecken, der die tiefsten Geheimnisse des Glaubens zu ergründen den Muth hat. Das sind die geistlichen Ritterspiele, die Turniere der Scholastik, denen die tiefsinnige Mystik eben so ergänzend zur Seite tritt, wie das Mönchthum dem Ritterthum. Und suchen wir dann endlich noch nach einem in die Sinne fallenden, nach einem monumentalen Ausdruck des mittelalterlichen Wesens und Strebens, so stehen noch heute als sprechende Zeugen jene mittelalterlichen Dome, bei deren Anblick alle die ahnungsreichen Beziehungen, alle die ungelösten Räthsel uns vor die Seele treten, an denen jene Zeit so reich ist.

Eine vollständige, eine von Jahrhundert zu Jahrhundert oder gar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gleichmäßig fortschreitende, alles in ihren Bereich ziehende Geschichte des Mittelalters darf hier nicht erwartet werden. Es muß uns vor allem darauf ankommen, die hervorragenden Personen und Ereignisse reden zu lassen und die Verknüpfung derselben mit dem ganzen großen Drama, dem sie angehören, mehr nur anzudeuten als durchzuführen. Die Glaubensboten, deren Wanderstab nicht selten als ein Wunderstab wirkte, die Kirchenfürsten und ihr Kampf mit der weltlichen Macht, die Kirchenlehrer und ihre Theologie (die theoretische wie die praktische), die Ordensstifter und das Mönch-

*) Rettberg, Fortſ. von Schmids Kirchengesch. VII. S. 314.

thum in seinen vielverschlungenen Verzweigungen, die Heiligen der Kirche in ihrem Kampfe mit der Welt und dem eigenen sündlichen Herzen, in ihrer Demüthigung wie in ihrer Verherrlichung, und endlich auch die Gegner der Kirche, die Männer der Opposition, die Geister der Bewegung, die bald als Träger eines reinen Lichtes erscheinen, bald aber auch als unheimliche Schatten des Abgrundes auftauchen, sie werden abwechslungsweise in den Vordergrund der Ereignisse treten, und an diese biographischen Fäden wird sich dann auch am leichtesten dasjenige anreihen, was über Einrichtungen, Zustände, Bewegungen und Kämpfe des Mittelalters zu sagen ist.

Machen wir den Anfang mit den Glaubensboten und ihrer Wirksamkeit im siebenten und achten Jahrhundert! Wir richten unsere Blicke nach den britischen Inseln, und zunächst nach dem westlichen Eilande, das zu jener Zeit, mit Klöstern besäet, von Mönchen übervölkert, im Besitze einer für das Zeitalter seltenen wissenschaftlichen Bildung stand, und das daher den Namen führte einer Insel der Heiligen (insula Sanctorum), wir meinen nach der Insel Irland. *)

Unter den irischen Klöstern ragt das seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts gestiftete Kloster Bankor (Bangor) in der Landschaft Ulster hervor, und aus diesem Kloster stammt der Mann, den wir als den Apostel der Allemannen, als den Missionar der Ostschweiz begrüßen, Columbanus. Geboren um's Jahr 550 in der Provinz Leicester, fühlte er schon von zarter Jugend auf einen Zug zum beschaulichen Leben der Mönche; er begab sich in das neugestiftete Kloster Bankor, dessen Abt Comgall durch hohe Frömmigkeit sich auszeichnete. Aber das stille, eingezogene Leben des Klosters füllte seine nach Thaten durstige Seele nicht aus. Er fühlte in sich das Feuer brennen, von dem der Herr sagt: „ich wollte, es brennte schon!“ „Mein höchster Wunsch war,“ so schrieb er an einen Freund, „zu den Heiden zu gehen und ihnen das Evangelium zu verkündigen.“ Er vertraute dem Abte diesen Wunsch, und fand bei ihm williges Gehör. Comgall billigte den Entschluß und bot zur Ausführung desselben willig die Hand. Zwölf junge Mönche wurden ausgerüstet und dem Columban als Gefährten mitgegeben. Um's Jahr 590 verließen sie die Insel und steuerten Gallien zu. Wohl hatte das Christenthum schon seit den ältesten Zeiten in diesem Lande Wurzel gefaßt; aber unter der schwachen Regierung der Merovinger war eine traurige

*) Vgl. Greith (Bischof von St. Gallen), Geschichte der alt-irischen Kirche und ihrer Verbindung mit Rom, Gallien und Allemannien. Freib. 1867.

Zeit des Verfalles eingetreten, so daß König Guntrum von Burgund die dringende Aufforderung an Columban und seine Gefährten ergehen ließ, der verödeten Kirche sich anzunehmen. Columban entwickelte sofort eine rege Thätigkeit: er legte Klöster an, damals die einzigen Pflanzstätten der christlichen Bildung und Gesittung. Besonders zeichnete sich aus das Kloster Luxeuil (Luxovium, Lützel) in der Franche Comté, dem heutigen Departement der Ober-Saone; außer diesem blühten noch die Klöster Annegry und Fontenay. Die strengste Mannszucht ward in diesen Klöstern eingeführt und gehandhabt. Manches daran mag uns seltsam berühren, aber andere Zeiten, andere Sitten. Wer den Löffel, mit dem er essen wollte, nicht zuvor bekreuzte, wer beim Anfang des Gesanges hustete, wer den Kelch beim heiligen Abendmahl mit den Zähnen berührte, wer das Amen zu sagen unterließ, wurde bestraft und zwar mit Schlägen bestraft, die damals noch nicht für entehrend gehalten wurden. Wohl aber mißfiel die Strenge überhaupt den zuchtlosen Geistern und besonders zog sich Columban die Ungnade des Königs Theoderich (Dietrich) II. zu, als er ihm seine Ausschweifungen und seine eheliche Untreue vorhielt. Sowohl der König als dessen erbitterte Großmutter Brunhild verfolgten ihn mit ihrer Rache. Im Jahr 611 mußte Columban Burgund verlassen; er begab sich nach Soissons in Neustrien an den Hof König Lothars II., der ihn wieder an Dietbert, König der Ostfranken, empfahl, welcher in Metz seinen Sitz hatte.

Dort fand Columban gute Aufnahme. Der König ließ sich von ihm in die heilige Schrift einführen und ertheilte ihm zum Dank dafür die Erlaubniß, in dem allemannischen Helvetien, welches zu Ostfranken gehörte, das Evangelium zu verkündigen.

Hiemit betreten wir das Missionsgebiet Columbans, und so mögen nun auch gleich seine beiden Gefährten, Gallus und Magnoald, genannt werden. Auch Gallus (Gallion, Gilian), von dessen früheren Lebensumständen nur wenig verlautet, war in Irland geboren, etwas später als Columban (560). Auch er war in Bankor erzogen worden und hatte Columban zum Lehrer gehabt; aber in einem Stück übertraf er den Lehrer, darin nämlich, daß er nun auch, so gut es eben ging, die deutsche Sprache sich aneignete, in der er das Evangelium dem deutschen Volke verkündigen sollte, während Columban nur das Irische kannte. Weniger Sicheres wissen wir über Magnus (Magnoald).

Wir folgen den Fußtritten dieser Männer erst nach dem kleinen Orte Ascapha (Schaffhausen), von da nach dem ebenfalls noch kleinen Zürich (castrum Turegum) und begleiten sie den Zürichsee hinauf nach

Tuggen (Turegum). Dort beginnt der erste Kampf mit dem Heidenthum. Die Götzenbilder des Wuodan u. a., denen die Einwohner ihre Opfer zu bringen pflegten, wurden von den eifernden Glaubensboten zertrümmert und in den See geworfen. Dieß erbitterte das Volk. Ein allgemeiner Aufstand nöthigte die christlichen Boten, die Gegend zu verlassen. Sie nahmen ihren Weg nach Arbor felix (dem heutigen Arbon), wo sie schon eine christliche Gemeinde vorfanden. Der Priester Wilmar nahm sie freundlich auf und wies ihnen am östlichen Ende des See's, in Breganzium (Bregenz) einen Sitz an. Die dortige Aurelia-Kapelle deutete auf frühere Spuren des Christenthums in der Gegend;*) jetzt war sie von heidnischen Götzenbildern entweiht. Es gelang jedoch, diese Eindringlinge zu entfernen und die Kapelle wieder dem christlichen Gottesdienste zurückzugeben. Drei Jahre lang verweilten Columban und seine Gefährten unangefochten in der Gegend und nährten sich vom Ertrag des Fischfanges und der Jagd. Aber der Herzog von Schwaben und Rhätien, Gunzo, der am nordwestlichen Auslauf des See's zu Iburninga (Ueberlingen) seinen Sitz hatte, ließ sich von der heidnischen Partei bereden, die ihnen lästigen Waldbrüder wegzuweisen. So schlug nun für diese die Stunde der Trennung. Columban zog über die Alpen zu den Longobarden, wo ihn der König Agilulf freundlich aufnahm. Dort bekämpfte er als ein guter Orthodoxe die Arianer und gründete unweit Pavia das berühmte Kloster Bobbio, das sich nachmals durch Pflege der Wissenschaften große Verdienste erworben hat. Allda starb er 615. Die spätere Legende wußte viel Wunderbares aus seinem Leben zu berichten.**)

Gallus, den die Kränklichkeit seines Körpers verhindert hatte, seinem Lehrer und Gefährten über die Alpen zu folgen, blieb einstweilen bei dem Priester Wilmar zu Arbon. Als er genesen war, ließ er sich von dem Diaconus seines Gastfreundes, dem jagdgewohnten Hiltibold, die Gegend schildern, welche oberhalb Arbon am Flüßchen Steinach als

---

*) Wie weit überhaupt das Christenthum in Oberallemannien d. h. in der Ostschweiz schon früher verbreitet worden, ist eine Frage, mit der sich die neuere Geschichtsforschung beschäftigt. Vgl. „Die Einführung des Christenthums in der Ostschweiz; ein Nachtrag zur Chronik von Wyl, vom Verf. derselben".

**) So, wie er bei einem Bieropfer, das die heidnischen Bewohner von Tuggen ihren Götzen brachten, das Faß angehaucht und zersprengt habe, und wie dann der Teufel unter Brausen und Zischen aus dem Bauche des Fasses hervorgebrochen sei, oder wie er — noch eine Biergeschichte! im Klosterkeller zu Luxeuil den Hahnen eines Fasses zu schließen vergißt, das ausströmende Getränk aber in den untergestellten Zuber quillt, ohne überzulaufen: — ein Engel hatte das Kreuz darüber gemacht!

eine tiefe Wildniß zum Hochgebirge ansteigt. Dorthin verlangte ihn zu gehen und dort eine Zelle zu errichten. Die Schilderung der Wildniß schreckte ihn nicht ab, sie lud ihn zum Kampfe ein. „Ist Gott für uns," sprach er, „wer will wider uns sein?" Und so machte er sich auf mit seinem Gefährten Magnoald und dem Wegweiser Hiltibold. Als er mitten im Gestrüppe der Dornen, in denen sein Fuß sich verwickelte, den Ort gefunden zu haben glaubte, der sich zum Anbau einer Zelle eignete, steckte er eine Haselruthe, der er die Gestalt eines Kreuzes gab, in die Erde und hängte die heiligen Reliquien, die er in einer Kapsel bei sich trug, an derselben auf mit den Worten: „Hier meine Stätte, hier soll auch meine Ruhe sein." So die Sage. Damit wäre der Anfang geschehen zu der Gründung der nachmals berühmten Abtei St. Gallen im Jahr 614. — Gallus war damals etwas über 60 Jahre alt. Bald sammelte sich um den heiligen Mann, dem man Wunderkräfte zuschrieb, eine Schaar von Mönchen, die sich anfänglich auf zwölf beschränkte und die freiwillig sich der strengsten Klosterzucht unterzogen. Graf Talto, Verwalter der königlichen Klostergüter, schenkte den Mönchen die Wildniß, die sie nun erst urbar machen mußten im Kampfe mit den wilden Thieren des Waldes, die ihnen das Recht des Besitzes streitig machten. Auch über die vernunftlose Kreatur hat die Sage dem Gallus eine Gewalt zugeschrieben, wie sie häufig den Heiligen dieser Zeit beigelegt wird. So sollen die Schlangen von selbst aus der Gegend gewichen sein, wo Gallus seine Zelle gebaut. Am merkwürdigsten aber ist die Geschichte, die sich auf einem elfenbeinernen Diptychon der Stiftsbibliothek zu St. Gallen dargestellt findet. Eines Abends, nachdem Gallus mit seinem Gefährten das Mahl gehalten, betete Gallus vor dem Kreuze, während sein Gefährte sich verborgen hielt. Ein Bär nahte sich dem Tische und nahm von den Ueberbleibseln des Mahles. Gallus befahl ihm, erst Holz zu holen und in's Feuer zu werfen, und erst, als der Bär die Arbeit verrichtet, gab ihm der heilige Mann zu essen, verwies ihn aber zugleich im Namen Christi aus dem Thale in's Gebirge. Der Bär gehorchte. Der Gefährte aber, der solches mit angesehen, fiel auf seine Kniee und sprach: „Jetzt weiß ich, daß der Herr mit dir ist; denn auch die Thiere des Waldes gehorchen dir."*) Immerhin soll uns durch solche Dichtungen versinnbildet werden, wie die rohen Naturkräfte weichen müssen vor der alles beherrschenden Macht menschlicher Gesittung, allermeist aber vor der Macht des christlichen Glaubens.

---

*) Vgl. Pipers evangel. Kalender 1860. S. 35.

Tuggen (Turegum). Dort beginnt der erste Kampf mit dem Heidenthum. Die Götzenbilder des Wuodan u. a., denen die Einwohner ihre Opfer zu bringen pflegten, wurden von den eifernden Glaubensboten zertrümmert und in den See geworfen. Dieß erbitterte das Volk. Ein allgemeiner Aufstand nöthigte die christlichen Boten, die Gegend zu verlassen. Sie nahmen ihren Weg nach Arbor felix (dem heutigen Arbon), wo sie schon eine christliche Gemeinde vorfanden. Der Priester Wilmar nahm sie freundlich auf und wies ihnen am östlichen Ende des See's, in Breganzium (Bregenz) einen Sitz an. Die dortige Aurelia-Kapelle deutete auf frühere Spuren des Christenthums in der Gegend;*) jetzt war sie von heidnischen Götzenbildern entweiht. Es gelang jedoch, diese Eindringlinge zu entfernen und die Kapelle wieder dem christlichen Gottesdienste zurückzugeben. Drei Jahre lang verweilten Columban und seine Gefährten unangefochten in der Gegend und nährten sich vom Ertrag des Fischfanges und der Jagd. Aber der Herzog von Schwaben und Rhätien, Gunzo, der am nordwestlichen Auslauf des See's zu Iburninga (Ueberlingen) seinen Sitz hatte, ließ sich von der heidnischen Partei bereden, die ihnen lästigen Waldbrüder wegzuweisen. So schlug nun für diese die Stunde der Trennung. Columban zog über die Alpen zu den Longobarden, wo ihn der König Agilulf freundlich aufnahm. Dort bekämpfte er als ein guter Orthodoxe die Arianer und gründete unweit Pavia das berühmte Kloster Bobbio, das sich nachmals durch Pflege der Wissenschaften große Verdienste erworben hat. Allda starb er 615. Die spätere Legende wußte viel Wunderbares aus seinem Leben zu berichten. **)

Gallus, den die Kränklichkeit seines Körpers verhindert hatte, seinem Lehrer und Gefährten über die Alpen zu folgen, blieb einstweilen bei dem Priester Wilmar zu Arbon. Als er genesen war, ließ er sich von dem Diaconus seines Gastfreundes, dem jagdgewohnten Hiltibold, die Gegend schildern, welche oberhalb Arbon am Flüßchen Steinach als

---

*) Wie weit überhaupt das Christenthum in Oberallemannien d. h. in der Ostschweiz schon früher verbreitet worden, ist eine Frage, mit der sich die neuere Geschichtsforschung beschäftigt. Vgl. „Die Einführung des Christenthums in der Ostschweiz; ein Nachtrag zur Chronik von Wyl, vom Verf. derselben".

**) So, wie er bei einem Bieropfer, das die heidnischen Bewohner von Tuggen ihren Götzen brachten, das Faß angehaucht und zersprengt habe, und wie dann der Teufel unter Brausen und Zischen aus dem Bauche des Fasses hervorgebrochen sei, oder wie er — noch eine Biergeschichte! im Klosterkeller zu Luxeuil den Hahnen eines Fasses zu schließen vergißt, das ausströmende Getränk aber in den untergestellten Zuber quillt, ohne überzulaufen: — ein Engel hatte das Kreuz darüber gemacht!

eine tiefe Wildniß zum Hochgebirge ansteigt. Dorthin verlangte ihn zu gehen und dort eine Zelle zu errichten. Die Schilderung der Wildniß schreckte ihn nicht ab, sie lud ihn zum Kampfe ein. „Ist Gott für uns," sprach er, „wer will wider uns sein?" Und so machte er sich auf mit seinem Gefährten Magnoald und dem Wegweiser Hiltibold. Als er mitten im Gestrüppe der Dornen, in denen sein Fuß sich verwickelte, den Ort gefunden zu haben glaubte, der sich zum Anbau einer Zelle eignete, steckte er eine Haselruthe, der er die Gestalt eines Kreuzes gab, in die Erde und hängte die heiligen Reliquien, die er in einer Kapsel bei sich trug, an derselben auf mit den Worten: „Hier meine Stätte, hier soll auch meine Ruhe sein." So die Sage. Damit wäre der Anfang geschehen zu der Gründung der nachmals berühmten Abtei St. Gallen im Jahr 614. — Gallus war damals etwas über 60 Jahre alt. Bald sammelte sich um den heiligen Mann, dem man Wunderkräfte zuschrieb, eine Schaar von Mönchen, die sich anfänglich auf zwölf beschränkte und die freiwillig sich der strengsten Klosterzucht unterzogen. Graf Talto, Verwalter der königlichen Klostergüter, schenkte den Mönchen die Wildniß, die sie nun erst urbar machen mußten im Kampfe mit den wilden Thieren des Waldes, die ihnen das Recht des Besitzes streitig machten. Auch über die vernunftlose Kreatur hat die Sage dem Gallus eine Gewalt zugeschrieben, wie sie häufig den Heiligen dieser Zeit beigelegt wird. So sollen die Schlangen von selbst aus der Gegend gewichen sein, wo Gallus seine Zelle gebaut. Am merkwürdigsten aber ist die Geschichte, die sich auf einem elfenbeinernen Diptychon der Stiftsbibliothek zu St. Gallen dargestellt findet. Eines Abends, nachdem Gallus mit seinem Gefährten das Mahl gehalten, betete Gallus vor dem Kreuze, während sein Gefährte sich verborgen hielt. Ein Bär nahte sich dem Tische und nahm von den Ueberbleibseln des Mahles. Gallus befahl ihm, erst Holz zu holen und in's Feuer zu werfen, und erst, als der Bär die Arbeit verrichtet, gab ihm der heilige Mann zu essen, verwies ihn aber zugleich im Namen Christi aus dem Thale in's Gebirge. Der Bär gehorchte. Der Gefährte aber, der solches mit angesehen, fiel auf seine Kniee und sprach: „Jetzt weiß ich, daß der Herr mit dir ist; denn auch die Thiere des Waldes gehorchen dir."*) Immerhin soll uns durch solche Dichtungen versinnbildet werden, wie die rohen Naturkräfte weichen müssen vor der alles beherrschenden Macht menschlicher Gesittung, allermeist aber vor der Macht des christlichen Glaubens.

*) Vgl. Pipers evangel. Kalender 1860. S. 35.

Auch die Menschenherzen, die sich erst der Kunde des Heils verschlossen hatten, wurden durch Fügung Gottes umgewandelt und dem Evangelium dienstbar. Jener Herzog Gunzo, der einst die heiligen Männer aus ihrem ruhigen Sitze vertrieben hatte, wurde durch ein Wunder umgestimmt. Er hatte (so erzählt die Mönchssage) eine Tochter, Namens Fridiburg, die verlobt war mit dem König Sigibert. Sie war von einem bösen Geist besessen, der nur dem heiligen Gallus weichen zu wollen erklärte. Der Priester Wilmar wurde als Mittelsperson an Gallus abgesendet, allein dieser, dem Rufe ausweichend, zog sich tiefer in das Gebirge zurück zu einem Diaconus Johannes, und lebte dort ungekannt. Erst nachdem Gunzo einen Eid geschworen, daß er Gallus nichts Uebles zufügen wolle, ließ dieser sich endlich bereden, der Einladung nach Ueberlingen zu folgen. Er trieb den bösen Geist aus der königlichen Jungfrau. Diese aber, statt sich nun mit Sigibert zu vermählen, nahm den Schleier und ward Aebtissin des Klosters St. Peter in Metz. Gunzo hatte in seinem Eide gelobt, dem Gallus das Bisthum von Constanz zuzuerkennen, allein Gallus lehnte solches ab; das Bisthum ward an seinen Schüler Johannes übertragen, und dieser blieb auch als Bischof seinem Lehrer, dem Abte von St. Gallen, unterthan und trug nach Kräften zur Hebung des Klosters bei.

Noch in seinem hohen Alter ging Gallus öfter nach Arbon, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Er starb hochbetagt, nach der gewöhnlichen Angabe im Jahr 646, nach andern erst 655. Die Kirche feiert bekanntlich den 16. October als seinen Todestag. Sein Leichnam wurde bei seiner Zelle begraben. — 65 Jahre nach seinem Tode stiftete Graf Waldram mit Genehmigung des Majordomus von Frankreich, Pippin von Heristal, ein förmliches Kloster zu Ehren des heiligen Gallus, dessen erster Abt Otmar hieß. Das Kloster stand unter dem unmittelbaren Schirm des Königs; es zeichnete sich bald nicht nur als Sitz der Frömmigkeit, sondern auch der Gelehrsamkeit aus. Als Adalbero, Bischof von Augsburg und Abt von Elwangen, im neunten Jahrhundert nach St. Gallen reiste, um dort am Grabe des Stifters seine Andacht zu verrichten, sagte er: einen Heiligen, und zwar einen todten, habe ich gesucht, aber der lebendigen Heiligen fand ich mehrere; ihre Wissenschaften und ihre Tugenden sprachen sich in ihren Worten aus.

So viel von Gallus, dem Bedeutendsten aus der Gesellschaft Columbans. Von Magnoald erzählt die Legende, wie er mit seinem

Gefährten Theodorus von der St. Galluszelle aus nach Schwaben sei berufen worden, um dort (namentlich im Allgäu) das Evangelium zu verkündigen. Der Geistliche von Augsburg, der die heiligen Männer in das Land rufen sollte, hatte den Weg von Augsburg nach St. Gallen mit einem Licht in der Hand zurückgelegt, das bei allem Brennen nicht kürzer wurde und sich Abends immer wieder von selbst entzündete (ein schönes Sinnbild des Glaubens!). Die beiden Mönche hatten auf dem Wege nach Schwaben mit Schlangen und Drachen zu kämpfen, die sie glücklich überwanden. Theodorus blieb im Kampfe zurück, Magnoald zog weiter und gründete das Kloster Füßen.

Von einem andern Gefährten Columbans, Sigebert, erfahren wir, daß er sich auf dem Gotthart von seinem Meister getrennt und sich unweit den Quellen des Rheins in einer Höhle niedergelassen habe, von wo aus er den Rhätiern das Christenthum verkündigte. Einer der Neubekehrten, ein begüterter Mann, Placidus, setzte Sigebert in den Stand, ein Kloster zu stiften, welches wegen der Einöde (desertum), in der es stand, Disertina (Dissentis) genannt wurde. Auch aus dem St. Gallen benachbarten Kloster Reichenau ging eine Gesandtschaft unter Anführung des heil. Pirmin nach Rhätien, allwo dessen Schüler Adelbert das Kloster ad Favarias (Pfäffers) stiftete, unter dessen Schutz und Pflege bis in die neuesten Zeiten die dortigen Heilquellen standen. Nach der Klosterlegende sollte das Kloster anfänglich bei Marschlins gebaut werden. Ein Arbeiter aber wurde, als er das Holz zum Bau zurechthauen wollte, vom geschwungenen Beil verwundet. Den blutenden Span trug eine Taube in ihrem Schnabel weiter in's Gebirge und in die Felsschlucht hinein und ließ ihn da fallen bei einer dunkeln Tanne, zum Zeichen, daß dahin das Kloster sollte zu stehen kommen.

Werfen wir noch schließlich von Rhätien weg einen Blick auf den Schwarzwald und die Donaugegenden, auf die Rhein- und Moselgegenden und den Elsaß, so treffen wir überall auf Namen von Heiligen und auf Legenden, die sich zum Theil wiederholen und wobei wir es der tiefern Geschichtsforschung überlassen müssen, das Wahre und Haltbare vom Falschen und Erdichteten zu scheiden, soweit es möglich ist. In sehr vielen Fällen wird uns nichts andres übrig bleiben, als uns mit der Sage zu begnügen, wie sie uns gegeben ist, und uns auch das Wunderbare da gefallen zu lassen, wo wir es eben so wenig zu erklären als ohne Schaden für die Geschichte zu beseitigen wissen. Von dem heiligen Fri-

dolin haben wir schon früher gehandelt.*) Nun finden wir den heil. Trutbert auf dem Schwarzwald und im Breisgau, den heil. Pirmin im Elsaß und in den Vogesen, die beiden St. Wendel, den einen, den ältern, im Trier'schen, den andern, den jüngern, in der Wetterau; den heil. Kilian in der Gegend von Würzburg und in Thüringen; Eustasius und Emmeran in Baiern, an welche Beide dann die heill. Rupert und Corvinian sich anschließen. Um diese Zeit erhob sich in Baiern unter Theodo II. auf den Trümmern des alten verschütteten Juvavium das Erzstift Salzburg und das Kloster Freisingen.

Alle diese mannigfaltigen Missionen haben wir uns durchaus nicht zu denken in jener Abhängigkeit von Rom, wie wir sie bei dem sogenannten Apostel der Deutschen, dem Bonifacius, werden hervortreten sehen. Schon Columban hatte sich in Beziehung auf die Osterfeier und andre kirchliche Gebräuche keineswegs an die römische Sitte gebunden, eine Freiheit, die ihm freilich von Rom aus übel verdacht wurde. Aber auch die eben genannten Männer bewegten sich in ihrer Predigt frei und unabhängig, und gerade die vielen Wunder, die von ihnen erzählt werden, sollen den Eindruck dieser persönlichen Vollmacht verstärken helfen, einer Vollmacht, die ihnen von höherm Orte als von Rom her gegeben war. Eine sinnreiche Legende mag uns das Verhältniß dieser Missionare zu Rom näher bringen.**) Der heilige Pirmin, dessen wir oben gedacht, war auf seinen Wanderungen auch nach Rom gekommen. In den Katakomben betete er auf dem Grabe des heil. Petrus. Papst Gregor II. betrat mit einem Begleiter zu gleicher Zeit die heilige Stätte. „Wer ist dieser?“ fragte er den Begleiter. „Ein ausländischer Bischof aus dem Frankenvolke,“ lautete die Antwort. „Vor solchen Leuten müssen wir uns hüten,“ sagte der Papst, „warum überwacht ihr die Fremden nicht sorgfältiger? sie sind in geheimen Betrug gehüllt.“ Aber siehe da! der Bischofsstab Pirmins richtete sich auf zum Zeichen der Unschuld seines Trägers und blieb aufrecht stehen solange dieser betete. Der Papst, durch das Wunder beschämt, warf sich vor dem fremden Bischof nieder und bat ihn um Verzeihung; Beide gaben sich den Friedenskuß und weilten beieinander in vertraulichen gottseligen Gesprächen. —

---

*) Bd. I. S. 644.

**) Phil. Heber, Die vorkarolingischen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit. Frankf. a. M. 1858. S. 217. (Nach einer aus dem eilften Jahrhundert stammenden Lebensbeschreibung Pirmins.)

Wer die Segnungen, welche die Glaubensboten dieser Zeit über Deutschland und die Schweiz, ja über die europäische Menschheit brachten, sich in poetischem Bilde vergegenwärtigen will, den weisen wir an die schöne Legende Herders: „Die Fremdlinge". Und wer wird diesem edelsten Wortführer der Humanität nicht beistimmen, wenn er die Pflugschaar und das Kreuz in schöner Verbindung zusammen uns nennt, als die Symbole der wahren Cultur, als die Werkzeuge, durch welche die Welt sicherer zu erobern ist, als durch die Schärfe des blutigen Schwertes.



Zweite Vorlesung.

Die Mission unter den Friesen: Amandus, Eligius, Willibrord, Suidbert. — D heil. Bonifacius. Bekehrung der Sachsen und Avaren unter Karl dem Großen.

Wir haben gesehen, wie das Christenthum im südlichen Deutschlan und in der Schweiz, namentlich in Allemannien und Rhätien dur Glaubensboten ausgebreitet wurde, die unabhängig von Rom auf ih eigene Hand hin, unterstützt von den weltlichen Machthabern, in dere Gebiet sie eindrangen, das übten, wozu der Geist der Liebe sie trieb un wozu ihnen auch die Macht und die Freudigkeit gegeben ward von obe Wie man auch immer über die Wunder denken mag, mit denen ih Lebensgeschichte ausgeschmückt ist — sie haben Wunder gethan im ede sten Sinne des Wortes, sie haben schöpferisch eingewirkt auf die natü lichen und menschlichen Zustände ihrer Zeit, sie haben das Rohe gebän digt, das Dunkel erhellt, das Harte erweicht, haben Licht und Leben un Fruchtbarkeit gebracht, wo ödes und wüstes Land war, und die dankba Nachwelt hat diese Thatsachen festgehalten in der Ueberlieferung ein kindlich glaubenden und kindlich dichtenden Zeit.

Größere Schwierigkeit bot die Verbreitung des Evangeliums i Norden Germaniens bei den kriegerischen Sachsen und Friesen. D Friesen, deren Wohnsitze längs der Küste der Nordsee, von der Mün dung der Weser bis zum Ausfluß der Schelde zu finden sind, lagen m dem fränkischen Reich in beständigem Krieg. Nachdem aber der fränkisc Majordomus Pippin von Heristal einen Theil derselben unterworfe hatte, zeigte sich auch sofort der christliche Liebeseifer bereit, den Sege des Christenthums dorthin zu tragen. Als der erste Apostel Belgien wird uns genannt Amandus (vom Jahr 626—666). Er stammte au einer alten ansehnlichen Römerfamilie. Geboren zu Nantes in Aquita nien, zu Ende des sechsten Jahrhunderts, hatte er sich gegen den Wuns

seiner Eltern dem geistlichen Stande gewidmet. Nachdem er erst im südlichen Europa, namentlich unter den Basken in den Pyrenäen, dann unter den Slaven an der Donau das Wort vom Kreuz gepredigt, wendete er sich endlich den Völkerschaften an der untern Schelde zu, und richtete sein Augenmerk besonders auf die Niederlande. Von König Dagobert I. unterstützt, predigte er im Jahr 626 in Gent. Er hatte dabei Schweres und Bitteres genug zu leiden; es fehlte nicht an persönlichen Mißhandlungen, die ihm der heidnische Fanatismus der Bewohner bereitete. Mehrere Male ward er, als er zur Taufe einlud, in die Schelde geworfen, und nur nach großer Mühe gelang ihm die Bekehrung eines begüterten Mannes, Allowin, später Bavo genannt. Dieser machte es ihm möglich, in Gent zwei Klöster zu erbauen, das eine an dem linken, das andere an dem rechten Ufer der Schelde, wozu noch ein drittes kam (in der Nähe von Tournay), das seinen Namen trug. Amandus bekleidete drei Jahre lang, vom Jahr 647—649, das Bisthum Mastricht, das später nach Lüttich verlegt wurde. Allein das zuchtlose Leben der Geistlichen machte ihm vielen Verdruß, so daß er zuletzt den Bischofsstab mit dem Wanderstab eines Evangelisten vertauschte. Es galt, die letzten Reste des Heidenthums an der untern Schelde und Maas auszutilgen. Seine letzten Tage verlebte Amandus in dem Kloster Elnon seit dem Jahr 661. Auch von ihm werden viele Wunder berichtet. Einen Gehängten z. B., den er bei dessen Lebzeiten vergebens frei zu bitten gesucht, rief er durch sein Gebet wieder in's Leben, und leitete damit eine mildere Justiz ein.

In die Fußstapfen des Amandus trat Eligius, dessen Geburt gegen Ende des sechsten Jahrhunderts fällt (588). Er war seines Berufes ein Goldschmied; seine Kunstfertigkeit soll ihm die Gunst verschafft haben, den königlichen Stuhl Chlotars II. verfertigen zu dürfen; auch brachte sie ihm großen Reichthum. Allein noch edler als die Kunst der Goldarbeit erschien ihm die Arbeit am inwendigen Menschen; diesen zu einem Gefäß der Ehre zuzubereiten war von nun an sein ganzes Mühen. Er begann mit sich selbst. Er unterzog sich den strengsten Uebungen mitten unter der Arbeit, mitten im Gewühle der Stadt Paris, in der er sich als der Hauptstadt der neustrischen Könige niedergelassen hatte. Er las die Bibel, er besuchte und verpflegte Kranke und that Gutes den Armen und Hülfsbedürftigen, wo er immer konnte. König Dagobert gebrauchte den frommen und klugen Mann auch zu politischen Missionen. Als einst eine Anzahl kriegsgefangener Sachsen nach Paris gebracht wurde, wirkte ihnen Eligius beim Könige die Freiheit aus. Nun stellte er ihnen die

Wahl, entweder zu den Ihrigen wieder nach Hause zu gehen, oder bei ihm in Paris zu bleiben und die fromme, strenge Lebensweise des Mönches mit ihm zu theilen. Sie zogen dieses Letztere vor. Eligius brachte nun einige dieser Gefangenen in schon vorhandenen Klöstern unter, für die übrigen stiftete er neue Klöster in Frankreich, wie Solignan bei Limoges, und neue Kirchen in Paris, wie die Kirchen des heil. Paulus und Martialis. Er selbst wanderte von Kloster zu Kloster, um die nöthige Aufsicht zu üben; auch sah er sich bei allen seinen Unternehmungen großmüthig von dem König unterstützt. Eligius sorgte dafür, daß je nur die Besten und Frömmsten zu Bischöfen der Kirche gewählt würden. Aber Alle überragte er selbst an Frömmigkeit und an Würde. Darf man sich wundern, daß auch ihm Wunder zugeschrieben wurden und die Gabe der Weissagung? Er selbst aber lehnte jede Bewunderung der Menschen von sich ab und gab Gott und dem Heiland, oder auch wohl andern Heiligen die Ehre, denen sich gleichzustellen seine Demuth ihm wehrte.

Nach Dagoberts Tod begann unter dem erschlaffenden Königthum die Herrschaft der Majoresdomus. Der Majordomus Herchenoald, der im Jahr 640 seine Regierung antrat, war dem Eligius nicht hold; er suchte ihn aus Paris zu entfernen. Gerade diese Entfernung aber wurde die Veranlassung zu einem großartigen Missionsunternehmen von Seiten des Eligius. Es wurde ihm nämlich ein Bisthum übertragen, dessen nördliche Grenzen noch bedeutend in die Heidenwelt hineinragten, und dort wurde ihm eine neue Arbeit angewiesen. Es waren die heidnischen oder in das Heidenthum wieder zurückgefallenen Franken an der untern Schelde, denen er nun von seinem bischöflichen Sitze Noyon aus seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwandte. Von da an führte er den Namen Eligius von Noyon. Er blieb aber nicht ruhig auf seinem Bischofsitze. Er reiste als Missionsprediger in der Gegend umher, und bald überzeugte er sich, wie Viele unter denen, welche schon die Taufe empfangen hatten, einem rohen wüsten Heidenthum näher standen als dem Christenthum. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, die dem Gottesdienst Entwöhnten wieder in die Kirche zu sammeln und sie an Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Dafür erntete er Hohn und Verfolgung. Selbst die ihm untergebenen Geistlichen zeigten sich oft widerspenstig gegen seine strengen Anordnungen, wenn sie ihrem trägen, fleischlichen Sinne unbequem waren. Eligius aber ließ sich nicht zurückschrecken. Er dehnte vielmehr seine Wirksamkeit auch über die Grenzen seines Sprengels aus, zu den Flanderern und Friesen an der Meeresküste. Auch dort predigte er das Evangelium Jesu Christi, und nicht ohne Gefahr; doch

gewann er auch viele Herzen durch seine Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, und es gelang ihm, mehrere zu taufen. Auch auf die innern Verhältnisse der fränkischen Kirche wirkte Eligius auf verschiedenen Synoden, bis er im Jahr 658 (oder 659) in Noyon starb. Vor seinem Ende hatte er noch für seine Gemeinde gebetet und mehrere Anordnungen getroffen. Die Königin Bathilde, Chlodwigs II. Gemahlin, folgte in eigener Person dem Sarge, der in der Kirche, die später seinen Namen trug, beigesetzt wurde. Auch an seinem Grabe noch sollen sich Wunder ereignet haben.

In die Fußstapfen dieses apostolischen Mannes trat sodann ein Engländer, Wigbert, der ebenfalls den Friesen predigte, aber unverrichteter Sache zurückkehrte. Nach ihm unternahm ein anderer Engländer, Willibrord, dasselbe Werk. Willibrord hatte seine Bildung in Irland erhalten, wo er zwölf Jahre verweilte. Nun ging er, von Pippin unterstützt, mit zwölf Gefährten unter die Friesen. Er fand gute Aufnahme, sah seine Bemühungen mit Segen gekrönt und konnte von Utrecht (Wiltaburg), seinem Bischofsitze aus, seinen Wirkungskreis bis nach Dänemark ausdehnen. Für den Anfang war ihm nur wenig auszurichten vergönnt. Er nahm aber dreißig dänische Knaben mit sich, um sie zu Sendboten ihres eigenen Volkes auszubilden. Allein unterwegs ward er durch den Sturm auf eine Insel verschlagen; es war die Insel Phositez, das heutige Helgoland. Die Insel war noch heidnisch. Als Willibrord daselbst einen Knaben taufen wollte, und zwar in einem von den Heiden für heilig gehaltenen Quell, erregte er einen gewaltigen Aufruhr. Einer aus der christlichen Reisegesellschaft, den das Loos bezeichnete, sollte zur Sühne des Frevels als Opfer geschlachtet werden. Willibrord selbst ward mit den übrigen Gefährten an Pippin zurückgeschickt. Nach dem Tode Pippins von Heristal (714) brach der Krieg der Friesen mit den Franken wieder aus und Willibrord sah sich genöthigt, sich in das Kloster Echternach bei Trier zurückzuziehen, welches ihm eine Tochter Dagoberts II. (698) zu eigen geschenkt hatte. Im Jahr 717 ward Radbod, der Friesen König, von Karl Martel besiegt, er selbst starb 719 und es folgte ihm der milder gesinnte Poppo. Nun konnte Willibrord unter dem Schutze Karl Martels die Mission unter den Friesen wieder aufnehmen, worin er von einem bekehrten Eingeborenen des Landes, Wursing, unterstützt wurde. Nach funfzigjähriger Wirksamkeit starb er den 6. November 739 in einem Alter von 81 Jahren.

Um eben diese Zeit begaben sich zwei englische Mönche, angeblich aus königlichem Geblüte, die Brüder Ewald (Heuwald), zu den Alt-

sachsen im Münsterschen. Man unterschied sie nur so, daß man den einen, wahrscheinlich nach der Kleidung, den Weißen, den andern den Schwarzen nannte. Aber beide Brüder wurden von den Heiden erschlagen, ihre Leichname in die Emscher geworfen und von da in den Rhein getrieben. Pippin ließ die Leichname nach Köln bringen und bestatten, im Jahr 693. Sie wurden dann Beide später als die Landespatrone Westphalens verehrt.

Einer aber aus der früher erwähnten Reisegesellschaft Willibrords, Suidbert, begab sich zu den Boruktiariern, einer Völkerschaft, welche die Gegenden von Berg und Mark bewohnte an den Ufern der Lippe. Anfänglich hatte Suidbert mit seiner Predigt guten Erfolg; als aber später die Boruktiarier von den Sachsen unterjocht wurden, mußte er sich zurückziehen. Er wandte sich einer Rheininsel zu, die ihm Pippin schenkte, und legte dort ein Kloster an, das Kloster Kaiserswerth. Auch sein Leben ist vielfach mit Wundern ausgeschmückt.

Wir haben schon erwähnt, wie das Bekehrungswerk unter den Sachsen und Friesen nach Pippins Tode bedeutend erschwert wurde, indem der Friesenkönig Radbod die im fränkischen Reiche ausgebrochene Uneinigkeit benutzte, um seine Macht und mit ihr das Heidenthum wieder auszudehnen, für das er schwärmte. Die Legende erzählt, daß er durch den heil. Wulfram, Bischof von Sens und Abt von Fontenelles, bereits für das Christenthum sei gewonnen worden. Als er aber schon mit dem einen Fuß im Taufstein stand, fragte er den Heiligen, ob seine Vorgänger, die alten Friesenkönige, im Himmel oder in der Hölle seien? „Ohne Zweifel in der Hölle," antwortete Wulfram, „da sie ohne Taufe dahin starben." Da zog Radbod den Fuß wieder zurück mit den Worten, er wolle lieber mit seinen wackern Vorfahren in der Hölle, als mit wenig Elenden (darunter verstand er die Franken) im Himmel sein. Nun aber trat kurz vor der Niederlage und dem Tod des trotzig-stolzen Heiden der Mann auf, den die Geschichte, vielleicht mit einem zu umfassenden Namen, als den Apostel der Deutschen bezeichnet, Winfried (Bonifacius); denn wie ein neuer Kirchenhistoriker*) richtig sagt, verdient Bonifacius den Namen eines Apostels der Deutschen nicht dadurch, daß er der erste oder gar der einzige Glaubensprediger in Deutschland war, sondern nur dadurch, daß er die längst begonnene Pflanzung theils erweiterte, theils in eine festere äußere Ordnung brachte. Die Einführung

*) Rettberg in seiner Kirchengeschichte Deutschlands.

einer planmäßig geordneten Hierarchie, das ist's, was er durchgeführt hat.

Winfried, geboren um's Jahr 680—683, angeblich zu Kirton (Crediodunum) in Devonshire, stammte aus einer angesehenen Familie. Er zeigte schon frühzeitig Neigung zum geistlichen Leben, zum Mönchsstand. Nachdem er in englischen Klöstern seine Bildung erhalten und viele Beweise seiner Frömmigkeit gegeben, erhielt er die Priesterweihe. Wie sehr er schon jetzt in Ansehn stand, beweist eine Abordnung seiner Person an den Erzbischof von Kent in einer wichtigen kirchlichen Angelegenheit. Ueberdem erwachte in Winfried der Trieb, das Evangelium den Heiden zu verkündigen, und namentlich zog es ihn zu den Friesen. So ging er denn im Jahr 716 in Begleitung einiger Brüder von London aus nach Dorstedt (Duerstedt), unweit Utrecht. Allein die Zeitlage war eben wegen des schon erwähnten Krieges ungünstig, und Winfried sah sich genöthigt, vorerst wieder sich in sein Kloster zurückzuziehn. Den einmal gefaßten Vorsatz aber gab er nicht auf. Er bereitete sich im Stillen zu späterm Dienste vor; dann ließ er sich Empfehlungsbriefe geben von dem Bischof Daniel von Wincester, und mit diesen begab er sich zuerst in's Frankenreich und dann im Jahr 718 nach Rom. Ohne Zustimmung und Segen des römischen Stuhles glaubte er das wichtige Werk nicht unternehmen zu dürfen. Auf dem päpstlichen Stuhle saß Gregor II., ein geborener Römer. Dieser gab dem ergebenen Sohn der Kirche seinen Segen und versah ihn mit Reliquien. So trat Winfried, nachdem er den Winter über noch in Rom zugebracht und sich ferner auf sein Werk vorbereitet hatte, im Mai 719 seine Reise an. Diese ging zuerst nach Ostfranken, wo das Heidenthum neben dem Christenthum wieder neue Wurzeln geschlagen hatte, wie in Thüringen, oder wo es noch gänzlich herrschte, wie in Niederhessen.

Da seine Versuche, in Thüringen das gesunkene kirchliche Leben wieder herzustellen, wenig Erfolg hatten, begab sich Winfried zu den Friesen, wo er nach Radbods Tode den Willibrord mit bestem Erfolg unterstützte. Er hätte Willibrords Nachfolger werden können, denn ihm ward nach dessen Ableben das Bisthum Utrecht angetragen; allein er schlug es aus und wandte sich nun seinem frühern ostfränkischen Missionsgebiete wieder zu.

In Pfalzel bei Trier nahm er den Enkel der dortigen Aebtissin Addula, Namens Gregor, zu sich und dann schlossen sich ihm noch ferner zwei oberhessische Gutsbesitzer, Dettik und Deorulf, an, die erst, noch selber Heiden, durch ihn vollständig zum Christenthum waren gebracht wor-

den. Auf einem Basaltberge ohnweit der Ohm in Oberhessen erhob sich das Kloster Amanaburg (Amöneburg), und auch in Niederhessen hatte Winfried die Freude, sein Werk mit Segen gekrönt zu sehen. Sein römisch-kirchliches Gewissen, das wir nun einmal bei ihm voraussetzen müssen, ließ ihm keine Ruhe, bis er dem Papst über seine bisherige Wirksamkeit Bericht erstattet und sich neue Verhaltungsbefehle von ihm ausgewirkt hatte. Er sandte daher einstweilen einen Geistlichen, Binnas, mit einem Brief nach Rom; bald aber erschien er, auf die Einladung des Papstes, selbst im Geleite von Reisigen und Mönchen in der Hauptstadt der Christenheit, im Sommer 723, und wurde auf's ehrenvollste empfangen. Gregor II. ernannte ihn zum päpstlichen Missionar mit dem Titel eines Reichsbischofs (episcopus regionalis), und bei diesem Anlaß gab er ihm den Namen Bonifacius. Er versah ihn jetzt, nachdem er sich von ihm hatte den Huldigungseid leisten lassen, mit Empfehlungen an Karl Martel und an die thüringischen Großen, so wie an die gesammte Geistlichkeit Germaniens. In allen diesen Schreiben drückt sich das Hoheitsgefühl des Papstes entschieden aus. Er empfiehlt nicht nur, er gebietet, er droht; Segen verheißt er denen, die seinen Gesandten als einen Gesandten und Diener Gottes aufnehmen; Fluch und Verdammniß haben Alle zu erwarten, die sich ihm widersetzen. Trotz alledem fand Bonifacius nicht die gewünschte Anerkennung und Unterstützung. Karl Martel zeigte sich lau, und auch die Bischöfe Germaniens beeilten sich keineswegs, sich einem römischen Sendlinge so unbedingt zu unterwerfen, wie der Papst es wünschte. Mißmuthig wandte sich Bonifacius nach Hessen. Hier nun that er jenen welthistorischen Gewaltstreich, mit welchem er das Heidenthum für immer stürzte. Er fällte die berühmte Wodanseiche bei Geismar. Was energischer Wille mit sichtbarem Erfolge ausführte, das erschien den Umstehenden als ein Wunder, und die Legende hat nicht ermangelt, das Wunder als ein solches zu verewigen. „Kaum hatte er," erzählt Willibald, der Biograph des Bonifacius, „den Baum angehauen, als sofort die ungeheure Masse der Eiche durch göttlichen Hauch von oben herab erschüttert ward, die Krone und die Aeste zusammenbrachen und sich der Stamm in vier Theile spaltete von gleicher Größe und Länge." Diese vier Theile gaben die vier Wände zu einem christlichen Bethause, das Bonifacius auf der Stelle zu Ehren des heil. Petrus errichtete. Noch andere christliche Kirchen erhoben sich nunmehr im Lande, die Kirche zu Altenbergen, das Kloster Ordruf, zu Ehren des heil. Michael, und die Kirche zu Erfurt, im Lande der Thüringer. Aus England wurden Mönche verschrieben, um

den Unterricht des Volkes zu leiten; auch Nonnen kamen herüber. Ein gutes Stück vom Herzen Deutschlands war für das Christenthum, freilich auch für Rom gewonnen.

An Papst Gregors II. Stelle war unterdessen Gregor III. getreten. Dieser übersandte dem treuergebenen Bischof im Jahr 732 das Zeichen der erzbischöflichen Würde, das sogenannte Pallium, und versah ihn zugleich mit neuen Vollmachten. Er verlieh ihm das Recht, da, wo die Gemeinden zahlreicher waren, Bischöfe zu ordnen und gab ihm allerlei Vorschriften in Beziehung auf Fasten und auf verbotene Speisen. Unter letztere gehörte auch der Genuß des Pferdefleisches, das für unrein erklärt wurde. Im Jahr 738 unternahm Bonifacius eine dritte Reise nach Rom, um sich mündlich mit dem Papste zu besprechen. Er hatte schon zwei Jahre zuvor (736) einen Besuch in Baiern gemacht, aber ohne Erfolg. Nun aber, im Sommer 739, ward er durch den Herzog Odilo eingeladen, in das Land zu kommen und die kirchlichen Verhältnisse daselbst zu ordnen. Bonifacius folgte dem Rufe; es gelang ihm mit Hülfe des Herzogs die widerstrebenden Geistlichen zu unterwerfen und den Grund zu einer kirchlichen Verfassung zu legen. Er ordnete die vier Kirchsprengel Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau für die bairische Kirche. Nach Karl Martels Tode (741) gestalteten sich dann auch in Ostfranken die Verhältnisse günstiger. Auch für Ostfranken, d. h. für Hessen und Thüringen, wurden nun vier Bisthümer errichtet, Erfurt, Würzburg, Buraburg und Eichstädt. Der erste Bischof von Eichstädt war der heil. Willibald (geb. um 700 in England), der nach einer Pilgerreise, die er in das heilige Land gethan, dem Bonifacius auf seinen Bekehrungsreisen treulich beigestanden.*)

Besonders wichtig erwies sich endlich zur Befestigung der neuen Verhältnisse die Stiftung eines Klosters, das ähnlich wie St. Gallen eine Leuchte werden sollte des christlichen Geistes. Während nämlich Bonifacius in Baiern wirkte, wurde ihm eine Anzahl fränkischer Knaben zur Erziehung übergeben. Unter diesen Knaben zeichnete sich besonders Einer aus, Namens Sturm (Stormio), aus einer angesehenen Familie des Landes. Bonifacius schenkte diesem Knaben eine besondere Zuneigung; er führte ihn auf seinen Reisen mit sich und übergab ihn dann zu weiterer Ausbildung einem Priester, Wikbert, im Kloster Fridislar (Fritzlar). Nun gab Bonifacius dem zum Jüngling heranwachsenden Knaben den Auftrag, mit noch zwei Genossen in dem Walde Buchonia zwischen

*) Vgl. über ihn H. Merz, in Pipers evang. Kalender auf 1869. S. 118 ff.

der Werra und dem mittlern Main eine geeignete Stätte zur Gründung eines Klosters zu suchen. Anfänglich wurden in der Gegend des jetzigen Hersfeld einige Hütten erbaut, allein Bonifacius wünschte das Kloster an einem Orte, der weiter von den Sachsen entfernt läge, und so ward denn an den Ufern der Fulda das Kloster gleiches Namens erbaut in dem Gau Grabfeld. Christus selbst soll den Suchenden den Ort durch ein Gesicht angewiesen haben. In jedem Fall war die Wahl eine glückliche zu nennen, in Absicht auf Fruchtbarkeit des Bodens und Annehmlichkeit der Lage. Bonifacius wandte sich sofort an den Herzog Karlmann, dem das Land gehörte, mit der Bitte, es den Dienern Gottes als Eigenthum abzutreten. Karlmann willfahrte; er stellte sofort eine Schenkungsurkunde aus, und schon im Januar 744 nahm Sturm mit sieben Gefährten von dem geschenkten Boden Besitz und legte Hand an den Bau des Klosters und der Kirche. Es verstand sich wohl von selbst, daß Sturm als Abt der neuen Stiftung bezeichnet und eingesetzt wurde. Das Kloster Fulda sollte ein Musterkloster für Deutschland werden, und deßhalb sollte es selbst wieder von ältern und bewährten Mustern seine Einrichtungen entlehnen. Sturm selbst begab sich im Begleite zweier Brüder nach Monte Cassino, dem berühmten Stammsitze der Benedictiner, um dort den vollen Eindruck eines geordneten Klosterlebens zu erhalten. Monte Cassino war eine Zeit lang verfallen, aber jetzt eben stand es wieder in großer Blüthe. Nachdem Bonifacius sich an dem Anblick dieser Mönchsherrlichkeit erbaut und sich in seinem Vorsatz bestärkt hatte, ordnete er nun nach seiner Rückkehr alles nach dem Vorbilde an, das er dort sich eingeprägt hatte. Nun fehlte nichts mehr als die päpstliche Bestätigung, und diese ließ auch nicht lange auf sich warten; sie erfolgte von Seiten des Papstes Zacharias den 4. November 751. Eine Hauptvergünstigung, deren sich Fulda erfreute, war die, daß das Kloster dem apostolischen Stuhl allein unterworfen und unter den besondern Schutz und Schirm des Königs Pippin gestellt wurde. Auch der nachfolgende Papst, Stephanus, bestätigte diese Bestimmungen. Bonifacius aber blieb zeitlebens dem Kloster Fulda mit besonderer Liebe zugethan; er war der natürliche Patron desselben und wünschte, daß auch seine Gebeine einst da ruhen möchten. Sein ferneres Streben ging nun dahin, das christliche Volk mehr und mehr der heidnischen Lebensweise zu entwöhnen, in der ein großer Theil desselben aufgewachsen war. Dazu bedurfte es allerdings einer strengen Kirchenzucht, die auf den Zusammenkünften der Geistlichen Angesichts der Gemeinde geübt wurde. Solcher Zusammenkünfte (Synoden) wurden einige, möglicherweise fünf,

noch zu Lebzeiten des Bonifacius gehalten, unter denen sich besonders die Synode zu Soissons im Jahr 744 auszeichnet. Den völligen Abschluß aber sollte die kirchliche Organisation erhalten durch Gründung einer Metropole, d. h. eines Erzbisthums. Die Gedanken Bonifacius' waren erst auf Köln gerichtet, von wo aus er am ehesten seine Wirksamkeit unter den Friesen wieder aufnehmen zu können glaubte. Auch von Pippin dem Kurzen, dem Nachfolger Karl Martels, ward er in diesem Gedanken befestigt. Später schien ihm Mainz noch geeigneter. Er selbst aber nahm dort nicht seinen Sitz, sondern setzte seinen Schüler Lullus dahin. Ihn trieb es, noch einmal mit der Predigt des Evangeliums unter die Friesen zu gehen. Er fuhr den Rhein abwärts, setzte über den Zuydersee und schlug an dem Fluß Borne in der Nähe von Doccum (zwischen Franecker und Gröningen) sein Zelt auf. Eben wollte er eine Firmelung der Neugetauften veranstalten, als eine Schaar bewaffneter Friesen (möglicherweise auf Anstiften König Radbods des Zweiten) aus einem Hinterhalte hervorbrach. Die Gefährten des Bonifacius, 52 an der Zahl, wollten zu den Waffen greifen; allein Bonifacius rief ihnen zu: „Haltet ein, stehet ab von dem Streit, seid stark in dem Herrn, stark im Geiste, laßt euch nicht schrecken von denen, die den Leib tödten; setzt eure Hoffnung auf Gott!" Er selbst schützte sein Haupt mit dem Evangelienbuch als mit einem Schilde. Er sank unter den feindlichen Streichen den fünften Juni 755. Der fünfte Juni ist noch immer sein Gedenktag im christlichen Kalender. Sein Wunsch, daß seine Gebeine in Fulda ruhen möchten, ward erfüllt. Sie wurden dahin gebracht. Die Legende läßt an der Stelle, da er seinen Geist ausgehaucht, einen lebendigen Quell hervorsprudeln. Im Gegensatz hiezu kann es auffallen, daß Bonifacius während seines Lebens nicht in dem Maße als Wunderthäter auftrat, wie so viele Andere, die vor und nach ihm das Christenthum verkündigt haben. Schon den Zeitgenossen mag dieß aufgefallen sein. Einer seiner Biographen bemerkt, als wollte er uns über diesen Mangel trösten, seine Wunder seien geistiger Art gewesen, Heilung der unsichtbaren Krankheiten im Volke, der Lahmen im Unglauben, der Blinden in Unwissenheit, der Tauben in Herzenshärte. —

Bonifacius ist sehr verschieden von den Historikern beurtheilt worden. Als die Christenheit im Jahr 1855 sein eilfhundertjähriges Andenken feierte, sind diese verschiedenen Urtheile auch scharf hervorgetreten. Daß der Bischof von Mainz in der Verherrlichung des Bonifacius auch die Verherrlichung seines Stuhles und die Verherrlichung des römischen Katholicismus feierte, kann uns nicht wohl befremden. Aber

sollen wir darum nur der römischen Kirche überlassen, das Andenken des Bonifacius zu feiern? Wenn ein katholischer Schriftsteller, der früher Protestant war,*) ausruft: „Gesegnet sei von Geschlecht zu Geschlecht der Name des Angelsachsen Winfried“ — so wollen auch wir gerne in diesen Ruf einstimmen, insofern ja immer Segen folgt den Spuren des Christenthums. Aber wir wollen uns auch erinnern, wie selten dieser höchste Segen, der der Menschheit werden kann, unberührt geblieben ist von menschlichen Trübungen. Jedes Zeitalter hat die seinigen. Daß Bonifacius in demselben Maße die Herrschaft Roms beförderte, als er das Christenthum zum Siege führte, das ist freilich, wie Bunsen richtig bemerkt,**) eine Thatsache, die fest steht; mögen die Einen darin einen Vorzug, die Andern einen Mangel erkennen. Als ein Sendling des römischen Stuhles theilte auch Bonifacius dieselben Vorurtheile, in denen wir das römische System befangen sehen, und griff wohl auch zu denselben Maßregeln der Gewalt gegen alle die, welche sich der unbedingten Herrschaft Roms nicht fügen wollten. Aber bei alledem werden wir doch nicht umhin können, seinem rastlosen Eifer und seinem organisirenden Talente alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Selbst einen reichen Quell des innern Lebens, eine Vertrautheit mit dem biblischen Christenthum werden wir ihm nicht absprechen können. Davon zeugen seine Briefe, und was er im Leben bezeugte, das hat er auch im Tode bezeugt. Bonifacius war sich des Grundes bewußt, auf den er baute. Dieser Grund war kein andrer, als Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Wenn er aber auf diesen Grund nicht leuter Gold und Silber und Edelstein, sondern auch Holz, Heu und Stoppeln gebaut hat, so mag das zu seiner Entschuldigung dienen, daß er nicht Urheber der Vermischung von Göttlichem und Weltlichem war, sondern daß er sie in seiner Zeit schon vorfand. So hat schon Neander geurtheilt, und ähnlich ein Mann, dem wir besonders die Aufhellungen über die Kirchengeschichte Deutschlands verdanken, Rettberg. „Was in Bonifacius,“ sagt er, „als Wirken, Ziel und Endzweck erschien, das war in der Hand des Herrn, der seine Kirche schützt, nur Mittel und Weg. Die Hierarchie, die er pflanzte, war zur Form bestimmt, deren Zerbrechen nicht ausblieb, als sie für ihren nächsten Zweck ausgedient hatte.“

---

*) Gfrörer, Kirchengeschichte. So sagt auch Leo, Bonifacius habe die deutsche Nation gezeugt (?) und sein Grab soll uns heiliger sein, als den Israeliten die Gräber der Patriarchen.

**) Zeichen der Zeit I. S. 78.

Die Anschauung, welche in Bonifacius nur den schlauen Priester, nur das blinde Werkzeug römischer Politik sieht, dürfte sich um so weniger als die richtige erweisen, als jetzt durch gründliche Forschung Rettbergs am Tage ist, daß er keineswegs, wie früher angenommen wurde, mitgewirkt hat zum Sturze der Merovinger. Selbst daß er den Pippin zum Könige gesalbt, ist von diesem Gelehrten bezweifelt worden. Wenn er es gethan, was Andere doch als sehr wahrscheinlich annehmen, so that er es nur in amtlicher Stellung, ohne darum an der Conspiration selbst Theil gehabt zu haben.*) Von dieser Seite also erscheint der sittliche Charakter des Bonifacius gerechtfertigt.

Man hat sich ferner oft auch an den kleinlichen und peinlichen Fragen gestoßen, welche Bonifacius vom römischen Stuhl aus sich beantworten ließ, als wären es die brennendsten Gewissensfragen. Daß er das Essen des Pferdefleisches verpönte, haben wir schon bemerkt. Ebenso bittet er sich vom Papste ein Gutachten aus darüber, ob das Volk rohen Speck essen dürfe? Der Papst empfahl den geräucherten als allein zuläßig, und zwar erst nach Ostern. Das mag uns lächerlich erscheinen; allein man darf nicht vergessen, daß Bonifacius nicht nur dogmatisch zu lehren berufen war, sondern daß er neben dem Heidenthum auch die Barbarei zu überwinden, daß er der Civilisation und Humanität in allen Stücken und somit auch in den gewöhnlichsten Functionen des Essens und Trinkens und der Kleidung Bahn zu brechen hatte. Was nach den Begriffen des Zeitalters irgend der Rohheit Nahrung geben konnte, was mit der heidnischen Sitte in so enger Verbindung stand, daß alle Erinnerungen des alten Menschen damit gleichsam verwachsen waren, das sollte verbannt sein. Dagegen bediente sich Bonifacius auch wieder sinnlicher Mittel, um die Lust am Lesen und Lernen bei seinen Leuten zu wecken, die er einfach als Kinder behandelte. So ließ er sich schöne Bibeln mit goldenen Buchstaben aus England kommen und beschenkte damit die Gelehrigen. Dem Uebel zu steuern,**) die Kleinmüthigen zu trösten, die Frevler zu strafen, das, sagt er, sei das Amt der Bischöfe, und dieses Amt übte er mit Umsicht und Strenge. Freilich muß es uns dann befremden, wenn Bonifacius auch darin dem römischen Wesen sich ergeben zeigte, daß er die Priesterehe verdammte und gegen verheirathete Geistliche wie gegen grobe Verbrecher einschritt. Auch als Ketzerverfolger erscheint er besonders zwei Männern gegenüber, welche den Muth hatten,

*) Vgl. den Art. Pippin (von Weizsäcker) in Herzogs Realencyklopädie.

**) Episcoporum officium est, prava prohibere, pusillanimes consolari, protervos corripere.

anders zu lehren als Bonifacius es für gut fand. Ob diese Männer in der That Irrlehrer und Schwarmgeister oder Männer von gesundem reformatorischem Sinne gewesen, läßt sich bei den einseitigen Nachrichten schwerlich genügend ermitteln. Adalbert (Aldebert) und Clemens hießen die Beiden. Adalbert war ein geborener Franke, Clemens ein Schotte oder Irländer. Adalbert predigte am linken Rheinufer, Clemens in Ostfranken. Beide verwarfen die Ueberlieferungen und die Satzungen der römischen Kirche. Adalbert scheint indeß mehr einer überspannten idealistischen Richtung gefolgt zu sein, einer Richtung, die ihn allerdings an die Grenze des Schwärmerischen und Abenteuerlichen führte, während der mehr realistische Clemens einfach an die Ueberlieferungen und Gewohnheiten der alt-britischen Kirche sich hielt und darum unter anderm auch das von Rom geforderte Cölibat verwarf. Von Adalbert wird erzählt, er habe allen äußeren Cultus verschmäht, nichts auf die Weihe der Kirchen, auf Wallfahrten und Beichte gehalten; er habe am liebsten den Gottesdienst unter freiem Himmel, draußen im Felde, besonders gern an Quellen gehalten; er habe einen Brief Christi vorgespiegelt, den er durch Vermittlung des Erzengels Michael wollte erhalten haben, und anderes der Art mehr. Das Volk verehrte ihn als einen Heiligen, und Adalbert ließ solches nicht nur geschehen, sondern suchte und begehrte es. Wenigstens wird er beschuldigt (mit welchem Recht ist freilich schwer zu sagen), das Volk zur Abgötterei mit seiner Person verführt zu haben, indem er ihm seine Nägel und Haare als Reliquien dargeboten. Daß solche Schwärmereien, wo sie einmal Platz griffen, leicht wieder alles, was Bonifacius gebaut, über den Haufen werfen, daß sie wenigstens sein Werk bedeutend trüben konnten: wer will es leugnen? Bonifacius glaubte sich nun von seinem Standpunkt aus berechtigt, gegen diese Männer einzuschreiten. Beide wurden im Sommer 743 durch Karlmann verhaftet und auf der schon genannten Synode von Soissons verdammt. Sie wurden wieder freigelassen. Zwei Jahre nachher aber, im October 745, ließ der Papst Zacharias eine Synode in Rom halten, an welcher ein von Bonifaz abgesandter Priester (Deneard) gegen die beiden Irrlehrer als Kläger auftrat. Die Synode sprach das Verdammungsurtheil, aber die Verdammten kehrten sich weder an diesen Spruch, noch an einen spätern, der im Jahr 747 über sie erging. Adalbert ward endlich im Kloster Fulda eingesperrt. Er entkam, wurde aber, als Flüchtling umherirrend, von Hirten auf dem Felde erschlagen. Clemens' Ende ist unbekannt.

Nehmen wir den Faden der Heidenbekehrung wieder auf, so finden

wir noch immer die östlich von den Friesen wohnenden Sachsen dem Christenthum abgewendet.*)

Als **Karl der Große** zur Regierung gelangt war, da faßte er den Entschluß, sie seinem Zepter zu unterwerfen und sie zu Christen zu machen. Siebzehn Jahre nach Bonifacius' Tod hielt er einen Reichstag zu **Worms**, an welchem der Krieg gegen die Sachsen unter allgemeiner Zustimmung der Franken beschlossen wurde. Karl rückte bis an die Weser vor. Auf diesem Feldzuge zerstörte er im Süden des Teutoburgerwaldes (etwa fünf Meilen von der Wodanseiche, die Bonifacius gefällt hatte, entfernt) die sog. **Irmensäule**, ein hochgehaltenes Heiligthum der nordischen Religion. Er nahm Geiseln mit sich und schloß Frieden. Allein als er der Longobarden wegen nach Italien gerufen wurde, fielen die Sachsen wieder ab; sie waren schon bis Fritzlar vorgedrungen, als Karl auf's neue wider sie ausrückte und sie zurückschlug. Endlich kam nach verschiedenen Wechselfällen, die hier nicht weiter zu erzählen sind, im Jahr 777 auf dem Reichstage zu Paderborn ein Vergleich zu Stande, wonach die Sachsen Karl als ihren Oberherrn anerkennen und sich dem Christenthum ergeben oder wenigstens sich verpflichten sollten, die Ausbreitung desselben nicht zu hindern. Viele Sachsen empfingen bei diesem Anlaß die Taufe. **Widukind** aber, das Haupt der Sachsen, war auf dem Reichstage nicht zugegen gewesen; er hielt sich deßhalb auch zu keinem Halten des Friedens verpflichtet. Er war nach Dänemark gegangen, um sich dort nach Hülfe umzusehen. Und nun benützte er eine abermalige Entfernung Karls aus Deutschland (dieser war über die Pyrenäen gezogen, zur Bekämpfung der Sarazenen), um verheerend in Franken, Thüringen und Hessen einzufallen und bis an das Rheinufer vorzudringen. Der Schrecken ging vor ihm her. Die geängsteten Mönche in Fulda ergriffen die Flucht. Karl bot den Heerbann wider die Sachsen auf und bald gelang es ihm, sie wieder hinter die Elbe zurückzudrängen. Zu einem neuen Kriege kam es im Jahr 780. Das treulose Benehmen der Sachsen, die in einem Kriege wider die Sueven plötzlich über die Franken herfielen, schien eine blutige Rache zu fordern. 4500 Sachsen wurden an **einem** Tage niedergemetzelt. Man hat die Blutschuld dem Christenthum aufbürden wollen. Aber nicht sowohl der Widerstand, den die

*) Unter den Sachsen dieser Zeit haben wir uns die heidnischen Völker an der Weser und Elbe, die sogenannten „Engern" (Ost- und Westphalen) zu denken, die an die Sitze der Friesen und Franken grenzten. Sie hatten früher Holstein innegehabt und waren dann südlich vorgeschoben worden, worauf sie das Thüringerland eroberten. Schon unter Pippin dem Kleinen (Kurzen) hatten Versuche stattgefunden, sie unter fränkische Botmäßigkeit zu bringen: ihre Freiheitsliebe hatte aber jedem Andrang widerstanden. Ihre Religion war die alt-germanische des Wodan- (Odin-) Dienstes.

Sachsen dem Christenthum leisteten, als vielmehr die Empörung sollte auf diese grausame Weise bestraft werden. Wie man es immer deute, das Christenthum selbst trägt daran keine Schuld. Wenn aber Vorgänge des alten Bundes, wie die Ausrottung der kananitischen Völker durch das Schwert israelitischer Heerführer, den christlichen Königen ein ähnliches Recht zu geben schienen, so mag diese Verwechslung der Standpunkte mit der Anschauung des Zeitalters entschuldigt, niemals aber gerechtfertigt werden. Entscheidend wirkte der Sieg in der Schlacht an der Hase (im Osnabrück'schen), in Folge dessen die Herzoge Witukind und Albion die Taufe annahmen, und ihnen folgte dann bald die ganze Masse des Volkes; doch diese gewöhnte sich nur allmälig an das Christenthum; namentlich war die Abgabe des Zehnten etwas Lästiges, und der weise Alcuin rieth seinem Könige nicht umsonst, mit der Einforderung dieser Abgabe nicht allzu strenge zu sein. Besonders muß es uns wohlthun in einer Zeit, wo man glaubte das Christenthum mit Gewalt den Völkern aufdringen zu können, aus dem Munde erleuchteter Männer, wie eines Alcuin, bessere Grundsätze zu vernehmen, solche die noch jetzt die einzig richtigen sind. „Der Mensch könne wohl," erinnerte Alcuin, „zum Glauben bewogen, nicht aber gezwungen werden; zur Taufe könne man ihn zwingen, aber dieß schaffe dem Glauben keine Frucht." Nachdem dann die Sachsen (namentlich im nördlichen Theile des Landes) noch einmal sich empört hatten, schritt Karl zu dem äußersten Mittel, um ähnliche Rückfälle unmöglich zu machen. Er berief jenen Reichstag nach Selz im Elsaß, auf welchem der Entschluß gefaßt wurde, 10000 Sachsen mit ihren Familien in andere Länder zu versetzen. Das nunmehr christlich gewordene Sachsenland selbst aber erhielt, wie sich erwarten ließ, eine christliche Organisation. Es zerfiel in folgende acht Bisthümer: Bremen, Werden, Minden, Seligenstadt (später nach Halberstadt verlegt), Elze (später Hildesheim), Paderborn, Münster und Osnabrück. Besonders machten sich der Bischof von Münster, Luitgar († 809) und der Bischof von Bremen, Willehad († 789) um die weitere Befestigung des Christenthums verdient. —

Nicht nur aber die Sachsen, auch die damals in Ungarn wohnenden Avaren und Slaven wurden von Karl d. Gr. seit 791 besiegt und zugleich dem Christenthum zugeführt. Es war ein Freund Alcuins, der Erzbischof Arno von Salzburg, der sich dieses Volkes mit Eifer annahm.

Ein Gegenstück zu diesen Siegen des Christenthums bilden die Niederlagen, die es im Orient erfahren hat. Darauf werden wir später zurückkommen.

Dritte Vorlesung.

Die innere Geschichte der Kirche im siebenten und achten Jahrhundert. — Muhammed und der Islam. — Der monotheletische und der Bilderstreit in der griechischen Kirche.

Nachdem wir die Ausbreitung des Christenthums im Abendlande im siebenten und achten Jahrhundert betrachtet haben, dringt sich uns nun die Frage auf: was für ein Christenthum war es denn, das in jener Zeit so eifrig verbreitet und verkündigt wurde? wie stellte es sich dar im Leben? welches waren seine Lehrsätze, die gepredigt, welches seine gottesdienstlichen Formen, die geübt wurden? Auf das Innere also der Kirche haben sich jetzt vorerst unsere Blicke zu richten, ehe wir auf der Landkarte weiter die Spuren verfolgen, auf denen es in die Heidenwelt eingedrungen ist.

So viel weiß jeder, es war nicht mehr das reine apostolische Christenthum, nicht mehr die einfache Predigt des Evangeliums, unentstellt von menschlichen Zuthaten, was den mittelalterlichen Völkern als Lehre des Heils gebracht wurde, und auch von den gottesdienstlichen Gebräuchen waren viele eines späteren Ursprunges, andere vermischt mit den Ueberbleibseln heidnischer Culte. Wir müßten die ganze Kirchengeschichte der sechs ersten Jahrhunderte wiederholen, wollten wir zeigen, wie alles anders geworden ist seit den Zeiten Jesu und der Apostel, wie Judenthum und Heidenthum die Religion des Geistes, die auf einen Dienst Gottes im Geist und in der Wahrheit hinweist, vielfach überwuchert hatten, wie das alte Opfer- und Priesterwesen, das nur ein Schatten hatte sein sollen des Zukünftigen, an das Licht gezogen und dagegen die einfache Predigt des Evangeliums in den Schatten gestellt wurde. Es genüge für jetzt in Beziehung auf die Lehre daran zu erinnern, daß nach vielen Streitigkeiten die Hauptpunkte derselben auf den Synoden waren festgestellt worden, nicht ohne Mithülfe einer weit über das Geoffenbarte

hinausgehenden menschlichen Weisheit, und auch dieses nicht ohne Mithülfe weltlicher Gewalt.

Was auf jenen Synoden des vierten und fünften Jahrhunderts über die Dreieinigkeit Gottes, über die Menschwerdung des ewigen Wortes, über das Verhältniß der göttlichen zur menschlichen Natur in Christo war bestimmt worden, das wurde jetzt festgehalten in den streng formulirten kirchlichen Bekenntnissen und diese Bekenntnisse, wie das nicäische, das athanasianische u. s. w. wurden als die Substanz des Glaubens auch den Völkern mitgetheilt, zu denen die Kunde von Christo als eine neue Botschaft gebracht wurde. Und wir können es ja nicht leugnen, es war die Substanz des Glaubens wirklich darin enthalten, wenn auch der Kern in etwas harter Schale verhüllt war und wenn auch eine längere Zeit darüber gehen mußte, bis die Süßigkeit des Kerns mit freier Empfänglichkeit konnte aufgenommen und gekostet werden. Und ebenso verhielt es sich mit den Gebräuchen, mit den Formen des Cultus. Alles wurde auch hier zunächst aus der alten Kirche in die neugegründete, die wir jetzt die mittelalterliche nennen, übertragen. So schon die äußere Form der Basiliken, die Form der Gesänge, der Gebete, der Predigt, der Sacramente. Namentlich aber war es die römische, die lateinische Sprache, welche als die einmal feststehende Kirchensprache den germanischen Völkern übermittelt wurde. Es bedurfte einer geraumen Zeit, bis aus dem Geiste des Mittelalters heraus neue Schöpfungen an's Licht traten; Schöpfungen, wie das deutsche Kirchenlied, die deutsche Predigt auf der einen, die deutsche Baukunst mit ihren himmelanstrebenden Domen auf der andern Seite.

Ehe wir nun von der Lehre und dem Cultus der abendländischen, der germanischen Kirche reden, sind wir genöthigt auch auf die alte Kirche, aus der die neue hervorgegangen, zurückzugehen und zu sehen, wie sie auf den alten Wurzeln ihres Daseins sich mitten unter den Stürmen, die über sie einbrachen, erhalten und bis auf einen gewissen Grad sich auch fortentwickelt hat. Wir müssen also vorerst die Gegenden aufsuchen, in denen einst das kirchliche Leben seinen Hauptsitz hatte, die Gegenden des Morgenlandes, zunächst die Kirchen Kleinasiens und Nordafrika's und dann die Kirche Griechenlands. Wie sah es da aus im achten Jahrhundert? Da finden wir denn, daß um eben dieselbe Zeit, da die Leuchte des Evangeliums in die Wälder unserer Vorväter ihr Licht sendet und immer weiter vorwärts bringt, dichte Schatten auf jenen Gegenden der christlichen Mutterkirchen sich gelagert hatten. Jedermann weiß, wie um eben diese Zeit die Religion Muhammeds, der Islam,

von Arabien, seinem Mutterlande aus sich über Syrien, Phönicien, Palästina, Kleinasien, Aegypten, Nordafrika ausgebreitet und die Saaten des Christenthums niedergetreten hatte. Auch bis nach Constantinopel waren zu Ende des siebenten und Anfang des achten Jahrhunderts seine Bekenner vorwärts gedrungen; von seinem weiteren Vordringen nach Spanien und dem Abendlande hin nicht zu reden. Es gehört nicht in unsere Aufgabe, die Geschichte Muhammeds selbst und seiner Lehre darzustellen,*) wohl aber die Wirkungen, welche von da auf das Christenthum ausgegangen sind. Bekanntlich hatte Muhammed selbst den strengsten Monotheismus (Lehre von einem Gott) an die Spitze seines Systems gestellt, und demnach alle Verehrer des einen Gottes, die Juden und auch die Christen, nicht mit zu den Götzendienern gezählt, gegen welche sein verzehrender Eifer sich richtete. Er hatte Jesum für einen Propheten gehalten, wenn er ihm auch das Prädicat der Gottheit absprach. Nach seiner Meinung hatte Jesus selbst keine göttliche Verehrung für seine Person verlangt. Jesus selbst werde solches noch am jüngsten Tag bezeugen, meinte Muhammed. Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit, die Muhammed roh und äußerlich faßte (gerade wie etwa die späteren Religionsspötter),**) erschien ihm als eine sinnlose Lehre, ja als ein Abfall von dem reinen Monotheismus. Schon darin konnte für die späteren Muhammedaner ein Antrieb liegen, die Christen zu bekämpfen. Dazu kam noch der Umstand, daß um die Zeit, da der Muhammedanismus sich ausbreitete, auch der Marien- und Bilderdienst bei den Christen überhand genommen hatte und dieser konnte nun leicht und auch wohl nicht ganz mit Unrecht als Götzendienst ausgelegt werden und somit zu Verfolgungen einen Schein des Rechts geben. Das Schicksal der Christen in den Gegenden, wohin der Islam gedrungen,

*) Wir verweisen auf: A. Sprenger, Leben und Lehre Mohammeds. Berlin 1861—65. III., auf die in's Specielle eingehenden Schriften von Möhler, Geiger, Gerok, Döllinger und auf den Artikel von Nöldeke: Muhammed und der Islam in Herzogs Realenc. Bd. XVIII. S. 767 ff. Damit zu vergleichen: das etwa 150 Jahre nach Muhammeds Tod geschriebene Leben Muhammeds nach Muhammed Ibn Ischak bearbeitet von Abd el-Malik Ibn Hischam, aus dem Arabischen übersetzt von Dr. Gustav Weil. 2 Bde. Stuttg. 1864.

**) Wie kann Gott einen Sohn haben, da er keine Frau hat? und dergl. — Bekanntlich bildete nach der rohen Auffassung Muhammeds die Jungfrau Maria eine Person in der Trinität. — Dem christlichen Dreieinigkeitsglauben gegenüber predigt der Koran (Sure 112): „Allah ist Einer, der ewige Allah: er zeugt nicht und ist nicht gezeugt und kein Wesen ist ihm gleich . . . Allah ist mächtig genug, die Welt zu regieren, er bedarf keines Gehülfen.“ Sure 17: „Preis sei Allah, der weder einen Sohn gezeugt, noch einen Mitregenten hat, noch eines Helfers bedarf wegen Geistesbeschränktheit.“ Vgl. Gerok, Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran. Hamburg 1839.

war anfänglich ein erträgliches. So finden wir, daß die Christen in Syrien und den angrenzenden Ländern, wie auch im nördlichen Afrika ihres Glaubens unangefochten blieben, sobald sie ihre Kopfsteuer entrichteten. Aber an eine gedeihliche Entwicklung des christlichen Lebens war denn doch unter dem Druck der muhammedanischen Atmosphäre nicht zu denken, und schon jetzt waren jene Gegenden für das Christenthum so gut als verloren. Der Leuchter war von seiner Stelle weggerückt und nur ein dunkler Schimmer der alten Größe zitterte noch auf den Ruinen derselben.

Richten wir nun für heute unsere Blicke näher auf die Geschichte der Kirche des oströmischen Reiches und auf die griechisch-byzantinische im siebenten und achten Jahrhundert, so erhalten wir das Bild einer innern Zerrüttung, die zu der eben erwähnten äußern Bedrängniß der orientalischen ein trauriges Gegenstück bildet. Es ist die Streitsucht, an der wir die griechische Kirche sich verbluten sehen und zwar unter dem Despotismus der weltlichen Gewalt. Diese Streitsucht hatte schon früher ihre bittern Früchte getragen; jetzt artete sie vollends in Rohheit aus, indem die Kaiser als weltliche Regenten mehr und mehr in die theologischen Streitigkeiten sich mischten und mit der äußersten Willkür verfuhren. Dieß zeigt sich uns zunächst in einer Streitigkeit, welche im siebenten Jahrhundert über die Willen in Christo ausbrach, die monotheletische Streitigkeit, und sodann in dem Bilderstreit. Wir müssen diese beiden Streitigkeiten, welche die griechische Kirche in den beiden Jahrhunderten bewegten, vorausschicken.

Noch ehe die Religion Muhammeds sich ausgebreitet, war das griechische Reich von den Persern bedrängt worden. Dem Kaiser Heraclius war es nun aber gelungen, in den Jahren 622—628 die Perser zu besiegen. Nun aber, nachdem er dem Reich den Frieden gegeben, lag ihm auch alles daran, die von der griechischen Kirche getrennten Sekten und Parteien wieder mit der Mutterkirche zu vereinigen. Dieß galt namentlich von den Monophysiten, die sich in den von dem Kaiser wieder eroberten Provinzen des persischen Reiches aufhielten. Die Politik hatte an diesem Bestreben mindestens eben so vielen Antheil als die Religion, und so ward auch die kaiserliche Hoftheologie nur allzuleicht der Politik dienstbar.

Wie aus der früheren Kirchengeschichte bekannt ist,*) hatten sich die Monophysiten von der orthodoxen Kirche ausgeschieden und sich nach Aegypten, Armenien, Mesopotamien zurückgezogen, wo sie unter ver-

*) Bd. I. S. 592.

schiedenen Namen (Jakobiten, Kopten) fortlebten. Sie unterschieden sich von der rechtgläubigen Kirche dadurch, daß sie nicht, wie jene Kirche es forderte, zwei Naturen in Christo annahmen, eine göttliche und eine menschliche, sondern nur eine Natur, die gottmenschliche. Heraclius hatte diese Leute auf seinem persischen Feldzuge kennen gelernt; es lag ihm daran, sie wieder zu gewinnen und sich ihrer politischen Anhänglichkeit zu versichern. Sollte das nicht möglich sein, dachte er, wenn eine Lehrformel könnte gefunden werden, welche die Ausdrücke von göttlicher und menschlicher Natur überhaupt vermeide und den Satz aufstelle, daß in Christo nur ein Wille und eine Wirkungsweise gewesen! Er besprach sich darüber mit einem Bischof Cyrus, den er zum Patriarchen von Alexandrien erhob, und mit seinem Reichs-Patriarchen Sergius zu Constantinopel. Diese hochgestellten Geistlichen stimmten dem Kaiser bei und unterstützten ihn in seinen Planen. Auch der römische Bischof Honorius schien damit einverstanden. Allein ein palästinensischer Mönch, Sophronius, der nachmals Bischof von Constantinopel wurde, legte gegen die vom Kaiser vorgeschlagene Lehrformel Protest ein. Wo zwei Naturen sind, sagte er, da müssen auch zwei Willen sein, ein göttlicher und ein menschlicher Wille; wer anders lehrt, der fällt in die Irrlehre der Monophysiten zurück, die nur eine Natur lehren. Daraus erhob sich eine Streitigkeit, in deren Einzelheiten Sie einzuführen ich mir versagen muß, da sie nur für Theologen von Interesse sein kann. Nur so viel sei bemerkt, daß erst Kaiser Heraclius im Jahr 638 seine „Auseinandersetzung des Glaubens" (ἔκθεσις πίστεως) erscheinen ließ, worin er den Streit über die zwei Naturen verbot, und Aehnliches versuchte zehn Jahre später Constantin II. mit seinem „Glaubensedict" (τύπος). Beide richteten damit nichts aus. Aber das Verfahren, das diese Kaiser (namentlich der Nachfolger, Constans II.) bei diesem Streit an den Tag legten, dem römischen Stuhl gegenüber, verdient allerdings von der Geschichte verzeichnet zu werden, weniger um des streitigen Dogma's willen, als weil es uns ein Bild giebt von der rohen Gewaltthätigkeit, welche sich die Beherrscher des neuen Roms gegen das alte Rom und seinen kirchlichen Patriarchen erlaubten, und von den Niederlagen, welche noch um diese Zeit der päpstliche Stuhl erlitt. Hatte Honorius sich für das Glaubensgesetz ausgesprochen, das der Kaiser erließ, so traten schon seine nächsten Nachfolger, Johann IV. und Theodorus, auf die Seite der Gegner, ob aus innerer Ueberzeugung oder aus Widerspruchsgeist, wollen wir nicht entscheiden. Am hartnäckigsten aber widersetzte sich Martin I. den hierauf bezüglichen Verordnungen des

Kaisers Constans II. Auf einer im Lateran*) gehaltenen Synode vom Jahr 649 erklärte Martin die Lehre allein für richtig und zuläßig, welche gemäß den zwei Naturen in Christo auch zwei Willen lehre, doch so, daß der menschliche Wille nicht dürfe im Widerstreit gedacht werden mit dem göttlichen, sondern daß beide auf's innigste übereinstimmen. Die Andersdenkenden wurden ohne weiteres verdammt. Wir wollen diese römische Weise des Verdammens und Absprechens nicht gutheißen; aber noch viel weniger wird es uns erbauen, was wir nun von kaiserlicher Seite vernehmen. Erst wurde der kaiserliche Exarch (Statthalter) Olympius,**) und auf diesen hin Calliopas nach Rom geschickt, um den Papst zu verhaften. Die römische Geistlichkeit zeigte sich auf's höchste entrüstet, sie erklärte sich bereit, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, aber der Papst erklärte, lieber zehnmal sterben zu wollen, als daß um seinetwillen Blut fließe. Freiwillig lieferte er sich den Häschern aus. Er wurde kranken Leibes bei nächtlicher Weile auf ein Schiff gebracht und hatte eine langsame, beschwerliche Reise zu bestehen. Ein ganzes Jahr mußte er unter den härtesten Entbehrungen auf der Insel Naxos zubringen. Die Geschichte muß diesem Papst die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu bezeugen, daß er sein Schicksal mit der Würde eines Mannes, mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers und mit der eines Christen würdigen Ergebung trug. Ohne sich in Bitterkeiten gegen den Kaiser auszulassen, empfahl er sich dem Gebete der Gläubigen im Bewußtsein, daß die Sache, die er vertrete, Gottes Sache sei. In Constantinopel angelangt, ward er krank in einen Kerker geworfen: niemand durfte ihn besuchen. Der Proceß wurde ihm als einem Hochverräther gemacht, indem man ihn beschuldigte, an politischen Empörungsplanen zum Sturze des Kaiserthums theilgenommen zu haben.***) Seine Ver-

---

*) Der Lateran war ursprünglich ein Palast (domus Lateranorum), der der lateranensischen Familie in Rom gehörte und den Kaiser Nero, nachdem er den letzten Sprößling der Familie hatte umbringen lassen, sich zueignete. Constantin soll ihn den Päpsten, zunächst dem Papst Sylvester, geschenkt haben. Es wurde eine Kirche darein gebaut, die Pfarrkirche des Papstes (Kirche des heil. Johannes vom Lateran). Lateranensische Synoden sind im Ganzen 11 bis 12 gehalten worden. Die berühmtesten sind die vier großen lateranensischen Synoden im 12. Jahrhundert.

**) Es wird erzählt, Olympius habe es darauf abgesehen, den heiligen Vater, während er sich von ihm in der Kirche St. Maria Maggiore das Abendmahl reichen ließ, von seinem Schildknappen mit dem Schwert durchbohren zu lassen; der Mörder aber sei durch ein Wunder geblendet worden, und Olympius habe darin einen göttlichen Wink erkannt, von dem Frevel abzustehen, und habe den Papst demüthig um Verzeihung gebeten; er sei dann nach Sicilien gezogen, um wider die Sarazenen zu streiten.

***) Wie weit der Verdacht gegründet sein mochte, siehe bei Neander, Kircheng. II. S. 102. Anm.

theidigung wurde nicht oder doch nicht mit der gehörigen Ruhe angehört. Das Urtheil lautete: er soll in Stücke zerrissen werden. Dieß geschah nun freilich nicht; aber man riß ihm die Kleider vom Leibe, belegte ihn mit Ketten und warf ihn mit Mördern zusammen in den Kerker. Nach allen diesen und ähnlichen Mißhandlungen wurde er endlich nach Cherson verbannt, wo er, von seinen Freunden verlassen, im äußersten Elende verschmachtete und endlich — man kann wohl sagen den Hungertod starb im Jahr 655, den 16. September. So endete ein Papst in der Mitte des siebenten Jahrhunderts. Nicht besser erging es dem greisen Abt Maximus, der wegen seiner tiefen Frömmigkeit in hoher Achtung stand, der aber allerdings nach Kräften die kaiserliche Meinung bestritten und ihr, soviel an ihm lag, im Morgen- und Abendland entgegengewirkt hatte. Auch er wurde nach Constantinopel gebracht und in's Gefängniß geworfen. Man trennte ihn von seinem jungen Gefährten Anastasius und setzte ihm mit Drohungen zu, wenn er nicht widerrufen wolle. Als er solches verweigerte, ward auch er nach Thracien in's Exil geschickt. Von da wurde er noch einmal nach Constantinopel zurückgeschleppt, öffentlich gegeißelt und die schändlichsten Verstümmelungen an ihm geübt. Erst wurde ihm durch Henkershand die Zunge ausgerissen und dann die rechte Hand abgehauen. Die Legende läßt ihn auch ohne Zunge fortpredigen. Er starb zuletzt, ein Verbannter im Lande der Lazier, an den Folgen der Mißhandlung in einem Alter von mehr als 80 Jahren. Daß er von der römischen Partei als Märtyrer verehrt wurde, läßt sich erwarten.

Nur mit solchen Mitteln gelang es dem Kaiser, die Annahme seiner Glaubensmandate zu erzwingen. Wenn aber auch die nächsten Nachfolger des Martinus der Gewalt sich fügten, so machte sich die Opposition auf's neue von Rom aus geltend unter dem Papste Adeodatus im Jahr 677, der nun alle Verbindung mit der griechischen Kirche aufhob. Erst unter Kaiser Constantin dem Bärtigen (Pogonatus) kam im Jahr 680 ein Friede zu Stande, bei welchem der dogmatische Sieg auf Roms Seite war. Die sechste ökumenische Synode in Constantinopel,*) zu welcher auch der römische Bischof Domnus war eingeladen worden, der aber unterdessen starb, entschied im Beisein von

*) Von dem kuppelförmig gewölbten Saal (Trullus) des kaiserlichen Palastes, in welchem die Sitzungen gehalten wurden, auch das trullanische Concil genannt. Die Sitzungen dauerten, meist unter dem Vorsitz des Kaisers, vom 7. November 680 bis zum 16. September 681. Von dieser ersten trullanischen Synode unterscheidet sich die zweite vom Jahr 692, auf welcher die Beschlüsse des 5. und 6. Concils bestätigt wurden und welche daher quinisexta (πενθέκτη) genannt wird, auch die trullanische Synode schlechthin. Sie faßte meist Beschlüsse, die Kirchenzucht und die gesunkene Sittlichkeit betreffend.

zwei Abgeordneten des Papstes Agatho die lange streitige Frage dahin, daß zwei Willen in Christo anzunehmen seien. Die Vertheidiger des einen Willens beharrten aber mit aller Zähheit auf ihrer Meinung. Noch einmal schien es unter dem Kaiser Philippicus Bardanes, als wolle sie die herrschende werden. Zuletzt aber blieb diesen Dissidenten nichts anderes übrig als, ähnlich den Nestorianern und Monophysiten, sich von der Landeskirche zu trennen und ihr eigenes Kirchenwesen zu gründen. Sie wählten die Gegenden des Libanon und Antilibanon, wo sie unter ihrem Abte Marun sich sammelten. Von da an haben sie sich unter dem Namen der Maroniten bis auf den heutigen Tag erhalten. Ihre dogmatische Meinung hat für die Kirche keine Bedeutung mehr. Haben sie sich doch im späteren Mittelalter der römischen Kirche unterworfen, deren Schriftsteller ihre Geschichte vielfach entstellt haben.

Blicken wir auf diese trübe und verworrene Streitigkeit zurück, so bleibt uns der Eindruck, daß Glaubenszwang unter allen Umständen vom Uebel ist, gehe er aus von päpstlicher oder von kaiserlicher, von geistlicher oder von weltlicher Gewalt. Aber Thatsache ist es, daß in dem Zeitalter, in dem unsere Geschichte sich bewegt, der päpstliche Stuhl mehr Mäßigung, mehr Würde, mehr inneres Verständniß der christlichen Dinge zeigte, als die rohe byzantinische Cäsaropapie. Das wahrhaft Tragische dieser Geschichte besteht aber darin, daß die kaiserlichen Verordnungen ursprünglich dem Kirchenfrieden, der Union gelten sollten, während sie eine Brandfackel der unseligsten Kirchenrevolution wurden. Auch darin liegt für uns eine Lehre. Es giebt einen Fanatismus des Friedens und der Vereinbarung, der, wo er auf Widerstand stößt, eben so unduldsam und noch unduldsamer werden kann, als die Gegensätze, die er versöhnen will.

Wichtiger, als die eben genannte Streitigkeit im siebenten, ist für uns in praktischer Beziehung der Bilderstreit im achten Jahrhundert.

Aus der ältern Kirchengeschichte wissen wir, daß die ersten vier Jahrhunderte keine Bilder in den Kirchen hatten. Erst mit dem fünften und sechsten Jahrhundert kamen sie nach und nach in Gebrauch.

Das Dulden und Haben der Bilder, das Aufstellen derselben in den Kirchen oder auf öffentlichen Plätzen führte aber nur zu bald zur Verehrung, wo nicht gar zur Anbetung derselben. Es ist ein solcher Schritt tief gegründet in der menschlichen Natur, und wir begreifen, wenn wir auf die Mißbräuche sehen, die sich von dieser Seite in die

Kirche einschlichen, doppelt wieder den Ernst des mosaischen Gebotes: „Du sollst dir kein Bildniß machen." Liegt doch in dem sinnlichen Menschen ein gar zu natürlicher Zug, das sinnlich Faßbare, zumal wenn es in menschlicher Gestalt uns entgegentritt, sich zum Spielzeug der Phantasie zu wählen, und wie leicht gestalten sich dann solche Spiele der Phantasie zu einem gröberen oder feineren Götzendienst. Das todte steinerne oder hölzerne Bild, zu dem der Blick in Andacht aufschaute, es blieb in der Phantasie der Menge nicht lange ein todtes Bild. Bald wußte man zu rühmen von den Wundern, die solche Bilder an Kranken und Elenden verrichtet hätten, die bei ihnen Hülfe gesucht. So ward von einem Marienbild in Constantinopel versichert, daß aus seiner Hand eine heilende Salbe fließe für alle mögliche Leibesschäden. Noch mehr! Die beliebtesten der Bilder sollten nicht von Menschenhänden gemacht, sie sollten (ähnlich dem Palladium der Griechen) vom Himmel gekommen sein, Wesen höherer Art! — War es einmal so weit gekommen unter dem Christenvolk (und es kam so weit), wo war da noch ein Unterschied zwischen Christenthum und Heidenthum, und wer wollte es dem Verehrer Muhammeds verdenken, wenn er solche Christen Götzendiener schalt? — Wir können es daher wohl begreifen, wenn der griechische Kaiser Leo III. (der Isaurier), um das Aergerniß aus den Augen der Muhammedaner wegzuräumen, auf den Gedanken gerieth, die Bilder zu entfernen. Aber der Gedanke war schneller gefaßt, als ausgeführt. Allzutief war der Bilderdienst schon im Volke gewurzelt, als daß ein bloßer Befehl genügt hätte. Das wußte der Kaiser wohl. Die Klugheit rieth ihm, nicht gleich seine Absicht merken zu lassen, sondern Schritt vor Schritt voranzugehen. So gab er im Jahr 726 ein Verbot nicht gegen die Bilder an sich, wohl aber gegen deren abergläubische Verehrung. Bei diesem Anlaß ließ er dann auch die Bilder, welche bisher vom Volke am meisten waren verehrt worden, höher hinaufrücken, angeblich um sie der Beschimpfung der Feinde, in der That aber um sie der sinnlichen Verehrung der Menge durch Küssen und Betasten zu entziehen. Allein der alte 90jährige Patriarch von Constantinopel Germanius, ein entschiedener Bilderfreund, merkte die List, und widersetzte sich dem Beginnen des Kaisers. Der Kaiser hatte zwar zuvor durch Theologen, zu denen er Zutrauen gefaßt, ein Buch anfertigen lassen, in welchem gezeigt wurde, daß die Bilder in der heil. Schrift verboten seien. Aber die Schrift mußte schweigen, wo die Tradition (die Ueberlieferung) das Gegentheil lehrte. Auf diese heilige Tradition berief sich Germanius. Und nicht auf sie allein. Den besten Beweis konnte er führen aus der Gegenwart,

wenn er auf die Wunder hinwies, die bis zur Stunde von den Bildern gewirkt und vom Volke geglaubt wurden.

An diesem Volksglauben mußte jeder reformatorische Versuch zum Voraus scheitern. Das Volk hieng mit dem vollsten Enthusiasmus an seinen Bildern, die mit seiner Religion verwachsen waren, und auf diesen Volksenthusiasmus gestützt durfte der allverehrte Patriarch es wagen, kühn dem Kaiser Trotz zu bieten. Er erklärte die Abschaffung der Bilder als ein Werk des Antichrists und nannte die Feinde der Bilder Feinde des Kreuzes Christi. Der Kaiser aber ließ durch den Zorneseifer des Patriarchen sich nicht beirren. Auch konnte er auf das Heer sich verlassen, das auf seiner Seite war. Er erließ sonach im Jahr 730 ein zweites, verschärftes Gebot gegen die Bilder. Als Germanius auf seinem Widerstand beharrte, ließ ihn der Kaiser absetzen. Aber dießmal fand der Patriarch von Constantinopel einen Bundesgenossen an dem Collegen zu Rom. Auf dem römischen Stuhl saß Gregor II. Wir kennen ihn schon aus der Geschichte des Bonifacius. Dieser machte in den leidenschaftlichsten Ausdrücken seinem Eifer gegen den Kaiser Luft. Er schalt ihn einen Barbaren und nannte sein Verfahren mit den Bildern einen Bubenstreich; er verdiene, daß die Kinder in der Schule ihn verhöhnten und ihm ihre Schreibtafeln an den Kopf würfen. Zu diesen Schmähungen fügte er ernstliche Drohungen. Schon kam es in dem Theil Italiens, den die Longobarden den griechischen Kaisern noch übrig gelassen hatten, zu unruhigen Bewegungen. Der Kaiser aber bestand darauf, daß er Kaiser und Priester sei und also auch in geistlichen Dingen zu befehlen habe.

Ueber diesen ersten Ausbrüchen des Streites starb Gregor II. Aber Gregor III. trat ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers. Er hielt eine Synode, auf welcher alle Bilderfeinde mit dem Bannfluch belegt wurden. Er schickte Gesandte an den Kaiser Leo, um ihn zur Rücknahme seiner Befehle zu bewegen. Der Kaiser aber ließ die Gesandten des Papstes gefangen setzen und rüstete eine Flotte gegen die abtrünnigen, vom Papste aufgewiegelten Italiener. Die Flotte litt Schiffbruch; allein die Rache blieb darum doch nicht aus, indem der Kaiser den päpstlichen Stuhl seiner Einkünfte in Kalabrien und Sicilien beraubte.

Ehe wir den äußern Verlauf des Streites weiter verfolgen, lassen Sie uns sehen, mit welchen Gründen sowohl die Anhänger der Bilder, als die Gegner ihre Ansichten verfochten. Die Gegner brauchten wenig Aufwand von Dialektik; die Hauptstärke ihres Beweises lag in dem mosaischen Bilderverbot, von dem sie behaupteten, daß es auch für

die Christen verbindlich sei. Aber eben das leugneten die Bilderfreunde. Es konnte ja immer noch die Frage aufgeworfen werden, ob man die Abbildungen Christi eine Abbildung Gottes, des Ewigen, nennen dürfe, wie sie das Alte Testament verbietet. Diese Frage ließ sich verschieden beantworten, je nachdem man über das Verhältniß der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo sich eine Vorstellung gebildet hatte. „Christus ist Gott," konnten die Einen sagen, „und bildet ihr Christus ab, so bildet ihr Gott ab." Dagegen konnten die Andern geltend machen, daß es nicht die göttliche, sondern die menschliche Natur des Erlösers sei, welche abgebildet werde. Aber die Bilderfreunde gingen noch weiter. Sie behaupteten geradezu, daß das Bilderverbot des Alten Testamentes die Christen nicht mehr betreffe; es habe nur den Juden gegolten unter dem Gesetze.

Unter den Männern, die in Wort und Schrift für die Bilder eintraten, ragt ein Mann hervor, der zugleich als der erste Theologe und Dogmatiker der griechischen Kirche zu betrachten ist, der Mönch Johann von Damask. Seine Geschichte ist in das Gewand der Legende gehüllt und hängt mit dem Wunderglauben an die Bilder auf's innigste zusammen. Es wird uns viel zugemuthet, wenn wir sie auf's Wort glauben sollen: ich gebe sie, wie sie die Legende erzählt. In Damask geboren zu Ende des siebenten oder Anfang des achten Jahrhunderts, trat Johann frühzeitig in die Dienste des dortigen Chalifen, dessen Gunst er durch seine wissenschaftlichen wie durch seine praktischen Leistungen zu erwerben wußte. Aber der griechische Kaiser warf auf ihn seinen ganzen Groll, weil er es gewagt hatte, als Schutzredner für die Bilder aufzutreten. Er suchte ihn zu stürzen, indem er ihn beim Chalifen verleumdete. Er ließ einen falschen Brief verfertigen, in welchem die Handschrift des Mönches nachgemacht war, gleich als hätte er ihn geschrieben. Der Brief war an den Kaiser gerichtet und enthielt nicht weniger als das Versprechen, die Stadt Damaskus ihm durch Verrath in die Hände zu liefern. Diesen Brief sandte der Kaiser dem Chalifen. Argwöhnisch, wie er war, schenkte der Chalife der Verleumdung Glauben. Nach gut orientalischer Justiz ließ er dem vermeintlichen Verräther die rechte Hand abhauen und schickte ihn in's Elend, ohne auf die Versicherungen seiner Unschuld zu hören. Allein Johann wußte Rath; er bat sich die abgehauene Hand vom Chalifen aus, ging damit zu einem Marienbild, warf sich vor demselben nieder, flehte die Heilige an, um ihrer eigenen Ehre willen ein Wunder zu thun und ihm die Hand wieder anzuheilen, die er in ihrem Dienste verloren. Und siehe da, die Hand ward ihm wieder ange-

bilder!" Aber auch alle andern bildlichen Darstellungen heiliger Gegenstände wurden auf dieser Synode verboten und, wie man glaubte, auf immer abgethan. Dagegen wurde die Verehrung der Heiligen, ohne Bild, ausdrücklich genehmigt und bestätigt. Ueber Johann von Damask und die Bilderfreunde ward das Anathem gesprochen. So die versammelten Bischöfe im Namen des Kaisers. Aber des Volkes Stimme erhob sich sofort gegen diese Beschlüsse des Kaisers und der ihm ergebenen hohen Geistlichkeit. Die Mönche vor allem (und unter ihnen waren auch Maler der Bilder) schürten das Feuer. Nur um so grimmiger wüthete der Kaiser wieder gegen die Mönche. Es fehlte auch jetzt nicht an den brutalsten Mißhandlungen, an Leibesstrafen, an Geißelung und Verstümmelungen aller Art. Ohne Schonung wurden alle Bilder aus Häusern und Kirchen entfernt. Die Kirchenwände wurden entweder übertüncht oder mit profanen Gegenständen, mit Jagd- und Thier- und Fruchtstücken bemalt. Jeder Bürger des Reichs mußte den Bilderdienst abschwören. Den Patriarchen Constantin kostete sein Widerspruch das Leben; er starb auf dem Blutgerüste. So wüthete ein Fanatismus gegen den andern, der Fanatismus der Bilderstürmer gegen den der Bilderfreunde. Auch jetzt mischte sich Rom in den Streit, und auch jetzt, wie schon früher, zu Gunsten der Bilder. Stephanus III. verwarf die Beschlüsse der Synode und Stephanus IV. sprach auf einer Lateransynode vom Jahr 769 die Verdammung über alle die aus, die dem Bilderdienst sich entgegensetzten.

Nicht besser wurde die Sache unter dem folgenden Kaiser, Leo IV. (Chazarus). Auch er trat in die Fußstapfen seiner Vorgänger. Aber seine Gemahlin Irene nahm sich der Bilder an. Die Frauen waren in der Regel auf Seiten der Bilder. Irene hatte zwar noch bei Lebzeiten des früheren Kaisers ihrem Schwiegervater einen Eid schwören müssen, sich alles Bilderdienstes zu enthalten; allein sie suchte durch List der eingegangenen Verbindlichkeit sich zu entziehen. Als Vormünderin des Prinzen Constantin VI. suchte sie nach dem Tode ihres Gemahls den Bilderdienst, den sie nicht auf einmal erzwingen konnte, zu erschleichen. Sie führte erst eine allgemeine Duldung ein und ließ Bilderfreunde und Bilderfeinde neben einander gewähren. Die unter den früheren Regierungen verbannten Mönche wagten sich wieder hervor und gewannen wieder Einfluß auf das Volk. Dazu kam ein Vorfall, den Irene trefflich zu ihrem Zweck benutzen konnte. Der bisherige Patriarch Paulus fiel in eine schwere Krankheit. Er gehörte auch zu denen, die weniger aus Ueberzeugung, als aus Nachgiebigkeit gegen das kaiserliche System sich

gegen die Bilder erklärt hatten. Jetzt aber auf seinem Krankenlager, im Angesicht des Todes wachte ihm das Gewissen auf; er machte sich Vorwürfe, daß er nicht muthiger für die Bilder eingestanden. Er legte freiwillig sein Amt nieder, dessen er sich unwürdig fühlte und empfahl als Nachfolger einen großen Bilderfreund, Tarasius, einen Mann, der früher ein ansehnliches weltliches Amt bekleidet hatte. Dieser wandte nun alles auf, jene Beschlüsse der Synode in Constantinopel wieder rückgängig zu machen. Dazu sollte ihm der römische Bischof, Hadrian I., behülflich sein. Es war nicht das erste Mal, daß eine Synode wieder umstürzte, was eine frühere festgestellt, obgleich eine jede mit dem Anspruch auftrat, im Namen des heil. Geistes gesprochen zu haben. Es handelte sich also darum, eine neue Synode zu Gunsten der Bilder hervorzurufen. Aber noch stand die kaiserliche Leibwache solchem Beginnen im Wege. Diese mußte erst beseitigt, oder vielmehr umgebildet, nach und nach mit Bilderfreunden besetzt werden. Dieß geschah. Der erste Versuch mit einer Synode, die 786 in Constantinopel gehalten wurde, mißlang. Mehrere der anwesenden Bischöfe erklärten sich hier noch gegen die Bilder. Aber nur ein Jahr später, 787, feierten die Bilderfreunde auf der Synode von Nicäa ihren Triumph. Hier wurden die früheren Beschlüsse der Synode von Constantinopel vom Jahr 754 umgestoßen und dagegen Folgendes festgestellt: „Es sollen sowohl das Bild des ehrwürdigen und lebendig machenden Kreuzes, als auch alle andern heiligen Bilder, sie mögen nun mit Farben gemalt oder von ausgelegter Arbeit oder sonst einem Stoff sein, von welchem sie wollen — in den Kirchen aufgestellt, auf heiligen Gefäßen und Kleidern, an Wänden und auf Tafeln, an Häusern und an öffentlichen Straßen angebracht werden, und zwar sowohl die Bilder unseres heiligen Gottes und Erlösers, als auch die Bilder unserer unbefleckten lieben Frauen, der heiligen Mutter Gottes, als auch die Bilder der heiligen Engel und aller anderen Heiligen. Allen diesen Bildern, so wie auch dem heiligen Kreuzesbild und den heiligen Evangelienbüchern soll durch Räuchern und Lichteranzünden Gruß und Ehre erwiesen werden." Ueber alle Bilderfeinde und Bilderstürmer wurde das Anathem gesprochen. „Wer sich untersteht eines der Bilder wegzunehmen, der wird, wenn er ein Geistlicher ist, seines Amtes entsetzt; ist er ein Laie, so soll er von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden."

Man muß denen, welche mit der Ausführung dieser Beschlüsse betraut waren, das Zeugniß geben, daß sie weit weniger gewaltthätig ver-

fuhren, als die „bilderstürmenden Kaiser".*) Freilich bedurfte es auch der Gewalt weniger, da die nicäischen Beschlüsse den Wünschen des Volkes entgegen kamen, und dieses bezeugte denn auch seine Freude an dem errungenen Sieg. — Aber noch standen weitere Kämpfe bevor. Noch machten die Gegner der Bilder neue Anstrengungen, sie aus den Kirchen zu verbannen, und im neunten Jahrhundert brach der Streit auf's neue aus.

Im Jahr 813 gelangte Leo der Armenier auf den Thron. Dieser ließ auf's neue die Frage untersuchen, ob nach den göttlichen Befehlen Bilder in den Kirchen statthaft seien. Er überzeugte sich vom Gegentheil und fing 814 an gegen die Bilder einzuschreiten, wozu besonders auch das Heer ihn aufforderte. Nun wiederholten sich die alten Scenen. Auch hier wieder sehen wir den Patriarch (Nicephorus hieß er) gegen das kaiserliche Beginnen sich erheben. Besonders aber war es auch jetzt ein Mönch, der im Eifer für die Bilder es seinem Vorgänger, dem Johann von Damask gleich that. Theodorus, Abt des Klosters Studium in der Nähe von Constantinopel, setzte Himmel und Erde in Bewegung, um die geliebten Bilder zu retten. Im Vertrauen auf den Anhang des Volkes wagte er das Aeußerste. Er trotzte dem Kaiser in's Angesicht; er bestritt sogar in demagogischer Kühnheit das Recht der Könige und der königlichen Gewalt. Der Apostel Paulus sagt, daß Christus Apostel, Propheten und Hirten, nicht aber, daß er Könige eingesetzt habe. Theodorus rief die Mönche zur Sammlung und regte sie gegen den Kaiser auf. Der Kaiser hielt an sich und stand vor der Hand von jeder Gewaltthat ab. Das Weihnachtsfest stand bevor, er wollte es nicht stören. Ja, man sah ihn selbst beim heil. Abendmahl vor dem Vorhang niederfallen, der das Allerheiligste von der übrigen Kirche trennte, und auf diesem Vorhang war die Geburt Christi gemalt. Da schöpften die Bilderfreunde Hoffnung, der Kaiser werde sich bekehren und den Bildern sich günstig erweisen. Aber um eben diese Zeit hörte der Kaiser auch die Worte vorlesen aus dem Propheten Jesaia (Kap. 40): „Wem wollt ihr denn Gott nachbilden oder was für ein Bildniß wollt ihr ihm zurichten?" — Dieß Wort bestärkte ihn in seinem frühern Vorsatze. Als der Patriarch Nicephorus auf seinem Widerspruch beharrte, ward er abgesetzt. Der Mönch Theodorus aber fuhr fort dem Kaiser zu trotzen. Wenige Monate nach Weihnachten, am Palmsonntag veranstaltete er mit

*) Die Geschichte derselben ist beschrieben von Schlosser, Frankf. 1812. Vgl. auch Marx, Der Bilderstreit der griechischen Kaiser. Trier 1839.

seinen Mönchen eine glänzende Procession, in welcher die Bilder vorausgetragen wurden. Zur Strafe dafür ward er aus der Stadt verbannt und als er auch hier fortfuhr, gegen den Kaiser zu agitiren, ward er in's Gefängniß geworfen. Aber auch aus dem Kerker heraus setzte er durch Briefe die ihm anhängigen Mönche in Bewegung. Endlich mußte der Kaiser zu strengeren Maßregeln schreiten. Die Geißelung ward über den alten Mann verhängt. Auch diese beugte seinen Starrsinn nicht. Die Seinen betrachteten sein Leiden als das Leiden eines Märtyrers. Er selbst aber trug mit aller Geduld, die ja auch oft mit dem Fanatismus verbunden sein kann, die ihm zugefügten Mißhandlungen. Gewiß war es nicht Heuchelei, sondern innige Ueberzeugung seines Herzens, wenn er alles aus der Hand Gottes zu nehmen versicherte und auch mitten unter allen Leiden dessen Güte und Erbarmen pries. Von kaiserlicher Seite aber wurde nun alles aufgeboten, auch die letzten Reste des Bilderdienstes auszutilgen. Auf die geheimen Bilderfreunde wurde gefahndet, und wo einer ergriffen wurde, ward er in ähnlicher Weise mißhandelt wie Theodorus. Auch die Kirchenlieder, in welchen sich eine Beziehung auf die Bilder fand, wurden umgeändert und schon in den Schulen den Kindern Abscheu vor den Bildern eingeprägt. Dieß dauerte etwa fünf Jahre so. Nun aber trat — mit dem Jahr 820 — ein abermaliger Umschwung ein. Kaiser Leo wurde in einem Aufstand ermordet, und es folgte ihm Michael II. (der Stammler). Auch dieser Kaiser war gegen die Bilder und ebenso sein Sohn und Nachfolger Theophilus. Aber noch einmal sollten die Frauen die Retterinnen der Bilder werden. Die eigene Schwiegermutter des Kaisers, Theoktista, und ihre Tochter Theodora, die Gemahlin des Kaisers, waren dem Bilderdienste zugethan. Sie hielten aber ihren Cultus geheim. Die Schwiegermutter soll ihren Enkelinnen geboten haben, im Verstohlenen die Bilder zu küssen, die sie bei sich verwahrte. Ein Zwerg, der die Rolle des Hofnarren spielte (nach Andern eine der Enkelinnen selbst) soll diesen geheimen Cult an den Kaiser verrathen haben. Nun hatte sich zwar der Kaiser auf diesen Vorfall hin von seiner Gemahlin das Versprechen geben lassen, nach seinem Tode in Sachen der Bilder nichts zu ändern. Allein die Verhältnisse selbst änderten sich zu Gunsten der Bilder. Theophilus hinterließ einen minderjährigen Sohn, Michael, über den Theodora die Vormundschaft führte. Ihr zur Seite standen noch zwei männliche Vormünder, Theoktistus und Manuel. Beide waren Bilderfreunde. Nur darin waren sie verschieden, daß der Eine, Theoktistus gleich mit Gewalt durchgreifen und die Bilder wieder einführen wollte, während Manuel erst eine günstige Ge-

fuhren, als die „bilderstürmenden Kaiser".*) Freilich bedurfte es auch der Gewalt weniger, da die nicäischen Beschlüsse den Wünschen des Volkes entgegen kamen, und dieses bezeugte denn auch seine Freude an dem errungenen Sieg. — Aber noch standen weitere Kämpfe bevor. Noch machten die Gegner der Bilder neue Anstrengungen, sie aus den Kirchen zu verbannen, und im neunten Jahrhundert brach der Streit auf's neue aus.

Im Jahr 813 gelangte Leo der Armenier auf den Thron. Dieser ließ auf's neue die Frage untersuchen, ob nach den göttlichen Befehlen Bilder in den Kirchen statthaft seien. Er überzeugte sich vom Gegentheil und fing 814 an gegen die Bilder einzuschreiten, wozu besonders auch das Heer ihn aufforderte. Nun wiederholten sich die alten Scenen. Auch hier wieder sehen wir den Patriarch (Nicephorus hieß er) gegen das kaiserliche Beginnen sich erheben. Besonders aber war es auch jetzt ein Mönch, der im Eifer für die Bilder es seinem Vorgänger, dem Johann von Damask gleich that. Theodorus, Abt des Klosters Studium in der Nähe von Constantinopel, setzte Himmel und Erde in Bewegung, um die geliebten Bilder zu retten. Im Vertrauen auf den Anhang des Volkes wagte er das Aeußerste. Er trotzte dem Kaiser in's Angesicht; er bestritt sogar in demagogischer Kühnheit das Recht der Könige und der königlichen Gewalt. Der Apostel Paulus sagt, daß Christus Apostel, Propheten und Hirten, nicht aber, daß er Könige eingesetzt habe. Theodorus rief die Mönche zur Sammlung und regte sie gegen den Kaiser auf. Der Kaiser hielt an sich und stand vor der Hand von jeder Gewaltthat ab. Das Weihnachtsfest stand bevor, er wollte es nicht stören. Ja, man sah ihn selbst beim heil. Abendmahl vor dem Vorhang niederfallen, der das Allerheiligste von der übrigen Kirche trennte, und auf diesem Vorhang war die Geburt Christi gemalt. Da schöpften die Bilderfreunde Hoffnung, der Kaiser werde sich bekehren und den Bildern sich günstig erweisen. Aber um eben diese Zeit hörte der Kaiser auch die Worte vorlesen aus dem Propheten Jesaia (Kap. 40): „Wem wollt ihr denn Gott nachbilden oder was für ein Bildniß wollt ihr ihm zurichten?" — Dieß Wort bestärkte ihn in seinem frühern Vorsatze. Als der Patriarch Nicephorus auf seinem Widerspruch beharrte, ward er abgesetzt. Der Mönch Theodorus aber fuhr fort dem Kaiser zu trotzen. Wenige Monate nach Weihnachten, am Palmsonntag veranstaltete er mit

---

*) Die Geschichte derselben ist beschrieben von Schlosser, Frankf. 1812. Vgl. auch Marx, Der Bilderstreit der griechischen Kaiser. Trier 1839.

seinen Mönchen eine glänzende Procession, in welcher die Bilder vorangetragen wurden. Zur Strafe dafür ward er aus der Stadt verbannt und als er auch hier fortfuhr, gegen den Kaiser zu agitiren, ward er in's Gefängniß geworfen. Aber auch aus dem Kerker heraus setzte er durch Briefe die ihm anhängigen Mönche in Bewegung. Endlich mußte der Kaiser zu strengeren Maßregeln schreiten. Die Geißelung ward über den alten Mann verhängt. Auch diese beugte seinen Starrsinn nicht. Die Seinen betrachteten sein Leiden als das Leiden eines Märtyrers. Er selbst aber trug mit aller Geduld, die ja auch oft mit dem Fanatismus verbunden sein kann, die ihm zugefügten Mißhandlungen. Gewiß war es nicht Heuchelei, sondern innige Ueberzeugung seines Herzens, wenn er alles aus der Hand Gottes zu nehmen versicherte und auch mitten unter allen Leiden dessen Güte und Erbarmen pries. Von kaiserlicher Seite aber wurde nun alles aufgeboten, auch die letzten Reste des Bilderdienstes auszutilgen. Auf die geheimen Bilderfreunde wurde gefahndet, und wo einer ergriffen wurde, ward er in ähnlicher Weise mißhandelt wie Theodorus. Auch die Kirchenlieder, in welchen sich eine Beziehung auf die Bilder fand, wurden umgeändert und schon in den Schulen den Kindern Abscheu vor den Bildern eingeprägt. Dieß dauerte etwa fünf Jahre so. Nun aber trat — mit dem Jahr 820 — ein abermaliger Umschwung ein. Kaiser Leo wurde in einem Aufstand ermordet, und es folgte ihm Michael II. (der Stammler). Auch dieser Kaiser war gegen die Bilder und ebenso sein Sohn und Nachfolger Theophilus. Aber noch einmal sollten die Frauen die Retterinnen der Bilder werden. Die eigene Schwiegermutter des Kaisers, Theoktista, und ihre Tochter Theodora, die Gemahlin des Kaisers, waren dem Bilderdienste zugethan. Sie hielten aber ihren Cultus geheim. Die Schwiegermutter soll ihren Enkelinnen geboten haben, im Verstohlenen die Bilder zu küssen, die sie bei sich verwahrte. Ein Zwerg, der die Rolle des Hofnarren spielte (nach Andern eine der Enkelinnen selbst) soll diesen geheimen Cult an den Kaiser verrathen haben. Nun hatte sich zwar der Kaiser auf diesen Vorfall hin von seiner Gemahlin das Versprechen geben lassen, nach seinem Tode in Sachen der Bilder nichts zu ändern. Allein die Verhältnisse selbst änderten sich zu Gunsten der Bilder. Theophilus hinterließ einen minderjährigen Sohn, Michael, über den Theodora die Vormundschaft führte. Ihr zur Seite standen noch zwei männliche Vormünder, Theoktistus und Manuel. Beide waren Bilderfreunde. Nur darin waren sie verschieden, daß der Eine, Theoktistus gleich mit Gewalt durchgreifen und die Bilder wieder einführen wollte, während Manuel erst eine günstige Ge-

legenheit abwarten wollte. Nun aber fiel Manuel in eine tödtliche Krankheit. Dieß benützten die Mönche, um ihn zu bearbeiten und ihm das Versprechen abzunöthigen, daß, wenn ihm Gott die Gesundheit wieder schenke, er dann mit Muth und Entschiedenheit zur Einführung der Bilder wirken wolle. Manuel genas, und nun wurden auch alle Anstalten zur Herstellung des Bilderdienstes gemacht.

Der alte Patriarch, der dem kaiserlichen System ergeben war, wurde abgesetzt und an seine Stelle ein Mönch, Methodius gehoben, der sich bisher der Bilder eifrig angenommen hatte. Sodann wurden am ersten Fastensonntag des Jahres 842 in einer feierlichen, aus allen Gegenden zahlreich besuchten Procession die Bilder wieder, vorerst in die Sophienkirche und später in die übrigen Kirchen eingeführt. Zum Andenken aber an diesen letzten und völligen Sieg der Bilder über ihre Gegner wurde nun alljährlich ein Fest gefeiert, das Fest der Orthodoxie. Im Stillen gab es noch immer Gegner der Bilder, aber sie konnten nicht mehr aufkommen. —

Die Kämpfe der dahinsterbenden orientalisch-griechischen Kirche mögen uns als Fieberkämpfe erscheinen; aber wie auch im Fieber hie und da der Geist wieder aufleuchtet und hellere Momente sich einstellen, so hat es auch an solchen nicht ganz gefehlt. Der Streit über die beiden Willen in Christo mag eine dogmatische Spitzfindigkeit genannt werden, und doch hat er in der Entwicklung des Dogma's seine Bedeutung. Dem Streit über die Bilder aber wird man seine große praktische Bedeutung nicht absprechen. Höher und allgemeiner gefaßt dreht er sich um das Verhältniß der bildenden Kunst zur Religion und um die Berechtigung der erstern. Denselben Streit sehen wir im 16. Jahrhundert im Zeitalter der Reformation wiederkehren. Und wie verschieden wurde auch hier die Sache angesehen, selbst von den Anhängern und Vertretern der Reformation! Und bis auf diese Stunde ist die Frage, was von den heiligen Gegenständen dürfe in den Kreis der bildlichen Darstellung gezogen werden, noch nicht zum Abschluß gebracht.

Nachdem wir nun aber diese unerquickliche Parthie hinter uns haben, können wir um so freudiger wieder der abendländischen, germanischen Kirche uns zuwenden. Dort haben wir es nicht mit dem sterbenden „alten Mann", dort haben wir es mit einem jugendlichen Leben zu thun, mit der frischen Wurzel des Baumes, aus dem auch unsere kirchlichen Zustände erwachsen sind und dessen Triebkraft noch nicht erschöpft ist.

Vierte Vorlesung.

Die abendländische Kirche im Zeitalter Karls des Großen. — Karl d. Gr. in seinem Verhältniß zum Papste. Die Kaiserkrönung. — Das Mönchthum. — Chrodegang von Metz und das kanonische Leben. Der Horengesang. — Beda der Ehrwürdige. — Der christliche Cultus. — Orgeln und Glocken. — Kirchengebäude. — Bilder. — Heiligenverehrung. — Messe und Predigt. — Schulen. — Lehrstreitigkeiten. — Adoptianischer Streit. — Ueber den Ausgang des heil. Geistes. — Alcuin.

Von der dahinsterbenden griechischen Kirche wenden wir uns nun wieder der germanischen, näher der fränkischen Kirche zu, welche ihren äußern Abschluß für unsere Periode in Karl dem Großen gefunden hat. Eine Geschichte Karls des Großen erwarten Sie an diesem Orte nicht. *) Nur seine Stellung zur Kirche ist es, die wir zu betrachten haben. Wie faßte Karl der Große seine Aufgabe der Kirche gegenüber? Wir antworten: monarchisch-theokratisch. Das stand ihm fest, daß er von Gottes wegen auch die göttlichen Dinge, soweit sie in das weltliche und staatliche Leben hineinreichen, zu ordnen und zu beaufsichtigen habe, nach dem Vorbilde der Könige Israels und Juda's, eines David, eines Josia u. a. Auch die griechischen Kaiser hatten eine solche Vorstellung von ihrem Amte. Aber wie ganz anders wußte er dieses Amt zu führen! Während er mit fester Hand die Zügel der Regierung hielt, wußte er auch Maß zu halten in Beziehung auf das Regiment in kirchlichen Dingen, und statt eigenmächtig und eigensinnig das Dogmatische und Kirchliche von sich aus zu gebieten, im beständigen Zerwürfniß mit der Geistlichkeit, verstand er es gerade, die Tüchtigsten und Einsichtsvollsten um sich zu sammeln, und schämte sich nicht von ihnen zu lernen, wie er denn den

*) Außer der Biographie des Zeitgenossen Eginhard (Einhard) mögen verglichen werden die neueren Darstellungen von Hegewisch (1791), Ideler (1839), Capefigue (1848) und die allgemeinen Geschichtswerke.

trefflichen Alcuin seinen geliebten Lehrer in Christo nannte und als solchen ihn verehrte. Konnte er sich mit einem David vergleichen, so standen jene Männer ihm zur Seite, wie Samuel und Nathan dem Könige Juda's: ihre Weisheit machte er sich zu nutze und gab dem, was sie von ihrem Standpunkte aus für des Volkes Bildung und geistliche Wohlfahrt für gut erachteten, den königlichen Nachdruck. „Die Kirche lehrt," so lautete sein Wahlspruch, „der Kaiser aber wehrt und mehrt."

Auch zum Bischof in Rom, dem Papste, stellte sich Karl der Große in ein günstiges Verhältniß. Ohne seiner eigenen Würde etwas zu vergeben, behandelte er ihn mit Achtung. „Soll" und „Haben", wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, glichen sich zwischen ihm und dem römischen Stuhl auf eine merkwürdige Weise aus. Er gab mit der einen Hand und empfing mit der andern; er machte sich den Papst zum Dank verpflichtet, und ließ sich gefallen von ihm Huldigungen entgegenzunehmen, wie sie nur dieser ihm bieten konnte. Wie rein und bestimmt, im vollen Bewußtsein seiner königlichen Würde er das sehr delicate Verhältniß auseinander zu setzen wußte, beweist folgende Aeußerung an Papst Leo III.: „Mir liegt ob, mit Hülfe der göttlichen Barmherzigkeit die heil. Kirche Christi überall gegen jeden Anfall der Heiden und jede Verwüstung der Ungläubigen mit den Waffen nach außen zu vertheidigen und im Innern durch Anerkennung des katholischen Glaubens zu befestigen. Euch liegt aber, heiliger Vater, ob, wie Moses die Hände zu Gott zu erheben und meinen Kriegsdienst durch euer Gebet zu unterstützen."

Von Anfang an war der römische Stuhl zu dem fränkischen Herrscherhause in ein eigenthümliches Verhältniß getreten. Nachdem der letzte der Merovinger in ein Kloster gethan wurde und der Papst Zacharias den Pippin hatte salben lassen (sei es durch die Hand Bonifaz, sei es durch eine andere), wiederholten sich die Anläße, da der Papst den König und der König den Papst gebrauchen, da Dienst und Gegendienst geleistet werden konnte. Je weniger die griechischen Kaiser zu Constantinopel im Stande waren, ihr kaiserliches Ansehn in Italien zu behaupten, desto unabhängiger suchten sich die Päpste, ihre Vasallen, zu machen. Wir haben das letzte Mal gesehen, wie es von Zeit zu Zeit zu aufrührischen Bewegungen in Italien kam. Mehr als einmal wurde Rom und die Umgegend von den Longobarden bedrängt. Wie sollten die Päpste sich und vollends den Kaiser gegen sie schützen? Sie bedurften fremder Hülfe, und diese gewährten ihnen die fränkischen Herrscher. So hatte Papst Gregor III. sich genöthigt gesehen, gegen die Einfälle des Longobardenkönigs Luitprand den fränkischen Herzog Karl Martel (734) zu Hülfe

zu rufen. Aehnliches geschah von Seiten Stephans II. gegen Pippin, den Vater Karls des Großen. Dieser unternahm in den Jahren 754 und 755 mit einem ansehnlichen fränkischen Heer einen Zug nach Italien und zwang, nachdem er die Longobarden auf's Haupt geschlagen, ihren König Aistulf zu einem Frieden. Bei diesem Anlaß schenkte Pippin den Landstrich von Ravenna längs der Küste des adriatischen Meeres, der seit Justinian den oströmischen Kaisern gehört hatte und der durch Statthalter (Exarchen) verwaltet wurde (daher das Exarchat), dem römischen Stuhl. Dieß ist die erste Gründung des sog. Kirchenstaates. Von dieser Zeit an war der Papst ein Landesfürst und nahm somit auch in weltlichen Dingen eine andere Stellung ein als bisher.*) Pippin stellte über die Schenkung eine Urkunde aus und betrachtete sich von nun an als den Schutzherrn der Kirche Italiens. Er nannte sich von dieser Zeit an „König der Franken von Gottes Gnaden.“ Die Einfälle der Longobarden erneuerten sich unter ihrem Könige Desiderius. Gegen diesen rief der römische Bischof Hadrian I. den Sohn Pippins, Karl den Großen, zu Hülfe im Jahr 773. Nun unterwarf Karl die Longobarden gänzlich und ließ sich bereits jetzt, um Ostern 774, mit der eisernen Krone zum Könige von Italien krönen. Durch zwei nachfolgende Züge in den Jahren 781 und 782 befestigte sich mehr und mehr die fränkische Herrschaft in Italien, und dadurch wurde das Band immer fester geschlungen, welches den Papst an die Könige der Franken knüpfte. Zu der früheren Salbung kam nun aber ein weiterer Akt, noch folgenreicher als der erste, ich meine die Krönung zum römischen Kaiser. Damit verhielt es sich also:

Im Jahr 800 rief Leo III. den König Karl als Schiedsrichter nach Rom gegen die Anklagen seiner Feinde. Karl entschied zu Gunsten des Papstes. Es war um die Zeit des heiligen Weihnachtsfestes. Karl wohnte der Feier dieses Festes in Rom bei. Er nahm dem Hochaltar gegenüber seinen Platz. Auf einmal schritt der Papst feierlich auf ihn zu und setzte ihm eine Krone auf's Haupt. Das Volk brach in lauten Jubel aus und begrüßte den von Gott Gekrönten als den neuen Constantin, als römischen Imperator und Augustus, ihm Heil und Sieg wünschend.*) Karl machte erst demüthige Einwendungen gegen diese scheinbar unerwartete

---

*) Vgl. über die Papstgeschichte dieser und der folgenden Periode überhaupt: Baxmann, Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII. Elberfeld 1868. (1. Theil.)

**) Carolo Augusto a Deo coronato, magno, pio et pacifico Imperatori Romano vita et victoria!

Huldigung; nichts desto weniger behielt er die Krone und den Titel eines römischen Kaisers bei und legte zum Danke hiefür eine Schenkungsurkunde auf den Altar Petri nieder. Wie sollen wir diese Handlung uns erklären? War sie im Stillen vorbereitet oder eine Ueberraschung? war es eine Huldigung, die der Papst dem Kaiser darbrachte oder war es ein Akt der Gnade, den er als der Statthalter Christi gegen den ihm unterworfenen Erdensohn übte? In letzterer Weise hat es die römische Politik der spätern Zeit gerne gefaßt, kaum aber Karl der Große selbst zu seiner Zeit. Er trug die Krone nicht als ein Geschenk des Papstes, sondern er betrachtete sie als die seinige, von Gott ihm verliehene (wenn auch durch die Hand des Papstes), wie er denn auch das Schwert zum Schutz der Kirche fest in seinen Händen hielt als das weltliche Schwert, das er und er allein im Namen Gottes und zu Gottes Ehre trage. Aber späterhin ließ der Vorfall sich trefflich ausbeuten in dem Sinne, als stehe es in des Papstes Macht, Kaiserkronen zu verschenken und sie auch wieder zu nehmen nach Willkür, und es wird sich uns in der Folge zeigen, wie diese Ansicht nach und nach die herrschende wurde.

Betrachten wir nun das kirchliche Leben in Cultus, Lehre und Sitte, wie es sich in der abendländischen Kirche, zumeist im fränkischen Reiche darstellt.

Die Organe dieses kirchlichen Lebens waren die Geistlichen, unter ihnen aber besonders die Mönche, und so hätten wir denn zunächst auf das Mönchthum unsere Blicke zu richten.

Das abendländische Mönchthum, wie es im sechsten Jahrhundert durch den heil. Benedict von Nursia eine feste Ordnung und Gestalt erhalten, hatte in seinem Wesen etwas weit Ruhigeres und Nüchterneres, ich möchte sagen Menschlicheres als das orientalische Mönchthum. Wenn die Mönche zur Zeit der Bilderstreitigkeiten das Volk aufwiegelten gegen die Kaiser und die Fahne des Fanatismus aufpflanzten, so sehen wir hier eine wohlthätige, dem Zeitalter gemäße Civilisation von den Mönchen ausgehen und zwar in Uebereinstimmung mit dem Kaiser. Die Klöster waren die Bildungsstätten der Geistlichen, und aus ihnen gingen, wie wir bereits gesehen haben, die Missionare und die Lehrer der Völker hervor, welche die Mühe sich nicht verdrießen ließen, nicht nur den harten Boden des Landes urbar zu machen, der ihnen angewiesen wurde, sondern auch das geistige Leben des Volkes zu pflegen so gut sie's vermochten. Wenn je das Mönchthum Verdienste um die Humanität gehabt, so hat es solche in dieser Periode gehabt; oder wer möchte die Erinnerungen austilgen, die sich an St. Gallen, an Reichenau, an Fulda knüpfen?

Wer darf ihre Namen verschweigen, wenn von den Fortschritten der Bildung, wenn von den Anfängen der Literatur in unserm Volke die Rede ist? — Nicht nur die niedern Geistlichen, auch die angesehensten Bischöfe, die höchsten Lehrer und Leiter der Kirche, gingen aus den Klöstern hervor. Die Klöster waren die Zufluchtsstätten der Elenden, sie öffneten ihre Mauern den kampfesmüden Seelen, die durch ihre Schicksale aus dem Verkehr mit der Welt freiwillig auszuscheiden sich entschlossen oder auch dazu genöthigt wurden.

Das Letztere geschah freilich nicht selten, und da zeigt sich uns auch die Schattenseite der Klöster. Mußten doch oft die Klöster die Stelle der Kerker vertreten, hinter deren Mauern die Klage des Elendes verhallte. Wir haben schon vorhin erwähnt, wie der letzte der Merovinger, Chilperich, zum Mönch geschoren und in's Kloster gesteckt wurde. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem baierischen Herzog Tassilo, der sich gegen Karl den Großen aufgelehnt hatte. Schon früher hatte Karlmann, der Bruder Pippins, (747) sich freiwillig in das Kloster San Silvester, auf dem Berge Soracte, begeben. Der Longobardenkönig Rachis legte seine Krone nieder und ging in das Kloster Monte Cassino, scheinbar freiwillig und doch unfreiwillig,*) doch nur auf eine Zeit lang, denn bald trat er wieder hervor. Englische Könige und Königinnen wählten die Klostermauern zu ihrem Wittwenaufenthalt. In Spanien hatte schon im Jahr 691 eine Synode zu Saragossa das Gesetz gemacht, daß alle spanischen Königinnen nach dem Tode ihrer Gatten den Schleier nehmen mußten. Was aber besonders unserm Gefühl von persönlicher Freiheit widerstrebt, ist, daß schon jetzt unmündige, ja neugeborene Kinder von ihren Eltern in's Kloster konnten gebracht werden, und die einmal also Geweiheten, also Geopferten durften später nicht mehr austreten.

Wie das Mönchthum überhaupt dem Papstthum an die Seite tritt, so wurden auch die Klöster nach und nach eine Macht, die der Weltkirche und ihren Vertretern über den Kopf wuchs. Mehrere derselben wußten sich der Aufsicht und auch wohl dem Druck ihrer Bischöfe zu entziehen, indem sie unmittelbar unter den päpstlichen oder unter den königlichen Schutz sich stellten; namentlich genossen die von den Königen gestifteten Klöster besondere Vorrechte. Wollten nun die Bischöfe mit ihrer Geistlichkeit nicht hinter den Mönchen zurückbleiben, so mußten auch sie eine klösterliche Physiognomie, klösterliche Zucht und Richtung annehmen. Wenn früher die Mönche, die aus der Laienwelt hervorgegangen waren,

*) Gregorovius, Geschichte d. Stadt Rom im Mittelalter. Bd. II. S. 295.

sich den Geistlichen accommodirten und ihren äußern Zuschnitt von daher entlehnten, so accommodirten sich jetzt die Geistlichen den Mönchen. Es war der Bischof Chrodegang von Metz im achten Jahrhundert, der den guten Gedanken durchführte, die Geistlichen seines Sprengels zu einem sog. kanonischen, d. h. zu einem klösterlich geregelten, mönchisch disciplinirten Leben zu vereinigen.*) Chrodegang stammte aus einem vornehmen Geschlechte der ripuarischen Franken, und war im Jahr 742, nachdem er unter Karl Martel als geistlicher Rath gedient, von Pippin zum Bischof von Metz befördert worden. Begünstigt von Papst Stephan II. suchte er die in ihrer Art unübertreffliche Benedictinerregel auch auf die bisher ungebundene Geistlichkeit anzuwenden. So wurden nun die bisherigen Diener der Weltkirche gleich den Ordensgeistlichen unter einem Dach, dem Dache des Kapitelhauses vereinigt und gemeinschaftlich an einem Tische gespeist. Sie erhielten eine gleichförmige Kleidung nach dem Schnitt der Mönche, auch wurden sie zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen, namentlich zum Singen der Horen vereinigt. Von Zeit zu Zeit fanden auch Versammlungen statt, in welchen eine priesterliche Censur geübt wurde; man nannte diese Versammlungen Kapitel, angeblich darum, weil darin ein Kapitel der Schrift gelesen wurde. Der Vorsteher des Kapitels hieß Präpositus, woher das deutsche Propst. Die Mitglieder nannten sich Brüder; später heißen sie Chorherren, Domherren, Kapitularen, Kanoniker. Auch diejenigen Pfarrgeistlichen, die nicht im Kapitelhause, die zerstreut wohnten, standen dennoch mit dem Hause in Verbindung. Sie mußten an Sonn- und Festtagen zur Frühmette erscheinen und aßen dann auch als Gäste mit. Im Speisesaal waren sieben Tische. An dem ersten und vornehmsten Tisch saß der Bischof und der an Amt und Würde ihm zunächst stehende Archidiacon: an dieser Ehrentafel speisten die Ehrengäste; dann folgten an einem zweiten Tische die Pfarrer (Presbyter), an einem dritten die Helfer (Diaconen) und dann weiter hinab die Unterhelfer (Subdiaconen) und die Glieder der niedern Orden, alles in strenger hierarchischer Abstufung, wie solche auch beim Sitzen in der Kirche beobachtet wurde. Während der Mahlzeit wurde aus der heil. Schrift oder aus einem Kirchenvater vorgelesen.

---

*) Das Bedürfniß dazu hatte sich wohl auch schon früher gezeigt. Augustin hatte schon einen Versuch der Art gemacht. Auch hatte schon die Synode von Toledo (633) in Beziehung auf die jüngern Kleriker verfügt, daß sie zusammen in einem Zimmer wohnen sollen unter der Aufsicht eines erprobten höhern Geistlichen, der ihr Lehrer und Zeuge ihres Wandels sein soll. Hefele a. a. O. Bd. III. S. 75. vgl. ebend. S. 546.

Wir haben vorhin des Horen- oder Stundengesanges erwähnt. Worin bestand dieser? Im 119. Psalm, V. 164 heißt es: „Ich lobe dich des Tages siebenmal.“ Daraus wurde geschlossen, daß die heilige Siebenzahl eine für die Gebetsstunden maßgebende Zahl sei. Demgemäß wurde die Zeit also eingetheilt: Um Mitternacht ertönte die Nocturn (der Nachtgesang), dann um 3 Uhr Morgens die Matutin, der Morgengesang oder die Frühmette, um 6 Uhr die Prim (die erste Stunde nach biblischer Zählung), um 9 Uhr die Terz (die dritte Stunde), Mittags um 12 Uhr die Sept (die siebente Stunde), Nachmittags um 3 Uhr die Non (die neunte Stunde) und Abends um 6 Uhr der Abendgesang, die Vesper. Zu diesen sieben Gebetszeiten kam aber dann noch eine achte completirend als Schlußgesang hinzu, Abends 9 Uhr, und hieß die Complet; doch finden wir an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten auch eine verschiedene Zählung, so daß bald von einem Octonarium und bald von einem Septenarium die Rede ist.*) In diesen Formen bewegte sich das geistliche Leben wie ein Uhrwerk Tag für Tag, Nacht für Nacht. Wohl mag es von Manchen als todter Mechanismus getrieben worden sein, allein bei den tiefer gestimmten religiösen Naturen mußte dieser Rhythmus des geistlichen Lebens, dieses Kommen und Schwinden der Stunden auf den Flügeln des Gebetes wohlthätig auf das der Welt abgekehrte, rein in die Andacht versenkte Gemüth wirken. Unsere geschäftige Zeit, die beständig mit sich selbst geizt mit ihrem Wahlspruch „Zeit ist Geld“, die jede Stunde verloren achtet die nichts einträgt, unsere Zeit nennt ein solches Leben Müßiggang, und wir sind weit entfernt, es zurückzuwünschen oder da festhalten zu wollen, wo es noch als ein Anachronismus besteht. Aber wer möchte die Männer, die jenem Horengesange nicht etwa mit innerem Widerstreben, sondern mit voller Befriedigung ihrer Seele sich unterzogen, Müßiggänger schelten, wenn er bedenkt, was sie trotz ihres Horensingens für die Förderung der Wissenschaft und des praktischen Christenthums geleistet, wenigstens Manche unter ihnen? Ora et labora (bete und arbeite) — das war die einfache Regel, der sie folgten, nach ihrer Weise und ihrer Zeit gemäß.

Lassen Sie mich ein einziges Beispiel anführen von einem solchen Klostermann, der sein Leben unter dem Singen der Horen verbrachte und dabei doch einer der vorzüglichsten Stammhalter der mittelalterlichen Cultur wurde; ich meine den Angelsachsen Beda den Ehrwürdigen (Beda venerabilis), geboren um 673 in dem Dorfe Jarrow in Nort-

*) Vgl. Jacobson (unter: Brevier) in Herzogs Realenc. II. S. 375 ff.

humberland und Mönch in dem Kloster gleiches Namens. Er selbst bezeugt uns, wie er seine ganze Lebenszeit in diesem Kloster zugebracht, und wie er neben der Beobachtung der kanonischen Horen seine schönste Befriedigung fand im Lesen und Schreiben und im Verkehr mit der heil. Schrift, und ebenso melden von ihm die Chronisten, wie ihm Tage und Nächte zwischen Gebet und Arbeit dahinflossen. Bei krankem Leibe setzte er mitten unter allen Schmerzen diese Uebungen fort und dabei arbeitete er mit angestrengtem Fleiße an einer Uebersetzung des Evangeliums Johannis. Er hatte dieses verdienstliche Werk bis zum letzten Kapitel gebracht, am Himmelfahrtstage des Jahres 735, da fühlte er, daß sein Ende mit raschen Schritten herannahe. Nun trieb er seinen Schreiber an, rascher zu schreiben, und als er es zu Ende gebracht bis zum letzten Vers, sank er in sein Kissen, dem Tod in die Arme, mit den Worten: „Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohn und dem heil. Geist.“ — Das war ein Mönchsleben, in dem wir das Mönchsideal verwirklicht sehen, ein Typus, der uns eine längst entschwundene Zeit würdig repräsentirt, und wer wird sagen, daß im großen Verlauf der menschlichen Geschichte nicht auch solche Erscheinungen an ihrem Orte ihre Berechtigung haben?*)

Das Mönchthum hat uns auf das Singen der Horen gebracht. Dieses nun aber führt uns auf den Kirchengesang und auf den Cultus der Kirche überhaupt in jener Zeit.

Wir wissen, daß mit dem römischen Bischof Gregor I., mit dessen Tod (604) wir unsern Zeitabschnitt begonnen haben, ein reicherer Cultus aufgetreten war, und mit ihm zugleich der gregorianische Gesang, welcher die früheren Weisen des ambrosianischen Gesanges nach und nach verdrängte. In Rom fand dieser kunstreiche Gesang auch die nöthige Pflege. Aber wie sollten die Franken, deren Kehlen weniger geübt waren, mit den Sängern Roms Schritt halten? Es kam darüber zu merkwürdigen Auftritten am Osterfest 786. Die italischen Sänger schalten die fränkischen rohe, bäurische Thiere. Nun beschloß Karl der Große, dem die Sache eine Ehrensache geworden, an die rechte Quelle zu gehen und nicht länger mit den Bächen sich zu begnügen. Er ließ zwei italische Sänger nach Deutschland kommen, Theodor und Benedict, mit dem Auftrag, seine Leute im Gesang zu unterrichten. Bald standen die von diesen Männern geleiteten Sängerschulen von Soissons und Metz als berühmte Schulen da. Nun tritt auch bald die Orgel neben

*) Vgl. über Beda: G. Lechler in Pipers evangel. Kalender auf 1869. S. 106 ff.

dem Gesang auf, wenn auch vorerst noch in roher und unbehülflicher Gestalt. Der griechische Kaiser Constantinus Copronymus, den wir in der letzten Vorlesung in der Reihe der Bilderstürmer gefunden haben, schenkte dem Pippin ein Instrument (ὄργανον), von dessen Beschaffenheit wir nichts Näheres wissen, auch nicht einmal, ob es zum gottesdienstlichen Gebrauch gedient hat oder nur als Rarität behandelt wurde. Desto gewisser ist, daß wiederum ein griechischer Kaiser und zwar Constantin Michael I. Kaiser Karl dem Großen eine Orgel schenkte, und diese wurde auch in dem Dom zu Aachen aufgestellt. So unvollkommen auch diese Orgel noch mag gewesen sein (Blasebälge von Rinderhaut und metallene Pfeifen hatte sie bereits), so rühmen an ihr die Zeitgenossen in ihren Berichten, daß sie sowohl das Gebrüll des Donners als das sanfte Flüstern der Leier mit dem süßen Schall der Cymbeln vereinigt habe.*) Obgleich indessen die Orgeln griechischen Ursprungs sind, so haben sie in der griechischen Kirche selbst niemals Eingang gefunden, und auch in der Behandlung der Orgel waren nicht Griechen, sondern Italiener die Lehrmeister der Deutschen. Die dicken und schweren Tasten wurden mit den Fäusten in Bewegung gesetzt. Daher sagt man „die Orgel schlagen." — Neben den Orgeln, die wir uns jedoch bis tief in das Mittelalter hinein nur als eine Seltenheit zu denken haben, treten nun auch und zwar allgemein die Glocken auf. Man hat ihren Ursprung früherhin zu hoch hinaufgesetzt. Man hat sie dem Paulinus von Nola in Campanien im vierten Jahrhundert zugeschrieben, aber mit Unrecht. Im sechsten Jahrhundert, zur Zeit des Gregor von Tours, werden signa ecclesiae erwähnt, unter denen man eben die Glocken zu verstehen hat. Bestimmt tritt der Gebrauch der Glocken auf unter dem Nachfolger Gregors I., Papst Sabinianus, im Jahr 604. Schon sechs Jahre darauf, im Jahr 610, wußte der Bischof von Orleans von den Glocken der dortigen Stephanskirche einen praktischen Gebrauch zu machen: er ließ sie läuten beim Herannahen eines feindlichen Heeres unter König Chlotar, und die Feinde ergriffen die Flucht. Noch lange Zeit wurden die Glocken mit abergläubischer Furcht betrachtet als Wesen höherer Art, in deren Macht es stehe, die bösen Wetter oder vielmehr die bösen Geister in der Luft zu vertreiben, welche die Wetter erregen. Karl der Große trat diesem Aberglauben entgegen. Ebenso widersetzte

---

*) Ein St. Gallischer Mönch beschreibt uns das Instrument als organum praestantissimum, quod doliis ex aere conflatis follibusque taurinis per fistulas aeneas mire perflantibus rugitu quidem tonitrui boatum, garrulitatem vero lyrae vel cymbali dulcedine exaequabat.

er sich in einem Kapitular vom Jahr 787 dem Gebrauch, die Glocken zu taufen.*) Nichts desto weniger erhielt sich der Gebrauch noch lange Zeit. Die Zahl der Glocken mehrte sich seit dem neunten Jahrhundert, und so thut denn auch der Geschichtschreiber Walafried Strabo bereits ihrer nähere Erwähnung bei Beschreibung des Gottesdienstes seiner Zeit.**) Die Glockenthürme wurden früher neben den Kirchen aufgerichtet und erst später mit denselben verbunden.

Dieß führt uns auf die Kirchengebäude. Wie haben wir uns diese zu denken? Sehr verschieden. In dem westfränkischen Theile standen noch von Altersher Kirchen wie die des heil. Martin von Tours oder die des heil. Remigius zu Reims. Auch in Italien gab es Prachtgebäude, wie die Basilica von Monza, welche die longobardische Königin Theodelinde zu Ehren Johannis des Täufers hatte errichten lassen, und die von Gundeberge erbaute Johanniskirche von Pavia. Die Peterskirche zu Rom und andere der zahlreichen Gotteshäuser daselbst erfreuten sich der bauenden Hand der Päpste, wie eines Honorius I. († 638).***) Dagegen nahmen sich die schlichten Kirchen Deutschlands ärmlich genug aus. Die meisten waren von Holz; es wird als etwas Besonderes bemerkt, daß die St. Salvatorkirche in Paderborn von Stein gewesen. Etwas ganz Außerordentliches aber im Kirchenbau zu leisten, ließ Karl der Große in Aachen einen Dom bauen, nach dem Muster der Kirche St. Vitalis in Ravenna. Die Grundform der meisten Kirchen war die der Basilica, die wir schon in der alten Kirche gefunden haben. Die eigent-

*) Die Glocke wurde erst mit Wasser ausgewaschen, mit heiligem Oel gesalbt und unter dem Zeichen des Kreuzes und unter Sprechung der drei höchsten Namen geweiht. Mit dem zehnten Jahrhundert kam die Sitte auf, ihnen Namen zu geben (Maria, Susanna u. s. w.). Die verschiedenen Bestimmungen der Glocken finden sich in dem lateinischen Verse angegeben:

Laudo verum Deum, plebem voco, congrego clerum,
Defunctos ploro, nimbum (pestem) fugo, festaque honoro,

oder (nach dem bekannten Motto zu Schillers Glocke): Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

**) De exordiis et incrementis rerum ecclesiasticarum. (Bibl. patr. XV. p. 183). Er bezeichnet die Glocken als gegossene und bewegliche Gefäße (vasa fusilia et productilia) und faßt ihren Gebrauch bereits religiös auf. „Es soll die silberreine Lehre durch den ehernen Mund der Glocken sich kundgeben als eine gediegene und wohlklingende zugleich, weder angefressen vom Rost der Ketzerei, noch lahm gelegt durch Saumseligkeit und Trägheit, noch durch Schrecken unterdrückt.“ Den Ursprung der Glocken leitet Walafried aus Italien her, und zwar aus Campanien, aber ohne des Bischofs Paulinus zu erwähnen.

***) Von Rom bestellte man sich dann auch die Baumeister nach andern Gegenden hin: So ließ im siebenten Jahrhundert der Bischof von York, Wilfried, nachdem er die dortige Kathedrale durch ein bleiernes Dach geschützt und sie mit Glasfenstern hatte versehen lassen (statt der leinenen Vorhänge), die Bauleute aus Rom kommen zum Aufbau der prachtvollen Klosterkirche in Hoxham an der Grenze Schottlands; vgl. Pipers evangel. Kalender auf 1869. S. 106.

liche deutsche Baukunst aber, der wir so viele herrliche Dome verdanken, die sog. „gothische", hat sich bekanntlich erst später in der zweiten Hälfte des Mittelalters entwickelt. Daß die Kirchen vielfach geschmückt und auch die hölzernen mit Farben ausgemalt wurden, ist mit Grund anzunehmen. Eine weitere Frage aber ist es, wie es mit den Bildern gehalten wurde.

Wir haben bereits gesehen, welche heftige Kämpfe über ein Jahrhundert lang die griechische Kirche bewegten. Ruhiger ging es im Abendlande her. Auch hier waren die Bilder seit längerer Zeit in die Kirchen eingedrungen. Sie gehörten zu dem eben berührten Schmucke derselben. Die Gefahr sie zu verehren lag freilich auch nahe genug, aber auch da wieder wehrte die Klugheit Karls des Großen dem Mißbrauch. In seinem Namen verfaßte Alcuin eine Schrift, die durch ihre Besonnenheit und biblische Nüchternheit vortheilhaft absticht gegen die Art, wie in der griechischen Kirche ein Johann von Damask den Gebrauch der Bilder vertheidigt hatte. Alcuin hielt das rechte Mittel zwischen Bilderstürmerei und Bildergötzendienst. Als Ornamente ließ er die Bilder sich gefallen und fand nicht nöthig, auf ihre Entfernung zu bringen; aber er warnte ernstlich vor deren Verehrung, und wies die Gründe ab, die man zu Gunsten derselben anführte. So bezeichnet er es als Unsinn, zu sagen, man sehe in den Bildern den Wandel der Heiligen abgebildet; denn Tugend und Verdienste der Heiligen sind geistiger Natur und können somit in keinerlei Weise abgebildet, können nicht durch Farben oder irgend einen augenfälligen Stoff sinnlich dargestellt werden. Auch um das Andenken an die Heiligen zu bewahren, sind die Bilder nicht nothwendig. „Die müssen ein schlechtes Gedächtniß haben, die ohne Mithülfe der Bilder nicht können zu einer dankbaren Verehrung Gottes und der Heiligen bewogen werden, und die müssen einen schwachen Geist haben, die nicht vermögen ohne Hülfe der Bilder ihn über das Sinnliche zu erheben. Ueberhaupt ist Gott nicht in sichtbaren Dingen, sondern im Herzen zu suchen; unsere Geheimnisse sind geistiger Art." Bedarf es aber eines Symbols, so genügt das einfache Kreuzeszeichen. Durch diese Siegesfahne des Kreuzes, nicht durch die Bilder ist der alte Feind besiegt, durch diese Waffe, nicht durch die Schminke der Farben ist des Teufels Macht gebrochen, ist die Menschheit erlöst worden. Am Kreuz, nicht an den Bildern, hing das Lösegeld der Welt. — Besonders aber — und schon hierin ächt protestantisch-evangelisch, setzt Alcuin dem Gebrauch der Bilder den Gebrauch der heil. Schrift entgegen. „Mögest du," heißt es, „mit den Lichtern die Gemälde beleuchten, wir haben das

rechte Licht in der heil. Schrift. Was soll es, vor einem Bilde, das keine Augen hat zu sehen, ein Licht anzunden, und vor einem Bilde, das keine Nase hat zu riechen, Weihrauch zu verbrennen?"

Karl der Große ließ dieses Buch Alcuins, an dem möglicherweise auch noch Andere sich betheiligt hatten, das aber den Namen karolinische Bücher (libri carolini) trägt, dem Papst Hadrian I. vorlegen, der sich, wie wir wissen, im Bilderstreite zu Gunsten der Bilder erklärt hatte. Der Papst hatte keine Freude an dem Buche, er widerlegte es. Karl d. Gr. handelte aber auch hier, ohne den Papst zu fragen, nach eigenem Gutfinden in Uebereinstimmung mit seinen Landestheologen. Und so wurde denn auf der Synode zu Frankfurt 794 von der fränkischen Kirche der Grundsatz angenommen, daß die Bilder wie bisher in den Kirchen bleiben mögen als Schmuck; daß ihnen aber keine Verehrung soll gezollt werden. Wir finden hier denselben Grundsatz ausgesprochen, den später Luther den Bilderstürmern gegenüber und den auch die lutherische Kirche festgehalten hat, im Unterschiede sowohl von der römisch-katholischen Kirche, welche die Bilder verehrt, als von der reformirten, welche sie auch als Schmuck fernhält, um keinen Anlaß zur Verehrung zu geben. Dieser Frankfurter Beschluß erhielt auch noch später auf einer Synode von Paris 825 seine Bestätigung. Später freilich drang der Bilderdienst auch in die abendländische Kirche ein und überholte bald die Kirche des Morgenlandes; denn während die griechische Kirche bis auf die Gegenwart nur Malereien und Mosaik, aber keine plastischen Werke in ihren Gotteshäusern duldet, hat die lateinische des Abendlandes späterhin auch diese nicht verschmäht.

Mit dem Bilderdienst steht der Heiligen- und Mariendienst in Verbindung, obgleich beide nicht nothwendig zusammengehören.

Jenes Concil von Constantinopel, welches die Bilder abgeschafft, hatte gleichwohl die Verehrung der Heiligen aufrecht erhalten und diese Heiligenverehrung finden wir denn auch in der abendländischen Kirche und im Frankenlande; namentlich stand der Landesheilige Martin von Tours in hohem Ansehn. Es wurde zu seinem Grabe gewallfahrtet und sehr angelegentlich ward er als Nothhelfer in Krankheiten angerufen. Karl d. Gr. stand nicht so weit über seiner Zeit, daß er das Unstatthafte des Heiligen- und Mariendienstes eingesehen und solchen abgeschafft hätte; aber ein sicherer Takt leitete ihn darin, daß er die Zahl der Heiligen und ihrer Feste zu beschränken suchte; er erließ 794 von Frankfurt aus eine Verordnung, wonach keine neuen Heiligen durften eingeführt und ihnen keine Kapellen an den Landstraßen durften errichtet werden.

Was aber die christlichen Feste überhaupt betrifft, so finden wir, daß ein Concil von Mainz im Jahr 813 für die fränkische Kirche nachstehende Feiertage festsetzte: Zwei Marienfeste (Mariä Reinigung und Mariä Himmelfahrt), sodann das Weihnachtsfest und acht Tage darauf das Fest der Beschneidung (nicht als bürgerliches Neujahr), ferner das Fest des Erzengels Michael, das Fest der beiden großen Apostel Peter und Paul und Johannis des Täufers. Zu diesen kommen noch der Andreastag und die National-Heiligenfeste des heil. Remigius (von Reims) und des heil. Martin von Tours. Ueberdieß feierten die einzelnen Kirchen das Fest der Heiligen, deren Ueberreste unter ihrem Altare ruhten. Ein Fest endlich, das dem ganzen Chor der Heiligen galt und das in der griechischen Kirche schon früher aufgekommen war, ist das Fest aller Heiligen. Die Einführung dieses Festes in die Kirche des Abendlandes fällt schon in's siebente Jahrhundert. Als im Jahr 610 der griechische Kaiser Phokas dem römischen Bischof Bonifaz IV. das Pantheon in Rom zum Geschenke machte, weihete der Papst diesen heidnischen zu einem christlichen Marientempel, in dem zugleich auch alle Heiligen, wie früherhin alle Götter, ihre Verehrung finden sollten, und diese örtliche Vereinigung aller Heiligen in ein und denselben Tempel führte nun auch auf eine zeitliche, d. h. auf die Einführung eines Tages, der allen Heiligen zugleich geweiht war, und dieser Tag war der erste November. Alcuin preist dieses Allerheiligenfest als ein besonders herrliches Fest der Kirche. „Wenn," schreibt er an den Bischof Arno von Salzburg, „schon zu den Zeiten des alten Bundes das Gebet des Elias vermögend war den Himmel zu öffnen und zu schließen, wie viel mehr wird solches die Gesammtheit der Heiligen des neuen Bundes vermögen, denen die Schlüssel des Himmelreichs übergeben sind, wenn sie von der Gemeinde der Gläubigen darum angerufen und, wie sie es verdienen, geehrt werden." Wir sehen, in diesem Stücke war Alcuin ganz der katholischen Anschauung ergeben, so frei er über die Bilder dachte.

Daß schon seit Gregor I. die Feier der Messe den Mittelpunkt des Gottesdienstes bildete, ist bekannt. Wie sehr hatte sich diese von der einfachen Abendmahlsfeier entfernt, wie sie Christus angeordnet, so daß ihr Ursprung kaum mehr zu erkennen war! Es liegt zwar, das muß anerkannt werden, in den weiten Dimensionen, welche die Meßhandlung mit der Zeit annahm,*) ein großartiger, wir möchten sagen künstlerischer

*) Wie eines nach dem andern gekommen, eines aus dem andern sich entwickelt, ist hier nicht näher zu verfolgen. Wir fassen das Resultat von Jahrhunderten zusammen, wobei einzelne Züge auch schon über unsre Periode hinausgreifen.

Gedanke. Es ist ein dramatischer Fortschritt in allen den symbolischen Vorgängen, vom Auftreten des celebrirenden Priesters am Altar (Introitus) und dem Bekenntniß der Schuld zum Kyrie Eleison und von da zur großen Doxologie (Gloria in excelsis), worauf der Priester mit dem Dominus vobiscum der Gemeinde sich zuwendet und sie zum Gebet auffordert (oremus). Wir hören dann die Vorlesung der Epistel und des Evangeliums. Zwischen beide Handlungen tritt das Graduale (ein Gesang), während der Diacon den Ambon (Lectorium) besteigt. Mit dem Halleluia schließt sich der erste Akt (Missa catechumenorum) und es folgt nun die Meßhandlung im engern Sinne (Missa fidelium), die mit dem Glaubensbekenntniß der Kirche (Credo) beginnt. Wiederum ein Dominus vobiscum und ein Gebet, worauf das Offertorium (die Darbringung) und unter weiteren Ceremonien die Consecration, die geheimnißvolle Wandlung sich vollzieht unter Adoration der Gemeinde und der Fürbitte für Lebende und Todte, und nun der rührende Gesang des Agnus Dei („o Lamm Gottes, unschuldig", so singt auch noch die evangelische Gemeinde heutzutage mit der alten Kirche) und dann die Communion selbst, der Gebet und Danksagung folgt mit dem Friedensgruß und dem Segen. Aber bei allem Großartigen und Erhebenden, das in der Feier liegt, wenn sie verstanden wird, fühlen wir uns doch von fremdartigen Elementen berührt, die sich dem Ursprünglichen beigemischt haben, und nur um so auffallender muß uns der Abstand erscheinen zwischen dieser mittelalterlichen Feier und der apostolischen. Aus einem Liebes- und Gedächtnißmahl der Jünger, die sich durch den Genuß des geweihten Brotes und des gesegneten Kelches mit ihrem unsichtbaren Haupte und sich unter einander als Glieder verbanden, war nicht nur eine Opferhandlung geworden, wie die eben beschriebene, sondern (und darin lag noch etwas viel Bedenklicheres) zugleich eine Opferhandlung, die der Priester möglicherweise auch dann vollziehen konnte, wenn die Gemeinde gar nicht anwesend war. Dieses Meßopfer sollte nicht nur den Lebenden, es sollte auch den Seelen der Abgeschiedenen zu gut kommen, die man sich an einem besondern Orte der Reinigung, in dem sog. Fegfeuer dachte. Auch hier können wir nicht erwarten, daß Karl der Große und seine Theologen zu der reinen Erkenntniß hindurchgedrungen wären, wie etwa die Reformatoren des 16. Jahrhunderts. Aber als eine gute Verordnung müssen wir es ansehen, wenn doch wenigstens von dem Mainzer Concil 813 darauf gedrungen wurde, daß die Messe in Gegenwart der Gemeinde und nicht als Winkelmesse gefeiert werde; „denn wie soll," heißt es, „der Priester das Sursum corda (empor die Herzen!), das Dominus

vobiscum (der Herr sei mit Euch!) sprechen, wenn Keiner da ist, an den die Worte können gerichtet werden?" Und Theodulph von Orleans erinnerte an das Wort des Herrn: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Daß es aber überhaupt nicht gethan sei mit äußern Ceremonien, daß die Verkündigung des göttlichen Wortes die Hauptsache bleibe, das sah Karl der Große mit seinem hellen, praktischen Geiste wohl ein. Darum sorgte er so treulich für die Predigt. Schon früher hatten Concilien zu wiederholten Malen auf die von den Geistlichen vernachläßigte Predigt gedrungen, aber ohne rechten Erfolg. Auch hier war es Alcuin, der seinen Zeitgenossen zu der Einsicht zu verhelfen suchte, daß das Predigtamt vor allen Dingen den Bischof ziere und daß hinwiederum die Predigt müsse gegründet sein auf die heil. Schrift. In einem Brief an seinen königlichen Freund und Herrn dringt er darauf, daß nicht nur Bischöfe, sondern auch Priester und Diaconen sich des Predigtamtes befleißigen sollten. Und Karl der Große ging willig auf diesen Gedanken ein und traf die geeigneten Vorkehrungen, die bei der Unwissenheit vieler Geistlichen nöthig waren. Es wäre in der That zu viel verlangt gewesen bei dem damaligen Stande der Bildung, daß jeder Geistliche aus dem eigenen Schatz seiner aus der Schrift gesammelten Religionserkenntniß und aus dem Schatze seiner Erfahrung heraus hätte predigen sollen. Wenn je, so waren hier die Vorbilder und Muster der alten Kirche wohl angebracht. Und so ließ Karl der Große durch den Paul Warnefried (Paul Diaconus) *) ein sog. Homiliarium (Postille) anfertigen, d. h. eine Sammlung von Homilien oder Predigten der Kirchenväter, eines Ambrosius, Hilarius, Augustinus, Chrysostomus, aus denen an Sonn- und Festtagen die Erklärung der zutreffenden Evangelien und Episteln vorgelesen wurde; das Vorgelesene aber sollte dann wo immer möglich in

*) Paul Diaconus (Levita) stammte aus edelem longobardischen Geschlechte. Geboren 730 in Foro Julii (Friaul), wurde er am Hofe des Königs Ratchis zu Pavia erzogen. Ob er später Notar des Lombardenkönigs Desiderius gewesen, steht dahin. Dagegen ist sicher, daß er bei dem Herzog Arichis von Benevent und dessen Gemahlin Adelperga in hoher Gunst stand. Er leitete die Studien der Fürstin und schrieb für sie eine römische Geschichte. Später wurde er Mönch im Kloster Monte Cassino. Karl der Große machte um's Jahr 782 seine Bekanntschaft und zog ihn an seinen Hof. Sein Herz blieb aber in Italien, und so finden wir ihn auch wieder, nachdem er einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung Karls des Großen und auf die Cultur der fränkischen Kirche und ihrer Klöster geübt, 787 in Benevent. Was von seinen Attentaten auf das Leben seines königlichen Gönners Karl und den über ihn verhängten Strafen erzählt wird, gehört in das Reich der Fabel. Die letzten Jahre brachte Paul im Kloster Monte Cassino zu, wo er seine Geschichte der Longobarden u. a. m. schrieb. Ueber sein Homiliarium vgl. Ranke, in den theol. Studien und Kritiken. 1855. 1856.

die Allen verständliche Landessprache übersetzt werden. — Letzteres ward ausdrücklich von dem zweiten Concil zu Reims 813 geboten. Diese Uebersetzung geschah je nach den Gegenden und ihrer Bevölkerung entweder in das Romanische oder in's Deutsche.

Aber auch den Schul- und Jugendunterricht faßte Karl der Große in's Auge. Je weniger er selbst die Wohlthat eines solchen Unterrichtes genossen hatte (bekanntlich lernte er erst das Schreiben in seinem Mannesalter), desto bemühter war er, diese Wohlthat Andern zu verschaffen. Nicht nur gelehrte Schulen, wie die zu Tours, um welche der unermüdete Alcuin sich höchst verdient machte, erfreuten sich seines Schutzes, sondern auch die Volksschule. Besonders war es der Bischof Theodulph von Orleans, der ihn hierin unterstützte. Wie der große Kaiser selbst in den Schulen nachsah, die Fleißigen aufmunterte, die Trägen beschämte, davon zeugt die bekannte Anekdote seines Besuches in der Klosterschule zu St. Gallen. Was er aber weiter gethan zur Förderung der Wissenschaft, wie er einen Kreis der edelsten Männer um sich sammelte, die ihn in die Kenntniß des Alterthums und der Sprache einführten, ist hier nicht weiter zu verfolgen. Darf man auch den vornehmen Namen einer Akademie nicht auf diesen Freundes-Gelehrtenkreis anwenden, so hat er gerade für uns eine um so größere Bedeutung, je weniger er an eine conventionelle Form gebunden war.

Eine nicht unwichtige Frage ist nun auch die, wie sich Karl der Große den Lehrstreitigkeiten gegenüber verhielt. Daß er es für seine Pflicht erachtete, die Rechtgläubigkeit gegen die Irrlehre zu schützen, haben wir vorhin aus seinem Munde vernommen. Aber wohl hütete er sich vor jener Anmaßung der byzantinischen Kaiser, vom Throne aus den Glauben zu reguliren und Glaubensformen der Kirche zu octroiren. Er überließ den Theologen das Theologische zu ordnen und handhabte dann wohl als oberster Schirmherr der Kirche die rechtgläubige Lehre, soweit er sich dazu verpflichtet hielt.

Außer der schon erwähnten Bilderstreitigkeit, die das Abendland nur mittelbar berührte, sind es zwei Lehrstreitigkeiten, die wir unter seiner Herrschaft im Abendlande auftauchen sehen, die eine betraf das Verhältniß der göttlichen Natur Christi zur menschlichen Natur, die andere aber das Ausgehen des heil. Geistes vom Vater und vom Sohne. Beide sind nur die Nachklänge früherer Streitigkeiten.

Sie werden es auch nicht tadeln, wenn ich mit Rücksicht auf die Natur dieser Vorlesungen beide nur kurz erwähne.

In Spanien hatten die Westgothen in dem Dreikapitelstreite (s. Band I. S. 593) sich nicht an die Verurtheilung jenes Theodor von

Mopsvheste gekehrt, der den Unterschied der beiden Naturen in Christo scharf hervorhob. Im Gegentheil hielten sie dessen Schriften (in lateinischer Uebersetzung) hoch in Ehren. Schon aus diesem Grunde kann es uns nicht wundern, wenn zwei spanische Bischöfe, der Erzbischof Elipandus von Toledo, Primas der spanischen Kirche auf saracenischem Gebiete, und sein Schüler Felix von Urgel die Lehre verbreiteten, Christus sei in doppelter Weise Sohn Gottes; das eine Mal sei er es seiner göttlichen Natur nach und das von Ewigkeit her, das andere Mal aber sei er es seiner menschlichen Natur nach, und als Mensch sei er nur der Adoptivsohn und nicht der eigentliche Sohn Gottes; er sei es nicht von Natur, sondern aus Gnaden. Möglicherweise hatten diese Männer sich gerade dieser Lehrform mit Vorliebe bedient, um den Muhammedanern in Spanien, mit denen sie in Berührung kamen, die Lehre der Christen annehmlicher zu machen, indem sie dadurch dem Vorwurf entgingen, als erwiesen die Christen einem Menschen als solchem göttliche Verehrung. —

Felix, dessen Bisthum unter das fränkische Zepter gehörte, ward auf eine Synode nach Regensburg citirt im Jahr 792 und zum Widerruf genöthigt. Nach Spanien zurückgekehrt trug er aber die alte Lehre auf's neue vor, und zu größerer Sicherheit seiner Person zog er sich in den Theil Spaniens zurück, der unter saracenischer Herrschaft stand. Nun aber trat der gelehrte Alcuin, der unterdessen aus England in's fränkische Reich zurückgekehrt war, gegen ihn auf. Eine Versammlung von 300 Bischöfen in Frankfurt (dieselbe, welche auch jenen Beschluß wegen der Bilder faßte) im Jahr 794, verdammte die adoptianische Lehre, und dasselbe that eine dritte Synode zu Aachen im Jahr 799, auf welcher ein öffentliches Gespräch zwischen Alcuin und Felix stattfand. Alcuin war seinem Gegner überlegen und dieser leistete zum zweiten Mal Widerruf. Er blieb bis zu seinem Tode (816) unter der Aufsicht des Erzbischofs von Lyon. Elipandus dagegen beharrte auf seinem Lehrsatze. Da er im maurischen Theile Spaniens lebte, konnte ihm niemand etwas anhaben. Allein, nachdem er einige Zeit lang Aufsehen gemacht hatte, fiel schon im neunten Jahrhundert sein Dogma der Vergessenheit anheim.

Von größern Folgen als diese Streitigkeit war die andere über den Ausgang des heil. Geistes, weniger um ihrer innern Wichtigkeit als um der äußern Folgen willen.

Die griechische Kirche hatte sich, gemäß der früheren Concilien-Beschlüsse, einfach an die Lehre und an den Ausdruck gehalten, daß der heil. Geist (als die dritte Person der Dreieinigkeit) ausgehe vom Vater,

ohne dabei des Sohnes ausdrücklich zu erwähnen. Auch die abendländische Kirche bekannte sich zu derselben Lehre; nur fügte sie bei weiter fortgeschrittener Entwicklung ihres dogmatischen Bewußtseins hinzu, daß der Geist, wie er ausgehe vom Vater, so auch ausgehe vom Sohn. Sie schob auch die Formel „und vom Sohne" (filioque) in die lateinische Uebersetzung des griechischen Bekenntnisses ein. Wann und wo diese Einschaltung geschehen, ist nicht gewiß. Nur so viel wissen wir, daß schon im sechsten Jahrhundert der westgothische König Rekkared, als er vom arianischen Bekenntniß zurücktrat, das orthodoxe Glaubensbekenntniß mit dem Beisatz ablegte. Nun aber erhob sich in der griechischen Kirche ein gewaltiger Lärm deßhalb. Die Lateiner wurden der Verfälschung des Glaubensbekenntnisses beschuldigt. Diese aber suchten zu zeigen, wie die nothwendige Consequenz der Orthodoxie es verlange, daß wenn der Geist vom Vater ausgehe, er auch vom Sohn ausgehen müsse, dieweil der Sohn gleiches Wesens sei mit dem Vater, was ja auch ihres Ortes die Griechen behaupteten. Auch bei diesem Streite betheiligte sich Alcuin. Die Sache sollte auf einer Synode in Aachen im Jahr 809 entschieden werden, und sie wurde dahin entschieden, daß der Beisatz „und vom Sohne" als berechtigt und dem katholischen Glauben gemäß erfunden wurde. Auch der Papst Leo III., dem diese Beschlüsse mitgetheilt wurden, billigte die Lehre, obgleich er die unberufene Einschaltung der Lehrformel in das alte Glaubensbekenntniß tadelte. Und darin hatte er Recht. Kirchliche Glaubensbekenntnisse sind historische Aktenstücke. Man kann über sie hinausgehen in der Lehre, man kann sie ergänzen und erweitern durch die Entwicklung der Lehre, aber ihren Wortlaut soll man nicht willkürlich verändern.

Die griechische Kirche wollte aber auch von der weiteren Entwicklung der Lehre nichts wissen. Sie blieb bei der beschränkten und knappen Fassung, daß der Geist nur ausgehe vom Vater, und eine spätere Zeit wird uns zeigen, wie sie diese Differenz benützte, um die abendländische Kirche des Abfalls vom Glauben der Väter zu beschuldigen und endlich eine Trennung beider Kirchen herbeizuführen. Es waren freilich ganz andere Dinge, als diese dogmatische Sylbenstecherei, welche die beiden Kirchen auseinandertrieben, aber wie hat man sich doch zu allen Zeiten gerne an einen Buchstaben gehängt, wo der böse Wille Händel suchte und jede Möglichkeit sich mit dem Gegner zu verständigen von vornherein abschnitt! Gewiß hatte der Geist Gottes, über dessen Ausgehen vom Vater und vom Sohn die beiden Hälften der Kirche sich stritten, am wenigsten Antheil an diesem Streite selbst; denn die Verheißung, daß dieser Geist die Seinen in alle Wahrheit leite, kann doch

nur denen gelten, die von diesem Geiste sich leiten lassen, der nicht ein Geist der Zänkerei und der Spaltung, sondern ein Geist der Einigkeit durch das Band des Friedens ist.

An dieser Einsicht hat es denn auch den bessern Theologen zu keiner Zeit gefehlt. Wir freuen uns, sie auch bei Karl dem Großen und in seinen Umgebungen vertreten zu finden. Wir würden die Verdienste Karls des Großen um die Kirche schlecht begreifen, wollten wir in ihm nur den Beschützer der Orthodoxie nach außen sehen. Nicht minder lag ihm wahrlich die innere Förderung der christlichen Wahrheit und die Pflege des christlichen Geistes am Herzen. Dabei leitete ihn das richtige Gefühl, daß nur aus der rechten Bibelerkenntniß auch die rechte Theologie erwachse. Nun war es bekanntlich die lateinische Uebersetzung der Bibel, die Vulgata, an deren Text die Theologen jener Zeit gewiesen waren. Dieser Text aber war durch Schuld der Abschreiber vielfach verderbt. Darum übertrug Karl dem Alcuin eine Revision des Textes. Alcuin unterzog sich der schwierigen Arbeit und überraschte den Kaiser nach dessen Krönung mit einer zierlich geschriebenen lateinischen Bibel als der Frucht seiner Arbeit. „Er habe lange gesonnen," schrieb er, „womit er ihn beschenken wolle; endlich habe ihm der Geist Gottes selbst eingegeben, ihm dieses beste aller Geschenke zu überreichen."

Wir haben den Namen Alcuins häufig genannt. Nichts Bedeutendes geschah in der fränkischen Kirche ohne ihn. Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf seine Person und sein Leben! Auch Alcuin war ein Angelsachse und stammte aus einem der edlen Geschlechter dieses Volkes. Geboren 735 zu York bildete er sich auch in der erzbischöflichen Schule seines Vaterlandes zum Geistlichen und Gelehrten. Der Erzbischof Egbert, Alcuins Lehrer, war selbst wieder ein Schüler jenes ehrwürdigen Beda, den wir oben als den einen der edelsten Vertreter des Mönchthums kennen gelernt haben. Nachdem Alcuin eine Reise nach Frankreich und Italien unternommen und auch dem römischen Stuhl sich genähert hatte, ward er selbst Vorsteher der Schule in York. Dann unternahm er eine zweite italienische Reise, und auf dieser begegnete er Karl dem Großen in Pavia. Karl lud ihn zu sich nach Frankreich ein. Alcuin, der in dieser Einladung einen göttlichen Wink zu erkennen glaubte, folgte ihm im Jahr 782, begleitet von einigen seiner Schüler. Schon früher hatte Karl auch andere Gelehrte aus Italien, wie einen Paul Diaconus und Peter von Pisa an seinen Hof gezogen. Alcuin wurde nun der Lehrer Karls und seiner Kinder, der Söhne Pippin, Karl und Ludwig. Er lebte lange Zeit am kaiserlichen Hoflager, bis er sich 796 nach dem Kloster Tours zurückzog, dessen Schule er, wie schon bemerkt,

zu einer Musterschule emporhob. Ueber die schriftstellerischen Verdienste Alcuins können wir uns hier nicht weiter verbreiten. Auch sie standen in näherm Bezug zur kaiserlichen Familie. So war es die Schwester Karls des Großen, Gisla (Lucia) nebst ihrer Freundin Richtrudis, die ihn zu seiner Auslegung des Evangeliums Johannis veranlaßte. Auch sonst waren es Männer und Frauen von Stande, die ähnlich wie Karl der Große bei dem geliebten Lehrer Aufschluß und Belehrung über göttliche und menschliche Dinge suchten. So schrieb Alcuin auf Verlangen eines höhern Reichsbeamten Wido ein Buch über Tugenden und Laster, also eine Art von christlicher Sittenlehre; desgleichen auf die Bitten einer vornehmen und gebildeten Dame, die er Eulalia nennt, ein Buch über die Natur der Seele, voll tiefer philosophischer und theologischer Gedanken. So ließ er sein Licht nach allen Seiten hin leuchten als ein wohlthätiges und belebendes Licht. Gehört Alcuin auch nicht zu den gewaltigen, schaffenden Geistern, wie Augustin vor und die großen Lehrer des Mittelalters oder die Reformatoren nach ihm, welche der Kirche auf Jahrhunderte hin ein Gepräge aufgedrückt und sie in neue Bahnen geleitet haben, so erscheint er uns doch als eines der edelsten Werkzeuge, deren die Vorsehung sich bedient hat, um die Keime der aufblühenden Wissenschaft und Bildung im Abendlande zu pflegen und einen soliden Grund zu legen, auf dem Andere fortbauten. In Alcuins Persönlichkeit sammelten und concentrirten sich gleichsam die Strahlen, von denen wir Karl den Großen und seine Zeit beleuchtet sehen. Beider Leben scheint auf das innigste verbunden. Es ist zu wenig gesagt, wenn wir, nach modernem Ausdruck, Alcuin den Cultminister Karls des Großen nennen; er war die Seele der karolinischen Herrschaft, der gute Genius des Kaisers auch in Beziehung auf Regierungsmaximen. Alcuins Gelehrsamkeit war keine todte, trockene Schulgelehrsamkeit, sondern was die classischen Werke der antiken Weisheit und was Bibel und Christenthum Großes und Erhebendes boten, das hat er in schöner Vereinigung zum Besten seiner Zeit und der Nachwelt verwerthet. Alcuin starb den 19. Mai 804, zehn Jahre vor seinem königlichen Freunde. — Daß zwischen Beiden in der letzten Zeit eine Spannung eingetreten, mag bedauert werden. An der Bedeutung, die beide Männer, jeder für sich und in ihrem Verhältniß zu einander hatten, hindert es nichts.

Karl der Große starb den 28. Januar 814 nach einer 47jährigen Regierung. Seine Leiche ward in Aachen beigesetzt. Die Kirche hat ihn später unter die Heiligen versetzt. Wenn aber Einem der Beiname des Großen gebührt, so gebührt er ihm.

Fünfte Vorlesung.

Sittliche Zustände unter Karl dem Großen. Jagdlust. — Der heil. Hubertus. — Sendgerichte. — Das Bußwesen. — Zweite Periode: Die Zeit von Karls des Großen Tod bis auf Gregor VII. — Die Zeiten Ludwigs des Frommen. — Verbreitung des Christenthums in Scandinavien. — Anschar und seine Nachfolger. Kämpfe in Dänemark, Schweden und Norwegen.

Ehe wir das Zeitalter Karls des Großen verlassen, thun wir noch einen Rückblick auf den allgemeinen christlichen Culturboden der Zeit, d. h. auf den Bildungszustand der Geistlichen und des Volkes, wie wir uns denselben im siebenten und achten Jahrhundert und theilweise auch noch für die folgende Zeit durchschnittlich zu denken haben. Daß nur wenige Geistliche im Stande waren, den Forderungen zu entsprechen, wie sie Karl der Große an seine Zeit stellte und daß eben darum auch diese Forderungen häufig herabgestimmt werden mußten, liegt auf der Hand. — Stubengelehrte, wie sie unsere Zeit in Fülle hat, dürfen wir unter dem damaligen Klerus nicht erwarten. Selbst die Mönche waren nicht so auf ihre Zellen beschränkt, daß sie nicht auch wieder in jenem unmittelbaren Verkehr mit der Natur gestanden hätten, der unsern Gelehrten großentheils abgeht. In der frühern Zeit, namentlich in der Zeit eines Gallus und Columban, wo es noch galt, Wälder auszureuten und entweder mit den Thieren des Waldes den Kampf aufzunehmen, oder ihr Fleisch zur Nahrung, ihr Fell zur Decke des Leibes zu gewinnen, da darf es uns nicht wundern, wenn wir auch unter den Geistlichen des Landes Söhne Nimrods erblicken, die des Waidwerkes aus Noth pflegten. Manchen unter ihnen wurde aber auch die Jagd zur Lust und zur Leidenschaft. Es kam die Zeit, da es Noth that, nach dieser Seite hin Schranken zu setzen. Nachdem die Jagd aufgehört eine Nothwehr zu sein, sollten die Geistlichen nur noch auf die Thiere Jagd machen, deren Haut sie zum Einbande der Bücher nöthig hatten. Bekannt ist die Legende

des heil. Hubertus aus dem Anfange des achten Jahrhunderts. Er war der Sohn eines Herzogs von Guiana, Namens Bertrand, und lebte am Hofe des fränkischen Königs Theoderich (nach andern Pippins). Einst jagte er und zwar in der heiligen Leidenswoche des Herrn in dem Ardennerwalde; da erscheint ihm in der Nähe eines Klosters ein weißer Hirsch mit einem Kreuz zwischen dem Geweih. Hubertus versteht den göttlichen Wink. Er legt das Waidwerk nieder, er wird Einsiedler und später Bischof von Mastricht und Lüttich an der Stelle des heil. Lamprecht, dem er seine Bekehrung verdankte. Diese Legende versinnbildet uns den Uebergang aus der wildern in die stillere Lebensweise der Geistlichen. Weil aber dann auch späterhin das Weltliche unter den Schutz der Kirche oder eines ihrer Heiligen gestellt ward, so ist der heil. Hubertus der Schutzheilige der Jäger geblieben bis auf diesen Tag.*) —

Es war aber nicht die Jagdlust allein, es waren oft rohe Aeußerungen der Sinnenlust, welche den Geistlichen untersagt und an ihnen gerügt werden mußten. Wir stoßen im Morgen- wie im Abendlande auf Verordnungen, die uns kein sehr hohes Bild von der sittlichen Haltung der Geistlichen jener Zeit geben.

So muß die zweite trullanische Synode (692) den Geistlichen verbieten, Weinschenken oder gar Bordelle zu halten, öffentlich bei Pferderennen und Schauspielen sich zu zeigen oder an letztern sich zu betheiligen; desgleichen untersagt sie den Dienern der Kirche das Würfelspiel und die persönliche Theilnahme an Tanz und Spiel bei Hochzeiten. Aehnliche Verbote treffen wir auf den abendländischen Synoden zu Rom (826), zu Soissons (853), zu Pavia (876), zu Augsburg (952)**) nebst Verordnungen gegen Unzucht (adulterium), Völlerei, Trunksucht u. s. w. Um das Jagen zu verhindern, wird das Halten von Hunden und Falken des öftern untersagt; aber auch dem Wucher der Geistlichen muß gesteuert werden, freilich so, daß (nach den herrschenden Vorstellungen der Zeit) auch schon das Ausleihen von Geld auf Zinsen dahin gezählt wurde. — In keinem Falle aber diente es zur Hebung der Sittlichkeit, wenn schon jetzt darauf hingearbeitet wurde, den Geistlichen die Ehe zu untersagen,***) obgleich die allgemeine Durchführung des Priestercöli-

---

*) Es wurde ihm der 3. November angewiesen. Später (erst im 15. Jahrhundert) entstand sogar ein Orden des heil. Hubertus.

**) Vgl. Hefele, Conciliengeschichte im 3. und 4. Band.

***) Man begann damit den Geistlichen wenigstens die zweite Ehe zu verbieten. So auf der zweiten trullanischen Synode. — Auf fränkischen Synoden finden wir schon im 7. Jahrhundert Ehverbote; ebenso auf der neunten Synode zu Toledo (655),

bates einer spätern Zeit vorbehalten blieb; denn nicht nur lebten jetzt noch niedere Geistliche, sondern auch Bischöfe in der Ehe. *)

Ein anschauliches Bild von den sittlichen Zuständen des christlichen Volkes geben uns die sog. Senden (Synoden), die Gemeindeversammlungen unter dem Vorsitze des Bischofs, wie sie im fränkischen Reich geordnet wurden.

Der Bischof machte durch seinen Archidiacon seine Ankunft ein oder zwei Tage vorher bekannt. Der Archidiacon schlichtete unterdessen die geringfügigern Dinge. War der Bischof angelangt, dann wählte er sieben Männer von reifem Alter und gutem Ruf aus der Gemeinde, welche auf die Reliquien schwören mußten, daß sie die Wahrheit sagen wollten. Und nun begann das Fragen. Die Stellung der Fragen giebt uns den besten Maßstab zur Beurtheilung des sittlichen Zustandes. Es wurde gefragt: ob kein Todtschlag, kein Diebstahl, kein Meineid u. s. w. begangen worden? ob kein Zauberer, Wahrsager, Segensprecher vorhanden sei? ob jemand (nach alter heidnischer Weise) Gelübde bei Bäumen, Quellen oder Steinen thue? ob er Lampen oder Geschenke dafür bringe? **) ob irgend ein Hirte oder Jäger des Orts teuflische Sprüche spreche über Brot, Kräuter und dergleichen und dann diese Zauberformeln in hohle Bäume verstecke oder auf Kreuzwegen, um damit Thiere vor Seuchen zu schützen? ob irgend ein Weib vorgebe, daß sie durch Zauberkünste und Segensprechen Haß in Liebe oder Liebe in Haß verwandeln könne? oder ob sie sonst mit bösen Geistern Umgang habe? ob jemand sich durch Speise oder Trank verunreinigt oder die Fasten nicht beobachtet habe? ob jemand das heil. Abendmahl versäumt, an Sonn- und Festtagen gearbeitet, den Zehnten verweigert, sich dem Bann des Bischofs widersetzt habe? ob den Geistlichen die gehörige Ehrerbie-

---

mit der Bestimmung, daß Kinder einer solchen Ehe zu Sklaven gemacht wurden, vgl. Hefele III. S. 94.

*) Nicht bloß im 6. Jahrhundert finden wir noch Bischöffinen (Synode von Tours 567, bei Hefele III. S. 21); sondern noch im 8. Jahrhundert finden wir den Bischof Paschalis von Chur mit einer Gräfin Aesopia verheirathet, die den Titel Episcopa, Antistissa führt. Der Sohn aus dieser Ehe wurde der Nachfolger des Vaters im Amte, s. A. Porta bei Joh. von Müller, Geschichte der Eidgenossen. I. S. 185.

**) Gegen den heidnischen Aberglauben, der noch tiefe Wurzeln im Volke hatte, finden wir eine Menge Synodalbeschlüsse des 7. und 8. Jahrhunderts. So gegen Todtenopfer, Loosdeuterei, Wahrsagerei, Amulete, Augurien u. dgl. Vgl. u. a. das erste deutsche Nationalconcil (concilium germanicum) vom Jahr 742 bei Hefele. III. S. 464.

tung erwiesen werde? ob man gegen Fremde gastfreundlich sei? ob die Taufpathen dafür sorgen, daß die Kinder christlich erzogen werden, d. h. daß sie das Unser Vater und den christlichen Glauben auswendig lernen? ob jemand falsches Maß und Gewicht brauche? Wucher treibe? ob Einer in der Nähe der Kirche unziemliche Lieder singe? in der Kirche plaudere? vor der heil. Messe sich entferne? u. s. f.

Nach Abhörung der Zeugen ward sodann Gericht gehalten und über die Schuldigen die Strafe verhängt. Es bestanden dieselben meist in Leibesstrafen, doch konnten sie schon jetzt in Geldstrafen umgewandelt werden. Es geschah dieß nach Analogie der weltlichen Gesetzgebung der Franken. Die Geistlichen selbst waren damals mit dieser Vertauschung unzufrieden; erst in späterer Zeit entwickelte sich aus dieser Gewohnheit die Unsitte des Ablasses. Schon jetzt aber kam es vor, daß man durch äußere Werke, durch Almosengeben, durch Geschenke an die Kirche, durch das bloße Hersagen von Gebeten die Sünden gutzumachen suchte. Schon jetzt hatte sich ein gewisses System gebildet, nach welchem das Maß der Sünden zu dem Maß der Leistungen in ein gewisses Verhältniß gesetzt wurde: es ward ein Bußtarif aufgestellt, nach dem so und so viel Fasttage auf so und so viel Uebertretungen kamen u. s. w. Hatte doch schon im siebenten Jahrhundert ein Erzbischof von Canterbury eine Anleitung zur Buße geschrieben, an welche sich dann ähnliche Pönitenzbücher, wie die eines Egbert, Erzbischofs von York, im achten, eines Halitgar, Bischofs von Cambray, im neunten Jahrhundert anschlossen, Bücher, in welchen jene äußerliche Handhabung der Buße einen besondern Halt hatte. Es muß aber auch hier zur Ehre der fränkischen Kirche erwähnt werden, daß sie dieser Aeußerlichkeit nach Kräften entgegen zu wirken suchte. Eine Synode von Chalons, im Jahr 813, verbot geradezu den Gebrauch solcher Pönitenzbücher und erklärte sich auf's bestimmteste gegen den Grundsatz, als ob durch äußere Bußwerke Sünden könnten gutgemacht werden. „Nicht nach der Länge der Zeit," heißt es, „sind die Gebete abzuschätzen, sondern nach ihrer Innigkeit; denn ein zerschlagenes und gebeugtes Herz wird Gott nicht verachten." Dasselbe Concil von Chalons erklärte sich auch gegen das falsche Vertrauen auf Wallfahrten. Schon jetzt nämlich geschah es, daß solche die den Müßiggang der Arbeit vorzogen, Bettler und Abenteurer aller Art, sich nach Rom wandten oder auch nach der Kirche des heil. Martin von Tours, um dort Ablaß für ihre Sünden zu suchen, gewöhnlich aber neuen Anlaß zur Sünde erhielten, an einem Ort, wo aller Auswurf des Bösen zusammenfloß. Angesichts solcher Mißbräuche und Verirrungen haben die

trefflichen Männer Alcuin und Theodulph von Orleans ihre Zeitgenossen alles Ernstes angewiesen, durch ein frommes Leben ihren Wandel auf Erden zu zieren, auf daß er ein Wandel zum Himmel werde. Geschähe dieß, dann möchten die Wallfahrten nach Rom gar wohl unterbleiben.

Wir richten nun unsere Blicke auf die Zeit, die unmittelbar dem Tode des großen Karl folgte, auf die Zeit der sog. Karolinger. Da wird es denn offenbar, daß die Söhne dem großen Geist ihres Vaters nicht gewachsen waren, wozu dann noch das Unheil innerer Zwistigkeiten sich gesellte, die nicht wenig dazu beigetragen haben, das Reich und die königliche Macht zu schwächen, die Macht des Papstes aber zu erhöhen. Erinnern wir uns nur mit wenigen Zügen an die politischen Vorgänge!

Als Karl der Große die Augen geschlossen, folgte ihm sein Sohn Ludwig, dem der Beiname des Frommen gegeben worden ist, und fromm mag er genannt werden, wenn wir das Wort in dem Sinn nehmen, in dem es die Zeit oft genommen hat, vom Gehorsam gegen die Kirche und vom Eifer in guten, der Kirche wohlgefälligen Werken. Bezeichnender haben ihn neuere Geschichtschreiber den „Mönch auf dem Throne" genannt. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand in geistlichen Studien und Uebungen, und seine Umgebung bestand weniger aus kriegerischen und ritterlichen Männern, als aus Geistlichen und Mönchen, deren Leitung er sich mehr als billig überließ. Besonders schenkte er sein Vertrauen dem heil. Benedict, Abt von Aniane, unter dessen Aufsicht sämmtliche Klöster des fränkischen Reiches standen. Für Klöster und Klosterregeln und Klosterandachten war Ludwig allerdings besorgt, weniger aber für Schulen und Schulbildung. Was sich Gutes in dieser Hinsicht erhielt, war noch Erbtheil des Vaters. — Und doch konnte es Ludwig mit all' seiner Frömmigkeit der Geistlichkeit nicht zu Dank machen. In dem traurigen Kriege, in den er mit seinen drei Söhnen erster Ehe verwickelt wurde, trat die Geistlichkeit auf Seiten der letztern, und auch der Papst Gregor IV. schloß sich den Söhnen gegen den Vater an. Auf dem Lügenfelde im Elsaß (833) trat der schändlichste Verrath zu Tage. Ludwig mußte entsagen und sich einer schimpflichen Kirchenbuße unterwerfen. Nachdem er dann durch den einen der Söhne, Ludwig den Deutschen, die Krone wieder erlangt hatte, erlag er neuen Demüthigungen und starb zuletzt an einem gebrochenen Herzen auf einer Rheininsel bei Ingelheim (840). Nun kehrten die Brüder selbst ihre Schwerter wider einander; ein blutiger Bürgerkrieg brach aus; in der dreitägigen Schlacht von Fontenay (841) fielen — wenn die Zahl nicht übertrieben ist — an 100,000 Franken als Opfer desselben. Der Vertrag zu Verdün

wandelte die Königin der Frauen, die Himmelskönigin Maria. Diese erklärte dem Knaben, daß er nur dann in diese höhere Gesellschaft könne aufgenommen werden, wenn er der Eitelkeit der Welt und dem kindischen Wesen entsage. Seit diesem Traumgesicht zog sich der Knabe von den Spielen der Genossen zurück und schon im 13. Jahre legte er das Ordensgelübde ab. Das Kloster Corbie stand unter dem Abt Adelhard, einem Verwandten des königlichen Hauses. Adelhard lag dem König an, ein ähnliches Kloster in Sachsen anlegen zu lassen, um dem dort erst eingeführten Christenthum einen Halt zu geben. Auf einem Reichstag zu Paderborn, im Jahr 815, ward der Beschluß gefaßt, ein solches Kloster im Solingerwalde am östlichen Ufer der Weser zu gründen, auf Grund und Boden eines Gutes, das ein sächsischer Großer zu diesem Zweck geschenkt hatte; allein die Gegend war allzu rauh und unfruchtbar, und so ward das Kloster auf das westliche Ufer des Flusses verlegt unweit Höxter in Westphalen, zwischen Kassel und Pyrmont (822). Dieses Kloster wurde nun nach dem Musterkloster, welches das alte oder goldene Corvey hieß, Neu-Corvey genannt, und Anschar war einer der Mönche, die in dieses neue Kloster versetzt wurden. Aber auch da war seines Bleibens nicht. Anschar fühlte sich zum Missionar berufen und zwar durch unmittelbar göttlichen Ruf. In einer Vision war ihm der Herr erschienen. „Gehe hin," hatte er zu ihm gesprochen, „und kehre zurück zu mir mit der Krone des Martyrthums." Der Abt Wala, Nachfolger des Abts Adelhard, empfahl den jungen 25jährigen Mönch dem König Ludwig dem Frommen zu dem Werke in Jütland, und dieser rüstete die Sendboten zu ihrer Reise aus. Mit Anschar zog der Mönch Antbertus. Beide nahmen den Weg rheinabwärts nach Köln. Dort schenkte ihnen der Bischof Hadelbod ein bequemes Schiff, das sie den Niederlanden zuführte. Ueber Dorstadt in Westfriesland nahmen sie den Weg nach dem süd-jütländischen Gebiete. Anschar ließ sich in Hadeby nieder und legte dort eine christliche Schule an. Sein Gefährte erkrankte und starb; aber auch ohne menschlichen Beistand harrte Anschar auf seinem Posten aus im Vertrauen auf die göttliche Hülfe. Schon jetzt richtete er sein Augenmerk wieder nach dem Norden hin, nach Schweden. Dorthin war die Kunde vom Christenthum schon früher gedrungen. Die Sage erzählt von einem schwedischen Prinzen, der schon um's Jahr 720 getauft wurde und daher auch der Getaufte, Skira hieß. Allein diese ersten Spuren des Christenthums, wenn sie wirklich im Lande sich zeigten, scheinen bald wieder verschwunden zu sein, und erst ein Jahrhundert später erscholl der Ruf: kommt herüber und helft uns! Schwe-

dische Kaufleute erschienen 829 am Hofe Ludwigs des Frommen zu Aachen und sprachen ihr Verlangen aus, christliche Lehrer zu erhalten, die sie näher in den Dingen des Heils unterrichteten. Wer war geeigneter, diesen Wunsch zu erfüllen, als der glaubenseifrige Anschar? Er wurde, während ein anderer Mönch, Gislemar, inzwischen nach Dänemark beordert ward, nach Schweden gesendet und ihm ein Mönch aus Corbie, Witmar, als Gefährte beigegeben. Die Reise lief nicht ohne Gefahr ab. Unterwegs wurden sie von Seeräubern angegriffen und rein ausgeplündert; auch die Kirchengeräthe, die sie mitgenommen und die Bücher gingen verloren; mit Noth konnten sie das nackte Leben retten. Da wurden einige der Gefährten verzagt und wollten sich zurückziehn. Anschar aber sprach ihnen Muth ein und ging mit dem guten Beispiel des Gottvertrauens voran. Nach einer höchst beschwerlichen Reise langte er mit den Seinigen in Birka (Biörka) am Mälarsee an. Birka war vermuthlich die Hafenstadt der alten Hauptstadt Schwedens, Sigtuna. Die Fremdlinge wurden von dem Könige des Landes, Biörn, gut aufgenommen, und zu ihrer großen Freude schenkte der königliche Statthalter Herigar (Hergeir) ihrer Predigt ein williges Gehör. Christliche Kriegsgefangene, die sich im Lande befanden, sehnten sich von den neu angekommenen Priestern das heil. Abendmahl zu empfangen, und es wurde ihnen solches gestattet. Herigar ließ sogar auf seine eignen Kosten eine christliche Kirche bauen. Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt in Schweden kehrte Anschar an den Hof Ludwigs zurück und stattete über das Erlebte und Errungene Bericht ab, dann zog er sich für einige Zeit wieder in sein Kloster zurück. Ludwig aber dachte daran, nicht nur die Dienste Anschars zu belohnen, sondern vor allen Dingen dem Christenthum im Norden einen Halt zu geben. So wurde das Erzbisthum Hamaburg (Hamburg) für die Länder jenseit der Elbe gegründet und Anschar zum Primas von Nordalbingien ernannt. Mit großer Feierlichkeit ward die Weihe Anschars durch den Erzbischof von Metz, Drago, in Gegenwart der Vornehmsten aus dem weltlichen und geistlichen Stande vollzogen, im Jahr 833. Die Einen versetzen die Feierlichkeit nach Ingelheim, die Andern nach Diedenhofen. Es folgte sowohl die kaiserliche Bestätigung von Seiten Ludwigs, als die päpstliche von Seiten Gregors IV. Die Einkünfte des Klosters Turholt (Thoroult) in Flandern (zwischen Brügge und Ypern) wurden dem Erzbisthum Hamburg zum Unterhalt angewiesen. Indessen konnte Anschar nur mit Mühe seinen Bischofsitz behaupten. Fortwährend war sein Sprengel den räuberischen Einfällen der angrenzenden Völkerschaften ausgesetzt.

Zuletzt wurde er mit Gewalt vertrieben, die Kirche, die er hatte erbauen lassen, ward ein Raub der Flammen und ebenso die damit verbundene Büchersammlung. Die Schicksale der schwedischen wie der dänischen Mission waren von nun an höchst wechselvoll. Nach Schweden hatte Anschar im Jahr 835 Gauzbert, den Neffen Ebbo's gesendet; allein dieser war durch einen Volksauflauf vertrieben worden, und auch in Dänemark änderten sich die Verhältnisse zu Ungunsten des Christenthums, indem der neue König Horich (Erich) die Christen verfolgte. Dazu kam, daß die Söhne Ludwigs im Vertrage von Verdün nun auch die flandrischen Güter einzogen und so das Erzbisthum von Hamburg seiner ökonomischen Stützen beraubten. Anschar ließ sich durch alle diese Dinge nicht entmuthigen. Er hatte gelernt auf die Hülfe des Herrn warten. So zog er sich denn einstweilen auf die Güter einer christlichen Wittwe im Holstein'schen zurück. Dort gründete er in dem Walde Ramersloh (im Lüneburg'schen), drei Meilen südlich von Hamburg, ein Kloster. Es macht in der That einen betrübenden Eindruck, zu sehen, wie nicht nur weltliche Habgier, sondern auch geistliche Selbstsucht dem segensreichen Wirken des frommen Mannes entgegentrat. Der Bischof Leuderich von Bremen sah mit scheelen Augen die Entstehung des Erzbisthums Hamburg an. Als Anschar, von Haus und Hof vertrieben, bei ihm Zuflucht suchte, verschloß ihm der unbrüderliche Amtsbruder die Thüre. Nach Leuderichs Tode sollten nun beide Sprengel Hamburg und Bremen zu einem Bisthum vereinigt werden. Aber diesem Gedanken Ludwigs des Deutschen widersetzte sich längere Zeit der Erzbischof von Köln, Günther, bis endlich eine päpstliche Bulle im Jahr 858 die Sache entschied. Unbeirrt durch solche Zwischenfälle verfolgte Anschar seinen Hauptzweck, die Bekehrung der Scandinaven. Erst bewog er den Priester Ardgar, einen Einsiedler, nach Schweden zu gehen. Als dieser aber nach kurzer Zeit vorzog, wieder in sein Eremitenleben zurückzukehren, da entschloß sich der unermüdete Anschar noch in seinem hohen Alter zu einer abermaligen Reise nach Schweden. Er fand bei dem König Olaf gute Aufnahme. Ja, der König erlaubte ihm die Frage wegen Einführung des Christenthums vor die große Volksversammlung (Thing) zu bringen, vor welche alle wichtigen Angelegenheiten gebracht werden mußten. Anschar ließ es sich gefallen, um so mehr, als er glaubte in einer Vision einen göttlichen Wink erhalten zu haben, daß die Sache gut ausfallen werde. Auf dem Thing zeigten sich erst die Stimmen getheilt. Da trat ein ansehnlicher Mann auf, dessen Stimme im Volke von Gewicht war. Er erinnerte daran, wie der Gott der Christen nach allem,

was man von ihm höre, ein gar mächtiger Gott sei, und wie er namentlich in Seegefahren und bei anderer Noth mächtige Hülfe leiste. Sie aber seien ein seefahrendes Volk und könnten diese Hülfe wohl gebrauchen. Dieß machte Eindruck. Der Entscheid der Volksversammlung sowohl, als auch das Loos, das geworfen wurde, fielen zu Gunsten des Christenthums aus. Anschar ging nun gleich an den Aufbau einer Kirche in Birka. Seinen Begleiter Erinbert aber, den Neffen Gautberts, ließ er als Priester der jungen Gemeinde zurück; Erinbert wurde später abgelöst durch den Presbyter Ansfried, und dieser war es, der nicht wenig zur Befestigung des Christenthums in Schweden beitrug.

Seinen Lebensabend brachte Anschar in einer Klosterzelle in Bremen zu, unter gottseligen Betrachtungen und Uebungen. Unabläßig war er auch im höhern Alter um die Mission seiner Normannen und auch der Slaven bemüht. Daneben that er Gutes, wo er immer konnte. Nicht einen Augenblick sah man ihn müßig. Immer war er mit etwas Erbaulichem oder doch etwas Nützlichem beschäftigt. Auch als Erzbischof pflegte er mitten unter dem Gebet Netze zu stricken. Er wog das Brot, das er genießen wollte, sich selbst zu, und nie setzte er sich auf seiner Visitationsreise zu Tische, bevor er den Armen Speise und Trank gereicht. Ein härenes Bußgewand bedeckte seinen Leib bei Tag und Nacht; auf der Brust trug er aber eine Kapsel mit Reliquien. Unter den Heiligen der Kirche hatte er sich besonders den heil. Martinus von Tours, den Freund der Armen, zu seinem Vorbild gewählt. Von seiner milden Gemüthsart wußten die Zeitgenossen vieles zu rühmen. Der König der Dänen hatte ihn nach Schweden mit den Worten empfohlen, er habe noch nie einen so milden, guten Mann gekannt. Soll es uns wundern, wenn auch von ihm Wunder gerühmt werden? Er selbst aber erklärte es als das größte Wunder, daß er von Gott die Gewißheit erlangt habe, durch seine Gnade ein frommer, ihm wohlgefälliger Mensch geworden zu sein. Und so war auch sein Gebet, das er öfter vor seinem Sterben wiederholte: „Herr, um deiner Güte willen gedenke meiner nach deiner Barmherzigkeit. Sei mir Sünder gnädig. In deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Nachdem er noch in einem Briefe dem Könige der Deutschen die nordische Mission angelegentlich empfohlen hatte, entschlief er den 3. Februar 865. Er hatte sehnlich gewünscht, den Festtag Mariä Reinigung oder Lichtmeß (den 2. Februar) noch erleben zu dürfen. Und so ward es ihm. Sein Nachfolger im Amte, Rimbert, hat uns zugleich sein Leben beschrieben.*) Er nennt den

*) Uebersetzt von Miesegaes (nebst Ansgars Lebensgeschichte des Willehad),

Anschar einen Märtyrer, weil er nach des Apostels Wort der Welt gekreuzigt war und die Welt ihm. „Wenn μάρτυρ so viel als Zeuge heißt, so war er allerdings ein Zeuge des göttlichen Wortes und des christlichen Namens.“

Wie Bonifacius der Apostel der Deutschen, so wird Anschar der Apostel des Nordens genannt. Er verfuhr weniger gewaltthätig als Bonifaz; darum haben ihn auch Manche über diesen gestellt. Neander sagt:*) „In Bonifaz war mehr eine petrinische, in Anschar mehr eine johanneische Natur; bei Bonifaz mehr feurige, ausgreifende Kraft, bei Anschar mehr stille wirksame Liebe. Großes nach außen hin zu wirken, war Bonifaz mehr geeignet; bei dem Kleinen nicht zu ermüden, den unansehnlichen Keim, wichtig als den ersten Anfangspunkt einer in's Große gehenden Pflanzung, im Stillen mit ausharrender Liebe zu pflegen, das war Anschars Gabe.“

Anschar hatte das Werk der nordischen Mission begonnen; nicht aber sollte er den Sieg des Christenthums über das nordische Heidenthum erleben. Auch seine nächsten Nachfolger, ein Rimbert, Unni, erlebten ihn nicht. Noch anderthalb Jahrhunderte schwankte der Kampf zwischen den alten Göttern Scandinaviens und dem Christenthum hin und her. Wenn wir uns erinnern, wie lange es gedauert hat, bis das Heidenthum der alten Welt, bis der Olymp der Götter Griechenlands gestürzt ward, so darf es uns nicht wundern, wenn hier uns Aehnliches begegnet. Dort war schon lange die Volksreligion erschüttert und alle Zustände waren morsch und faul geworden, und doch wich nur allmälig das Alte dem Neuen. Hier dagegen finden wir noch einen wirklichen Volksglauben, eine Volksreligion und eine aufrichtige Begeisterung für dieselbe. Mit zähen Wurzeln war das Heidenthum in des Volkes Sitten und Gewohnheiten verwachsen, so verwachsen, daß es so leicht mit einem Schlage nicht beseitigt werden konnte. Abtrünnigkeit von den himmlischen Mächten, von denen sich bisher das Volk gehalten und getragen wußte, galt ihm für Treulosigkeit und Wankelmuth, strafbarer als jeder Abfall des Vasallen von seinem irdischen Oberherrn. Und wer möchte es auch läugnen, daß in jener Religion des scandinavischen Nordens eine hohe Poesie lag, wie sie ganz dem Charakter des Volkes entsprach, so daß ihre Erinnerungen auch da noch nachklangen, wo die

Bremen 1826, womit zu vergleichen die Chronik des Adam von Bremen (herausg. von Lappenberg, und die neuern Biographien von Reuterdahl, Klüppel, Tappehorn, Lenz u. A.

*) Denkwürdigkeiten III. S. 297.

Götternamen gegen die christlichen Namen, die nationalen Feste gegen die kirchlichen Feste vertauscht wurden.*)

Nur in flüchtigen Umrissen lassen Sie mich an diesen anderthalbhundertjährigen Kampf erinnern.

Zunächst erlitt das Christenthum heftige Stöße in Dänemark. Bisher war es nur in Jütland, im Schleswig'schen eingedrungen. Auf der vom Festland getrennten Insel Seeland dagegen herrschte zu Ende des neunten und zu Anfang des zehnten Jahrhunderts König Gorm der Alte, ein entschiedener Gegner der Christen. Nicht lange währte es, so unterjochte Gorm die kleinern jütländischen Könige, besiegte auch die Sachsen im Holstein'schen und suchte das Christenthum überall wieder auszurotten, wo er konnte. Mitten unter diesen Verwüstungen zwar heirathete er die Tochter des frühern christlichen Königs Harald, Thyra; aber auch der christlichen Gattin gelang es nicht, das Gemüth des heidnischen Gatten zu erweichen oder ihn gar zur christlichen Religion herüberzuziehn. Nur durch Waffengewalt konnte seinen weitern Verwüstungen Einhalt gethan werden. Gorm war, um seine Eroberungen noch weiter auszudehnen, in Verbindung mit dem König der Obotriten (Abotriten) über die Elbe gegangen; aber seinen Eroberungsgelüsten setzte König Heinrich I. Schranken. Er schlug ihn 931 auf's Haupt und in Folge dieses Sieges wurde Schleswig auf's neue eine christliche Provinz. Vergebens aber suchte der nunmehrige Erzbischof Unni den alten Gorm für die neue Gottesverehrung zu gewinnen. Dieser blieb ungebeugt und starb als Heide. Unni selbst starb im Jahr 936 auf einer seiner Missionsreisen in Birka in Schweden. Seine Schüler nahmen sein Haupt als theure Reliquie mit, um sie in Bremen vor dem Altar der Peterskirche beizusetzen. Inzwischen war Gorms Sohn Harald Blaatand (Schwarzzahn) von der christlichen Mutter Thyra christlich erzogen worden, und so gestattete er, daß unter seiner Regierung das Christenthum in Dänemark geprebigt wurde. Er selbst blieb zwar noch Heide; aber in Folge eines Friedensschlusses mit Kaiser Otto I. ließ auch er sich taufen, desgleichen auch seine Gattin Gunild. Die Taufe geschah in Gegenwart des Kaisers Otto, der nun auch Pathe wurde des königlichen Prinzen Swen (Swen-Otto). Nun schien der Sieg auf immer entschieden; nun war das Christenthum wirklich Landes- und Staatsreligion Dänemarks geworden. Die geweiheten Götterhaine

*) Noch im eilften Jahrhundert galt, was ein Schriftsteller des zehnten gesagt hatte: Dani antiquitus erant Christiani, sed nihilominus idolis ritu gentili servientes.

wurden umgehauen, christliche Kirchen wurden gebaut, von außen alles christlich übertüncht. Aber was half das, wenn die innere sittliche Haltlosigkeit des Königs den schneidendsten Contrast zu diesen christlichen Demonstrationen bildete? Die Grausamkeiten, mit denen Harald auch als Christ seine Regierung schändete, waren gewiß nicht geeignet, der neuen Religion Freunde zu gewinnen. Vielmehr lebte im Herzen des Volkes das Heidenthum nur um so gedeihlicher fort. Oder wo etwa der Name Christi angerufen wurde, da geschah es nur neben den Namen der übrigen Götter; man zählte den Gott der Christen als einen Mächtigen zu den Mächtigen, ohne ihm die Alleinherrschaft einzuräumen; man freute sich seiner als eines neuen Bundesgenossen mit der ganzen Naivetät des natürlichen Menschen, ohne eine Ahnung zu haben von dem neuen Bunde, den es zu schließen galt. Die Erbitterung aber gegen den König nahm so sehr überhand, daß sein eigener Sohn Swen-Otto sich vom Christenthum wieder lossagte und sich an die Spitze der Aufrührer stellte. Harald kam im Kampfe gegen sein Volk um's Leben (991). Der Sohn stellte nun das Heidenthum überall wieder her und verfolgte die christlichen Priester, die als Anhänger des alten Königs ein Gegenstand des Volkshasses geworden. Vergebens suchte Unni's Nachfolger im Erzbisthum zu Hamburg, Libentius, den jungen König wieder umzustimmen. Ob dieser später, wie Einige berichten, durch mancherlei Schicksale gedemüthigt der Religion seiner Jugend sich wieder zugewendet, mag unentschieden bleiben. So viel ist gewiß, daß erst sein Sohn Kanut der Große, der durch seine englische Gemahlin Emma zum Christenthum bekehrt worden war, nun auch mit der Einführung desselben im Lande Ernst machte. Er ließ christliche Geistliche in's Land kommen, und zwar aus England, erbaute Kirchen, stiftete Bisthümer und stellte die verwüsteten Klöster wieder her. Im Jahr 1027 unternahm er sogar, um seinen christlichen Eifer zu beweisen, eine Wallfahrt nach Rom, und sein Sohn und Nachfolger Sweno Estritson fuhr dann weiter in seinem Geiste fort. Von da an war Dänemark wenigstens äußerlich ein christliches Land.

Beinahe um dieselbe Zeit erlangte nun auch das Christenthum in Schweden den Sieg. Es waren nach Unni's Tod englische Geistliche aus Norwegen nach Schweden gekommen, und einem dieser, Namens Sigurd, gelang es, den König Olaf, mit dem Zunamen Schooßkönig (Skoetkonung) für das Christenthum zu gewinnen. Es war zu Anfang des eilften Jahrhunderts, als dieser König den kühnen Gedanken faßte, den heidnischen Opfertempel zu Upsala, bei dem das Volk nach altem

Herkommen zu gemeinsamen Opfern und Berathungen sich versammelte, niederreißen zu lassen. Dieß rief eine gewaltige Bewegung der Gemüther hervor. Um so mehr muß man sich über die Mäßigung wundern, welche die heidnischen Leute dem Könige gegenüber bewiesen. Sie erklärten ihm, daß sie seinen Glauben wollten unangefochten lassen; er soll sich den besten Theil seines Reiches zum Besitz auswählen; dort soll er nach Gutfinden christliche Kirchen bauen und niemand soll ihn in seinem Glauben stören; aber das Nationalheiligthum in Upsala möge er stehen lassen, wo und wie es stehe. Der König ging in den Vorschlag ein; er wählte sich Westgothland zum Aufenthalte und gründete dort das erste schwedische Bisthum zu Skara. Ein christlicher Priester, Turgott, wurde zum Bischof geweiht, der sich einen Gehülfen Siegfried zugesellte. Allein auch jetzt ging es ohne Kampf nicht ab. Einige der christlichen Priester ließen sich in ihrem Eifer hinreißen, sich an den Götzenbildern der Heiden zu vergreifen. Das Volk fiel über sie her und ermordete sie. Jetzt glaubte sich auch der König zur Gewalt berechtigt. Er zog mit bewaffneter Macht wider die Mörder aus und nahm blutige Rache. Siegfried selbst bat um Schonung für die Schuldigen. Sie kamen mit einer Geldbuße davon, aus welcher Kirchen gebaut wurden. Erst unter König Inge nach der Mitte des eilften Jahrhunderts wurde Schweden vollends christianisirt. Außer dem Bisthum Skara erhoben sich in der Folge noch die weiteren Bisthümer Wexiö, Strengräs und Westeräs.

Gehen wir noch weiter nach Norwegen, so treffen wir auch da auf harte Stöße und Gegenstöße. Es war König Hakon der Gute, durch welchen in der Mitte des zehnten Jahrhunderts der erste Same christlicher Lehre ausgestreut wurde. Er hatte in England, am Hofe König Adelstans, eine christliche Erziehung erlangt; nach dem Tode seines Vaters war er nach Norwegen gerufen und durch einstimmige Wahl des Volkes zum König gewählt worden. Sowie sich seine Herrschaft befestigt hatte, suchte er nun auch seine eigene Religion zu der des Volkes zu machen. Er traf aber auf großen Widerstand. Einzelne wohl ließen sich zur Taufe bewegen, aber die allgemeine Stimmung war gegen jede Neuerung in Religionssachen. Als daher Hakon im 16. Jahre seiner Regierung (um's Jahr 950) es wagte, auf einer großen Volksversammlung den Vorschlag zu bringen, es möchten die alten Götter und ihre Opfer beseitigt und dagegen die christlichen Gebräuche und Fasten eingeführt werden, entstand ein allgemeines Murren. Ein alter Mann trat auf und erklärte, der Christengott würde auf die Treue eines Volkes wenig bauen können, das seinen alten Göttern untreu geworden. Dem

stimmten die Uebrigen mit Freuden bei. Der König wurde sogar genöthigt, die heidnischen Opferfeste mitzufeiern. Um sich vor Schaden zu wahren, machte er über den Becher Odins das Zeichen des Kreuzes, und als er darüber vom Volke zur Rede gestellt ward, hatte er die Ausrede, es sei dieß das Zeichen des Gottes Thor, das Zeichen eines Hammers. — Hakon starb 961 auf dem Schlachtfelde. Er soll in der Sterbestunde seine Nachgiebigkeit gegen das Heidenthum bitter bereut und seinen Söhnen größere Strenge empfohlen haben. Allein eben diese Strenge trug nicht die gewünschte Frucht. Das Heidenthum nahm auf's neue überhand, wenn auch das Christenthum nicht ganz ausgerottet werden konnte. Einen neuen Aufschwung nahm es nun aber gegen Ende des zehnten Jahrhunderts unter Olaf Trygväson, dem Urenkel von Harald Schönhaar. Was von diesem König uns erzählt wird, trägt unstreitig den Charakter des Legendenhaften; doch geben wir das Ueberlieferte, wie es auf uns gekommen. Der Sohn eines der kleinern norwegischen Könige, der im Kampfe gefallen, hatte sich Olaf durch Streifzüge in England, Frankreich, Rußland den Ruhm eines Helden erworben. Von einem christlichen Priester, Thangbrand, wurde er im Christenthum unterrichtet. Dieser schenkte ihm einen magischen Schild, der uns an den heidnischen Schild der Minerva erinnert, nur daß statt des Medusenhauptes ein Christusbild dem Schilde seinen Zauber verlieh. Mit diesem Schilde drang Olaf siegreich gegen die Feinde vor, nachdem er in England die Taufe erhalten hatte. Im Süden Norwegens, der ihn als König anerkannte, drang er durch; aber auf um so größeren Widerstand stieß er im Norden. Hier brauchte er abwechselnd Gewalt und List, um zu seinem Ziel zu gelangen. Mehrere heidnische Tempel ließ er zerstören. Als man ihn bei einer Gelegenheit, ähnlich wie seinen Vorfahr Hakon, zwingen wollte, dem Gotte Thor zu opfern, stieß er die Bildsäule des Gottes um und ließ den dabei stehenden Sprecher tödten. Keiner durfte aus der Versammlung gehen, ohne die Taufe angenommen zu haben. Auch auf den benachbarten Inseln fand ein ähnliches Verfahren statt. Um's J. 1000 verlor Olaf Trygväson in einer Seeschlacht gegen die Schweden und Dänen das Leben. Nun bemächtigte sich Olaf der Dicke, der Ururenkel Schönhaars, des Reiches, im Jahr 1017. Mit Hülfe des Bischofs Grimkil, eines Engländers, suchte er dann das Christenthum zur Herrschaft zu bringen. Er verfuhr wo möglich noch gewaltthätiger und grausamer als sein Vorfahr. Leibes- und Lebensstrafen und Landesverweisung trafen die Widerspenstigen. Auch er verschmähte nicht die List. An der Spitze der heidnischen Partei stand ein gewisser Gud-

brand, der großes Ansehn beim Volke genoß. Dieser wollte es auf eine öffentliche Entscheidung ankommen lassen. „Ist der Christengott," so ließ er sich vernehmen, „ein so mächtiger Gott, wie sie sagen, so mag er seine Macht beweisen. Wo ist er denn, dieser Unsichtbare? wir haben einen sichtbaren Gott." Und so ließ er denn an einem frühen Morgen das kolossale Bild des Thor, mit Gold und Silber überzogen, auf öffentlichem Platze aufstellen. Olaf hörte die Rede Gudbrands ruhig an. Dann aber sprach er: „Wohlan! auch wir haben einen sichtbaren Gott; schauet an seine Herrlichkeit, wie sie über uns aufgeht als Morgensonne." Während nun alles Volk den Blick nach Osten wandte, gab Olaf seinem Trabanten, Kohlbein, einem riesigen, starken Manne, einen Wink. Dieser that einen kräftigen Hieb in die Bildsäule, ähnlich dem, den einst Bonifaz in die Wodanseiche bei Geismar gethan. Der Koloß fiel um, zum großen Erstaunen der Menge. Ratten, Mäuse, Eidechsen krochen aus seinem Innern hervor. Kein Blitzstrahl aus dem Himmel traf den Frevler. Die Ohnmacht des Gottes lag am Tage. Gudbrand hatte das Spiel verloren, aber die Menge des Volkes war darum doch nur halb gewonnen. Jedenfalls hatte der König für seine Person auf immer die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen verscherzt. So fiel es dem Dänenkönig Kanut leicht, ihn zu vertreiben und sich in den Besitz Norwegens zu setzen. Olaf floh aus dem Lande. Er wollte eine Wallfahrt in's gelobte Land unternehmen und dort als Mönch sich niederlassen; aber eine Vision bewog ihn umzukehren, seine letzte Kraft zusammen zu nehmen, und einen Einfall in Norwegen zu thun. Er sammelte sich ein Heer aus zuverläßigen Christen. Diese bezeichneten Helm und Schild mit dem Kreuze. „Vorwärts," war die Losung, „vorwärts ihr Streiter Christi, des Kreuzes und des Königs." — Damit aber rannte er in sein Verderben. Den 29. Juli 1033 kam es zur entscheidenden Schlacht.. Er verlor das Leben. Nicht lange aber nach seinem Tode wurde er von den Christen des Landes heilig gesprochen; das Gerücht verbreitete sich, es geschehen Wunder an seinem Grabe. Der Sohn Olafs, Magnus, der bald darauf allgemein als König von Norwegen anerkannt wurde, ließ eine eigene Olafskirche bauen, in der die Gebeine des Heiligen niedergelegt wurden, dessen Todestag alljährlich am 29. Juli gefeiert ward. Bald gewöhnte sich nun auch das christlich gewordene Volk an mildere Sitte und lernte allmälig aus freien Stücken der Segnungen sich freuen, die ihm ein falscher Eifer aufzudringen erfolglos bemüht gewesen.

Sechste Vorlesung.

Das Christenthum in Island. — Verbreitung desselben unter den Slaven. — Cyrillus und Methodius. — Die Bulgarei. — Die mährische und die böhmische Kirche. — Adalbert von Prag. — Mission unter den Sorben und Wenden. Gottschalk, der Wendenfürst. Die Obotriten. — Das Christenthum in Polen, Rußland und Ungarn. König Stephan. — Verfolgungen des Christenthums in Spanien. Behandlung der Juden.

Die Geschichte der Verbreitung des Christenthums im Norden führt uns noch weiter bis zu den fernsten Inseln, zu denen die Kunde des Evangeliums im zehnten und eilften Jahrhundert gedrungen ist und wohl mögen wir bei dieser Betrachtung der prophetischen Worte gedenken: „Die Inseln warten auf mich und harren auf meinen Arm" (Jes. 51, 5) und „Alle Inseln der Heiden sollen ihn anbeten" (Zephan. 2, 11).

Das in so mancher Beziehung merkwürdige Island war nach der Mitte des neunten Jahrhunderts von Norwegen aus bevölkert worden. Nun war es ein geborener Isländer selbst, der weitgereiste „Widförðli", Thorwald, der Sohn Kodrans aus vornehmem Geschlechte, der nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts die ersten Versuche machte, das Christenthum im Lande einzuführen. Er hatte sich längere Zeit als Seeräuber umhergetrieben und war dann im Sachsenlande mit einem deutschen Bischof Friedrich bekannt geworden. Dieser führte ihn in das Christenthum ein und taufte ihn. Friedrich begab sich im Herbst 981 selbst nach Island, und kehrte in Thorwalds Familie ein. Lange suchte er vergeblich den Vater seines Täuflings, Kodran, zum Christenthum zu bewegen. Dieser war der väterlichen Religion aus allen Kräften zugethan. Ein besonderes Heiligthum verehrte er in einem alten Steine. Dieser war sein Trost, sein Gott, sein Alles. Von diesem Steine erklärte er nicht lassen zu können, es sei denn, daß der Christengott sich mächtiger erweise als er. Nun trat Friedrich feierlich in seinem Priesterornate vor den Stein; er sprach über denselben ein Gebet und der Stein

brach entzwei. Darin sah Thorwald den gesuchten Beweis. Er glaubte fortan an das Christenthum. So erzählt die Kristnisage, das alte Volksepos. Der Sinn der Sage läßt sich unschwer erkennen. Ist doch das Wort Gottes ein Hammer, dem auch die Steine weichen und der Menschen Sinn, der oft härter ist als der Stein. Noch aber war das Volk nicht gewonnen. Auch dieses sollte durch ein Wunder gewonnen werden. Es meldeten sich eines Tages zwei jener Berserker, deren riesenmäßige Körperkraft und alles zerstörende Raserei sprüchwörtlich geworden ist. Sie machten sich als Zauberer anheischig, zwischen zwei Feuern unverletzt hindurchzugehen. Bischof Friedrich aber sprach ein Gebet über die Flammen; die Berserker, in denen der Bischof Besessene erkannte, wurden gewaltig vom Feuer beschädigt und als Betrüger vom erzürnten Volkshaufen erschlagen. Diese Begebenheit scheint jedoch nur einen vorübergehenden Eindruck auf die Menge gemacht zu haben. Auch jetzt noch blieb sie dem Christenthum abgeneigt. Die Predigt des Bischofs fand nur bei Wenigen Eingang; oft wurden er und seine Anhänger, wo sie das Evangelium zu verkündigen begannen, mit Scheltworten, mit Schlägen und Steinwürfen begrüßt. Bloß im nördlichen Theile der Insel ließen sich Einige taufen oder doch wenigstens mit dem Zeichen des Kreuzes versehen in die Zahl der Katechumenen (Taufzöglinge) aufnehmen. Ein erster Versuch, der im Jahr 984 gemacht wurde, eine christliche Kirche zu bauen, mißlang. Thorwards eigener Bruder Abugeir stand an der Spitze des erzürnten Volkshaufens, der die Kirche in Brand steckte. Zur Entschädigung hiefür bot ein Districtsvorsteher Thorkil (Krafla) seine Wohnung an, in welcher der christliche Gottesdienst konnte gehalten werden; er selbst entsagte öffentlich dem Götzendienst und bekannte sich zum Dienste des lebendigen Gottes. Ihm folgten Andere. Dadurch ermuthigt glaubten Thorwald und Friedrich die Stunde sei gekommen, da die große Frage könnte vor das Volk gebracht werden, auf dem sog. Althing (Volksversammlung). Thorwald führte selbst das Wort für Christum; allein ein wildes Geschrei erhob sich wider ihn. Die Skalden (Volkssänger) verfolgten Thorwald mit ihren Spottliedern, und er ließ sich so weit vom Zorne hinreißen, daß er gegen einige derselben das Schwert zückte und sie niederstieß. Damit hatte nun Thorwald für immer sich den Weg zu den Herzen seines Volkes verschlossen, er mußte als ein Geächteter das Land seiner Väter meiden; er soll endlich, nachdem er lange in verschiedenen christlichen Ländern umhergeirrt, als Abt eines Klosters in Constantinopel gestorben sein. Friedrich aber ging, nur mit schwerem Herzen, in sein Vaterland

zurück. So weit die allerdings sagenhafte Geschichte der ersten Versuche einer Verbreitung des Christenthums in Island.

Inzwischen war jener Olaf Trygväson auf den Thron Norwegens gekommen, von dessen Bekehrungseifer wir schon in der letzten Vorles. gehört haben. Er suchte nun auch in Island durchzubringen. In seinem Gefolge befanden sich mehrere geborne Isländer, und diese forderte er auf, als Missionare unter ihre eigenen Landsleute zu gehen. Einer derselben, Namens Steffner, durchzog die ganze Insel, fand aber wenig Anklang; vielmehr erregte auch er die Volkswuth gegen sich. Selbst seine Verwandten erhoben sich wider ihn. Als er nun vollends zur Gewalt seine Zuflucht nehmen wollte, so war die Folge davon keine andere, als daß auf einem Althing der Uebertritt zum Christenthum förmlich verboten wurde und er selbst das Land meiden mußte. — Olaf aber ließ sich auch dadurch nicht abschrecken; er sandte nun den uns schon bekannten fanatischen Priester Thangbrand auch nach Island im Jahr 997. Bloß ein einziger Mann, Hallur, wurde durch ihn (freilich auch mehr in äußerlicher Weise) für das Christenthum gewonnen. Dieser stand, nachdem er sich in einem Bache hatte taufen lassen, dem Thangbrand bei und war sein Begleiter auf den Missionsreisen. Die Predigt Hallurs war nicht ohne Erfolg, während Thangbrand, der sogar seine Hände mit dem Blut eines Skalden befleckte, die Gemüther nur erbitterte. Seines Bleibens war nicht mehr; er kehrte 999 nach Norwegen zurück. Erst im darauf folgenden Jahre, dem Jahr 1000, drang das Christenthum in so weit durch, daß es auf einem Althing, jedoch in sehr bedingter Weise, zur Staatsreligion erhoben wurde. Dem alten Heidenthum wurden indessen noch wichtige Zugeständnisse gemacht. Nicht nur sollte das Essen des Pferdefleisches, gegen welches die Christen so großen Abscheu zeigten, den Liebhabern desselben unbenommen bleiben, sondern Keinem sollte verwehrt sein, die alten Götter zu verehren, wenn er es im Geheimen thue. Nur die öffentlichen Opfer wurden für immer abgethan und die Götzentempel zerstört. Alles Uebrige, was mit den alten Sitten und Gewohnheiten des Landes zusammenhing, sollte unverboten bleiben.

Eine reinere Gestalt erhielt das isländische Christenthum erst im Laufe des eilften Jahrhunderts durch einen geborenen Isländer, Isleif, den Sohn Gissurs. Dieser hatte sich in Deutschland gebildet; er hatte in Erfurt studirt, und kehrte nun mit Kenntnissen bereichert in sein Vaterland zurück. Im Jahr 1056 ward er zum Bischof von Island ordinirt. Seinen Sitz nahm er in Skalholt (in der Nähe des Geisers),

welches bis in die neueste Zeit der Sitz der isländischen Bischöfe geblieben ist. Um die Bildung des Volkes hat sich Isleif auch dadurch verdient gemacht, daß er an Stelle der alten Runenschrift die lateinische Schrift einführte, daß er mehrere ausländische Bücher in's Isländische übersetzte und selbst als Schriftsteller auftrat, indem er die Geschichte seines Volkes beschrieb. Isleif genoß bei seinen Leuten ein väterliches, ja wohl ein königliches Ansehen. Was er anordnete, galt als Gesetz. So bildete sich unter ihm und unter seinem Sohn und Nachfolger Gissur (1080 — 1106) jener patriarchalische Zustand, den uns der alte Geschichtschreiber Adam von Bremen in folgender Weise schildert:

„Diese Leute führen ein heiliges Leben in aller Einfalt; sie suchen nichts anders, als was die Natur ihnen verliehen hat; darum können sie freudig mit dem Apostel sagen: wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lassen wir uns genügen. Ihre Berge gelten ihnen als Städte und ihre Quellen sind ihre Lust. Glücklich das Volk, dessen Armuth keiner beneidet; doppelt glücklich, da sie nun Alle Christen sind. Sie zeichnen sich durch ihre Tugenden aus, besonders durch die Liebe; daher kommt es, daß ihnen alles, den Eingeborenen wie den Fremden gemein ist."

Soll ich Sie nun weiter führen auf die übrigen Inseln des nordischen Oceans? nach den Orkaden? nach den Faröern? Es mag genügen, wenn ich sage, daß auch dorthin der unermüdliche Olaf Trygväson nach seiner Weise das Netz ausspannte. Ueberall wiederholt sich dasselbe Schauspiel: rohe Gewalt der Bekehrer auf der einen, zäher Widerstand der zu Bekehrenden auf der andern Seite, bis endlich auch hier das Eis bricht, um dem Frühling einer mildern und bessern Religion Platz zu machen.

Nur von dem entlegenen Grönland noch ein Wort! Auch dieses sollte nicht zurückbleiben. Und ein Isländer war es, Leif, der den ersten Samen des Christenthums dahin brachte. Leif, der Sohn Eiriks des Rothen, der aus Island war verbannt worden, hatte auf den Hebriden eine Zeit lang sich aufgehalten, und eine Christin kennen gelernt, die trotz ihres Christenthums zauberische Künste trieb; sie hieß Thorunna. Sie ward seine Geliebte und von ihr empfing er das Christenthum. Im Jahr 999 kam er nach Norwegen, ließ sich taufen und trat in die Dienste Olaf Trygväsons. Ihm übertrug nun der König die Bekehrung der Grönländer. Aber auch in Grönland erhielt sich längere Zeit das Heidenthum neben dem Christenthum. Erst um die Mitte des eilften Jahrhunderts gelangte an den Bischof Adalbert von Hamburg von Grönland

aus die Bitte, deutsche Missionare hinzuschicken. Nach einer 1055 vom Papst Victor II. erlassenen Bulle wurde dann die Insel als zum hamburgisch-bremischen Sprengel gehörend bezeichnet. Im 14. Jahrhundert hörte die Verbindung Grönlands mit der europäischen Welt auf. Man vermuthet, daß der schwarze Tod (1348—1350) auch in jenen fernen Eisregionen seine Verheerungen ausbreitete. Erst im 18. Jahrhundert mußte Grönland wieder geistig erobert werden durch den christlichen Glaubensmuth eines Hans Egede und durch die hingebende Thätigkeit der Brüdergemeinde.

Wir wenden uns nun nach dem Osten Europa's, zu den slavischen Völkerschaften. Auch da treffen wir noch eine tiefe Nacht des Heidenthums. Die Religion der Slaven ruht auf dem Dualismus, auf der Annahme guter und böser Götter, die sich im Kampfe miteinander befeinden. An der Spitze der guten Götter steht der weiße Gott Belbog, an der Spitze der bösen der schwarze Gott Chernibog. Unter diesen Obergöttern sind wieder verschiedene Untergottheiten, wovon die einzelnen wieder bei den verschiedenen Stämmen ihre besonderen Namen und ihren besondern Cultus haben. Menschenopfer, namentlich das Hinschlachten der Kriegsgefangenen auf dem Altar des Gottes, sind auf's innigste mit diesem Cultus verbunden. Und so liefen denn auch die Verkündiger des Christenthums unter diesen Völkern Gefahr, einen solchen Opfertod zu sterben.

Treten wir nun der slavischen Missionsgeschichte selbst näher!

Schon im sechsten, dann wieder im achten Jahrhundert waren slavische Colonisten über die Donau und den Balkan in Macedonien, Epirus, Thessalien, Hellas und den Peloponnes eingedrungen. Die Bekehrung derselben war schon früher von der griechischen Kirche, namentlich von Thessalonich ausgegangen. Von da aus ging denn auch die weitere Mission zu den außer dem römischen Reich wohnenden slavischen Völkerschaften, zu den Bulgaren in Thracien und den Chazaren im taurischen Chersonnes, der heutigen Krim.

Auch hier waren es Mönche, aber griechische Mönche, die den Beruf in sich fühlten, sowohl das Christenthum als auch die hellenische Bildung, die sie empfangen, auf jene Völker überzutragen. Das Brüderpaar Cyrillus und Methodius hat sich um diesen Theil der Menschheit verdient gemacht. Daher werden auch die beiden mit besonderm Nachdruck als die Apostel der Slaven uns bezeichnet, gerade so

wie Bonifacius als der Apostel der Deutschen, wie Anschar als der des Nordens. *)

Beide stammten angeblich aus Thessalonich. Cyrillus führte erst den Namen Constantin. Er erhielt seine Bildung in Constantinopel unter dem berühmten Photius. Da er sich in der philosophischen Wissenschaft auszeichnete, so ward ihm der ehrende Beiname des Philosophen. Aber höher als alle Weltweisheit stand ihm die Weisheit und die Kraft des Evangeliums. Er war Mönch und zog sich zuletzt, nachdem er einige Zeit in einem Kloster gelebt, in die Einsamkeit des Gebirges zurück. Aehnliches that sein Bruder Methodius (Methud), der eine ehrenvolle politische Laufbahn aufgab, die einsiedlerische Lebensweise mit seinem Bruder zu theilen. Nun richtete Constantin sein Augenmerk auf die Chazaren. Um diese tatarische Völkerschaft müheten sich drei Religionen: Juden, Muhammedaner und Christen. Alle suchten sie, jeder in seiner Weise, zu bearbeiten und zu sich hinüberzuziehen. Sollte das Christenthum siegen, so kam alles darauf an, daß der rechte Mann gefunden wurde, dasselbe auch wirklich im christlichen Geiste zu verbreiten. Dieß fühlten die dortigen Christen gar wohl. Sie wandten sich deßhalb um's Jahr 860 an Kaiser Michael III. und baten ihn um einen tüchtigen Evangelisten. Michael glaubte keinen bessern schicken zu können als den Bruder Constantin (den Cyrill). Dieser begab sich vorerst nach Cherson, um die Sprache des Volkes zu lernen, unter dem er wirken sollte. Groß und bedeutend war vor der Hand der Erfolg seiner Wirksamkeit nicht. Er mußte sich begnügen, einige Gefangene loszukaufen und diese mit sich nach Constantinopel zu nehmen, wo er sie des weitern im Christenthum unterrichtete. — Ein größeres Feld der Wirksamkeit öffnete sich bei den Bulgaren. Diese, ursprünglich nicht eine slavische, sondern später nur mit den Slaven vermischte Völkerschaft, die sich in dem Lande zwischen Serbien, der Donau und dem Balkan niedergelassen, welches noch heute die Bulgarei heißt, waren schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts mit dem Christenthum bekannt geworden und zwar auf einem eigenthümlichen Wege. Bei ihren Einfällen in das griechisch-römische Reich hatten sie Kriegsgefangene mit sich fortgeschleppt, unter ihnen auch christliche Geistliche. So gerieth namentlich im Jahr 813 der christliche Bischof von Adrianopel in ihre Gewalt, nachdem diese Stadt war einge-

*) Vgl. den Artikel von Otto in Pipers evang. Kalender auf 1869. S. 130 ff. und außer den dort angeführten Schriften von Wattenbach, Ginzel, Palacky u. A. Léger, Louis, Cyrille et Méthode, étude historique sur la conversion des Slaves au christianisme. Paris 1868.

nommen worden. Dieser Bischof starb den Martyrtod und mit ihm noch andere Christen. Aber das von ihm angefangene Werk der Heidenbekehrung ging darum nicht unter. Ein gefangener Mönch, Constantinus Kupharas, nahm die Arbeit des hingerichteten Bischofs wieder auf. Im Jahr 861 wurde dieser Mönch durch die Kaiserin Theodora losgekauft und so kehrte er wieder in sein Vaterland zurück. Nun ward seine Stellung eine umgekehrte. Hatte er bisher als Gefangener Christum den Heiden verkündigt, so predigte er jetzt als freier Mann das Evangelium den Gefangenen. In Constantinopel nämlich lebte die Schwester des Bulgarenfürsten Bogoris als Gefangene. Diese wurde durch Kupharas für's Christenthum gewonnen, und als nun sie gleichfalls von den Ihrigen ausgelöst wurde und den heimathlichen Boden wieder betreten konnte, so war ihr Erstes, die Ueberzeugung, die sie durch des Mönches Predigt gewonnen, ihren nächsten Umgebungen mitzutheilen. Vor allen Dingen suchte sie ihren Bruder, den Herrscher des Landes, zu gewinnen. Sie fand aber vorerst kein Gehör. Erst später, als das Land von einer großen Hungersnoth heimgesucht wurde, ward das Gemüth des Bogoris erweicht und er zeigte sich wenigstens nicht abgeneigt, mit Christen in Verkehr zu treten. Bogoris war ein großer Liebhaber von Gemälden. Das Bunte und Grelle zog ihn freilich mehr an, als das wahrhaft Schöne. Aber gerade das sollte helfen. Seine Schwester bestellte einen christlichen Mönch, der als Maler berühmt war, an den Hof. Er hieß Methodius; ob es der Bruder unsers Cyrill oder ein anderer Methodius gewesen, lassen wir dahingestellt.*) Genug, Bogoris befahl dem Mönche, ihm ein recht wildes und schauerliches Jagdstück zu malen. Methodius aber malte statt dessen das jüngste Gericht in den dickften und grellsten Farben, so daß dem Beschauer die Haut schauderte. Dieß wirkte denn auch auf die rohe Phantasie des Fürsten. Er ward unruhig in seinem Gemüthe, er beugte sich vor dem ewigen Richter und, mehr wohl aus Furcht vor der Hölle als aus klarer Ueberzeugung vom Werthe der himmlischen Güter, ließ er sich taufen (863—864). Von da an führte er zu Ehren des griechischen Kaisers, seines Pathen, den Namen Michael. Nun gab sich freilich der gelehrte Photius alle Mühe, seinen Zögling in das Innere des Christenthums einzuführen. Er richtete an den Fürsten ein wohlausstudirtes Sendschreiben. Aber dieses Schreiben war nur zu gelehrt und scheint auf Bogoris wenig Eindruck gemacht zu

*) Vgl. Neander, Kirchengesch. II. S. 167 und Léger a. a. O. S. 188, der die ganze Gemäldegeschichte in das Reich der dichtenden Sage verweist.

haben. Dieser blieb vielmehr auch nach seiner Bekehrung roh und grausam. Durch das Taufwasser war der Barbar nicht ausgetrieben, er trat jetzt nur in christlicher Form auf, indem Bogoris nun mit Gewalt das Christenthum bei seinem Volke einzuführen suchte. Aber eben damit verdarb er es. Es brach eine Empörung aus. Bogoris übte blutige Rache an den Aufrührern und bewies dadurch, wie wenig das Christenthum ihm eine Angelegenheit des Gewissens geworden war. — Erst später hat sich ein Schüler des Methodius, Clemens, als Erzbischof der Bulgarei große Verdienste um die Verbreitung des Christenthums unter den Bulgaren erworben. Aber bei allen dankenswerthen Leistungen der griechischen Kirche fehlte es doch der bulgarischen Kirche an einem äußern Halte. Und so ging denn die kirchliche Organisation auch hier von Rom aus, namentlich unter dem gewaltigen Papste Nicolaus I. Aber eben dieß gab zu Streit und Haber Anlaß. Indem die griechische Kirche die Eingriffe Roms sich nicht wollte gefallen lassen, so blieb die Bulgarei auf lange Zeit hinaus ein Zankapfel zwischen den Patriarchen des Morgen- und des Abendlandes, zwischen Alt- und Neu-Rom.

Cyrill machte sich um die slavischen Völker besonders dadurch verdient, daß er ihnen eine Literatur schuf. Er erfand ein eigenes Alphabet und übersetzte die Bibel in die Landessprache, wie er denn auch bei der Messe nicht die lateinische, sondern die slavische Sprache einführte, ein Verfahren, das selbst von dem Papst Hadrian I. gebilligt werden mußte. — Reibung und Conflicte zwischen der römischen Kirche und der Mission unter den Slaven zeigten sich auch da, als das Christenthum in dem mährischen Reiche Verbreitung fand. Das mährische Reich war unter Karl dem Großen dem fränkischen Reich unterworfen worden. Die christlichen Gemeinden desselben wurden unter den Erzbischof von Salzburg gestellt. Allein die Abneigung gegen die fränkische Herrschaft bewog den mährischen Herzog Radislav, statt bei der römischen, bei der griechischen Kirche Unterricht im Christenthum zu suchen. Er wandte sich deßhalb an Methodius und lud ihn ein, das Kirchenwesen in seinem Lande zu ordnen. Methodius fand indessen für gut, sich vom Papste Hadrian I. die erzbischöfliche Würde für die neu-mährische Kirche bestätigen zu lassen. Aber dieß hinderte nicht, daß er dennoch mit der Salzburger Geistlichkeit in Streit gerieth, die ihn als einen Eindringling betrachtete. Auch Methodius las die Messe in slavischer Sprache, wurde aber deßhalb von der Salzburger Geistlichkeit angefochten und beim Papste Johann VIII., dem Nachfolger Hadrians, verklagt. Der Papst unterschied zwischen Predigt und Messe. Die Messe, gebot er, dürfe nur entweder in griechischer oder

in lateinischer Sprache, als den kirchlich geheiligten und berechtigten, gelesen werden; wohl aber soll in der Landessprache gepredigt und Gottes Wort in allen Zungen verkündigt werden. Methodius aber beruhigte sich auch damit nicht. Er ging selbst nach Rom und brachte es durch seine Vorstellungen dahin, daß nun auch Johann die slavische Messe frei gab, unter der Bedingung, daß das Lateinische daneben aufrecht erhalten werde. Der Papst zeigte sich klüger und weitherziger in der Sache, als der Salzburg'sche Klerus. Die Anfechtungen von Seiten des letztern dauerten fort, bis endlich das mährische Reich aufgelöst wurde und an die Böhmen, Ungarn und Deutschen fiel.*)

Von den Mähren kam das Christenthum zu den Böhmen. An die Stelle des Fürsten Radislav in Mähren war, als dieser von Ludwig dem Deutschen gefangen worden, einer seiner Verwandten getreten, Swatopluk (Zwentibold). Auch bei ihm stand Methodius in Gunsten. Als nun der böhmische Herzog Borzivoi an den Hof seines Lehnsherrn Zwentibold kam, benützte Methodius dessen Anwesenheit, um auch ihn für das Christenthum zu gewinnen. Es wird erzählt, der Böhmenherzog habe müssen als Vasall zur Erde sitzen, während der Fürst des Landes an der Tafel speiste; das habe ihn verdrossen; Methodius aber habe ihm zugesprochen, er solle Christ werden, dann werde ihn der Fürst als Bruder achten und als solchen ihn zur Tafel ziehen; darauf hin habe Borzivoi sich unterrichten lassen und die Taufe empfangen. — Als er aber nun auch im eigenen Lande das Christenthum einführen wollte, traf er auf Schwierigkeiten, und erst nach längerm Kampfe gelang es ihm, seine Gemahlin Ludmilla und einen Theil des Volkes auf seine Seite zu ziehen. Aber noch immer blieb ein großer Theil der Böhmen heidnisch. Erst unter Borzivoi's Enkeln sollte sich's entscheiden. Sein Sohn Wratislav nämlich, der nicht lange regierte und bald starb, hinterließ zwei Prinzen, Wenzislav und Bolislav. Wenzislav war von seiner Großmutter im Christenthum erzogen worden; er war ein Mann von weicher und milder Gemüthsart, fast zu weichlich für einen Fürsten. Weil ihm Blutvergießen unter allen Umständen schrecklich schien, schaffte er die Todesstrafe ab. Er baute viele Klöster und hätte selbst lieber den fürstlichen Palast mit einem Kloster und den Königsmantel mit der Kutte vertauscht. Bereits wollte er als Pilger eine Wallfahrt nach Rom unternehmen; aber sein bösgearteter Bruder stand ihm nach dem Leben, nachdem schon früher auf Anstiften der heidnischen Mutter Dra-

*) Cyrill soll um's Jahr 869, Methodius um's Jahr 881 gestorben sein.

homira die christliche Großmutter Ludmilla war aus dem Wege geräumt worden. Nach Ermordung des sanften Wratislav trat nun unter Bolislav dem Grausamen eine allgemeine Christenverfolgung in Böhmen ein. Nur das deutsche Schwert Königs Otto I. setzte diesen Verfolgungen ein Ziel. Bolislav mußte um's Jahr 950 sich zu Wiederherstellung des Christenthums verbindlich machen. Diese Wiederherstellung trat aber erst gründlich ein unter seinem Sohne Bolislav dem Milden oder dem Frommen. Einen festen Haltpunkt sollte das Christenthum der Böhmen erhalten in dem von dem deutschen Kaiser Otto I. (972) gegründeten Bisthum Prag. Der Erste, der diesen Bischoffitz bekleidete, hieß Thietmar und war ein Sachse. Er hatte allen Eifer angewendet, geistliches und kirchliches Leben unter den Böhmen zu wecken; aber umsonst. Noch in seiner Todesstunde quälte er sich mit Vorwürfen über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen. Seine eigene Sündhaftigkeit, meinte er, sei Schuld, daß die Nacht des Heidenthums noch immer auf dem Lande ruhe. Diese Angst und Qual machte einen tiefen Eindruck auf einen jungen Priester, der bisher, trotz der klösterlichen Erziehung, die er auf der Stiftschule in Magdeburg erhalten, ein weltliches Leben geführt hatte. Jetzt auf einmal fühlte er sich in seinem Innern ergriffen. Noch in derselben Nacht, da er Zeuge jenes furchtbaren Seelenkampfes gewesen, legte er das Bußkleid an, bestreute sein Haupt mit Asche und eilte von einer Kirche zur andern, um sein Herz im Gebet zu erleichtern. Dieser junge Priester war ein geborener Czeche mit Namen Woytech, d. i. Heerestrost. In der Firmelung aber hatte er den Namen Adalbert empfangen, und dieser Adalbert ward nun Bischof von Prag. Im Frühjahr 983 ging er über die Alpen und ließ sich in Verona vom Erzbischof Willigis von Mainz, unter dem das Prager Bisthum stand, zum Bischof weihen. Barfuß und in schlechten Kleidern kehrte er nach Prag zurück, um von seinem Bisthum Besitz zu nehmen. Allein er hatte einen schweren Stand. Allzutief war das Volk in den heidnischen Gewohnheiten versunken, als daß er hätte hoffen können, dieselbe geistliche Gesinnung, die ihn bewegte, auch Andern mitzutheilen. Er verzweifelte zuletzt an der Möglichkeit etwas Tüchtiges zu leisten, um so mehr, als die Mächtigen im Lande gegen ihn waren. Zweimal hatte er sich durch die Flucht zu retten gesucht, und nur auf die dringenden Bitten Roms kehrte er aus der klösterlichen Einsamkeit, in die er sich zurückgezogen, zu seinem Volke zurück. Aber auch jetzt ließ ihm der Trieb, der Kirche Christi neue Seelen zuzuführen, keine Ruhe. Er zog aus, die Polen zu bekehren. Sein Halbbruder Gaudentius und ein Priester Benedict waren seine

Begleiter. Er suchte den Martyrtod, als das Herrlichste was ihm widerfahren könne, und er fand ihn an der Küste von Samland in Preußen, den 23. April 997.

Derselbe Kaiser Otto I., der das Bisthum Prag gründete, war es, der nun auch dem Christenthum unter den Sorben und Wenden, d. h. in den Ländern zwischen der Saale und Elbe, den Ländern des sächsischen Erzgebirges und der Ober- und Niederlausitz, bleibenden Sitz verschaffte. So stiftete er die Bisthümer Merseburg, Meißen, Zeitz, welches letztere später nach Naumburg verlegt wurde; dann unter den Wilzen die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, und alle diese standen dann wieder unter dem Erzbisthum Magdeburg. Auch diesem stand ein Adalbert vor, der Lehrer des vorhingenannten Adalbert von Prag.

Einen merkwürdigen Kampf zwischen Christen- und Heidenthum finden wir bei dem Volke der Obotriten (Abotriten), den Bewohnern des heutigen Mecklenburg. Was den Scandinaven der Götzentempel zu Upsala, das war den Obotriten und ihren Religionsverwandten der Tempel zu Rethre an den Ufern des Tollensees (im heutigen Mecklenburg-Strelitz). In diesem Tempel that der Fürst der Obotriten, Mistevoi, früher selbst ein Christ, nun aber ein Abtrünniger, den Schwur, die Waffen nicht eher abzulegen, als bis das Christenthum, das sich auch bis dahin ausgebreitet hatte, wieder ausgerottet sei. Das im Lande errichtete Bisthum von Oldenburg wurde verwüstet, und bei dieser Gelegenheit auch das Erzbisthum Hamburg nicht verschont. Endlich aber gelang es dem sächsischen Herzog Bernhard, die Slaven wieder zu bändigen und der abtrünnige Mistevoi versöhnte sich auf's neue dem christlichen Glauben.

Aehnliches wiederholte sich unter dessen Enkel, dem Wendenfürsten Gottschalk. Gottschalk hatte in dem Michaeliskloster zu Lüneburg eine christliche Erziehung erhalten. Als ihm aber im Jahr 1031 die Kunde ward, daß sein Vater, der Wendenfürst Udo, von einem Sachsen ermordet worden sei, schwur er blutige Rache. Das Christenthum war freilich unschuldig an jener Ermordung; aber dem erzürnten Gemüthe des Mannes war es genug, daß die Mörder seines Vaters Christen waren, um nun auch das Christenthum und alle seine Bekenner feindlich zu behandeln. Gottschalk setzte über die Elbe zu seinen Slaven und organisirte einen allgemeinen Aufstand. Nichts ward von dem verheerenden Schwerte, nichts von der verzehrenden Flamme verschont. Aber mitten in der Arbeit des Verwüstens begriffen schaudert Gottschalk

vor seinem eignen Werk zurück. Wie einem Fieberkranken die Besinnung wiederkehrt, so tritt mitten in die Wuth die alte christliche Erinnerung und dämpft das Feuer des Zornes. Gottschalk erschrickt vor seinem eignen Thun, er sagt sich los von seiner eignen wilden Schaar und fällt als Gefangener in die Hände seines Feindes, des Herzogs Bernhard von Sachsen. Als dieser sich von seiner Reue und von der ihm wiedergekehrten christlichen Gesinnung überzeugt hatte, schenkte er ihm nicht nur die Freiheit, sondern entließ ihn mit einer reichen Ehrengabe. Nur zur alten Herrschaft sollte er nicht wieder gelangen. Gottschalk ging freiwillig in die Verbannung; er nahm Dienst bei dem Dänenkönig Kanut. Nach einer zehnjährigen Abwesenheit kehrte er, verehlicht mit der dänischen Königstochter Sirith, in sein Vaterland zurück und nahm Besitz von seinem väterlichen Erbe. Auch die den Obotriten verwandten Stämme schlossen sich ihm an. Nun war Gottschalk Fürst und Prediger des Volkes zugleich. In der Landessprache hörte man ihn eben das Heil in Christo verkündigen, von dem er sich früher zürnend abgewandt hatte und das er nun von ganzem Herzen umfaßte. Dieß wirkte mehr als alle Gewalt. Immer neue Bekehrte traten der Zahl der Gläubigen bei. Bald reichten die vorhandenen Kirchen nicht mehr aus, es wurden neue gebaut und auch nach Geistlichen war immer größeres Verlangen. Mönchs- und Nonnenklöster erhoben sich zu Lübeck, Oldenburg, Ratzeburg. An letzterm Orte ward auch ein Bisthum errichtet. Gottschalk selbst wurde im Jahr 1066 in einem Aufstand der Slaven ermordet, den 7. Juli zu Lenzen; mit ihm ward der Priester Ebbo (Yppo) auf dem Götzenaltar geschlachtet. Andere Bekenner wurden gesteinigt. Der hochbetagte Bischof Johannes von Mecklenburg wurde auf's grausamste mißhandelt und sein Haupt dem Götzen Radegast im Tempel zu Rethre geopfert. Noch einmal fiel das Volk der Obotriten in die Nacht des Heidenthums zurück, bis ihm erst später das Licht von neuem aufging, um nicht wieder zu erlöschen.

Noch bleiben uns von dem slavischen Völkercomplexe, den wir uns für die heutige Betrachtung vorgenommen, die Polen und die Russen zu betrachten übrig; und dann wird noch ein Wort zu sagen sein über das Christenthum der Ungarn.

Der polnische Herzog Miesko (Mieceslav I.) heirathete nach Mitte des zehnten Jahrhunderts eine böhmische Prinzessin, Dambrowka. Diese bekehrte ihn zum Christenthum, und nun suchte er auch mit Gewalt dasselbe im Lande einzuführen. Die Götzenbilder wurden abgethan und in's Wasser geworfen und das Volk zum christlichen Gottesdienst

gezwungen. Später erhielt das polnische Christenthum einen Mittelpunkt in dem Bisthum Posen, das von Kaiser Otto I. gegründet wurde, und dann kamen noch weiter (im eilften Jahrhundert) hinzu die Bisthümer Gnesen und Krakau.

Die mannigfachen Beziehungen, in welchen das russische Reich zum griechischen stand, führten auch dieses Volk dem Christenthum und zwar der griechischen Kirche zu. Mag auch, was Photius von einer russischen Gesandtschaft erzählt, die schon im neunten Jahrhundert unter Basilius Macedo nach Constantinopel gekommen sei, und von den gewaltigen Eindrücken, die diese Gesandtschaft in der Sophienkirche empfangen, der sichern historischen Glaubwürdigkeit entbehren, so ist um so gewisser, daß in der Mitte des zehnten Jahrhunderts die russische Großfürstin Olga nach Constantinopel kam und sich zu einer christlichen Prinzessin umtaufen ließ, die von nun an zu Ehren der Mutter des großen Constantin den Namen Helena führte. Die Bekehrung des Volkes selbst hatte aber noch ihre Schwierigkeiten. Erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts trat Olga's Enkel, der russische Fürst Wladimir, energisch als Verbreiter des Christenthums in Rußland auf. Er hatte eine christliche (griechische) Prinzessin, Anna, geheirathet und war selbst zum Christenthum übergetreten. Er hatte sich in Cherson, am westlichen Ufer des Dnieper, taufen lassen (980). Von da an nannte er sich Basilius (Wassily). Er berief christliche Geistliche und Bischöfe in sein Reich und legte nun Hand an zu gänzlicher Beseitigung des Heidenthums. Auch er verfuhr hierin schonungslos despotisch. In seiner Hauptstadt Kiew ließ er das Bild des obersten Gottes der Russen, Perun, an den Schweif eines Pferdes binden, schimpflich durch die Stadt schleppen und in den Dnieper werfen. Sodann ließ er durch einen Herold ausrufen, daß, wer nicht bis den andern Tag sich zur Taufe melde, der Ungnade des Großfürsten sich aussetze. So meldeten sich denn freilich Viele zur Taufe. Zum Glücke blieb es aber nicht bei dieser äußern Weise. Nachgerade wurden auch Schulen im Lande angelegt und mit dem cyrillischen Alphabet auch die cyrillische Bibelübersetzung eingeführt. Mehr als Wladimir selbst wirkte sodann sein Sohn und Nachfolger Jaroslaw (1019—1054). Er war es besonders, der sich durch Stiftung von Kirchen und Schulen verdient machte. Zu Kiew wurde ein Erzbisthum errichtet mit einer prachtvollen Kirche, die dem Fürsten den zehnten Theil seines Vermögens gekostet haben soll.*) Auch entstand

*) Sie hieß daher Zehntkirche (Decumana).

dort das berühmte Höhlenkloster (Petschersgi), in welchem der russische Annalist Nestor im 11. Jahrhundert die Geschichte seines Volkes schrieb († um 1120), das Stammkloster aller übrigen Klöster des Landes. Weitere Bisthümer waren Nowgorod, Tschernigow, Wladimir, Bjeljorod. Schon Jaroslaw trug sich mit dem Gedanken, die russische Kirche von dem Patriarchen zu Constantinopel unabhängig zu machen und ein eigenes russisches National-Patriarchat zu gründen, allein erst einer spätern Zeit blieb es vorbehalten, diesen Gedanken zu verwirklichen.

Schon im siebenten Jahrhundert waren die Ungarn oder, wie sie sich nannten, die Magyaren aus Asien nach Europa gekommen und hatten die Gegenden zwischen dem Dnieper und Don besetzt. Nachdem sie den Petschenegen hatten weichen müssen, drangen sie in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts nach Dacien und Pannonien vor. Hier setzten sie sich um's Jahr 896 fest und wurden durch ihre Streifzüge der Schrecken der europäischen Christenheit. Nördlich drangen sie bis Hamburg und Bremen vor, westlich bis in die Provence, südlich bis Otranto, östlich bis Constantinopel. Der deutsche König Heinrich I. schlug sie 933 bei Merseburg, und eine noch gründlichere Niederlage erlitten sie bekanntlich auf dem Lechfelde unter Otto I. im Jahr 955. Von den Slaven und Deutschen lernten sie Ackerbau und Gewerbe, und nun kam auch für sie die Stunde, da sie dem Christenthum sollten zugeführt werden. Ein Mönch, Hierotheos, soll die beiden ungarischen Fürsten Bulosudes und Gylas gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts, also schon vor der Niederlage auf dem Lechfelde, zu Constantinopel getauft haben. Von dem einen dieser Fürsten, Bulosudes, erfahren wir nichts weiter mehr, und auch was Gylas zum Besten des Christenthums gethan, liegt so ziemlich im Dunkeln. Erst seine Tochter Sarolta bewirkte durch ihre Verehlichung an den ungarischen Fürsten Geisa die Bekehrung ihres Gemahles und durch diesen allmälig die des Volkes. Es war der Bischof Pilgrim von Passau, der sich besonders um die Christianisirung Ungarns verdient machte. Die Ungarn hatten ihn gebeten, entweder selbst zu ihnen zu kommen oder ihnen Evangelisten zu senden. Pilgrim that erst das letztere: er schickte eine Anzahl von Geistlichen und Mönchen hin. Die Mission hatte guten Erfolg; es wurden, wie er an den Papst Benedict VI. schreiben konnte, an 5000 Seelen gewonnen. Schon längere Zeit hatten auch heimliche Christen unter den Kriegsgefangenen in Ungarn gelebt. Diese traten nun aus ihrer Verborgenheit hervor und schlossen sich den neuen Glaubensverwandten an. Aber auch das Heidenthum zählte noch seine Bekenner. Beide

Religionen lebten eine Zeit lang neben einander und hielten sich die Wage. Unter den Mönchen, welche das Evangelium in Ungarn verkündeten, finden wir auch einen Schweizer oder wenigstens den ehemaligen Bewohner eines schweizerischen Klosters, den Mönch Wolfgang aus Mariä-Einsiedeln, allein er soll, wie die Benedictiner-Akten melden, auf ein unfruchtbares Land gesät haben und unverrichteter Sache wieder abgezogen sein. Später ward er Bischof von Regensburg.

Etwas bessern Erfolg hatte die ungarische Mission unter der Leitung des uns schon bekannten Bischofs Adalbert von Prag. Er begab sich selbst in das Land und ließ auch einen seiner Schüler, Radla, dort zurück; allein es blieb auch jetzt noch bei oberflächlichen und skizzenhaften Umrissen.*) Zum völligen Durchbruch gelangte das Christenthum erst unter dem Sohne Geisa's, Waik, der im Jahr 997 zur Regierung gelangte und der in der Geschichte unter dem christlichen Namen **Stephanus** bekannt ist. Nach der Erzählung der einen Chronisten wäre Stephanus erst durch seine Vermählung mit der burgundischen Prinzessin **Gisela**, der Wittwe des Herzogs Heinrich von Baiern und einer Schwester Kaiser Heinrichs II. (des Heiligen), zum Christenthum bekehrt worden; nach Andern hatte er schon von Kindheit auf durch Adalbert eine christliche Erziehung erhalten und war auch von diesem getauft worden. Seine entschiedene Parteinahme **für** das Christenthum wird übrigens einem Siege zugeschrieben, den er über seinen heidnischen Gegner, den ungarischen Fürsten Kuppan, davon trug. Stephan soll dem heil. Martinus, dem Schutzheiligen Pannoniens, ein Gelübde gethan haben, daß, wenn er ihm zum Siege verhelfe, er für das Christenthum ein Namhaftes thun wolle. Wir hätten also auch hier wieder, wie bei Constantin, bei Chlodwig u. A. ein Schlachtenwunder als Motiv der Bekehrung. Stephan ward in der Schlacht bei Veszprim mit Sieg gekrönt. Und nun suchte er auch als ein Mann von Wort sein Gelübde zu erfüllen. Er machte sich vorläufig selbst zum Apostel, indem er im Lande predigend und ermahnend umherzog; berief aber dann auch Geistliche und Mönche in's Reich und sorgte für die Mittel der Erbauung und des Unterrichts. Um aber seinem Werke den rechten Abschluß zu geben, sandte er den frommen und gewandten Benedictinermönch **Astrik** an den Papst Sylvester II. nach Rom. Von dem heiligen Vater und der heiligen Stadt aus erhielt er

*) In der Lebensbeschreibung Adalberts heißt es, er habe den Ungarn einen „Schatten des Christenthums" beigebracht (umbram christianitatis impressit). Das ungarische Christenthum wird als ein laues und flaues bezeichnet (languidus et tepidus christianismus). Neander II. S. 181.

im Jahr 1000 das ersehnte Geschenk der Königskrone, die ihm in Gegenwart des päpstlichen Legaten Benedict Beta von Sebastian (gleichfalls einem Benedictiner,) auf's Haupt gesetzt wurde. Zugleich brachte der Legat eine Bulle mit, in welcher Stephan zum Apostel seines Reiches und zum Haupte seiner unabhängigen Kirche ernannt wurde. Nun erhoben sich Kirchen und Klöster in Menge. In seiner Residenz Stuhl-Weißenburg errichtete der König einen prächtigen Münster zu Ehren der Jungfrau Maria; griechische Bauleute wurden berufen, das Werk auszuführen. Die Kirche von Gran wurde zum Erzbisthum des Landes erhoben und Beta von Sebastian ward Erzbischof. Bei diesen löblichen Unternehmungen schien es sich aber von selbst zu verstehen, daß Stephan, wie er durch Gewalt der Waffen sich den Sieg errungen, nun auch wieder mit Waffengewalt das Christenthum da ausbreitete, wo es nicht freiwillig angenommen wurde. So wurden denn empfindliche Strafen allen denen angedroht, die sich eines Abfalles vom Glauben oder auch nur der Vernachläßigung des Gottesdienstes schuldig machen würden. Auch in Siebenbürgen, das er im Jahr 1003 eroberte, führte Stephan dieselben Gesetze ein und empfahl dann auch seinem Sohne Emmerich (Heinrich) die Fortsetzung seines Werkes. Er that es übrigens in einer Weise, die uns zeigt, daß er nicht nur äußerlich den Namen eines Christen angenommen, sondern sich bis auf einen gewissen Grad persönlich in dasselbe eingelebt hatte. So empfahl er seinem Sohne, er möge, gleich dem König Salomon, den Herrn vor allen Dingen um Weisheit bitten. Auch was er weiter von der Kirche Christi sagt, oder was Andere wenigstens ihn sagen lassen, daß sie nämlich auf einen Felsen gegründet sei, zeigt uns, daß er wenigstens eine Ahnung hatte von den tiefern Geheimnissen des christlichen Glaubens. Das Volk hat ihn später als Heiligen verehrt. Längere Zeit dauerten zwar auch nach Stephans Tod in Ungarn die Kämpfe zwischen der heidnischen und christlichen Partei fort. König Andreas I. (1045—1060) war nicht im Stande einer Christenverfolgung zu wehren, die sein Bruder Lerenta anstiftete. Erst unter König Bela (seit 1060) und besonders unter Ladislaus I. (1077) wurde das Werk Stephans in Ungarn befestigt. Immerhin aber können wir diesen als den geschichtlichen Wendepunkt bezeichnen vom Heidenthum zum Christenthum.

Somit wäre denn in der Zeit zwischen Karl dem Großen und Gregor VII., d. h. im neunten, zehnten und der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts, ein großer Theil von heidnischen Nationen, der Norden und der Osten Europa's der Religion des Kreuzes zugeführt worden;

Nationen, welche später selbst wieder ihre Zeugen der Wahrheit in die Reihen der Bekenner gestellt haben. Wenn wir diese Nationen noch einmal von der Gegenwart aus überschauen, so sind die einen, wie die Russen bei dem griechischen, andere, wie ein großer Theil der Slaven bei dem römischen Bekenntniß geblieben. Aber nicht wenige von ihnen, so der ganze scandinavische Norden, so auch ein Theil der slavischen Völker und ein Theil der Ungarn haben sich später dem Lichte der Reformation zugewendet oder haben, wie die Böhmen, der Reformation theilweise vorgearbeitet. — Länder, in denen nur mit Mühe, ja nach langen und hartnäckigen Kämpfen, der christliche Name aufkommen konnte und mit ihm der christliche Glaube und die christliche Sitte, sind in der Folge das Vaterland christlicher Helden, die Wiege neuer, fruchtbarer Ideen und segensreicher Unternehmungen geworden. Böhmen hat uns seinen Hus und Hieronymus von Prag, Schweden seinen Gustav Wasa und Gustav Adolf, Ungarn eine große Schaar protestantischer Märtyrer gegeben, und wie sie Alle großentheils in älterer und neuerer Zeit von dem Herzen Deutschlands aus ihre christlichen Impulse empfangen haben, so haben sie wieder anregend und belebend auf Deutschland und seine Kirche zurückgewirkt.

Wir können aber unsere Betrachtung über die Verbreitung des Christenthums nicht für geschlossen erachten, wenn wir nicht auch einen Blick geworfen haben auf die Beschränkungen und Verfolgungen, welche die Religion des Kreuzes in eben dieser Zeit zu erleiden hatte. Schon die bisherige Geschichte der Verbreitung des Christenthums hat uns auch theilweise Verfolgungen desselben vor Augen geführt. Jetzt aber ist noch zu reden von den Verfolgungen der Christen in der muhammedanischen Welt, namentlich in Spanien.

Wir haben früher bemerkt, wie die spanischen Christen unter der maurischen Herrschaft erst gut behandelt wurden, ja wie sich sogar Mischehen zwischen Arabern und Christen bildeten. Dieß Verhältniß hörte um die Mitte des neunten Jahrhunderts auf. Es kam zu Zerwürfnissen und endlich zu Verfolgungen. Die Christen und namentlich die Geistlichen wurden vielfach beschimpft; kaum konnte ein Leichenbegängniß gehalten werden, ohne daß mit Steinen nach der Procession geworfen und der Name Christi gelästert wurde. Besonders war das Kreuzeszeichen und das Geläute der Glocken den Bekennern Muhammeds anstößig. Ja, nur die Berührung mit einem Christen wurde ängstlich vermieden. Man floh sie gleich der Pest. Und warum sollen wir's nicht bekennen, daß auch hinwiederum die Christen ihres Orts der herausfordernde Theil

waren, indem sie den Muhammed als Lügenpropheten ausschrieen und sich den Anordnungen der Chalifen widersetzten. Lästerung des Propheten aber zog Todesstrafe nach sich; Beschimpfung der Gläubigen Geißelung. — Der Bischof Paul Alvarus von Cordova stand an der Spitze der christlichen Eiferer. Das geduldige Sichschmiegen unter das Joch der Ungläubigen erschien ihm als unwürdige Feigheit; er nannte Diejenigen Leoparden (zweideutige Charaktere), die friedliches Verhalten dem herausfordernden Wesen vorzogen; er machte ihnen den Vorwurf der Menschenfurcht, der Zweizüngigkeit, der Falschheit. Dieser Vorwurf mochte Einige mit Recht treffen. Daß aber nicht Alle den Muth des Bekenntnisses verloren hatten, das bewies der Mönch Perfectus in einem Kloster von Cordova. Er hatte den Streit nicht gesucht; er war von einigen Arabern, die ihm auf der Straße begegneten, aufgefordert worden, sich offen über seinen Glauben auszusprechen; er that es. Als sie ihn fragten, wie er von Muhammed denke, verhehlte er nicht, daß er ihn für einen falschen Propheten halte. Da die Araber ihm zuvor Straflosigkeit versprochen hatten, um ihn sicherer zu machen, so ließen sie ihn einstweilen gehen. Allein bei einer spätern Gelegenheit fielen sie über ihn her und schleppten ihn mit Ketten beladen vor den Richter und in's Gefängniß und von da weiter auf's Schafot; er starb als der erste Märtyrer Spaniens. Andere folgten ihm nach. Ja, einige drängten sich sogar (wie auch in frühern Zeiten der Verfolgung geschehen) ohne Noth zum Martyrthum: Frauen, Jünglinge, Greise, besonders viele Mönche, die aus ihren Einöden sich herbei gelassen, um Zeugniß von ihrem Glauben abzulegen, sanken unter dem Schwerte des Henkers dahin, so daß zuletzt ein Concil von Cordova im Jahr 852 dieses Sichhinzudrängen zum Märtyrthum förmlich verbieten mußte. Daß namentlich auch bei den gemischten Ehen großes Zerwürfniß in den Familien entstand, daß christliche Schwestern von muhammedanischen Brüdern verrathen und dem Richter überliefert, Kinder von ihren Eltern getrennt wurden, war nichts Seltenes. Nicht zu gedenken der vielen Gewissen, die verwirrt wurden, indem die einen der Geistlichen zu geduldigem Tragen des den Christen auferlegten Joches, die andern zu kühnem Widerstand aufforderten. Indessen ging auch diese schwere Zeit der Prüfung vorüber. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts stellten sich friedlichere Verhältnisse wieder her. Die Christen in Spanien gewöhnten sich nach und nach an die Ansicht, welche nun die Oberhand erhielt, daß die Fremdherrschaft, unter der sie seufzten, eine von Gott über sie verhängte Strafe sei, der sie sich in Geduld zu unterziehen hätten. Ein stiller leidender Gehorsam,

der Gott für die Gnade dankt, ungestört seines Glaubens leben zu dürfen, ohne deßhalb Andere zu stören, schien das unter allen Umständen Gerathenste.

Wir entsetzen uns über die Greuel, welche von den Anhängern des Propheten an den Christen verübt wurden. Aber vergessen wir nicht, daß auch die Christen jener Zeit das Wort ihres Meisters vergaßen: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?" Wie sehr schienen sie dagegen jenes andere Wort: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert," im fleischlichsten Sinne mißverstanden zu haben, wenn sie eben auch die Religion des Friedens mit dem Schwerte den Völkern zu bringen sich berechtigt glaubten.

Besonders richtete sich jener falsche Bekehrungseifer der Christen nicht nur gegen Heiden und Muhammedaner, sondern auch gegen die Juden. Zwar hatte schon die vierte Synode von Toledo (633) den Grundsatz aufgestellt, daß kein Jude zum christlichen Glauben dürfe gezwungen werden, daß aber, wenn Einer ihn angenommen und wieder abfiel, als Verbrecher zu behandeln sei. Dagegen bestimmt eine spätere Synode von Toledo (die 16te vom Jahr 693), daß die alten Gesetze gegen die Juden, um sie zur Bekehrung zu zwingen, genau sollen befolgt werden; jeder Jude aber, der sich aufrichtig bekehrt, wird von den auf den Juden lastenden Abgaben an den Fiscus befreit und den andern Unterthanen des Königs völlig gleichgehalten.*) Die fränkischen Könige Ludwig der Fromme und Karl der Kahle zogen mehrere Juden an ihren Hof. Ludwig machte ihnen unter anderm sehr weit gehende Concessionen. Seine Gemahlin Judith zeigte sich ihnen besonders günstig. Ihnen zu lieb wurde der Wochenmarkt vom Samstag auf den Sonntag verlegt. Schon jetzt bildeten die Juden im fränkischen Reiche eine geschlossene Corporation, an deren Spitze ein Judenmeister (magister Judæorum) stand. Auch gehörte es schon zum guten Ton, wenigstens im Kreise der königlichen Beamten, lieber die Synagogen zu besuchen, als die christlichen Kirchen, unter dem Vorwande, man finde dort mehr Erbauung. Kann man sich dann wundern, wenn selbst aufgeklärte Geistliche, wie ein Erzbischof Agobard von Lyon in solchen Vergünstigungen eine Beeinträchtigung der Christen erblickte! Als Agobard die Sklavin eines vornehmen Juden getauft hatte, entfloh diese den Nachstellungen ihrer früheren Glaubensgenossen. Der Judenmeister Everardus (Eberhard) for-

*) Vgl. Hefele, Conciliengesch. III. S. 78 und 320 und über das Ganze den Artikel „Volk Gottes" von Pressel in Herzogs Realencykl. XVII. von S. 342 an.

derte die Proselytin zurück. Es entwickelte sich daraus ein dreijähriger Streit, worin Agobard sogar die Gunst seines Kaisers verscherzte. In besondern Zuschriften an Ludwig (de insolentia Judæorum und de Judæorum superstitionibus) hat er eine gehässige Schilderung der Juden entworfen, die aber aus den Verhältnissen begreiflich wird. Der leidenschaftliche Haß gegen die Juden wurde namentlich auch dadurch genährt, daß man sie geheimer Einverständnisse mit den Muhammedanern beschuldigte. Auf ihr Anstiften, hieß es, seien jene Verfolgungen in Spanien ausgebrochen. In Toulouse gab sich der Judenhaß auf eine höchst ärgerliche Weise zu erkennen. An den drei hohen christlichen Festen mußte immer ein Jude im Namen seiner Glaubensgenossen unter einer christlichen Kirchenthüre eine Ohrfeige von einem handfesten Christen sich geben lassen und zudem mußte die ganze Judenschaft drei Pfund Wachs an die Beleuchtung der Kirche steuern. Es sollte dies angeblich auf einer Verordnung Karls des Großen beruhen. Dieses unterliegt zwar großem Zweifel; allein der erwähnte Gebrauch erhielt sich bis in's zwölfte Jahrhundert.*) Eine Synode von Metz verbot im Jahr 888 den Christen allen nähern Verkehr mit den Juden, namentlich sollte man nicht mit ihnen essen und trinken. Milder als solche Synoden, milder als einzelne Geistliche und die Masse des Volkes, urtheilten in dieser Hinsicht mehrere Päpste. Schon Gregor I. hatte die Gewaltthätigkeit gegen die Juden mißbilligt, und gestützt auf seine Verordnungen empfahl auch Papst Alexander II. im eilften Jahrhundert ein menschliches Verfahren. — Daß die einzelnen, wohlgemeinten Versuche, die Juden auf schriftlichem Wege zu belehren und zu bekehren, bei der so gereizten Stimmung wenig verfingen, läßt sich denken. Immerhin gereichen solche Züge der Kirchengeschichte auch der Christenheit zur Demüthigung. Aber wohl mögen wir uns hüten, dem Christenthum selbst aufzubürden, was einzelne Christen oder auch ganze Zeitalter aus Unverstand oder aus bösem Willen verschuldet haben.

---

*) Schröckh, Kirchengeschichte XXI. S. 308. 309. Hefele, Conciliengeschichte Bd. 4. S. 524. Auf der Synode von Toulouse (883) soll sogar der Erzbischof Ricard die Verschärfung hinzugefügt haben, daß der zur Ohrfeige ausersehene Jude dreimal rufen mußte: „Es ist gerecht, daß die Juden ihren Nacken unter die Schläge der Christen beugen müssen, weil sie sich Christo nicht unterwerfen wollen." (Mansi, t. XVII. pag. 565.)

Siebente Vorlesung.

Die steigende Macht des Papstthums. Die pseudo-isidorischen Decretalen. — Nicolaus I. und seine Nachfolger. — Die päpstliche Pornokratie. Päpstin Johanna. — Kaiser Otto I. — Frankreich unter Hugo Capet. — Weitere Geschichte des Papstthums bis auf Hildebrand und dessen Erhebung auf den päpstlichen Stuhl als Gregor VII.

Von der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums unter den Völkern des europäischen Nordens und des Ostens kehren wir nun zurück zu der Geschichte der Kirche selbst, und zwar werden wir zuerst die äußere Gestalt derselben, ihren Leib in's Auge zu fassen haben, um dann weiter zu sehen, welche Seele in diesem Leibe sich entwickelt hat. Der Leib der Kirche erscheint uns als ein vielgegliederter Leib, dessen sichtbares Haupt kein Anderer ist als der Bischof zu Rom, der Papst. Wir haben schon in unserer vierten Vorlesung gesehen, wie durch die gegebenen Verhältnisse im siebenten und achten Jahrhundert der Bischof zu Rom in die Stellung gelangte, der oberste der Bischöfe zu sein und wie namentlich sein Ansehn im Abendlande durch das fränkische Herrscherhaus gegründet worden ist. Von dieser Zeit an schreiben sich ja auch die Schenkungen an Ländereien, die den Inhaber des Kirchenstaates, des Patrimonium Petri, zu einem weltlichen Gebieter machten. Aber wir haben auch damals bemerkt, mit welcher Klugheit und Energie Karl der Große seine eigene politische Selbstständigkeit dem Papst gegenüber zu wahren wußte, wie er das Zepter auch in Beziehung auf die fränkische Landeskirche in seinen Händen behielt und sich vom Papste nicht drein reden ließ, so sehr er auch mit ihm in gutem Vernehmen stand.*)

---

*) „Karl, der gewaltige Held, verstand das Papstthum noch zu bändigen. Aber nach ihm gebrach es an Kraft, und so oft das Papstthum als seinen mütterlichen Boden die irrenden, in Schuld verstrickten Gewissen der Fürsten und Völker unter seinen Füßen fühlte, entfaltete es auch nach den schwersten Niederlagen ungeahnte Macht über die Geister." Baxmann, Politik der Päpste S. 267.

Auf diesen päpstlichen Stuhl zu Rom richten wir nun zum zweiten Mal unsere Blicke. Es wird sich uns zeigen, wie bald nach dem Tode Karls des Großen die Forderungen des römischen Stuhles sich gesteigert haben, bis sie in der Person Gregors VII. nicht nur ihre theoretische, sondern ihre praktische Verwirklichung fanden. Ein ruhiges Fortschreiten ist es aber nicht, dem wir zusehen könnten, etwa wie dem sichtlichen Wachsthum einer Pflanze, wie dem Bau eines Domes. Nein, der Weg, auf dem wir die Fortschritte des Papstthums werden zu verfolgen haben, geht durch mancherlei Stürme, durch Höhen und Tiefen hindurch. Es ist nicht immer ein Weg der Ehre, sondern auch der Schmach und der Schande, sogar des tiefsten sittlichen Verfalles, auf dem wir die Nachfolger des Apostelfürsten wandeln sehen. Und doch treten uns auch wieder große, sittlich gekräftigte und heroische Charaktere entgegen, die wir als die eigentlichen Träger und Vertreter der Papstidee zu betrachten haben, einer Idee, die nicht der Einzelne nach Belieben erfunden hat, sondern die der Zeit angehört und mit ihr auf's innigste verwachsen ist. Ein solcher Charakter begegnet uns in der Person Nicolaus I., der im Jahr 858 an die Stelle Benedicts III. trat. Es ist der erste Papst, dessen Haupt eine Krone trug; noch nicht zwar die dreifache Krone, aber doch immer eine Krone, welche neben den Kaisern, Königen und Fürsten dieser Welt den Knecht der Knechte Gottes als den Kirchenfürsten erscheinen läßt.

Nicolaus I., ein Mann von seltenen Gaben und eisernem Charakter, trat mit Forderungen auf, die über alles hinausgingen, was die Päpste bis dahin errungen hatten. Nicht der Erste zu sein im Range, der Oberste zu sein unter den Priestern der Kirche innerhalb der Schranken staatlicher Ordnung, nicht das genügte ihm; sondern was bei ihm unverhüllt hervortritt und was er mit eben so viel Geschick als Erfolg durchführte, das war der Gedanke: alle kirchliche Macht, heiße sie constitutive oder gesetzgebende oder richterliche Gewalt, ist in der Person des Papstes concentrirt, in seiner Hand vereinigt. Hatten früher alle Bischöfe sich als Nachfolger Petri betrachtet, denen es gegeben sei zu lösen und zu binden, so war nun doch der Papst zu Rom der eigentliche Nachfolger des Apostelfürsten, dessen Sitz er inne hatte, und die bischöfliche Gewalt, so hoch diese auch immer geschätzt wurde, erschien zuletzt doch wieder nur als ein Ausfluß der seinigen.

Der Gedanke war an sich kein neuer. Schon frühere Päpste hatten ihn gehegt; aber keiner hatte ihm die Folge gegeben, die Nicolaus ihm zu geben wußte; keiner mit solcher Bestimmtheit die Kirche Christi und

die Kirche Roms in Eins zusammengefaßt, wie dieser Papst. Woher, kann man fragen, kam diesem Manne diese Kühnheit, diese Zuversicht? Die schon erwähnte Festigkeit des Charakters kommt dabei wohl mit in Anschlag. Ebenso haben auch hier wie anderwärts die Zeitverhältnisse mitgewirkt, diese zuversichtliche Stimmung in ihm zu heben. Aber das alles hätte noch nicht die Anerkennung hervorgebracht, welche die überspannten Forderungen der päpstlichen Macht im allgemeinen fanden und immer mehr fanden bei der Mehrzahl der Zeitgenossen. Hier mußte etwas Positives, außer dem Bereiche der päpstlichen Willkür Liegendes mitwirken, und dieß war eben der Fall. Was den Forderungen des Papstes wenigstens an vielen Orten willigen Eingang verschaffte, war die Thatsache, daß man die erhobenen Ansprüche als historisch begründet, als gut verbrieft und versiegelt zu betrachten anfing, daß man mit einem Worte ein unbestreitbares positives Recht in ihnen erblickte. Konnte nachgewiesen werden, daß alle jene Ansprüche des Papstes nicht erst von gestern auf heute entstanden seien, sondern daß von Anbeginn der Kirche an die römischen Bischöfe im Besitz jener Rechte sich befunden hatten, so war allem Widerspruch der Mund verschlossen. Und siehe! es fand sich so. Eine kirchliche Gesetzessammlung, die unter dem ehrwürdigen Namen des spanischen Bischofs Isidor plötzlich zum Vorschein kam, enthielt Dokumente aus der ältesten Zeit, Briefe der römischen Bischöfe aus den ersten Jahrhunderten, die schon eine ganz ähnliche Anschauung von der päpstlichen und der priesterlichen Würde überhaupt verriethen, wie die, welche Nicolaus an den Tag legte. Die Geistlichen erscheinen schon hier als die bevorzugten Diener und Hausgenossen Gottes, denen von Rechts wegen eine höhere Stellung im Leben zukommt als den Weltlichen. Wohl giebt es auch unwürdige Priester; aber diese sind als eine Strafe des Himmels anzusehen, die in Geduld zu ertragen ist; darum soll sich niemand an einem Priester vergreifen. Wer es thut, der tastet den Augapfel Gottes an und begeht eine Todsünde. — Nächst der priesterlichen Macht im allgemeinen wird dann im besondern noch die Macht der Bischofe hervorgehoben. Kein Laie darf Klage führen wider einen Bischof, denn dieser ist nur Gott verantwortlich. Wie Christus die jüdischen Priester zum Tempel hinausgewiesen, so steht es auch ihm allein zu, die Priester des neuen Bundes zu strafen. Ein Bischof darf nur auf die Aussage von 72 unbescholtenen Zeugen durch 12 seiner Standesgenossen gerichtet werden, mit Bezug (wie man sieht) auf die Zahl der Jünger und der Apostel. In der Person des Bischofs hat der Gläubige den Herrn selbst zu ehren. Er soll ihn

lieben wie seine eigene Seele. Die Bischöfe stehen einzig unter Christo, d. h. unter seinem Stellvertreter, dem Papste. — Ueberall sieht aus dem Buche die Absicht hervor, die Bischöfe der Aufsicht ihrer natürlichen Vorgesetzten zu entziehen und sie unmittelbar unter die Aufsicht des Papstes zu stellen.

Was nun endlich den Papst selbst betrifft, so wird er nicht nur als der höchste, sondern als der allgemeine, gewissermaßen als der einzige Bischof hingestellt, von welchem die übrigen Bischöfe nur die Werkzeuge sind, durch die er seinen oberhirtlichen Willen vollzieht. Ihm kommt allein das Recht zu, neue Bisthümer zu gründen, Synoden zu berufen, ihm das Recht zu binden und zu lösen im vollsten Umfange; unter ihm stehen selbst die Könige.

So weit der Inhalt dieser Gesetzessammlung. Wie und wo sie entstanden, wer ihr Verfasser sei, wie sich die ächten Bestandtheile derselben zu den unächten verhalten, das sind Fragen, mit denen die Geschichte des Kirchenrechtes sich zu befassen hat; wir können hier darauf nicht eingehen. Nur so viel sei gesagt, daß wohl die Meinung der Gelehrten noch immer die haltbarste ist, wonach diese Gesetzessammlung nicht unmittelbar in Rom selbst, wohl aber nicht ohne Vorwissen Roms, in der Diöcese von Mainz verfertigt und von da in Umlauf gebracht worden ist. Daß dabei Betrug gewaltet, den man immerhin einen frommen Betrug nennen mag, weil damit nach dem Glauben derer, die ihn begingen, die Ehre Gottes sollte gefördert werden, ist mit Händen zu greifen. Die angeblich alten Documente verrathen sich durch ihre Sprache und durch chronologische Verstöße, die auch dem verblendetsten Auge auffallen müssen.*) Auch die entschiedensten Anhänger des päpst-

---

*) Hier nur einige Beispiele: Bischöfe des zweiten Jahrhunderts citiren Bibelstellen nach der viel spätern Uebersetzung des Hieronymus. — Papst Victor I. († 202) schreibt an den Bischof Theophilus von Alexandrien (383). Papst Anaclet († um's Jahr 100) redet schon von Patriarchen, Metropoliten, Primaten. Papst Melchiades erwähnt das nicäische Concil (325), das erst eilf Jahre nach seinem Tode zusammentrat. Papst Zephirinus († 218) beruft sich auf Gesetze christlicher Kaiser. — Dazu kommt das Stillschweigen sämmtlicher Kirchenschriftsteller bis in's neunte Jahrhundert. — Indessen fanden die Decretalen schon zu ihrer Zeit Widerspruch, wenn auch nicht vom Standpunkt einer unbefangenen Kritik, so doch vom Standpunkt der Parteien aus. Hinkmar von Reims verwahrte sich gegen eine unmittelbare Anwendung derselben auf die gegenwärtigen Verhältnisse; er verglich sie mit einer Mausfalle oder auch mit einem Giftbecher, dessen Rand mit Honig beschmiert ist. Er nannte sie commenta et figmenta compilata. — Das Urkundenfälschen war damals an der Tagesordnung.

lichen Systems müssen heutzutage es zugeben, daß die Sammlung eine vielfach verfälschte war, und daher wird sie auch in der Kirchengeschichte immer nur als eine lügenhafte und falsche aufgeführt, als die Sammlung des Pseudo-Isidor. Damals freilich wagten es nur Wenige, ihre Aechtheit zu bestreiten; es fehlte auch der Zeit an der gehörigen Kritik. Um so ungehinderter konnte Papst Nicolaus davon Gebrauch machen, und er war auch der Erste, der es that.*)

Und nun gehen wir zu seiner Regierungsgeschichte selbst über.

Eine erwünschte Gelegenheit, der weltlichen Macht gegenüber seinen Einfluß geltend zu machen, gab Nicolaus dem Ersten eine Ehestreitigkeit König Lothars II. von Lothringen. Je ungerechter hier die Sache des Königs von sich aus war, desto günstiger war die Stellung des Papstes, wenn er als Anwalt des Rechts, als Beschirmer der Unschuld auftreten konnte. — Lothar war an die Schwester des Burgundenkönigs Hubert, Teutberge, verheirathet. Er hatte aber eine Zuneigung zu einer gewissen Walrade gefaßt, die er zur Königin erheben und seine rechtmäßige Gattin verstoßen wollte. Er klagte die Teutberge der Untreue an; Teutberge, ihrer Unschuld bewußt, war bereit, sich dem Gottesgericht des siedenden Wassers zu unterwerfen. Wir werden später auf die Gottesgerichte der Kirche zu reden kommen. Im vorliegenden Falle übernahm ein Hofbedienter die Probe für die königliche Frau; die Probe fiel zu ihren Gunsten aus, und so wurde sie nun auch von dem Ehegericht der Bischöfe unschuldig erklärt. Lothar aber, der seine Gattin um jeden Preis schuldig haben wollte, behauptete, es sei bei dem Bestehen der Probe nicht mit rechten Dingen zugegangen, und ohne sich an den Spruch der Bischöfe zu kehren, behandelte er seine Gattin als eine gemeine Verbrecherin. Er ließ sie einsperren und ihr endlich durch die Folter ein Geständniß ihrer Schuld erpressen. Teutberge wandte sich in ihrer Herzensangst an den Mann, der ihr allein helfen konnte, an den Papst. Inzwischen aber benützte Lothar das seiner Gemahlin durch die Folter abgenöthigte Geständniß, um ihr auf's neue den Proceß zu machen. Er versammelte die Bischöfe seines Landes zu Aachen im Jahr 860. Die beiden Erzbischöfe Gunthar (Günther) von Trier und Tiedgaud von Köln, Verwandte der Walrade, leiteten das Gericht, und dieses sprach nun das Schuldig über Teutberge aus und verurtheilte sie zur Kirchenbuße. Nicht aber alle Bischöfe stimmten dem Urtheil bei,

*) Die reiche Literatur darüber siehe in dem Artikel von Wasserschleben in Herzogs Realenc. XII. S. 337 ff., vgl. auch Baxmann a. a. O. S. 367.

namentlich trat ein Mann dagegen auf, der in dieser Zeit überhaupt eine wichtige Rolle spielte, der Erzbischof Hinkmar von Reims. Dieser protestirte gegen den Beschluß, obgleich derselbe auf einer zweiten Synode zu Aachen (862) bestätigt wurde. Nun wandte sich Lothar nach Rom, in der Hoffnung, der Papst werde das Urtheil bestätigen. Allein Nicolaus war nicht der Mann, der sich brauchen ließ und der ohne zu untersuchen nach Gunst urtheilte. Er schickte erst zwei Legaten nach Lothringen ab, welche eine genaue Untersuchung über die Schuld oder Unschuld der Verurtheilten anstellen sollten. Lothar nahm die Legaten mit großer Reverenz auf und veranstaltete eine neue Synode zu Metz im Jahr 863. Auf der Synode wurden nur lotharingische, von der Gunst des Königs abhängige Bischöfe zugelassen, die päpstlichen Legaten wurden bestochen, Teutberge ward nicht einmal vorbeschieden, und so erfolgte einfach die Bestätigung der Aachener Beschlüsse. Die beiden Erzbischöfe Gunthar und Thiedgaud reisten nun selbst nach Rom, um auch die päpstliche Bestätigung zu erwirken. Allein Nicolaus übereilte sich auch jetzt nicht; er legte die Sache einer römischen Synode vor; er überzeugte sich von der Unschuld Teutberge's, kassirte die Aachener Beschlüsse und die von Metz,*) und sprach über die beiden Erzbischöfe, die sich zu dem unwürdigen Spiel hergegeben, das Absetzungsurtheil aus. Auch allen andern Bischöfen drohte er mit derselben Strafe, wenn sie sich einfallen ließen, seinen Anordnungen zuwider zu handeln. Allerdings trat hier Nicolaus, der lotharingischen Geistlichkeit gegenüber, in einem Tone auf, wie man ihn bisher nicht gewohnt war, aber mit dem bösen Gewissen käuflicher Priester konnte er, ja mußte er eine solche Sprache reden. Die sittliche Verkommenheit bei Weltlichen und Geistlichen kam seiner Anmaßlichkeit zu statten. Wer noch Sinn für Recht hatte, mußte dem Papste beistimmen; und so hatte er gewonnenes Spiel. Zwar protestirten die entsetzten Erzbischöfe gegen den päpstlichen Spruch. Ja, sie wandten sich an Kaiser Ludwig II., den Bruder Lothars, der sich gerade mit einem Kriegsheer im Beneventischen Gebiete befand und forderten ihn auf, die seinem Bruder widerfahrene Schmach zu rächen. Wirklich rückte der Kaiser nach Rom vor. Nicolaus flüchtete sich in die Peterskirche; der Kaiser verfolgte ihn auch dahin; doch soll ein Wunder ihn umgestimmt haben. Ein Soldat aus dem Heere des Kaisers, der sich an einem Crucifix vergriffen, fiel plötzlich todt zu Boden. Auch der Kaiser wurde

*) Nec vocari synodum, sed tanquam adulteris faventem prostibulum adpellari decernimus.

von Krankheit befallen. Der Papst kam ungestraft davon. Bald darauf ward Ludwig mit seinem eigenen Bruder in Streit verwickelt. Es kam dahin, daß dieser demüthig den Papst um Verzeihung bitten und sich auch in der Ehesache seinem Willen fügen mußte. Nun trat der Papst vollends als der alleinige rechtmäßige Schiedsrichter auf. Er sandte einen Legaten an die Höfe von Frankreich und Deutschland ab, und ließ ihnen sagen, daß sie sich aller Einmischung in die Sache zu enthalten und allein seinen Anordnungen sich zu fügen hätten. Lothar wurde gezwungen, Teutberge wieder als Gattin zu sich zu nehmen. Sie ward ihm auf einer Ständeversammlung zu Attigny auf's neue angetraut. Walrade sollte dem Legaten als Gefangene nach Rom folgen, um dort sich der Kirchenbuße zu unterwerfen. Aber der treulose Lothar ließ der Gefangenen nachsetzen und sie befreien. Die Gattin aber zwang er, einen Brief an den Papst zu schreiben, worin sie selbst um Scheidung anhalten mußte. Nicolaus durchschaute auch dieses Spiel. Er wies das Gesuch zurück und forderte Teutberge auf, Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben, auch wenn es sie ein Opfer koste. Jetzt nahm Lothar auf's neue eine drohende Stellung gegen den Papst ein; er konnte es um so eher, als sich unterdessen auch die äußern Verhältnisse zu seinen Gunsten gewendet hatten. Nicolaus beharrte auf seinem Rechte. Er starb darüber den 13. November 867.

Hatte er so der weltlichen Macht gegenüber sein päpstliches Ansehen geltend gemacht, indem er der Zuchtlosigkeit und Willkür eines Fürsten die höhern Gesetze des Rechts und der Sittlichkeit aufrecht erhielt, denen auch die Großen dieser Welt sich nicht ungestraft entziehen dürfen, so nahm er nun auch gegen die Erzbischöfe eine imponirende Stellung ein. Wir haben bereits den Namen des Hinkmar von Reims genannt. Dieser Hinkmar (Ingemar) war ein eigenthümlicher Charakter, ein Gemisch von Energie und Intrigue, von Freimuth und Ränkesucht, ein Vertheidiger der erzbischöflichen Rechte gegenüber der päpstlichen Monarchie, aber auch gewaltthätig gegen die ihm untergebenen Geistlichen. So hatte er, ob mit Recht oder Unrecht, mag unentschieden bleiben, den Bischof Rothad von Soissons entsetzen lassen. Dieser wandte sich an den Papst, und Nicolaus ließ nicht nach, bis der Entsetzte wieder an seine Stelle gelangte. Dadurch wurde natürlich das Ansehn des Erzbischofs sehr compromittirt, das des Papstes dagegen auf's glänzendste befestigt. Und auch in diesem Handel berief sich Nicolaus auf die gefälschten Urkunden des Isidorus.

Endlich war es derselbe Nicolaus, der auch dem Patriarchenstuhl von Constantinopel gegenüber eine gebieterische Stellung annahm. Auf

diesem Patriarchenstuhl saß erst Ignatius, ein Mann von strengen Sitten. Aber eben darum war er dem kaiserlichen Hofe verhaßt. Es gelang dem Regenten Bardas, der während der Minderjährigkeit Michaels III. die Zügel des Reichs führte, diesen Ignatius zu entfernen, und an seine Stelle den gelehrten Photius zu setzen. Als Ignatius aber auf seinem Recht beharrte, verklagte ihn Photius in Rom. Nicolaus wollte aber auch in dieser Sache nicht entscheiden, bevor er sich über den Stand der Dinge unterrichtet hätte. Er schickte zwei Legaten nach Constantinopel, und in ihrer Gegenwart wurde im Jahr 861 eine Synode von mehr als 300 Bischöfen gehalten, welche die Absetzung des Ignatius bestätigte. Auch diese Legaten ließen sich bestechen. Ignatius, der wider Willen gezwungen worden war, sein Absetzungsurtheil zu unterschreiben, suchte nun ebenfalls Schutz beim Papste. Nicolaus hielt im Jahr 863 eine Synode in Rom, und nachdem er sich genau über den Stand der Dinge hatte unterrichten lassen, sprach er sich zu Gunsten des Verdrängten aus und erklärte den Photius so wie die beiden bestochenen Legaten für abgesetzt. Zugleich hob er mit Photius und seinem ganzen Anhang die Kirchengemeinschaft auf. Photius antwortete mit Schmähungen, auf einer Synode, die er im Jahr 867 in Constantinopel veranstaltete, vergalt er Gleiches mit Gleichem: er verhängte den Bann über Nicolaus. Nun wurde der Streit der beiden Kirchenhäupter auch ein Streit der beiden Kirchen. Die früher erwähnte Differenz wegen der Lehre vom heil. Geiste wurde jetzt wieder hervorgehoben. Photius beschuldigte die abendländische Kirche, das Glaubensbekenntniß verfälscht zu haben, und noch andere Dinge warf er der römischen Kirche als Neuerung vor, wie das Fasten am Sabbath, das Verbot der Priesterehe u. s. w. Dazu kamen noch die Ansprüche, welche Rom auf die Bulgarei erhoben und welche von Photius als ungegründet zurückgewiesen wurden. Nicolaus säumte nicht, durch gelehrte Männer des Abendlandes eine Vertheidigung der abendländischen Kirche verfertigen zu lassen. Er erlebte noch den Triumph, daß bei dem durch die Ermordung Kaiser Michaels eingetretenen Regierungswechsel Photius weichen mußte und der von ihm begünstigte Ignatius wieder an seine Stelle gelangte. Das Ende des Streites erlebte er freilich nicht. Er starb den 19. November 867. Schon seine Zeitgenossen haben in ihm einen bedeutenden Mann erkannt. Der Abt Regino von Prüm erklärt,*) seit den Tagen Gregors I. sei kein Hoherpriester auf

*) Bei Pertz Monum. I. S. 578. — Vom römisch-katholischen Standpunkt aus hat Lämmer (Erlangen 1857), vom protestantischen Weizsäcker (Herzogs Realenc. I. S. 340 ff.) sein Bild gezeichnet.

Petri Stuhl gesessen, der mit Nicolaus verglichen zu werden verdiene; Könige und Tyrannen habe er bezähmt und wie ein oberster Gebieter beherrscht; frommen Priestern sei er ein Vater, gewissenlosen schrecklich gewesen, so daß man mit Recht von ihm sagen könne, ein Elias sei in ihm erstanden.

Das Papstthum hatte allerdings unter Nicolaus I. einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan. Aber wir würden sehr irren, wollten wir glauben, es hätte von da an ein ununterbrochener Fortschritt stattgefunden bis auf Gregor VII. hin. Wie überall in der Geschichte Reactionen und Schwankungen eintreten, bis eine eingeschlagene Richtung in gerader Linie und unaufhaltsam ihrem Ziele zueilen kann, so war es auch hier. Schon mit dem nächsten Papst, Hadrian II., trat ein Rückschlag ein. Hadrian war schon alt und gebrechlich als er den römischen Stuhl bestieg, und doch wollte er mit eben der Energie handeln, mit der Nicolaus gehandelt. Zudem war es nicht die gute und gerechte Sache, die er vertrat, wenn er unter anderm des liederlichen Karlmann sich annahm, der gegen seinen Vater, Karl den Kahlen, sich empört hatte und an die Spitze einer Räuberbande sich stellte, oder wenn er den zuchtlosen Neffen Hinkmar von Laon gegen dessen Onkel Hinkmar von Reims vertheidigte. In beiden Fällen zog Hadrian den Kürzern. Er mußte sich von Hinkmar von Reims im Namen des Königs die stärksten Dinge sagen lassen, und das Widerwärtigste von allem war, daß er dann, als er mit der Sprache des Trotzes nicht mehr ausreichte, zu dem „milden Oel und dem süßen Honig" der niedrigsten Schmeicheleien seine Zuflucht nahm. Er starb 872. Höher hob sich wieder das in der Person Hadrians geschwächte Ansehen des Papstes unter dessen Nachfolger Johann VIII. Als dieser Karl II. den Kahlen am Weihnachtstage 875 zum Kaiser krönte, da sprach er aus, was zur Zeit der Krönung Karls des Großen noch nicht war ausgesprochen worden: aus göttlichem Rechte und auf göttlichen Befehl verleihe der päpstliche Stuhl die Kaiserkrone. Johann VIII. war ein Römer von Geburt, von großer Weltklugheit, aber ohne sittlichen Halt. Auch er begründete seine hochgespannten Ansprüche mit Berufung auf die falschen Decretalen Isidors. Er starb auf jämmerliche Weise in Folge einer wider ihn von der Geistlichkeit selbst angezettelten Verschwörung. Als das Gift, das man ihm beigebracht, nicht wirkte, ward er mit einem Hammer todtgeschlagen (15. Dec. 882).*)

*) Nach den Annales Fuldenses, die freilich als einzige Quelle angeführt werden.

Nun aber trat gegen Ende des neunten Jahrhunderts durch den Wechsel der Herrscherhäuser in Deutschland eine bedenkliche Zeit ein. Bekanntlich hatte Karl der Dicke noch einmal die getheilte Monarchie Karls des Großen als eine ganze unter seinem Zepter vereinigt, aber nur auf kurze Zeit. Auf dem Reichstag zu Tribur (888) wurde er entsetzt und mußte seinem Neffen, Arnulf von Kärnthen, den Thron Deutschlands überlassen. Er selbst zog sich in das Kloster Reichenau (am Bodensee) zurück, wo er den Rest seiner Tage verlebte. Mit Arnulfs Sohn, Ludwig dem Kinde, erlosch das Haus der Karolinger in Deutschland. Da wählten die versammelten Herzoge von Sachsen, Franken, Lothringen, Schwaben, Baiern Konrad I. den Franken, der von 911 bis Ende 918 regierte. Von da an war Deutschland ein Wahlreich geworden, und als Konrad ohne Erben gestorben, trat mit Heinrich I. von Sachsen, den die sagenhafte Geschichte als den Vogler oder Finkler bezeichnet, das sächsische Kaiserhaus an die Reihe. Er ist es, mit dem recht eigentlich die Geschichte des deutschen Reiches und des deutschen Volkes ihren Aufschwung nimmt und in seine Fußstapfen trat dann noch sein größerer Sohn und Nachfolger Otto I. oder der Große im Jahr 936 als deutscher König, 962 aber als deutscher Kaiser.

Während eben dieser Zeit, zu Ende des neunten bis nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts, finden wir in Italien die heftigsten politischen Parteikämpfe, in welche näher einzugehen hier nicht unsers Ortes ist. Nur so viel, daß eben diese Parteikämpfe nun auch ihren Einfluß übten auf die Wahl der Päpste. Es ist haarsträubend, zu erzählen, zu welchen Auftritten die Parteiwahlen führten. Wir heben nur das Wichtigste hervor.

Um die Krone Italiens stritten sich im letzten Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts der Herzog Guido von Spoleto und der Herzog Berengar von Friaul. Auf dem päpstlichen Stuhl saß Stephan V. Dieser begünstigte den Guido und krönte ihn 891. Noch in demselben Jahre starb der Papst und es folgte ihm auf dem päpstlichen Stuhle Formosus, Bischof von Porto. Von diesem wußte Guido zu erreichen, daß er seinen Sohn und Mitregenten, den jungen Lambert, gleichfalls krönte. Nun aber änderte später Formosus seinen Sinn. Gegen die Bedrückungen Guido's und seines Sohnes rief er den deutschen König Arnulf von Kärnthen zu Hülfe. Arnulf rückte im Jahr 894 mit einem starken Kriegsheer in Italien ein, und als sein erstes Erscheinen nicht den erwünschten Erfolg hatte, ging er 895 ein zweites Mal über die Alpen; er bemächtigte sich Roms, ließ sich zum Kaiser krönen und

sich von den Römern den Vasalleneid leisten, doch unbeschadet der Ehre und der Rechte des heiligen Stuhles. Formosus starb 896. Nun aber folgte wieder ein Stephanus, den die Einen als den sechsten, die Andern als den siebenten bezeichnen. Dieser war zu Lebzeiten des Formosus dessen erbittertster Gegner gewesen. Und nun wollte er sich an ihm auch noch im Tode rächen. Und in welcher Weise? Man höre! Stephanus ließ die Leiche seines Vorgängers Formosus ausgraben, ihr die päpstlichen Kleider anziehen und sie auf den Armensünderstuhl setzen, damit sie sich gegen die Anklagen, die nun sollten förmlich erhoben werden, verantworte. Alle Rechtsformen wurden dabei eingehalten. Ein Sachwalter wurde dem todten Papst zur Vertheidigung beigegeben. „Da du Bischof von Porto warst," wurde die Leiche angeredet, „warum hast du dich durch deinen Ehrgeiz verleiten lassen, den römischen Stuhl an dich zu reißen?" Keine Antwort! Darauf ließ Stephanus dem Todten die Kleider wieder ausziehen, die drei ersten Finger der rechten Hand, womit der Papst zu segnen pflegte, ihm abhauen und die Leiche in den Tiber werfen. Alle von Formosus während seines Lebens vorgenommenen Segnungen wurden für null und nichtig erklärt. — Aber Stephanus, der diesen Muthwillen am Todten geübt, nahm bald darauf ein klägliches Ende. Die Römer, unzufrieden mit seiner Regierung, fielen über ihn her, schleppten ihn in's Gefängniß und erdrosselten ihn endlich mit einem Strick.

Dieß nur ein Vorspiel zu den weitern Greueln, die nunmehr die Papstgeschichte zu einer Geschichte des sittlichen Entsetzens machen.

Unter den verschiedenen italienischen Parteien hatte sich die toskanische Partei zur Herrschaft aufgerungen. An ihrer Spitze stand der Markgraf Alberico und seine Buhlerin Theodora mit ihren sittlich ausgeschämten Töchtern Theodora und Marozzia. Fünfzig Jahre lang und drüber thronten nun auf dem Stuhle Petri Creaturen dieser Schandpartei, mehrentheils sittliche Scheusale der ersten Classe. Die Geschichte hat dieses Regiment Roms vom Jahr 904—962 mit einem Namen gestempelt, den ich hier nicht auszusprechen wage.*) Diesem ruchlosen Regimente verdankt denn auch möglicherweise ihren Ursprung die in eine etwas frühere Zeit gerückte Fabel von einer Weibsperson Johanna auf dem päpstlichen Stuhle.**) Mehrere der Günstlinge näm-

*) Griechisch heißt sie die Zeit der Pornokratie. Der alte lutherische Superintendent Löscher hat die Geschichte dieses Regimentes, das er mit dem deutschen Namen benannte, in einem eigenen Werke beschrieben. 1707. 1725.

**) Die wunderliche Geschichte ist diese: Auf den Tod Leo's IV. (855) vor der

lich jener schamlosen Weiber führten den Namen Johannes, und Johanna war dafür der Collectivname. Wir lassen billig einen Schleier fallen über alle die Laster, womit in dieser Zeit der päpstliche Stuhl befleckt wurde. Als charakteristisch heben wir nur hervor, daß die bis auf diesen Tag übliche Sitte der Päpste, ihren ehrlichen Taufnamen gegen einen neuen Namen zu vertauschen, gerade am Ende dieser Zeit aufgekommen ist, gleich als hätten sie ihres Namens sich zu schämen gehabt.*) Johann XII. ist der erste, der also seinen Namen veränderte. Er hieß früher Octavianus, wurde als ein 18jähriger Jüngling auf den Stuhl Petri gehoben und schändete, wie seine Vorgänger, den päpstlichen Stuhl durch Laster. — Aber um eben diese Zeit der äußersten Versunkenheit war es der deutsche König Otto I. der Große, aus dem sächsischen Hause, der dem wüsten Treiben endlich ein Ziel setzte. War doch der Zeitpunkt günstig, die alten Ansprüche Deutschlands auf Italien zu erneuern! Eben der genannte Papst Johann XII. gab dazu Veranlassung. Gegen

---

Regierung Benedicts III., der der Vorgänger Nicolaus' I. war, regierte ein Johannes Anglicus, der bald als der Siebente, bald als der Achte bezeichnet wird. Dieser war ein Weib, mit Namen Johanna (Agnes, Jutta, Gerberta). In männlicher Kleidung hatte Johanna mehrere Reisen gemacht, sich allerlei Kenntnisse erworben, zuletzt in Rom eine Schule eröffnet, und war, weil man sie für einen Mann hielt, zum Papst gewählt worden. Bei einer Procession zwischen der Peterskirche und der Kirche des heil. Lateran kam sie nieder und gab den Geist auf. — Erst im zwölften Jahrhundert ist diese Geschichte aufgekommen und seit dem fünfzehnten häufig bestritten, doch auch wieder von Andern vertheidigt worden. Daß sie in eine frühere Zeit verlegt wird, als die Pornokratie, thut zur Sache nichts. Daß es die fabelnde Phantasie mit der Chronologie nicht genau nimmt, zeigen die Pseudo-Isidoren. Einige wollen in der Päpstin Johanna sogar eine Satire auf eben diese Pseudo-Isidoren erblicken. Andere wieder geben andere Erklärungen, vgl. Döllinger, die Papstfabeln des Mittelalters. München 1863. S. 1 — 45. und Baxmann a. a. O. S. 358. Auch er bringt die Geschichte mit den Pseudo-Isidoren in Verbindung in der Weise, daß er diese einem in die Welt sich hineinstellenden riesenhaften Dom, die Johanna-Fabel aber den „Fratzen und Eulenspiegeleien" vergleicht, welche die Baumeister des Mittelalters den im classischen Stil erbauten Domen anhängten. Baur (Kirche des Mittelalters S. 78 ff.) sieht in der ganzen Geschichte von der Päpstin eine reine tendenzlose Dichtung, eine Art von Novelle, da eine ähnliche Geschichte von einem Weibe auf dem Patriarchenstuhl in Constantinopel in der Geschichte der griechischen Kirche vorkommt.

*) Der Namenstausch geschah von Seiten Johanns wohl nicht absichtlich, um die Erinnerungen an sein früheres schändliches Leben vergessen zu machen; es mag darin die bloße Nachahmung einer Sitte liegen, die schon längere Zeit bei den Mönchen aufgekommen war, wenn sie aus der Welt in's Kloster traten; ähnlich sollte nun auch der Papst als neue Person auftreten. Aber eine eigene Ironie der Geschichte mag es gleichwohl genannt werden, daß gerade dieser Papst hiermit den Anfang machte.

die Bedrückungen des italienischen Königs Berengar rief er den König Otto, 960, um Hülfe an. Otto erschien und ließ sich von dem jungen Papste zum Kaiser krönen, den 28. Februar 962. Er hätte verdient, von einem Würdigern gekrönt zu werden, denn kaum hatte Otto den Rücken gewendet, als der treulose Johann mit des Kaisers Feinden sich verband. Eilends kehrte der Kaiser wieder um und rückte noch einmal nach Rom vor. Der Papst floh und schwamm bewaffnet über den Tiber. Otto aber ließ 963 in der Peterskirche eine Synode abhalten, auf welcher der Papst sich verantworten sollte. Er hatte Mitleiden mit dessen Jugend: „Er ist noch ein Knabe," sprach er, „vielleicht bessert er sich." Aber der Knabe trotzte, er erschien nicht, er drohte mit dem Banne. Nun schritt die Synode voran. Die fürchterlichsten Anklagen erhoben sich gegen den jungen Sünder auf Petri Stuhl; er habe, hieß es, einmal bei den Orgien, die er im Vatican hielt, auf die Gesundheit des Teufels getrunken, er habe die heidnischen Göttinnen Juno, Venus u. s. w. um ihren Beistand beim Spiel angerufen und was dergl. mehr. Wenn auch nur die Hälfte davon wahr, — es war genug, um das Absetzungsurtheil über den frechen Schänder des Heiligen zu rechtfertigen. An seine Stelle wurde Leo VIII. (früher ein Laie) gewählt. Bei diesem Anlasse behielt sich der Kaiser das Schutzrecht über die Stadt Rom und die römische Kirche vor. Die Römer mußten schwören, hinfort keinen Papst ohne Einwilligung des Kaisers weder zu wählen, noch zu weihen. — Nach des Kaisers Entfernung riefen jedoch die Römer den abgesetzten Johann wieder zurück, der seine Regierung durch neue Unthaten verhaßt machte und endlich den 14. Mai 964 vom Schlage gerührt starb.

Gründlich gebessert waren die Sachen auch jetzt noch nicht. Auch jetzt noch blieb der päpstliche Stuhl, gleich als wäre er von Gott auf immer verlassen, trotz aller dem Kaiser gegebenen Versicherungen, ein Spielball der Parteien.

Nun traten auch mit Frankreich Conflicte ein. Auch hier erlosch im Jahr 987 (mithin 76 Jahre später als in Deutschland) das Haus der Karolinger mit Ludwig dem Faulen, und an dessen Stelle trat das Haus der Capetinger mit Hugo Capet, der zu Noyon zum Könige ausgerufen, zu Reims gekrönt wurde. Gegen diese Erhebung Capets zum Könige von Frankreich protestirte Herzog Karlmann von Lothringen. Er bemächtigte sich der Stadt Reims, wozu ihm der dortige Erzbischof Arnulf, ein Verwandter, behülflich war. Der Schritt des Erzbischofs erschien um so treuloser, als er seine Erhebung auf den Stuhl von Reims dem König Hugo verdankte. Dieser gedachte dem Abtrünnigen

eine verdiente Züchtigung zu bereiten. Er wandte sich deßhalb an den Papst Johann XV. und bat ihn, über Arnulf den Bann zu sprechen, eine Bitte, in der ihn die Bischöfe Frankreichs unterstützten. Der Papst zögerte, weil er es mit keiner Partei verderben wollte. Nachdem nun Hugo, ohne des Papstes Beihülfe, dennoch seinen Nebenbuhler besiegt hatte, beschloß er Rache an dem Papst zu nehmen. Er berief im Juli 991 aus allen Provinzen des Reichs eine Synode nach Reims. Auf dieser Synode machte sich der Erzbischof Seguin von Sens bemerklich durch die freimüthige Sprache, die er als Präsident der Synode gegen den Papst führte: „Was ist doch der Papst anders in seinem Prunkgewand und mit seiner Strahlenkrone? Wenn er von der Liebe entblößt ist und nur aufgeblasen von Wissenschaft, so ist er der Antichrist, der sich in den Tempel Gottes gesetzt; entbehrt er aber noch obendrein der Wissenschaft, dann ist er ein stummer Götze, eine Bildsäule, bei der niemand sich Raths erholen wird.“ — Die Synode sprach, ohne sich an den Papst zu kehren, die Absetzung über Arnulf und wählte an dessen Stelle den Secretär der Synode, den gelehrten Gerbert aus der Auvergne. Papst Johann, der sich in seinen Rechten auf's tiefste gekränkt sah (denn nur er sollte ja Erzbischöfe ein- und absetzen dürfen), suspendirte alle Bischöfe, die an der Synode theilgenommen, solange bis sie sich von den Beschlüssen derselben würden losgesagt haben. Die Mönche, auf des Papstes Seite, regten das Volk wider Gerbert auf. Der König sah sich genöthigt nachzugeben, und lud den Papst ein, eine Untersuchung vornehmen zu lassen. Der Papst schickte einen Gesandten nach Frankreich. Dieser versammelte 995 ein Concil in Müson. Gerbert wurde vorgeladen, er suchte sich zu vertheidigen, ließ sich aber am Ende bewegen, freiwillig zurückzutreten und keine geistlichen Funktionen zu übernehmen, bis er vom Papste würde bestätigt sein. Darüber starb sowohl der Papst Johann XV.*) als der König Hugo Capet. Nun ward zum ersten Mal ein Deutscher, Bruno, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses, auf den päpstlichen Stuhl gehoben, als Gregor V.**) Unter diesem und dem König Robert, dem Nachfolger Hugo's, ward die Sache beigelegt. Gerbert mußte dem erzbischöflichen Stuhl entsagen und Arnulf

*) Johann XV. (+ 996) wird von den Zeitgenossen geschildert als eine gemein habsüchtige und käufliche Seele (turpis lucri cupidus atque in omnibus suis actibus venalis). Wie eine Henne alles für ihre Küchlein, so habe er alles zusammengescharrt für seine Vettern.

**) Die Geschichte der deutschen Päpste hat einen eigenen Bearbeiter gefunden an Höfler. (Regensburg 1839.)

wurde wieder eingesetzt. Indessen wurde Gerbert bald entschädigt; nicht nur ward er Erzbischof von Ravenna, sondern nach dem Tode Gregors V. erlebte er es, daß er selbst auf den päpstlichen Stuhl gehoben wurde. Gerbert führte als Papst den Namen Sylvester II. Er regierte zu kurz, als daß man viel von dem Einflusse reden könnte, der von seiner Regierung ausgegangen. Hervorzuheben ist, daß er im Namen des verwüsteten Jerusalems einen Brief an die Christenheit schrieb und also die erste Anregung zu einem Kreuzzug gab, im Jahr 1003; doch fand seine Klage noch kein Gehör. Was aber Gerbert für seine Zeit in der Wissenschaft geleistet, wird besser in einem andern Zusammenhang besprochen werden. Nach Gerberts Tod (1003) kam wieder eine schlimme Zeit. Das Papstthum war in der toskanischen Familie erblich geworden. Ein unwürdiges Subject verdrängte jetzt das andere. Endlich gelangte ein gewisser Theophylakt, ein Knabe von 10—12 Jahren (Andere geben ihm doch wenigstens 18 Jahre) auf den Stuhl Petri. Dieser nannte sich Benedict IX. Er lebte, wie ein Chronist sagt, nach Weise der Epicuräer, und rief bei der unzufriedenen Partei eine Gegenwahl herbei. Man stellte ihm den Bischof von Sabina gegenüber als Sylvester III. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, wonach die beiden Päpste sich in die Würde theilen sollten. Benedict IX. aber, der Geld brauchte, kam auf den Gedanken, den päpstlichen Stuhl zu verkaufen (ganz ähnlich wie in den schlechtesten Zeiten des römischen Kaiserthums). Es fand sich ein Käufer und zwar nicht der schlechteste. Ein hochgeachteter Mann von unsträflicher Sitte und fromm nach der Weise der Zeit, aber dem Grundsatze huldigend, daß man auch wohl ein verwerfliches Mittel brauchen dürfe, um einen guten Zweck zu erreichen, zahlte er für den ausgebotenen Stuhl 1500 Mark Silbers. Er hatte sich das Geld mit Messelesen verdient und gedachte nun durch den Kauf der päpstlichen Stelle ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. Dieser Mann hieß Johann Gratian, er war bis dahin Erzpriester (Archipresbyter) gewesen und nannte sich nun als Papst Gregor VI. Allein der Verkäufer Benedict wollte nun gleichwohl zum Gelde auch noch die Würde behalten, und auch Sylvester wollte weder dem einen noch dem andern der Gegenpäpste weichen. Und so erlebte die Kirche den Skandal, drei Päpste zu haben. Die Unordnung war auf's höchste gestiegen. Noch einmal sollte das Schwert des Kaisers den Knoten zerhauen. So machte sich denn, von allen Seiten darum angegangen, Heinrich III. auf und drang 1046 mit einem Heer in Italien ein. Gregor VI. kam ihm nach Piacenza entgegen; er entschuldigte sich, daß er aus guter Absicht, zum Besten der Kirche, die päpstliche

Würde gebraucht habe. Heinrich III. nahm die Entschuldigung nicht an. Er veranstaltete eine Synode in Sutri (eine Tagreise nördlich von Rom). Alle drei Päpste wurden entsetzt, doch in verschiedener Weise. Am schonendsten wurde Gregor behandelt. Ohne viele Mühe ließ er sich bewegen eine Stelle niederzulegen, zu der er auf eine so schmähliche Weise gelangt war. Er sah das Unwürdige seines Schrittes nun selbst ein und that Buße für sein Vergehen. Wie der Käufer, so trat auch der Verkäufer Benedict freiwillig zurück. Sylvester dagegen ward zu lebenslänglicher Haft in einem Kloster verurtheilt, und erst nachdem so reines Feld gemacht worden, ward am heiligen Weihnachtsfeste des Jahres 1046 zur neuen Wahl geschritten. Abermals ward ein Deutscher, der Bischof Suidger von Bamberg (nach längerem Widerstreben zwar) zum obersten Bischof der Christenheit ernannt. Man mußte einen Deutschen nehmen, weil unter den übrigen Nationen keiner war, der würdig wäre erfunden worden. Dieser Papst nannte sich Clemens II. Heinrichs III. Gedanke war nun überhaupt darauf gerichtet, durchgreifende Verbesserungen einzuführen und namentlich dem Laster der Simonie zu steuern. Was heißt Simonie? Wir lesen im ersten Kapitel der Apostelgeschichte, daß Simon Magus in Samarien dem Apostel Petrus Geld angeboten, wenn er ihm die Gabe des heil. Geistes verleihen wolle. Petrus aber wies ihn mit den Worten von sich: „daß du verflucht seist mit deinem Gelde, weil du gemeint hast, die Gabe Gottes mit Geld zu erkaufen." Nach diesem Simon Magus wurde nun jedes Streben, geistliche Dinge, namentlich christliche Aemter und Würden mit Geld zu erkaufen oder auch das Verkaufen derselben „Simonie" genannt. Und diese Simonie war in der That die Grundkrankheit, die eigentliche Pest der Zeit.

In dem Streben, dieser Pest ein Ende zu machen, ward nun Heinrich III. auch von andern Seiten unterstützt; namentlich zeigte der neue Papst Clemens einen redlichen Eifer, einen bessern Zustand der Dinge herbeizuführen. Er hatte schon bei seiner Wahl dem Kaiser versprechen müssen, nach seinen Grundsätzen zu handeln, und bei der vom Papste vollzogenen Kaiserkrönung mußten die Römer schwören, niemals einen Papst ohne Zustimmung des Kaisers zu wählen. Papst Clemens begleitete nun auch den Kaiser nach Deutschland, um die nöthigen Reformen einleiten zu helfen, allein der Tod hinderte ihn an der Ausführung seiner Vorsätze. Es wurde abermals ein deutscher Papst gewählt, und als dieser bald starb, zum dritten Mal ein Deutscher, ein Verwandter des Kaisers, Bruno, Bischof von Toul, der seit 1049 unter dem Namen Leo IX. regierte.

Von dieser Zeit an macht sich in der Umgebung dieses Papstes und der folgenden Päpste ein Mann bemerklich, der mehr und mehr Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten gewinnt; ein Mann, nicht aus den höhern Schichten der Gesellschaft, sondern aus den niedern Ständen hervorgegangen, der Sohn eines schlichten Handwerkers (eines Zimmermanns), geboren zu Saona, einer kleinen Stadt in Toskana (man weiß nicht einmal genau das Jahr seiner Geburt); im Benedictinerorden auferzogen war er schon mit Gregor VI. befreundet gewesen. Leo hatte ihn auf seinen Reisen kennen gelernt, die Einen sagen in Deutschland, die Andern in Frankreich (im Kloster Clügny). Er trug, wenn auch kein Deutscher, doch den deutsch lautenden Namen Hildebrand. Dieser Mönch Hildebrand übte zunächst einen mächtigen Einfluß auf den Papst Leo. Er suchte in ihm vor allen Dingen Reue zu wirken darüber daß er sich vom Kaiser, von weltlicher Seite habe auf den römischen Stuhl bringen lassen; er bewog ihn, in Gestalt eines Pilgers nach Rom zu gehen und dort sich einer kanonischen, d. h. einer kirchlichen Wahl zu unterziehen; denn das war Hildebrands Gedanke, den er Zeitlebens festhielt, daß die Diener und so auch die obersten Diener der Kirche, die Päpste, unabhängig von aller weltlichen Macht (heiße sie wie sie wolle) nur von der Kirche selbst gewählt werden sollten. Bald stieg nun Hildebrand von einer Stufe der Ehre zur andern, und immer bedeutender ward sein Einfluß. Durch seine Vermittlung ward nach Leo's Tod abermals ein Deutscher, Gebhard, Bischof von Eichstädt, als Victor II. gewählt. Als dieser gestorben war, war auch schon die Rede davon, ihn selbst zum Papst zu wählen. Er lehnte es ab, und es wurde der Abt Friedrich von Monte Cassino als Stephan IX. gewählt. Unter diesem Papst wirkte Hildebrand als Legat in Deutschland und bereitete die Gemüther auf eine neue Papstwahl vor. Wiederum standen in Italien sich die Parteien entgegen, die eine, wir wollen sie die weltliche nennen, die sich den weltlichen Einfluß auf die Wahlen sammt den dabei mitspielenden Intriguen nicht wollte nehmen lassen, die andere die streng geistlich hierarchische. Diese war geleitet von einem Manne, der von nun an mit Hildebrand zusammenwirkte, um den Weltlichen ihren Einfluß zu entreißen und dadurch der Simonie zu steuern. Der Mann hieß Peter Damiani. Er war im Jahr 1007 zu Ravenna geboren und noch geringerer Herkunft als Hildebrand: er hatte als Knabe die Schweine gehütet; aber durch die Vermittlung eines begüterten Bruders war er in den Stand gesetzt worden, die Schulen von Ravenna, Faënza und Parma zu besuchen, und hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. In einem Alter von

dreißig Jahren hatte er die Heimath verlassen und sich als Einsiedler zurückgezogen, bis ihn Stephan IX. aus seiner Einsiedelei hinwegrief und ihn zum Cardinalbischof von Ostia erhob. Damiani war ein strenger Asket (Büßer), und wie er streng war gegen sich selbst, so auch gegen Andere. Mit Hildebrand stimmte er nicht in allem überein, aber doch in der Hauptsache; er pflegte ihn scherzweise seinen heiligen Satan zu nennen.

Als nach Papst Stephan des Neunten Tode die weltliche Partei die Abwesenheit Hildebrands in Deutschland benützt hatte, um einen Mann nach ihrem Herzen zu wählen, Benedict X., suchte Hildebrand gleich nach seiner Rückkehr diese Wahl zu vernichten, indem er den Bischof von Florenz, Gerhard von Burgund, als Nicolaus II. auf den päpstlichen Stuhl beförderte. Und dieser war es nun, der ganz nach den Absichten Hildebrands regierte. Sagt doch ein Chronist der Gegenpartei, Hildebrand habe den Nicolaus in seinem Dienst gehabt gleich einem Esel im Stalle. Aber die unparteiische Geschichte giebt ihm das Zeugniß, daß er (und auch das war in Hildebrands Sinn) strenge Zucht unter dem Klerus übte, wozu denn freilich auch die rücksichtslose Durchführung des Cälibates gehörte. Auf Hildebrands Eingeben erließ Nicolaus ein Wahldecret, welches allen bisherigen Intriguen und Machinationen für die Zukunft einen Riegel schieben sollte. Nach diesem berühmten Decret des Nicolaus sollte nämlich die Papstwahl weder durch den Adel, noch durch das Volk, sondern durch die Kirche vor sich gehen und zwar durch die obersten Repräsentanten der Kirche, die sog. Cardinäle. So hießen die Bischöfe, welche den päpstlichen Stuhl umgaben, deren Zahl anfänglich sieben war, später aber sich vermehrte. Erst wenn diese den Papst würden gewählt haben, soll der übrige Theil des Klerus sammt dem Volke die Wahl bestätigen; auch soll dabei die schuldige Ehrerbietung gegen den Kaiser nicht außer Acht gesetzt werden, wenn nämlich derselbe dieses Recht vom römischen Stuhl würde erlangt haben. Es war dieß eine sehr verklausulirte Bestimmung. — Trotz dieses Wahldecretes brachen aber gleich nach dem Tode des Nicolaus neue Unruhen aus. In Deutschland führte Kaiserin Agnes die Vormundschaft über Heinrich IV. Während nun die hildebrand'sche Partei einen Mailänder, den Anselm von Lucca, einen streng gesinnten Kirchenmann, zum Papst wählte (er nannte sich Alexander II.), berief die kaiserliche Partei den 26. October 1061 eine Kirchenversammlung nach Basel. Es waren meist deutsche und lombardische Bischöfe, die sich da versammelten, und diese wählten, entgegen dem hildebrand'schen Papste, den

Bischof von Parma, Cadalous, der sich als Papst Honorius II. nannte. Allein dieser Basler Papst konnte sich so wenig halten, als der 400 Jahre später in Basel gewählte und gekrönte Felix V. So wurde denn Alexander als der rechtmäßige Papst anerkannt, und unter ihm stieg Hildebrand zum Kanzler und Archidiacon der römischen Kirche auf, bis er nach dem Tode Alexanders im Jahr 1073 selbst den päpstlichen Stuhl bestieg als Gregor VII.

So hätten wir, freilich nur in kurzer, flüchtiger Skizze, die Geschichte des Papstthums von Nicolaus I. bis Gregor VII. betrachtet, einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten. Man kann wohl sagen, die beiden äußersten Glieder dieser Reihe, Nicolaus und Hildebrand haben dasselbe erstrebt und gewollt, unbedingte Herrschaft des römischen Stuhls; sie haben das Papstideal auf's höchste gespannt und dessen Verwirklichung zu erstreben gesucht, Beide im Kampf mit ihrer Zeit; nur daß bei dem Einen die Verhältnisse noch einfacher, bei dem Andern verwickelter erscheinen. Vom evangelischen Standpunkte aus, dessen Ideal das unsichtbare Reich des Himmels ist, werden wir das Streben weder des Einen, noch des Andern gutheißen können, insofern die Vorschriften, die Christus seinen Jüngern in Absicht auf dieses Reich gegeben, ganz anders lauten. Aber am menschlichen Maßstab menschlicher Geschichte gemessen und im Blicke auf die irdischen Reiche dieser Welt und ihrer Bestrebungen werden wir sagen müssen: es ist ein großer Gedanke, den diese Männer im Geiste ihrer Zeit verfolgten, ein Gedanke, für den man sich nicht nur interessiren, für den man sogar auf Augenblick Partei nehmen kann, gegenüber den nichtswürdigen weltlichen Tendenzen der Zeit. Päpste wie Nicolaus I. und Hildebrand, den wir noch später als Gregor VII. werden kennen lernen, müssen durch ihren sittlichen Ernst, durch ihren Heroismus jedem Achtung abnöthigen, der Sinn für menschliche Größe hat, unter welcher Form sich diese Größe auch darstelle. — Wie sehr sticht doch gegen diese ideale Größe die Reihe derjenigen Päpste ab, die durch moralische Versunkenheit, durch gemeine Leidenschaften unser sittliches Gefühl empören! Wahrlich, so wenig wir einen Augustus, Trajan, Mark Aurel in eine Linie setzen werden mit Caligula, Nero, Heliogabalus, eben so wenig werden wir alles was Papst heißt in eine Kategorie werfen. Wir haben ja gerade gesehen, wie das schlechte Papstthum bekämpft wurde durch die, denen ein höheres Ideal desselben vorschwebte. Oder hieße das etwa nur den einen Teufel durch den andern austreiben? So mag die Leidenschaft urtheilen, aber nicht die Geschichte. Das ist

vielmehr das Vorrecht und die Aufgabe der ächten Geschichtswissenschaft, daß sie die verschiedenen Zeitalter, durch welche Gott die Kirche hindurchgeführt hat, ein jedes nach seinem Charakter aufzufassen und zu würdigen wisse. Wohl hat sich zu allen Zeiten das antichristliche Element dem christlichen entgegengesetzt. Aber es ist ein Zeichen von Rohheit und Mangel an allem historischem Verständniß, den Antichrist nur auf der Seite des Papstes zu suchen. Licht und Schatten lassen sich nicht also theilen, daß wir nur rechts die Träger des Einen, links die Träger des Andern zu sehen hätten. Die Mischungen sind unendlich, und des Trüben findet sich zu gewissen Zeiten mehr als des Hellen und Erfreulichen. Aber auch durch die Trübungen hindurch sehen wir je und je das Licht hervorbrechen und die edlern Gestalten beleuchten, wenn auch nur unvollkommen und theilweise. Je mehr wir uns das Auge offen halten auch für das gedämpfte und gebrochene Licht, desto mehr wird sich uns auch das Dunkel aufhellen, das auf den noch ungelösten Räthseln der Geschichte liegt.

Achte Vorlesung.

Dunstan in England. — Die Hierarchie im Allgemeinen. — Cardinäle. — Das Mönchthum: Cluniacenser, Camaldulenser, Vallombrosaner. — Der Cultus: Mariendienst, Rosenkranz. Das Fest aller Seelen. Die Reliquien und ihre Verehrung. Die Wallfahrten. — Reformatorische Stimmen: Agobard von Lyon, Claudius von Turin und Jonas von Orleans.

Bei der Entwicklungsgeschichte des Papstthums haben wir unsere Blicke besonders auf drei Länder gerichtet, auf Deutschland, auf Frankreich und auf Italien. Zu einem vollständigen Bilde weniger der Papstgeschichte, als der Geschichte der Hierarchie im Ganzen, d. h. zu einem vollständigen Bilde der Uebermacht, welche die geistliche Gewalt der weltlichen gegenüber anstrebte, gehört noch eine Darstellung der Verhältnisse in England, namentlich im zehnten Jahrhundert. Zu den beiden Hauptvertretern der hierarchischen Richtung, Hildebrand und Damiani, deren Wirksamkeit freilich schon in das eilfte Jahrhundert fällt, bildet mehr als ein halbes Jahrhundert früher der englische Mönch Dunstan ein merkwürdiges Seitenstück, oder noch richtiger können wir ihn als den Vorläufer eines Damiani und Hildebrand bezeichnen. Und so sei mir gestattet, in Kurzem nachzuholen, was über Englands kirchliche Zustände in dieser Zeit und namentlich was über den heil. Dunstan zu sagen ist.

In England waren im Laufe des neunten Jahrhunderts durch die Verwüstungen, welche die Dänen angerichtet, die in das Land fielen, die Spuren der Bildung und Gesittung vielfach verwischt worden, welche durch die trefflichen Mönche daselbst im siebenten und achten Jahrhundert, durch einen Beda und Alcuin waren angeregt worden. Aber eine neue Culturepoche hatte sich erhoben mit König Alfred, dessen gesegnete dreißigjährige Regierung (vom Jahr 871 bis 901) für England das war, was einst die Regierung Karls des Großen für das fränkische Reich

gewesen. Alfred, ganz durchdrungen vom Geiste der Religion, zugleich aber auch von Liebe zur Wissenschaft, sammelte die Reste der Literatur, die sich in den Klöstern zerstreut fanden und ließ sich selbst noch in höherm Alter in der lateinischen Sprache unterrichten, um sich selbstständig auf dem Gebiet der Wissenschaft bewegen und über die Früchte der classischen Bildung urtheilen zu können. Er zog, wie einst Karl der Große, gelehrte Männer an seinen Hof und lohnte sie königlich. Ja, nicht nur unter Geistlichen und Mönchen, auch unter den Laien suchte er den Sinn für Wissenschaft zu verbreiten und ging darin weiter als Karl der Große. Aber mit seinem Tod im Jahr 901 erlosch auch bald wieder das geistige Leben. Verwilderung und Unwissenheit nahmen überhand und die Barbarei drohte von neuem hereinzubrechen. Da war es wiederum ein Mönch, der nachmalige Erzbischof von Canterbury, der in eigenthümlicher Weise als Reformator auftrat. In eigenthümlicher Weise; denn es war nicht das mildstrahlende Licht der Aufklärung, das er ruhig auf den Leuchter stellte, um sich und Andere an dessen Schein zu erquicken; in seiner Hand glühte eine Fackel, die jeden Augenblick zur Brandfackel zu werden drohte; aber den Werken der Finsterniß gegenüber, gegen die er rücksichtslos strafend auftrat, muß uns auch diese glühende Fackel als ein wohlthätiges Licht für jene Zeit erscheinen, und das Feuer, das er anzündete, als ein reinigendes Feuer.

Dunstan stammte aus einem edlen Geschlecht (er ist geboren um 925). In der Nähe seines Geburtsortes stand das Benedictinerkloster Glastonbury. Hier erhielt er seine Bildung und zeichnete sich bald durch seine Fähigkeiten aus. Der König Aethelstan zog ihn an sein Lager. Die Gunst, deren er sich erfreute, weckte den Neid der Edelknaben, die nicht ruhten bis er wieder vom Hof entfernt wurde. Seine weltlichen Studien und das Dichten weltlicher Lieder waren ihm zum Vorwurf gemacht worden. Um solche Vorwürfe niederzuschlagen, führte Dunstan von nun an ein streng geistliches Leben. Er entsagte der Welt und ging wieder in sein Kloster zurück. Statt einer Zelle soll er ein Loch in der Erde bewohnt haben. Sein einziges Studium war jetzt die heil. Schrift. Der Ruf seiner Frömmigkeit gelangte auch zu den Ohren der verwittweten königlichen Frau Aethelflede, die ihn zu ihrem Beichtiger machte. Nun berief ihn auch König Eadmund an seinen Hof und machte ihn bald darauf zum Abt von Glastonbury, im Jahr 942. Wenn diese Jahrzahl die richtige ist, so wäre Dunstan noch ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren gewesen, als er zu dieser Würde gelangte. Weil dieß fast unmöglich scheint, so haben Andere geglaubt die Jahreszahl ändern zu

sollen. Immerhin übernahm Dunstan als ein noch junger Abt die Leitung des Klosters zu einer Zeit, als die Klosterwelt im tiefsten Verfall war. Aber niemand durfte seine Jugend verachten. Mit der größten Strenge handhabte er die Regel Benedicts. Zu besonders hohem Ansehn gelangte er unter der Regierung des Königs Eadred (946—955). So groß war sein Einfluß auf den König, daß ein Geschichtschreiber von dem König rühmen konnte, er habe sich ganz Gott und dem heil. Dunstan geweiht. Man hat Dunstan beschuldigt, das Vertrauen des Königs mißbraucht zu haben, um sich oder doch die Benedictinerklöster, die ihm vor allem am Herzen lagen, zu bereichern. Allerdings gewann der Orden der Benedictiner, gewann die Geistlichkeit an Einfluß in England in dieser Zeit; aber eben auf diesem Wege sollte auch ein ernsterer Sinn und ein sittlicheres Leben bei Geistlichen und Weltlichen gepflanzt werden. Die sittlichen Grundsätze Dunstans, für die er eiferte, waren allerdings nicht frei von Vorurtheilen der Zeit. Dunstan gehörte zu denen, welche die Ehe der Geistlichen verabscheuten, und welche auch in Beziehung auf die Ehe der Weltlichen es mit den verbotenen Graden sehr weit trieben. Dieß brachte ihn auch in Conflict mit König Eadwig, dem Nachfolger Eadreds, dessen Ehe mit einer Verwandten er für unrecht erklärte. Daß Dunstan in dieser Sache höchst leidenschaftlich und gewaltthätig handelte, geht aus allem hervor, wenn auch parteiische Berichte den Sachverhalt mögen entstellt haben.*) Dunstan wurde genöthigt, England zu verlassen. Er zog sich nach Flandern zurück, wo er bei Graf Arnulf eine Zufluchtsstätte fand. Sein Schicksal war maßgebend für das seiner Ordensgenossen. Alle Benedictiner wurden aus England vertrieben und ihre Klöster verwüstet. Allein bald sollte Dunstan auf's glänzendste gerechtfertigt werden. Der König verdarb es durch seinen unersättlichen Geiz mit dem eigenen Volke. Das ganze Land nördlich von der Themse fiel von ihm ab und setzte seinen jüngern vierzehnjährigen Bruder Eadgar auf den Thron Englands. Dieser rief Dunstan aus seiner Verbannung zurück. Eine Synode von Bradford erwählte ihn zum Bischof. Er verwaltete zwei Bisthümer auf einmal, das von Worcester und das von London, und ein Jahr darauf, 959, sah er sich auf die oberste Stufe der englischen Hierarchie, auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury erhoben. Dreißig Jahre beherrschte er von da aus alle Verhältnisse

*) Es wird erzählt, Dunstan habe am Krönungstage mit Gewalt den König aus den Armen seiner Gattin gerissen und ihm dann die Krone aufgesetzt. Die Chronisten haben die Gattin als Buhlerin bezeichnet, weil sie die Ehe mit ihr, als einer Verwandten, für unzulässig hielten.

Englands bis zu seinem Tode, den 9. Mai 988. Das war eine Blüthezeit für Englands Priesterschaft, namentlich florirte der Benedictinerorden auf's neue. Die strengste Kirchenzucht wurde geübt. Wie einst Theodosius, so mußte König Eadgar sich der Kirchenbuße unterwerfen, weil er eine junge Nonne dem Kloster entführt hatte. Auch der Zuchtlosigkeit der Geistlichen trat Dunstan mit dem Eifer eines Propheten entgegen; aber freilich wurde nun auch das Cölibat schonungslos durchgesetzt. Inzwischen verdankten auch treffliche Staatseinrichtungen Dunstan ihren Ursprung, so daß die Regierungszeit Eadgars als eine der glücklichsten gepriesen wird. Nach dem Tode des jungen Königs (975) kam es zwar abermals zu Unruhen, in denen die Stellung Dunstans gefährdet wurde, aber die Unruhen wurden gestillt, und Dunstan behielt die Oberhand in Staat und Kirche.

Es ist über diesen Mann sehr verschieden geurtheilt worden. Seine größten Feinde konnten seinen Wandel nicht antasten; er hielt sich unbefleckt von all dem Schmutze, der in jener Zeit so oft das Leben der Geistlichen befleckte; allein nicht minder wahr ist es, daß seine rauhe Mönchstugend oft in Härte überging und sein Eifer für die Ehre Gottes nicht selten eine Gestalt annahm, die eher an einen Elias, als an einen Apostel Christi erinnerte. Solche eiserne Charaktere müssen aber bei all ihrer Härte in unsern Augen gewinnen, wenn wir an die sittliche Fäulniß uns erinnern, von der das Leben der Geistlichen und der Weltlichen in jener Zeit ergriffen war. Der sittlichen Schlaffheit gegenüber erscheinen sie als Heroen, wenn auch nicht liebens- so doch bewundernswürdig, und es mag ein Sinn darin liegen, wenn die Legende von Dunstan erzählt, daß er den Teufel mit einer Schmiedzange gepackt habe.*)

Lassen Sie uns nun auf die ganze hierarchische Gliederung, wie sie an das sichtbare Haupt, den Papst, sich anschloß und von ihm beherrscht wurde, einen kurzen Blick werfen. Um diese Gliederung, diesen Organismus desto besser zu begreifen, wird es nicht unschicklich sein, einen kurzen Blick auf die Anfänge der Kirche zurückzuwerfen.

Wenn wir von der Höhe des Papstthums, von den sieben Hügeln der ewigen Stadt aus, einen Blick werfen auf jene Gegenden des paläſtinensischen Landes, da etwa tausend Jahre zuvor Christus und die Apostel die Ankunft des Reiches Gottes auf Erden verkündigten und dann weiter die Fußtritte der Heilsboten verfolgen durch die angrenzenden

*) Ueber Dunstan vgl. Lappenberg, Geschichte Englands I. S. 416 ff. Schöll, in Herzogs Realenc. III. S. 554 ff.

kleinasiatischen Länder und hinüber nach Afrika und nach Europa, so finden wir in den ersten Jahrhunderten nichts von alle dem, was jetzt als ein großartiges Gebäude vor uns steht, als Gebäude der Hierarchie. Wir finden allerdings schon zu des Apostels Paulus Zeiten Bischöfe; aber diese Bischöfe waren eins und dasselbe mit den Aeltesten, welche den Gemeinden vorstanden, und ihnen zur Seite finden wir die Helfer (die Diaconen), denen zunächst die Armenpflege oblag. Aber nicht lange ging es, so ragten über den Aeltesten (Presbyter) die Bischöfe hervor, und aus diesen erhoben sich wieder die Erzbischöfe, Metropoliten, d. h. die Bischöfe der christlichen Mutterstädte, unter welchen dann wiederum schon im vierten Jahrhundert die großen Kirchenhäupter der Patriarchen von Jerusalem, Antiochien, Alexandrien, Constantinopel und Rom hervorragten. Wie nun aber aufwärts die Stufen sich zuspitzten, nach der Pyramide des Papstthums hin, so hatten sich auch vom Diaconus abwärts die Stufen des sog. niedern Clerus gebildet, der Subdiaconen, Lectoren, Akoluthen u. s. w. — In dieser Weise fanden wir schon in den sechs ersten Jahrhunderten, mit denen wir die alte Kirche schlossen, die Sachen geordnet. Nun aber erscheint diese Hierarchie der Kirche noch viel verzweigter im Mittelalter, indem gleichzeitig, als das Papstthum sich zur Monarchie ausspitzte, auch immer wieder neue Zwischenglieder in den Organismus des Ganzen sich einschoben und immer wieder neue Nebenzweige sich ansetzten, neue Schosse heraustraten unter neuen Benennungen, mit neuen Aufträgen und neuen Ansprüchen zugleich.

So traten, um nur einiges anzuführen, den Bischöfen die obersten Helfer (Archidiaconen) an die Seite, die besonders die juridische Seite des bischöflichen Amtes zu verwalten hatten. Später sehen wir dann noch weitere Gehülfen der Bischöfe unter dem Namen der Suffragane, der Officialen, der Weihbischöfe, der bischöflichen Vicarien auftreten. Je weitläufiger dann ferner die Güter und Besitzthümer der Kirche wurden, desto nothwendiger wurden wieder eigene Verwalter dieser Güter (Oekonomen). Ja in den Zeiten des Faustrechts bedurfte es nicht nur der Oekonomen, welche die Feder führten als Rechenmeister, sondern es waren Kräfte nöthig, die mit dem Schwert in der Hand Räuber abtreiben konnten, die nach dem Kirchengute lüstern waren. So entstand das Amt der Schirmvögte und Kastenvögte. Es waren dieß keine Geistlichen, es waren streitbare weltliche Herren, aber sie waren den Bischöfen, den Aebten als ihre Lehensmannen zum Dienst verpflichtet; freilich lagen sie auch bisweilen mit ihnen selbst in

Streit und bedrückten die Kirche, statt sie zu schützen. Eine Sonderstellung nahmen die sog. Schloßkapläne, die Burgpfaffen ein, wie die mittelalterliche Sprache sie nannte, in welcher das Wort „Pfaffe" noch durchaus keine üble Nebendeutung hatte. Sie standen unter dem weltlichen Schutze der Herren, auf deren Schlössern und Burgen sie den Gottesdienst verrichteten und glaubten dadurch von der Aufsicht der Bischöfe sich emancipiren zu können. Dieß führte zu manchen Unordnungen, denen die Kirche vergeblich zu wehren suchte.*) Nur ein Beispiel! Als im Jahr 1013 der Bischof von Halberstadt einen Burgpfaffen des Markgrafen Gero darüber zur Rede stellte, daß er den Kirchengesetzen zuwider seinem Herrn auf die Jagd folgte (der Bischof war ihm mit dem Falken auf der Hand begegnet), nahm das der Markgraf so übel, daß er den Bischof überfallen ließ. Aber die Bischöfe selbst waren oft nicht besser als die, welche sie beaufsichtigen sollten. Die kirchliche Disciplin mußte gewaltig dadurch leiden, daß die Bischöfe häufig durch die Fürsten bestellt wurden, die ihre frühern Hofgeistlichen dazu ernannten. Dadurch wurden diese Männer nur allzusehr abhängig von der weltlichen Gewalt und selbst in ihrem Wesen verweltlicht. Es war nichts Seltenes, daß sie mit in den Krieg zogen und besser mit Schwert und Lanze umzugehen wußten, als mit Bibel und Gebetbuch. Was aber besonders wichtig ist in dieser Zeit, das ist die veränderte Stellung der Bischöfe zu ihren nächsten Vorgesetzten, den Erzbischöfen oder Metropoliten. Nach der alten und gewiß guten Kirchenordnung standen die Bischöfe unter ihren Erzbischöfen und waren ihnen für ihr Thun und Lassen verantwortlich. Aber wir haben gesehen, wie die Päpste die erzbischöfliche Gewalt zu verdrängen suchten, indem sie es den Bischöfen erleichterten, sich unmittelbar an den päpstlichen Stuhl zu wenden. Ja, die Päpste setzten Erzbischöfe, sogenannte Primaten von sich aus ein, denen sie das Pallium (das Zeichen der erzbischöflichen Würde) ertheilten und dadurch sie ganz an den römischen Stuhl fesselten. Ein solcher Primas des päpstlichen Stuhles war zuerst der Apostel der Deutschen, Bonifacius. Hie und da wehrten sich noch die Erzbischöfe ihrer Selbstständigkeit, aber allzumächtig ward auch hier seit Nicolaus I. die päpstliche Anmaßung, die durch die falschen Decretalen Isidors gestützt wurde.

*) Damit stehen im Zusammenhang die vielfachen Verordnungen der Kirche gegen die herumziehenden Geistlichen (clerici vagantes), die zwar ordinirt, aber ohne kirchliche Stellung und kirchliches Amt waren und daher jenen Burgherren zur Verfügung standen.

Wir haben bereits im Vorbeigehen der Cardinäle erwähnt. Wir müssen hier auf sie zurückkommen. Cardinäle hießen zunächst die Pfarrer an den Hauptkirchen zu Rom; dann aber hießen so die sieben Suffragane oder Collateralbischöfe des Papstes, welche wochenweise für ihn den Gottesdienst zu besorgen hatten. Es waren die Bischöfe von Ostia, Porto, St. Rufina, Alba, Sabina, Tuscoli und Präneste. Dem Bischof von Ostia, als dem ältesten und vornehmsten unter ihnen, kam es zu, den Papst zu weihen. Später wurde die ursprüngliche Siebenzahl überschritten. Auch theilten sich die Cardinäle selbst wieder nach der Hierarchie in Cardinalbischöfe, Cardinalpresbyter, Cardinaldiaconen. Die Cardinäle bildeten also den Hof des Papstes. Ihnen legte er die wichtigsten Fragen vor. Mit Anspielung auf ihren Namen betrachtete man sie als die Angeln (cardines), um welche die Kirche sich dreht. Besonders wichtig wurde das Amt der Cardinäle dadurch, daß, wie schon früher erwähnt, ihnen durch das Decret Nicolaus II. das Vorrecht gegeben wurde, den Papst zu wählen. Mit diesem Rechte war auch das andere verbunden, das schon im achten Jahrhundert auf einem lateranensischen Concil (769) unter Stephan III. als Bestimmung war aufgestellt worden, woran man sich aber noch längere Zeit nicht kehrte, daß auch nur aus dem Schooß der Cardinäle der Papst gewählt werden konnte. Ein Conclave haben wir uns jetzt noch nicht zu denken; diese Einrichtung stammt erst aus dem 13. Jahrhundert. Auch die rothen Hüte und Mäntel, in denen wir die Cardinäle uns vorstellen, sind spätern Ursprungs.

Im Organismus der Hierarchie fingen nun auch die Domherren an eine besondere Stellung einzunehmen. Wir haben früher gesehen, wie Chrodegang von Metz im achten Jahrhundert die Geistlichen in ein Kapitelhaus versammelte, um sie an Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Damals stand also der Bischof über ihnen. Allein schon im neunten Jahrhundert geschah es, daß die Bischöfe in wichtigen Dingen ihr Domkapitel zu Rathe zogen. Das gab ihnen allmälig eine Wichtigkeit. Je mehr sie aber anfingen als Corporation sich zu fühlen, in ein desto unabhängigeres Verhältniß suchten sie sich zum Bischof zu setzen. Sie fingen an die Selbstverwaltung des Kapitelgutes zu fordern, das bis dahin in den Händen des Bischofs sich befunden hatte. Aber eben dieß führte zur Lockerung des Bandes, das sie an den Bischof knüpfte. Statt unter einem Dach zu wohnen, fingen die Domherren an in gesonderten Räumen zu leben, und statt des gemeinschaftlichen Essens bezogen sie ihr Quantum an Wein, Korn u. s. w. jeder für sich. Genug, sie wurden Herren, ließen als Herren sich bedienen und stellten Andere an für den

Dienst, der ihnen oblag. Diese allmälige Auflösung zeigte sich zuerst in den Rheingegenden gegen Ende des neunten Jahrhunderts und im eilften Jahrhundert war sie, mit wenigen Ausnahmen (z. B. Hildesheim), eine allgemeine Erscheinung geworden.

Parallel mit diesem Verfall des kanonischen Lebens geht nun aber auch eine Zeit lang der Verfall des Mönchthums. Unter den nächsten Nachfolgern Karls des Großen zwar finden wir noch eine schöne wissenschaftliche Thätigkeit in den fränkischen Klöstern, aber bald darauf (in den letzten Zeiten des neunten und im zehnten Jahrhundert) gewährt uns das Mönchthum ein eben so trauriges Bild, als das Papstthum jener Zeit. Wie dieses sich in den Händen der Laien befand, so trug der Umstand, daß Klöster an Laien verschenkt wurden, nicht wenig auch zur Verweltlichung, ja zum gänzlichen Ruin der Klöster bei. Wir dürfen nur auf die klägliche Schilderung verweisen, welche uns im Jahr 909 ein Concil zu Trosley unweit Soissons macht. „Wir wissen kaum," heißt es, „was wir über die Lage der Klöster sagen sollen. Viele sind von den Heiden (den Ungarn) angezündet und zerstört, andere rein ausgeplündert, und wenn von etlichen noch die Wände stehen, so zeigt sich keine Spur des klösterlichen Lebens. In den Abteien wohnen die Laienäbte mit ihren Weibern, Söhnen und Töchtern, mit ihren Soldaten und Jagdhunden." Letzteres ist buchstäblich Thatsache. Um die Klosterräume ungestörter zu ihren weltlichen Zwecken benützen zu können, fanden sich die Laien mit den Mönchen ab und bewogen diese das Kloster zu verlassen. Einigen war dieser Antrag ganz willkommen. Das fahrende Leben war ihnen lieber, als das Leben in den Klostermauern. Dadurch entstand eine lästige Classe von herumfahrenden Mönchen, welche obdachlos umherzogen und genöthigt waren, das Mitleiden Anderer in Anspruch zu nehmen, die Vorläufer der spätern Bettelmönche. Die Herzoge von Schwaben und Baiern hausten besonders übel in ihren Klöstern. Bedeutsam genug ist die Sage, daß der heil. Gallus keine Ruhe mehr in seinem Grabe hatte, sondern einer Nonne erschien, um ihr Klage zu führen über den Herzog Burchard den Jüngern, den er als einen Räuber und Leuteschinder bezeichnet, von dem es besser wäre, er wäre nie geboren. Wie tief gesunken die Mönche waren, davon machen uns die Zeitgenossen die kläglichsten Schilderungen. Und doch war das Ideal des Mönchthums noch nicht zur poetischen Fiction geworden! Seine Lebensfähigkeit war noch auf Jahrhunderte hinaus nicht erschöpft. Und so lebte denn das Bedürfniß nach Reform in den frömmern Gemüthern nur um so mächtiger auf und gab sich nach allen Seiten zu erkennen. Schon jener Benedict von Ani-

ane, dem Ludwig der Fromme die Aufsicht über die westfränkischen Klöster übertragen hatte, trug sich mit dem Gedanken, die Regel des heil. Benedict von Nursia zu verschärfen, und eine Synode zu Aachen (817) genehmigte seine Beschlüsse. Allein erst nach ihm kam die eigentliche Zeit des Verfalles und erst nach dem Verfalle die Besserung. Es war zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, als Berno, aus dem Geschlechte der Grafen von Burgund, Abt des Benedictinerklosters Beaume in der Nähe von Dijon, den Entschluß faßte, zunächst die burgundischen Klöster zu reformiren, und so wurde das Kloster Clügny (Cluny) in Ober-Burgund, an das er zuerst die Hand legte, bald ein Musterkloster für die übrigen Klöster. Seinen Ruhm verdankte es besonders dem heil. Odo. Um eben dieselbe Zeit, als der päpstliche Stuhl sich in der schmählichsten sittlichen Erniedrigung befand, in der Zeit des toskanischen Weiberregiments tritt seine Schöpfung zu Tage. Odo war der Sohn eines vornehmen Mannes. Er war schon in seiner Jugend dem heil. Martinus geweiht worden. Er verließ den Dienst eines weltlichen Fürsten, in dem er gestanden, um sich ganz dem geistlichen Leben zu weihen und wurde Canonicus von Tours. Aber auch diese Stelle gab er auf und schenkte seine Habe den Armen, um einzig im Kloster und für das Kloster zu wirken. In seine Fußstapfen traten andere, ebenfalls würdige und eifrige Aebte, wie Aymar, Majolus, Odilo. Unter allen diesen Aebten hob sich der Ruf des Klosters, von dem ein Zeitgenosse sagt, es habe sich von Clügny aus ein duftender Wohlgeruch durch das Haus Gottes verbreitet, wie dort, als jenes Weib das mit Narden gefüllte Gefäß zerbrochen, um den Herrn damit zu salben. Nun wurde auch die Nacheiferung der übrigen Klöster wach. Clügny war nach den Anschauungen der Zeit die „geistliche Schatzkammer der ganzen Christenheit" (reipublicæ christianæ ærarium) von der der Segen auf die Kirche ausströmte. In der That wurde es die Musterschule, in der die Mönche erst recht zu Mönchen gebildet, die Pflanzschule, aus der Mönche in andere Klöster versetzt wurden, um auch dort einen bessern Geist zu wecken, eine strengere Sitte zu pflanzen. Ja, es stieg so sehr an Ansehn, daß es sogar das alte Stammkloster Monte-Cassino überragte. Die Cluniacenser bildeten nun auch, im Unterschied von den Benedictinern eine eigene Congregation, der wieder andere Klöster unterworfen waren, also daß der Abt von Clügny eine überaus bedeutende Stellung erhielt. Er war gewissermaßen der Papst, jedenfalls der Primas des Mönchthums. Er führte den Titel eines Erz-Abtes (Archiabbas).

Wie stark der Trieb zu neuen Mönchsgestaltungen war, zeigt uns

der Umstand, daß neben den Cluniacensern im eilften Jahrhundert noch zwei andere Mönchscongregationen entstehen, die der Camaldulenser und die der Vallombrosaner.

Romonald, aus dem Geschlechte der Herzoge von Ravenna (geboren 950) hatte schon in früher Jugend einen Hang zur Askese und zum einsamen Leben gezeigt. Sein Vater, Sergius, hatte einen Todtschlag an einem Verwandten begangen. Der Sohn glaubte dieses Verbrechen sühnen zu müssen. Er ging auf 40 Tage in ein Kloster bei Ravenna. Von da begab er sich dann weiter zu einem Einsiedler Marinus, der in der Nähe von Ravenna hauste. Nach einem unstäten Leben voller Abenteuerlichkeiten (er hatte unter anderm auch eine Missionsreise nach Ungarn unternommen) gründete er im Jahr 1018 in den apenninischen Gebirgen, unweit Arezzo, das Kloster Camaldoli (Campus Maldoli). Er selbst erreichte ein Alter von 77 Jahren und starb 1027.

Die Congregation von Vallombrosa (Schattenthal) entstand einige Jahre später in derselben Gebirgsgegend, zehn Meilen von Florenz, gestiftet von Johann Gualbert. Auch hier wurden erst einzelne Zellen gebaut und daneben ein besonderes Gebäude für die Novizen. Diese wurden einer strengen Zucht unterworfen. War ihr Noviziat vorüber, so mußten sie drei Tage und drei Nächte lang mit verhülltem Angesicht auf der Erde liegen und dem Leiden Christi nachdenken. Der Orden zeichnete sich überhaupt durch große Strenge aus. Er übte diese Strenge auch nach außen. So hob er im Jahr 1067 mit dem Bischof Petrus von Florenz die Kirchengemeinschaft auf, weil dieser der Simonie sich schuldig gemacht hatte.

In Deutschland gelang es dem Abte von Hirschau Wilhelm (1069—1091) eine Congregation zu stiften, die sich durch wissenschaftliche Arbeit, zunächst durch Bücherabschreiben verdient gemacht hat. Wilhelm selbst, mit dem Beinamen „der Selige", war ein grundgelehrter Mann. Er schrieb über Musik, Philosophie, Astronomie und gründete eine Schreibschule und eine Bibliothek, und auch die nicht gelehrten Brüder des Klosters wußte er zu nützlicher Arbeit anzuhalten.

Ich will Sie nicht mit den einzelnen Einrichtungen dieser Klöster aufhalten; alles zielte darauf ab, eine strengere Zucht einzuführen und an die Stelle der auch bei den Mönchen eingerissenen Weichlichkeit wieder die ursprüngliche Härte des Anachoretenthums zu setzen. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß immer nur eine Zeit lang die Strenge der Regel befolgt wurde. Die Macht der Gewohnheit wirkte auch hier erst mildernd und besänftigend, dann aber lähmend ein und es bedurfte immer wieder

neuer Anstrengungen, wenn nicht im Cultusleben der Klöster, wie in dem der Weltkirche, Erschlaffung eintreten sollte.

Wenden wir uns nun zum Cultus der Kirche, so finden wir, daß mit dem Ende des neunten Jahrhunderts in Beziehung auf den Kirchenbau die Zeit des sog. romanischen Baustils eintritt mit seinen Gewölben und Rundbogen, und die Ausbildung der Thürme. Um den Kirchenbau in Deutschland haben sich die sächsischen Kaiser und unter ihnen namentlich Heinrich II. (der Heilige) hervorgethan, dem der Dom von Bamberg und unser Basler Münster seinen Ursprung verdankt. Bekanntlich geschah die Einweihung des letztern im Jahr 1019 durch den Bischof Adalbero.

Diese Denkmäler der christlichen Baukunst sind für uns um so wichtiger, als der Cultus, der in ihrem Innern geübt wurde, unserm gottesdienstlichen Bewußtsein fern gerückt ist. Was ich schon früher bemerkte, wiederhole ich: wir thun gewiß unrecht, wenn wir in den gottesdienstlichen Formen, in denen jene Zeit sich bewegte, einen bloßen Mechanismus erblicken, dem das Herz ferne blieb. Schon jene Bauten beweisen uns, daß höhere Ahnungen die Seele derer bewegten, die solche Werke zu schaffen vermochten. Aber das ist wahr — es blieb bei dunkeln Ahnungen, und die große Masse des Volkes blieb unerbaut. Ein heiliges Staunen ergriff die Gemüther beim Eintritt in das Heiligthum und dem Anblick der geheimnißvollen Handlungen, die da vollzogen wurden; an frommen Anregungen und Impulsen, selbst an gewaltigen Eindrücken fehlte es gewiß nicht. Ein Beweis davon ist gerade die Geschichte des Mönchthums; aber eine nachhaltige Pflege des geistlichen Lebens, wie sie eben nur da stattfindet, wo das Wort Gottes in Einfalt und Lauterkeit verkündet wird, die suchen wir vergebens. Wenn schon die klösterliche Frömmigkeit nach und nach in todten Mechanismus versank, wenn die erste Gluth der Begeisterung erloschen war, wie viel mehr war das in der großen Weltkirche und Massenkirche der Fall!*) Da beschränkte sich denn doch bei den Meisten das gottesdienstliche Leben, zu dem sie von Jugend auf erzogen und angehalten wurden, auf das Mitmachen der eingeführten und eingelernten Ceremonien, auf das Anwohnen bei der unverstandenen Feier der Messe, auf das meist gedankenlose Hersagen auswendig gelernter Formeln, auf das Einhalten der von der

*) So klagt die Synode von Paris (829): „Viele beten in der Kirche nur mit den Lippen, nicht mit dem Herzen, schwatzen, lachen; Manche beten gar nicht, weil sie nicht zur Kirche gehen können." Hefele a. a. O. IV. S. 62.

Kirche gebotenen Fasten, und wenn man ein Uebriges thun wollte, auf den Besuch geweihter Stätten und die Uebernahme außerordentlicher Bußwerke und Uebungen. Diese Frömmigkeit der Laien war im Grunde von der Mönchsfrömmigkeit nur darin verschieden, daß sie nicht alle Zeit ausfüllte wie dort, und daß sie in mildern Formen hervortrat, und vorzüglich dadurch, daß sie wieder unterbrochen, ja vielfach wieder verwischt wurde durch das ganz entgegengesetzte Weltleben; bei alle dem blieb ein großer Theil der Laienfrömmigkeit unter dem Einfluß der Klöster. So hatte ja der Bilder- und Mariendienst hauptsächlich am Mönchthum seine Stütze. So ging jenes mechanische Hersagen der Gebete, des Unser Vaters und des englischen Grußes (Ave Maria) nach dem sogenannten „Rosenkranze" aus den Klöstern hervor. Wir finden den Gebrauch des Rosenkranzes zuerst in dem Kloster Coventry in England, und von dort aus verbreitete er sich bald über die abendländische Christenheit. Die Benennung soll daher kommen, daß Maria auch als Rose, als Königin der Blumen poetisch bezeichnet wurde. Ihr war der Rosenkranz besonders geweiht, ihr wurde auch der letzte Tag der Woche, der Samstag als besonderer Tag der Verehrung vorbehalten.*)

Mit dem Kreise der Heiligen, der immer größer wurde, erweiterte sich auch der Kreis der Feste.**) Des Allerheiligenfestes am 1. November haben wir schon früher gedacht; jetzt trat auch das Allerseelenfest am 2. November hinzu. Sein Ursprung ist folgender: Ein frommer Einsiedler in Sicilien hörte von Zeit zu Zeit ein unterirdisches Getöse, worauf die Feuerausbrüche des Aetna folgten. Dieses Phänomen war ihm auffallend; er erzählte davon einem Mönche, der von einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande zurückkehrend ihn besuchte. Der Mönch berichtete wiederum von dem was er vernommen an den Abt Odilo IV. von Clügny. Der Abt erklärte, was man da höre, sei nichts anders als die Stimme der Teufel in der Hölle, das Feuer aber das höllische Feuer.

---

*) Vgl. das Weitere über den Rosenkranz bei Steitz in Herzogs Realenc. XIII. S. 126 ff.

**) Vgl. Vorl. 4. Als die wesentlichen Feste der Kirche heben sich auch jetzt noch heraus Weihnachten mit den dazu gehörenden Feiertagen St. Stephan, Joh. Evangelist, unschuldige Kindlein, der Weihnachtoctave (Beschneidung) und der Epiphanie, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten. Von Heiligenfesten erscheinen (außer den schon genannten) Johann Baptist, Peter und Paul, St. Martin, St. Andreas. Von Marienfesten: Mariä Verkündigung, Reinigung (Lichtmeß), Geburt und Himmelfahrt (ursprünglich Todestag); doch zeigt sich in Betreff der letztern Feier erst noch ein Schwanken. Wer die Geschichte der Feste im Einzelnen verfolgen will, den verweisen wir auf Hefele's Conciliengeschichte.

Ein Grund mehr, für die armen Seelen zu beten, die im Fegfeuer schmachteten. Sollte es nicht der Kirche würdig sein, alljährlich einen Tag festzusetzen, an welchem gemeinschaftlich für die Errettung der Seelen aus dem Fegfeuer gebetet würde? Und welcher Tag war dazu mehr geeignet, als der Tag unmittelbar nach dem Allerheiligenfeste? Der Abt von Clügny zögerte nicht, das Fest in seiner Congregation einzuführen. Die Feier bestand hauptsächlich in Seelenmessen und in Gebeten für die Verstorbenen und im Spenden von Almosen. Später freilich hat dieses Fest aller Seelen einen mildern, menschlichen Charakter angenommen, als Fest der Erinnerung an die Heimgegangenen, und so ist es für manchen aufgeklärten Katholiken der heutigen Zeit ungefähr das, was das Todtenfest in einigen Gegenden der evangelischen Kirche.

Um die Zahl der Heiligen nicht allzugroß werden zu lassen, mußten nothwendig Beschränkungen eintreten. Schon Karl der Große hatte Verordnungen in dieser Beziehung erlassen, und so auch einige Synoden. In der ältesten Kirche waren es die Gemeinden selbst, welche das Andenken der Märtyrer feierten, und ebenso machte es sich in den ersten Zeiten des Mittelalters wie von selbst, daß die Männer, welche ähnlich den Aposteln das Christenthum in ein Land gebracht, die ersten Kirchen gegründet und — wie allgemein geglaubt wurde — Wunder verrichtet hatten, als Heilige verehrt wurden. Nun aber mußte auch hier eine feste Ordnung eintreten. Wie auf Erden die Diener der Kirche, die Priester, durch die Ordination in den Klerus aufgenommen wurden, so sollten nun auch die Heiligen durch einen förmlichen Akt der Heiligsprechung (Kanonisation) in den Kreis der Himmlischen versetzt, ihrem Chore einverleibt werden. — Wer nun aber hatte das Recht zu kanonisiren? Man sollte denken, die Bischöfe und die Synoden, die ja auch in andern Dingen als Autoritäten auftraten. So war es auch anfänglich. Aber nun finden wir, daß wie in andern Dingen, so auch hier die Päpste als oberste Autorität handelten. Ja, noch ehe sie selbst den Anspruch erhoben, von sich aus allein die Heiligsprechung zu vollziehen, kam ihnen die Kirche entgegen. Das erste Beispiel einer Heiligsprechung durch den Papst oder vielmehr durch eine päpstliche Synode finden wir im Jahr 993. Da überreichte der Bischof Ludolf von Augsburg dem Papst Johann XV. eine Schrift, in welcher er die Verdienste seines Vorgängers, des Bischofs Ulrich von Augsburg hervorhob, und zugleich ward die Bitte beigefügt, es möge der lateranensischen Synode, welche um diese Zeit der Papst hielt, gefallen, denselben heilig zu sprechen. Der Papst fertigte die Kanonisationsbulle aus; doch erst in zwölften Jahrhundert wagte es

Papst Alexander III., dieses Recht, heilig zu sprechen, ausschließlich für den päpstlichen Stuhl in Anspruch zu nehmen.

Mit dem Heiligendienste steht die Verehrung der Reliquien und das Wallfahrtswesen in engster Verbindung.

Unter allen Reliquien, welche die christliche Kirche kennt, ist das Kreuz des Herrn die wichtigste. Wir wissen nun aus der frühern Kirchengeschichte, wie schon die Mutter Constantins, Helena, das wahre Kreuzesholz wollte aufgefunden haben. Diese Thatsache wurde möglicherweise schon im frühern Mittelalter, jedenfalls aber im spätern, als ein Fest der Kirche begangen, das Fest der Kreuzerfindung, am 3. Mai. Im Kriege der griechischen Kaiser mit den Persern war das heil. Kreuz von den Feinden geraubt und hinweggeführt worden. Kaiser Heraclius nahm es ihnen wieder ab im Jahr 631, brachte es eigenhändig nach Jerusalem zurück und trug es in feierlicher Procession auf seinen eigenen Schultern den Calvarienberg hinauf nach Golgotha, um es dort in der wiederhergestellten Grabeskirche aufzurichten. Auch hiefür ward sowohl im Morgen- als im Abendlande ein Fest geordnet, das Fest der Kreuzerhöhung (Kreuzerhebung), welches auf den 14. September fällt und sogar noch in einigen Gegenden der protestantischen Kirche sich bis auf diesen Tag erhalten hat. — Wie solche Verehrung dem Kreuze des Herrn zu Theil wurde, so wurden auch Theile und Splitter des Kreuzes vielfach verehrt, und der Zweifel, der sich wider dieses Zerstückeln des Kreuzes erheben konnte, wurde bekanntlich mit der Auskunft niedergeschlagen, daß das Kreuz sich in's unendliche vermehren könne ohne abzunehmen. Selbst Männer wie Karl der Große zeigten eine große Veneration den Reliquien gegenüber. Schenkte er doch dem Kloster Corbie einen Reliquienschatz, worin sich Fragmente vom Kreuze Christi, von der Krippe, darin das göttliche Kind gelegen, von der Dornenkrone u. s. w. befanden. Das Kloster Reichenau rühmte sich, im Besitz des wahren Blutes Christi zu sein. Noch weiter ging das Kloster Vendome, das sogar die Thräne, welche Christus am Grabe des Lazarus geweint, besitzen wollte. Und nun vollends die Legende vom ungenähten heil. Rocke Christi, die auch wieder in unsrer Zeit so viel Aufsehens gemacht hat! Daß der Rock mit dem Kinde gewachsen, machte ihn nur um so wundersamer. Von den Kriegern aber, die in der Stunde der Kreuzigung um diesen Rock das Loos warfen, soll einer ein Gallier gewesen sein aus Trier und den Rock in seine Vaterstadt gebracht haben, die ihn noch jetzt besitzt. Allein das Kloster Argenteuil bei Paris erhebt denselben Anspruch, und zwar soll nach dieser Legende ein Jude in Palästina

den heil. Rock erhandelt haben, bis er endlich durch mehrere Hände ging und in's Frankenreich kam zur Zeit Karls des Großen. Auch über das Schweißtuch, darin der Leichnam Christi im Grabe gelegen, weiß der sonst so verständige Beda viel Wunderbares zu erzählen. Auch hier war ein Jude der Besitzer. Bei seinem Tode ließ der Jude seinen beiden Söhnen die Wahl, welcher von ihnen das natürliche Vermögen und welcher das heil. Tuch haben sollte. Der Aeltere erhielt das Vermögen, der Jüngere das Tuch. Nun aber verlor der Aeltere das Vermögen, und als auch der Jüngere gestorben war, erhob sich unter seinen Nachbaren ein Streit über den Besitz der Reliquie. Ein arabischer Chalife mußte entscheiden. Dieser ließ das Tuch auf einen Scheiterhaufen werfen; allein es verbrannte nicht, es erhob sich in die Luft und flatterte umher, bis es einem der Umstehenden in den Schooß fiel. Das Volk fiel über das Tuch her und küßte es. Zuletzt soll es in Besançon aufbewahrt worden sein.*) Auch vom Evangelisten Johannes gab es einen wunderthätigen Rock in der lateranischen Basilica zu Rom. Zur Zeit der Dürre ausgeschüttelt träufelte die heilige Tunica Regen auf das durstige Land; zur Zeit eines anhaltenden Regens aber machte sie wieder reinen Himmel.**) Soll ich nun alle die weitern Reliquien aufzählen, die von den übrigen Heiligen gezeigt wurden, auch aus dem Alten Testament bis auf den Bart des Noah? soll ich reden von den Eisenfeilspänen, die von den Ketten Petri und dem Rost des heil. Laurentius von den Päpsten als kostbare Geschenke an die Fürsten gesendet wurden? Lieber verweilen wir noch einen Augenblick bei den wunderbaren Wirkungen, die man den Reliquien überhaupt zuschrieb, und bei der Verehrung, die ihnen erwiesen wurde. Heilung von allerlei Krankheit und Gebrechen, Abwehr von Feuers- und Todesnoth wurde mit Zuversicht von ihnen erwartet. Der Krieger nähte sich eine Reliquie in den Waffenrock oder barg sie in seinem Panzer, um schußfest zu sein. Daß sie darum als Heiligthümer hochgehalten, in Gold und Edelstein gefaßt, in heiligen Schränken verwahrt, an Gedächtnißtagen der Heiligen den Blicken der Menge ausgesetzt und nur mit der höchsten Ehrerbietung behandelt wurden, läßt sich denken. Den Glaubensboten wurden die Reliquien mit auf den Weg gegeben; sie trugen sie in einer Kapsel am Halse. Päpste und Bischöfe beschenkten damit die Großen, die sich der Kirche günstig zeigten. Fürsten

*) Im 17. Jahrhundert hat der Leibarzt König Philipps IV. von Spanien J. J. Chifflet († 1660) eine gelehrte Abhandlung über die Grabtücher des Herrn geschrieben: de linteis sepulcralibus Christi Servatoris. 1624. 88.

**) Gregorovius a. a. O. II. S. 82.

konnten sich untereinander keine fürstlichern Geschenke machen als mit solchen Kostbarkeiten, die höher geachtet wurden als alle Schätze der Kunst und Natur. Auch bei Friedensschlüssen wurde die Herausgabe eines heiligen Leichnams an die siegende Partei unter die Bedingungen aufgenommen. So mußten die Neapolitaner ihren heil. Januarius dem Sicco von Benevent im Jahr 818 überlassen,*) und erst später kam er wieder nach Neapel zurück, wo sein Blut bis auf diesen Tag die gläubige Menge durch sein Fließen in Erstaunen setzt. Als Karl der Einfältige im Jahr 924 dem Kaiser Heinrich I. Lotharingen überlassen mußte, sandte er ihm zum Unterpfand seiner beständigen Treue und Freundschaft eine Hand des heil. Dionysius (des Schutzheiligen von Paris) in Gold und Edelsteinen gefaßt, mit der Erklärung, er gebe ihm hier einen Theil des einzigen Trostes, der den Westfranken geblieben sei, nachdem ihnen der heil. Veit sei nach Sachsen entrückt worden. Heinrich nahm das Geschenk mit großer Ehrerbietung auf; er warf sich nieder und küßte es. — Kein Schwur war heiliger, als der Schwur auf die Reliquien. Der höchste aller Schwüre war der bei den Gebeinen des heiligen Petrus.

Mit besondern Ceremonien ging die Versetzung der Reliquien von einem Ort an den andern vor sich. So wurden im Jahr 826 die Reliquien des heil. Sebastian von Rom nach Soissons, im Jahr 836 der Leib des heil. Liborius von Mans nach Paderborn, und der Leib des heil. Veit aus Westfranken nach Sachsen transportirt. Man begleitete solche Heiligthümer in Prozession, läutete die Glocken, führte sie feierlich in die Kirche ein. Auf der Reise thaten sie wohl auch Wunder. — Nicht selten kam es vor, daß verschiedene Kirchen sich um den Besitz der wahren Reliquien stritten. So stritten sich die Mönche zu St. Emmeran in Regensburg mit denen von St. Denis bei Paris um den Körper des heil. Dionys. So leichtgläubig im Ganzen auch das Zeitalter war, so traute man doch nicht einer jeden Aussage über die Aechtheit vorhandener Reliquien. Schon die gleichzeitigen Chronisten wissen uns zu erzählen von absichtlichen Betrügereien.**) Es gab frevle Gesellen, die den nächt-

*) Herzogs Realencyclopädie, Art. Januarius.

**) Ja, noch weiter zurück können wir den Reliquienschwindel verfolgen. So klagt schon die Synode zu Braga (in Spanien, um's Jahr 675) über einige Bischöfe, die an den Festen der Märtyrer die Reliquien derselben sich um den Hals hängten und sich so von den Leviten (Diaconen) im Amtsschmucke auf Sesseln in die Kirche tragen ließen, als ob sie selbst Reliquienschreine wären. „Dieß muß aufhören," sagt die Synode, „und es sollen künftig wieder wie früher die Leviten die Reliquienschreine auf den Schultern tragen, wie die alttestamentlichen Leviten die Bundeslade. Will der Bischof die Reliquien selbst tragen, so muß er zu Fuß gehen." Hefele III. a. a. O. S. 107.

lichen Gang auf den Kirchhof nicht scheuten, um beliebige Knochen auszugraben und diese dann für Gebeine von Heiligen zu verkaufen. Es wurden wohl auch Bettler gedungen, die sich lahm oder todtkrank stellten und dann durch die Wunderkraft der vorgeblichen Reliquien sich heilen ließen. Darum ward auch hier eine prüfende Kritik nöthig. Aber wie sollte diese geübt, wie sollten die ächten Reliquien von den falschen unterschieden werden? Es wurden wohl Zeugnisse der Authentie von Kirchenbeamten ausgestellt, aber konnten nicht auch diese Zeugnisse wieder verfälscht werden? Probater als alle menschlichen Zeugnisse erschien daher das Zeugniß Gottes selbst im Gottesgerichte. Man unterwarf die Reliquie der Feuerprobe, und bestand sie dieselbe, dann galt sie für ächt. Aber nicht nur frommer Betrug, auch frommer Diebstahl ward mit den Reliquien getrieben. Auch ächte oder doch von der Kirche für ächt gehaltene Reliquien wurden gelegentlich von einer Kirche der andern entwendet, und der Dieb glaubte damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. So stahlen bereits um die Mitte des siebenten Jahrhunderts fränkische Mönche aus dem damals verlassenen Kloster Monte-Cassino die Leichen des heil. Benedict und der heil. Scholastica, um sie nach Gallien zu bringen. Der Longobardenkönig Aistulf benützte im achten Jahrhundert die Belagerung Roms, um ganze Karren voll heiliger Gebeine aus den dortigen Cimeterien nach der Lombardei schaffen zu lassen.*) Ebenso wurde im zehnten Jahrhundert der heil. Metro den Veronesen entwendet, und etwa hundert Jahre später wurde ein Mönch aus dem bairischen Kloster Benedictbeuern nach Italien geschickt, um in einer Hungersnoth daselbst Getreide zu kaufen. Der fromme Mann benützte aber die Gelegenheit, aus dem Kloster Santa Maria ad Organa von den Reliquien der heil. Anastasia so viel zu stehlen, als er unter der Kutte mit forttragen konnte, und so brachte er seinen Brüdern neben dem leiblichen auch den geistlichen Trost.

Mit der Verehrung der Reliquien stehen die Wallfahrten an die heiligen Stätten in Verbindung, an welchen die Reliquien ihren Sitz hatten. Wie die älteste christliche Reliquie das heilige Kreuz ist, so fanden auch die ältesten Wallfahrten statt nach dem gelobten Lande, vor allem zu dem heiligen Grabe des Erlösers. Bald aber ward auch Rom, wo Paulus und Petrus ihr Grab gefunden und wo der Statthalter Christi thronte, das Ziel gar mancher frommen Pilgerschaft. In Spanien wallfahrtete man zu dem Körper des heil. Jacobus des Aeltern

*) Gregorovius a. a. O. II. S. 321 (nach Muratori).

in Compostella, in Frankreich zu den Gebeinen des heil. Martin von Tours u. s. f. An diese Wallfahrten knüpfte sich dann zugleich der Ablaß. Bekanntlich wurde auch Einsiedeln in der Schweiz ein berühmter Wallfahrtsort. Die Geschichte von Einsiedeln knüpft sich an die Legende des heil. Meinrad. Dieser Mönch von Rapperswyl hatte im neunten Jahrhundert am Fuß des Etzel eine Einsiedelei errichtet, im Lande Schwyz. Später zog er sich noch tiefer in des Waldes Dickicht hinein und gründete die Einsiedelei (eremus), die später dem dort erbauten Ort den Namen gegeben hat. Nachdem er von seiner Zelle aus den Bewohnern der Umgegend und selbst den Thieren des Waldes viel Gutes gethan, wurde er eines Tags von Räubern ermordet. Die Räuber wurden durch zwei Raben, die dem Heiligen ihr tägliches Futter verdankten, entdeckt (wie einst die Mörder des Ibycus durch Kraniche) und zu Zürich hingerichtet. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts aber baute Benno, ein Canonicus von Straßburg, an der Stelle, da jener Mord geschehen, ein Kloster und eine Kirche, die er der Jungfrau Maria und den Heiligen der thebaischen Legion widmete. Als nun nach Benno's Tode unter dessen Nachfolger Eberhard der Bischof von Constanz und der Abt von St. Gallen kommen wollten, die Kirche zu weihen, wurden von innen her die Worte vernommen: laß ab, Bruder! die Kirche ist geweiht vom Himmel her. Dieß der Ursprung des Festes der Engelweihe, das noch jetzt alle sieben Jahre begangen wird. Der päpstliche Stuhl gab Allen, die nach Einsiedeln wallfahrten würden, einen völligen Ablaß; auch an reichen Schenkungen fehlte es nicht. Die Wallfahrten aber zu dem wunderthätigen Marienbild daselbst sind spätern Ursprungs.

Allen diesen Erscheinungen, dem Bilderdienst, dem Reliquienwesen, den Wallfahrten gegenüber machte sich jedoch auch in den dunkelsten Zeiten eine andere Richtung geltend, welche mit mehr oder weniger Kühnheit den Aberglauben bestritt oder ihn doch, soweit es in ihrer Macht stand, beschränkte. Zu den Männern, welche diese Richtung vertraten, zählen wir im neunten Jahrhundert einen Agobardus, Erzbischof von Lyon, einen Claudius, Bischof von Turin, und einen Jonas von Orleans.

Agobardus war aus Spanien gebürtig (779), und nachdem er längere Zeit dem Erzbischof Leydrad von Lyon als Gehülfe gedient, trat er nach dessen Tod an seine Stelle. Leider ist das Leben Agobards nicht frei von sittlichem Makel. Er war, ähnlich wie Hinkmar von Reims, ein intriganter Priester: er nahm Theil an der Verschwörung gegen Ludwig den Frommen und wurde 835 seines Amtes entsetzt. Gleichwohl gehört er zu den helldenkenden Männern der Zeit. Im Cultus trat er

So hätten auch die verschütteten Tropfen des Weines auf dem Gewande des Priesters sich als Blutstropfen gezeigt. Dieser Lehre nun von einer wirklich objektiven Verwandlung wagten indessen damals noch mehrere angesehene Theologen zu widersprechen, indem sie daran erinnerten, daß die sinnlichen Zeichen uns allerdings auf das Uebersinnliche hinleiten sollen, daß aber der Glaube es sei, nicht der leibliche Mund, der das Brot als den Leib Christi empfange. Wäre die Verwandlung eine wirkliche, d. h. eine substantielle, so bedürfte es keines Glaubens. So lehrte namentlich Ratramnus, der Klosterbruder des Paschasius; auch der gelehrte Rhabanus Maurus und der geistreiche Johann Scotus Erigena sprachen sich in diesem oder ähnlichem Sinne aus. Allein die Meinung des Paschasius erwarb sich den Beifall der Menge, und als später im eilften Jahrhundert Berengar zu Tours die figürliche Auffassung des Abendmahls zu vertheidigen wagte, wurde er als Ketzer behandelt.

Zwischen den Abendmahlsstreit der Mönche in Corbie und den Streit mit Berengar tritt aber nun der Zeit nach eine andere Streitigkeit mittenhinein, nämlich die über die Gnadenwahl oder die Prädestination.

Auch zu dieser gab ein Mönch Veranlassung. Gottschalk im Kloster Orbais war der Sohn vornehmer sächsischer Eltern. Von diesen war er schon als Kind in's Kloster Fulda gethan worden. Er wurde dort mit andern hoffnungsvollen Knaben erzogen. Als er aber zum Manne herangewachsen, erwachte in ihm die Lust zur Freiheit. Er wollte austreten. Aber da stand entgegen das Gelübde der Eltern, das auch für die Kinder bindend war. Dieß machte sein Vorgesetzter, der oben erwähnte Rhabanus Maurus geltend, trotzdem daß eine Synode von Mainz und der dortige Bischof, dem Gefühl der Menschlichkeit mehr folgend als dem starren Buchstaben des Gesetzes, dem Gottschalk die Bewilligung zum Austritt ertheilt hatten. Diese Bewilligung wurde wieder zurückgezogen und Gottschalk mußte sich in sein Schicksal ergeben. Er blieb Mönch; aber er vertauschte seinen bisherigen Aufenthalt in Fulda mit dem des schon genannten Klosters Orbais in der Diöcese Soissons. Um sich über sein Schicksal zu trösten, warf er sich nun ganz auf das Studium des heil. Augustin. Wir wissen, daß dieser Kirchenvater eine unbedingte Gnadenwahl, eine Vorherbestimmung (Prädestination) der Einen zur Seligkeit und eine Verwerfung (Reprobation) der nicht also Erwählten lehrte. Je gründlicher sich Gottschalk in seine Studien vertiefte, desto klarer wurde ihm, daß seine Zeitgenossen von der strengen Lehre Augu-

stins bedeutend nachgelassen hatten, indem sie die Vorhererwählung der Gläubigen bedingt sein ließen durch das Vorherwissen Gottes, ob Einer sich werde erwählen lassen oder nicht. Er selbst aber folgte dem Augustin; ja, er ging noch über diesen hinaus, insofern er nicht nur eine Vorherbestimmung der Einen zur Seligkeit und eine Verwerfung der Andern lehrt, sondern geradezu eine doppelte Vorherbestimmung, nämlich der Einen zum Leben, der Andern zum Tode. Man kann darüber streiten, ob er sich nur im Ausdruck oder in der Sache von Augustin entfernt habe. Genug, er wollte den Augustinismus in seiner strengsten Form festhalten, jede andere, die äußersten Consequenzen umgehende, das Starke und Schroffe mildernde Fassung verwarf er als pelagianisch.*) Gottschalk hatte nun seine Ansicht arglos geäußert auf der Heimreise von einer Wallfahrt nach Rom im Jahr 848, als er bei dem Grafen Eberhard von Friaul eingekehrt war, und dort hatte er auch den Bischof Rothing von Verona getroffen. Nun war sein früherer Vorgesetzter, Rhabanus Maurus, inzwischen Erzbischof von Mainz geworden. Er erhielt Kunde von dem Gespräche und — sei es aus persönlicher Abneigung gegen den Mann, der sich als Mönch seiner Aufsicht entzogen, sei es aus wirklichem Eifer für die Orthodoxie, Rhabanus glaubte sich berufen einer Lehre entgegen zu treten, die er für eine gefährliche Irrlehre hielt. Gottschalk wurde auf eine Synode nach Mainz citirt, die noch in demselben Jahr (848) stattfand. König Ludwig der Fromme wohnte der Synode bei. Gottschalks Lehre wurde von der Synode verworfen. Da aber Gottschalk selbst nicht in die erzbischöfliche Diöcese von Mainz, sondern in die von Reims gehörte, so sandte ihn Rhabanus dem Erzbischof Hinkmar zu; er bezeichnete ihn zum voraus als einen hergelaufenen, fahrenden Mönch. Nun veranstaltete Hinkmar im Jahr 849 eine Synode zu Chiersy, und als Gottschalk auch hier seine Lehre nicht abschwören wollte, sondern darauf beharrte, daß Gott von Ewigkeit her die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß bestimmt habe, da brach der Eifer der Versammelten über ihn los. Erst ließ ihn Hinkmar auf's Blut geißeln, dann mußte er sein Buch von der Prädestination mit eigener Hand in's Feuer werfen und ewiges Stillschweigen geloben. Aber das war nicht genug. Hinter den Mauern eines Klostergefängnisses in der Abtei Hautvillers wurde der Unglückliche gleich einem Verbrecher festgehalten. Vergebens machte er sich anheischig, die

*) Ueber den Gegensatz des Augustinismus und Pelagianismus vergleiche die ältere K.-G.

Wahrheit seiner Lehre durch ein Gottesurtheil zu beweisen; dieses Anerbieten wurde als ein frevelhaftes Gottversuchen zurückgewiesen.

Während nun die angesehensten Theologen noch gar nicht einer Meinung über das angeregte Dogma waren, sondern in verschiedenem Sinne darüber Schriften wechselten, in die wir hier nicht eingehen können, schmachtete Gottschalk einundzwanzig Jahre in seinem Kerker, belastet mit dem Fluch der Kirche. Als er endlich in eine tödliche Krankheit gefallen war, ließ Hinkmar ihm Absolution anbieten, wenn er widerrufe. Allein Gottschalk blieb seiner Ueberzeugung treu. Das Dogma von dem unabänderlichen Willen Gottes, dem der Mensch sich fügen müsse, mochte ihn in seiner eisernen Beharrlichkeit befestigt haben. Und so starb er ohne Absolution, ohne den Trost und die Segnungen der Kirche. Sein Leib ward in ungeweihter Erde begraben. Kein Gebet durfte an seinem Grabe für die Ruhe seiner Seele gesprochen werden.

Was die Lehre selbst betrifft, so hatte erst eine zweite Synode von Chiersy im Jahr 853 vier Sätze gegen die Lehre Gottschalks aufgestellt, dahin lautend, daß Gott niemand zum Bösen prädestinirt habe, daß der freie Wille des Menschen zwar durch die Sünde Adams verloren gegangen, uns aber in Christo wieder geschenkt sei, daß Gott alle Menschen selig machen wolle, wenn sie auch durch ihre eigene Schuld nicht alle selig werden, und daß Christus für Alle (nicht nur für die Auserwählten) gestorben sei. Allein zwei Jahre später (855) sprach sich eine Synode von Valence im Sinne Gottschalks für eine doppelte Prädestination aus, und ebenso eine Synode von Langres (859). Papst Nicolaus I. hätte gerne Gottschalk gerettet, aber hier zeigte sich die kirchliche Parteisucht mächtiger als der Papst.

Dasselbe zeigt sich uns zwei Jahrhunderte später in einem andern Ketzerproceß und zwar gegen einen hochgestellten Geistlichen, gegen den Archidiacon von Angers, Berengar von Tours. Der Streit betraf dießmal wieder das heil. Abendmahl. Vertrauliche Aeußerungen Berengars in einem Briefe an seinen Freund Lanfranc, den Prior des Klosters Bec in der Normandie, führten bald zu einem in die Oeffentlichkeit tretenden leidenschaftlichen Streite. Berengar hatte sich in jenem Briefe um's Jahr 1050 zu Gunsten der Ansicht vom Abendmahl ausgesprochen, welche in Brot und Wein des Altars bloße Zeichen des Leibes und Blutes Christi erblickten.*) Durch Zwischenträger wurde der Inhalt des

*) Erst im 18. Jahrhundert (1770) hat Lessing einen auf diesen Streit bezüglichen Brief Berengars unter den Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek entdeckt

Briefes an den Papst, damals Leo IX., verrathen. Dieser verdammte die Lehre Berengars vorläufig, wollte aber auf einer Synode zu Vercelli die Sache genauer untersuchen lassen. Die in Vercelli versammelten Bischöfe traten in aufgeregter leidenschaftlicher Stimmung dem Verdammungsurtheil bei. Dagegen suchte der schon jetzt mächtige und einflußreiche Hildebrand seinem Freunde Berengar einen Ausweg zu öffnen. Auf einer Synode zu Tours, die er als päpstlicher Legat im Jahr 1054 veranstaltete, brachte er Berengar zu dem allgemeinen, auch eine ideale Deutung zulassenden Geständniß, daß Brot und Wein im Abendmahl Leib und Blut Christi seien. Ueber das Wie wurde keine weitere Erklärung gefordert. Berengar wurde freigesprochen und Hildebrand gab ihm die Versicherung, daß wenn er nach Rom komme, er an ihm einen treuen Freund und Beschützer finden werde. Allein Berengar ward bitter getäuscht. Er kam nach Rom im Jahr 1059, zur Zeit da Nicolaus II. unter dem Einfluß Hildebrands als Papst regierte. Da trat gegen ihn der Erzbischof Humbert auf, und nöthigte ihn, ein Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, das keine ideale vergeistigende Deutung zuließ, sondern in den bestimmtesten und krassesten Ausdrücken verfaßt war, nämlich daß das Brot des Altars nicht nur in symbolisch-sacramentaler Weise, sondern in Wirklichkeit der wahre, substantielle Leib Christi sei, ja daß dieser Leib von den Händen der Priester betastet und gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zerkaut werde. Freche Religionsspötter hätten nicht unwürdiger von dem zarten Geheimnisse reden können, welches der Gläubige im Mahle des Herrn feiert, als diese Eiferer, die sich zu Vertretern der Rechtgläubigkeit aufwarfen. Was that aber Berengar? Er verstummte, er besann sich und endlich unterschrieb er mit zitternder Hand die lästerliche Formel. Berengar war kein Gottschalk: er hatte nicht seinen Starrsinn, aber auch nicht seinen Glaubensmuth. Er war nicht zum Märtyrer geschaffen. Froh durch eine Nothlüge den Qualen entgangen zu sein, die seine Verfolger ihm zugedacht hatten, wanderte er nach Frankreich zurück. Kaum hatte er die Alpen im Rücken, so machte er, wie Schwache zu thun pflegen, dem beschwerten Gewissen Luft durch Schimpfreden auf den Papst und die päpstliche Kirche, die er eine Kirche des Satans nannte. Seine Gönner hatten ihn verlassen; der eine, ein Graf Gaufried, war gestorben, der andere, Bischof Bruno von Angers, hatte sich von ihm zurückgezogen und so stand er allein, der Erbitterung eines

und veröffentlicht. Seither haben Gelehrte des 19. Jahrhunderts (Vischer und Sudendorf) die Aktenstücke vervollständigt.

leidenschaftlichen Klerus preisgegeben; denn auch in Frankreich war die Stimmung der Geistlichen gegen ihn. Aber noch lebte ja der große Gönner Hildebrand. Wenn dieser nur entschiedner sich seiner angenommen hätte! Aber daran hinderte ihn seine Politik. Hatte er doch schon von Gaufried darüber die bittersten Vorwürfe hören müssen.*) Nun war er inzwischen auf den päpstlichen Stuhl gelangt! Aber gerade dieß war Berengars Unglück. Die Feinde Hildebrands hatten nicht unterlassen, ihn selbst der berengar'schen Ketzerei zu beschuldigen. Einmal Papst geworden, durfte er diesen Makel nicht auf sich sitzen lassen. Er opferte den Freund dem päpstlichen System. Im Jahr 1078 citirte er den Berengar nach Rom und ließ ihn 1079 auf der Fastensynode ein Bekenntniß unterzeichnen, das zwar nicht in denselben empörenden Ausdrücken abgefaßt war, wie das vom Jahr 1059, aber noch immer stark genug, als daß Berengar sich mit gutem Gewissen dazu hätte bekennen können; es lautete dahin, daß der Leib Christi, den wir im Abendmahl genießen, eben der Leib sei, den die Jungfrau Maria geboren, der am Kreuze gestorben und der zur Rechten Gottes sitze. — Berengar glaubte erst sich heraushelfen zu können, wenn er sich auf das beriefe, worüber er zuvor mit dem Papste persönlich übereingekommen. Gregor aber kam diese Berufung sehr ungelegen; er kehrte nun in aller Form den Papst heraus, er ließ Berengar niederknien und seinen Irrthum abschwören; dann aber schickte er ihn unter seinem Schutze nach der Insel St. Come bei Tours. Dort lebte der verunglückte Reformator in der Stille unter Büßungen bis zu seinem Tod (1088). Ob er über seinen Irrthum oder über seinen Wankelmuth getrauert, ist Gott allein bekannt.

Wir haben diese Geschichte über die Grenze unsers Zeitraums hinaus verfolgt.

Wir kehren nun wieder um einige Jahrzehnte in die Mitte des eilften Jahrhunderts zurück. Da treffen wir wiederum auf eine Streitigkeit, die das Abendmahl betrifft, aber nicht das Dogma, sondern den Ritus, und diese Streitigkeit greift ein in die erneuten Zerwürfnisse der abendländischen und der morgenländischen Kirche.

Schon unter Nicolaus dem Ersten war es (wie wir gesehen) zu bedenklichen Streitigkeiten zwischen ihm und dem Patriarchen zu Constan-

---

*) Gaufried verglich den Hildebrand (in einem Briefe an ihn) nicht nur dem Joseph von Arimathia, der sich nur heimlich zu Christo bekannt; sondern setzte ihn sogar unter Pilatus herab, der doch den Muth gehabt habe, zu sagen: „ich finde keine Schuld an ihm." Er erinnerte ihn an die Weherufe des Herrn über die, welche die Wahrheit verleugnen.

tinopel, **Photius**, gekommen, wobei ein Kirchenhaupt das andere, ein Kirchenkörper den andern verlästerte. Und so setzte sich der Streit fort unter Nicolaus' Nachfolgern, Hadrian II. und Johann VIII. Es fehlte nicht an gegenseitigen Verdammungen, auch nicht an theilweisen Versuchen zu gütlichem Vergleich. Nun aber kam zu den bereits vorhandenen Streitpunkten über das Ausgehen des heiligen Geistes und über den Besitz der Bulgarei, die ein fortwährender Zankapfel blieb, eine neue Differenz hinzu, die abermals die Leidenschaften mehr als billig aufregte, und das war der Gebrauch des gesäuerten und ungesäuerten Brotes im heil. Abendmahl. Die griechische Kirche hatte sich bis dahin im heil. Abendmahl des gesäuerten Brotes bedient, während in der lateinischen Kirche etwa seit dem neunten Jahrhundert der Gebrauch des ungesäuerten Brotes oder der Azymen aufgekommen war (die spätern Hostien). — So geringfügig dieser Unterschied scheint, weil er rein das Aeußerliche betrifft, so großes Gewicht wurde von beiden Seiten darauf gelegt. Die griechische Kirche erblickte in der Einführung des ungesäuerten Brotes eine gefährliche Neuerung und erhob dagegen Widerspruch. Der Patriarch von Constantinopel, **Michael Cärularius**, hob sogar die Kirchengemeinschaft mit den Lateinern auf und ließ ihre Kirchen, die sie in Constantinopel hatten, schließen. Er richtete sodann einen heftigen Brief an den Bischof **Johann** von Trani in Apulien, worin er die römische Kirche des Abfalls in das Judenthum beschuldigte und alle möglichen Beweise hervorsuchte, um den Gebrauch des gesäuerten Brotes zu rechtfertigen; denn Christus selbst vergleiche ja das Reich Gottes mit einem Sauerteige und nenne seine Jünger das Salz der Erde. — Dieser Brief kam in die Hände des uns schon bekannten Eiferers, des Erzbischofs Humbert, der sich gerade um diese Zeit in Apulien aufhielt. Humbert konnte nichts Eiligeres thun, als diesen Brief in lateinischer Uebersetzung dem Papste Leo IX. vorzulegen. Und dieser richtete nun ein fulminantes Schreiben an den Patriarchen zu Constantinopel, in welchem er es ihm als die größte Unverschämtheit vorwarf, klüger sein zu wollen als der Stuhl von Rom. Der griechische Kaiser, Constantinus Monomachus, sah nur mit Betrübniß diesen neuen Streit entbrennen; er redete seinem Patriarchen in friedlichem Sinne zu, und dieser bot auch die Hand zur Versöhnung. Eine Gesandtschaft des Papstes wurde nach Constantinopel abgeordnet; aber unglücklicherweise befand sich in dieser Gesandtschaft der zelotische Humbert. Dieser trat gleich übermüthig auf und überhäufte die griechische Kirche mit den gröbsten und bittersten Schmähungen. Allen ihren bisherigen Ketzereien, sagte er, die schon arg genug seien, habe die

griechische Kirche dadurch die Krone aufgesetzt, daß sie in ihrem Wahnsinn sich angemaßt habe, die lateinische Kirche bemaßregeln zu wollen und gar das Anathem über sie zu sprechen; es sei am Tage, daß die griechische Kirche nichts anders sei als die Vorläuferin des Antichrists. — Das hieß Oel in's Feuer gießen. Nun traten auch Eiferer von griechischer Seite auf und gaben der lateinischen Kirche den Vorwurf der Ketzerei zurück; namentlich wurde ihr auch die Verwerfung der Priesterehe zur Last gelegt. Humbert hatte indessen leichtes Spiel, da der Kaiser auf seiner Seite war. Als der Patriarch nicht nachgeben wollte, begaben sich die römischen Legaten den 16. Juli 1054 in die Sophienkirche und sprachen da in feierlicher Weise über den Patriarchen Michael das Anathema Maranatha als über einen Erzketzer, der alle frühern Ketzereien der Arianer, Donatisten u. s. w. in sich vereinige (der ganze Ketzerkatalog wurde aufgezählt), und legten dann die Excommunicationsbulle auf den Altar nieder; dann schüttelten sie, zum Zeichen über die ketzerische Stadt und ihre Kirche, den Staub von ihren Füßen und zogen von dannen. Dieser eben so lächerlichen als gehässigen Demonstration setzte nun der Patriarch auch wieder ein Anathem von seiner Seite entgegen und die übrigen Patriarchen des Morgenlandes schlossen sich ihm an. Niemand that der Vorfall weher als dem Kaiser Constantin Monomachus, der so gerne den Frieden erhalten hätte, aber ihn auf falschem Wege suchte. Er starb noch in demselben Jahr. — Nun aber war der Riß zwischen den beiden Kirchen des Morgen- und des Abendlandes vollendet. Geflickt wurde in der Folge hie und da, aber gründlich gebessert wurde der Schaden nicht, und bis auf diesen Tag dauert das Schisma fort.

Neben diesen Streitigkeiten sehen wir nun aber auch noch die alten Häresien der Kirche, die einst die Väter beunruhigt hatten, gleichsam aus dem Grabe erstehen, in neuen Gestaltungen auftauchen, erst im Morgen-, dann aber auch im Abendlande. Der in ihren Satzungen erstarrten griechischen Kirche hatte sich schon im siebenten Jahrhundert eine Richtung entgegengesetzt, über die man zweifelhaft sein kann, ob man sie mit gutem Grunde eine reformatorische nennen darf oder ob man sie nicht eher als eine gefährliche, Wahrheit und Irrthum vereinigende Schwärmerei verwerfen soll. Ich meine die Secte der Paulicianer. Ihre äußere Geschichte ist sehr verwickelt, und ebenso ist es schwer, sich eine klare, zusammenhängende Vorstellung ihrer Lehre zu bilden. So viel ist entschieden, daß die Paulicianer gegen die Veräußerlichung des Christenthums und die herrschenden Mißbräuche auftraten und daß sie wieder auf die heil. Schrift, namentlich auf den Apostel Paulus zurück-

gingen, von dem auch wahrscheinlich ihr Name herzuleiten ist. Das biblisch-paulinische Element ihrer Lehre wäre sonach das gesund Reformatorische an ihnen. Aber schon ihre willkürliche Verwerfung alles Nicht-paulinischen, die Verwerfung des Alten Testaments und der petrinischen Briefe im Neuen, würden genugsam auf eine einseitige Richtung hindeuten, die leicht in gefährliche Irrthümer umschlagen konnte. Dazu kommt, daß die Paulicianer in der That, statt einfach dem Worte der Schrift zu folgen, die alten Schwindeleien der von der Kirche verworfenen Gnostiker und Manichäer erneuerten. Sie verwarfen alles äußere Kirchenthum, selbst Taufe und Abendmahl, und auch die evangelische Geschichte deuteten sie mit der größten Willkür in Allegorien um. So ist ihnen die Geburt Christi nichts andres als die Geburt des neuen geistlichen Lebens aus einer reinen Gesinnung heraus.

Unter Leo dem Armenier, demselben Kaiser, unter welchem die Bilderstreitigkeit wieder ausbrach, erhob die Secte auf's neue ihr Haupt. Von der orthodoxen Kirche verfolgt beunruhigten die Paulicianer von Armenien aus, wo sie ihre Sitze hatten, durch Streifzüge das kaiserliche Gebiet, bis sie endlich im eilften Jahrhundert unterlagen. Einzelne Reste sollen sich noch später, ja, wenn die Nachrichten richtig sind, bis in unsere Zeit hinein im Morgenland erhalten haben. Verwandt nach ihrem Inhalt, wenn auch nicht erweisbar äußerlich zusammenhängend mit dieser orientalischen Secte der Paulicianer sind denn auch die unter dem Namen der Manichäer und Katharen auftretenden Secten des Abendlandes, die für das Ganze von größerer Bedeutung sind. Wir heben einzelne Erscheinungen derselben heraus. Schon im zehnten Jahrhundert zog die Secte von Orleans die Aufmerksamkeit der dortigen Geistlichkeit auf sich. Die Mitglieder dieser Secte verstanden es, gleich den Paulicianern, ihre Irrlehre zu verhüllen, indem sie sich vor dem Volke der biblischen Sprache bedienten, aber den biblischen Ausdrücken und Geschichten einen andern, symbolischen und allegorischen Sinn unterlegten. Während sie alle geschichtlichen Ueberlieferungen und Institutionen als Menschensatzung verwarfen, hielten sie sich nur an die Eingebungen ihres Geistes, die sie für göttliche Eingebungen hielten. Das innere Licht stand ihnen höher als jedes geschriebene Wort, und auch die Sacramente der Kirche glaubten sie entbehren zu können, da sie die Geistestaufe und die Communion im geistigen Sinne empfangen hätten.

Im Jahr 1021 ward in Orleans eine Synode gegen diese Secte gehalten, zu der auch zwei Geistliche, Lisieux und Stephan, gehörten, die im übrigen wegen ihrer außerordentlichen Frömmigkeit gerühmt

und vom Volke verehrt wurden. Dreizehn Mitglieder der Secte starben auf dem Scheiterhaufen. Es wurden ihnen von ihren Anklägern greuliche Dinge in sittlicher Beziehung schuldgegeben, wie dieß auch bei den Paulicianern der Fall war; jedoch muß man immer vorsichtig sein in der Aufnahme solcher Nachrichten. Gar vieles hat die orthodoxe Kirche, und schon von Alters her, den Secten angedichtet, theils aus Mißverstand und falschem Argwohn, theils auch aus leidenschaftlicher Consequenzmacherei, um dann einen gültigen Grund ihrer Verfolgung zu haben. Auf der andern Seite kann aber auch nicht geleugnet werden, daß die religiöse Schwärmerei, die an sich schon unsittlich ist, sofern sie auf geistlichen Hochmuth sich gründet, gar leicht in wirkliche sittliche Verirrungen ausartet, und daß, was im Geiste begonnen, häufig und oft traurig genug im Fleische endet. — Besonders verführerisch war mitunter für das leicht bewegliche Volk das Auftreten der Secten im Gewande einer strengen mönchischen Lebensweise, die mit dem üppigen Wesen der Weltgeistlichen contrastirte. Daß dieß immer nur Maske gewesen, um die Verführbaren desto leichter zu täuschen, werden wir nicht behaupten wollen; aber wir werden es auch begreifen, daß die Priesterschaft auf solche dem Volke sich aufdringende Heilige ein scharfes Auge hatte, und wenn es ihr dann gelang, einen Scheinheiligen zu entlarven, so schonte sie auch kein Mittel, um für das sich zu rächen, was sie von dieser Seite her, wohl nicht ohne ihre eigene Schuld als Vorwurf hatte hinnehmen müssen.

Eine ähnliche Secte wie die von Orleans zeigte sich auch in den Niederlanden in den Gegenden von Arras und Lüttich. Sie war von Italien aus dahin verpflanzt worden. An der Spitze derselben stand ein gewisser Ramihrd, der von der Kirche verurtheilt und verbrannt, von seiner eigenen Secte aber als ein Heiliger verehrt wurde. Man sammelte seine Asche und verehrte sie als Reliquie.

In Italien selbst zeigten sich, in der Nähe von Turin unter dem Schutze sogar einer Gräfin von Montfort, dieselben Erscheinungen. Selbst bis nach Deutschland hin, in die Gegenden des Harz, hatten sich einige Ausläufer der katharischen Secte verirrt; allein als Kaiser Heinrich III. im Jahr 1052 das Weihnachtsfest in Goslar feierte, ließ er einfach die Anführer der Secte, die ihm verzeigt wurden, an den Galgen hängen.

Die verabscheuenswerthe Sitte, Ketzer am Leben zu strafen, der sich schon früher erleuchtete Kirchenlehrer entgegengesetzt hatten,*) wurde

*) S. Bd. I. S. 488.

leider immer allgemeiner. Um so mehr verdient es hervorgehoben zu werden, wenn auch jetzt noch einzelne heller und milder denkende Geistliche sich dem Gebrauch entgegensetzten. Unter diesen bemerken wir den frommen Bischof Watzon von Lüttich, der um's Jahr 1047 starb. Er erinnerte an das Gleichniß des Herrn vom Unkraut und Weizen; man soll das Unkraut nicht gewaltsam ausreuten, sondern beides neben einander wachsen lassen bis zum Tag der Ernte. Und wer weiß denn, fragte er weiter, ob nicht manches von dem, was wir jetzt Unkraut nennen, als Weizen, und was wir als Weizen preisen, als Unkraut erscheinen wird? Jedenfalls sollen die Bischöfe nicht das Schwert führen; denn nicht zu tödten, sondern lebendig zu machen ist ihr Beruf.

Aber freilich um das Leben Andern zu geben, mußte auch geistiges Leben vorhanden sein. Nur wo in der Kirche eine gesunde, aus den Heilswahrheiten geschöpfte Theologie gelehrt wird, da kann auch geistliches Leben auf die Dauer sich erzeugen. Und so werden unsere Blicke in jedem Zeitalter der Kirche auch immer wieder sich richten auf die Männer, welche als Träger der Wissenschaft, nicht nur der theologischen, sondern auch der philosophischen und historischen Wissenschaft, als die Förderer der Cultur erscheinen.

Wir haben bereits den Rhabanus Maurus genannt. Ihn haben wir als einen Hauptbeförderer der Cultur im neunten Jahrhundert zu betrachten.*) Rhabanus (Hrabanus) ist geboren 776 zu Mainz. Er stammte aus der edlen Familie der Magnentier. Aehnlich wie jener Gottschalk war auch er schon als Knabe in das Kloster Fuld gebracht und dort als Mönch erzogen worden. In der Schule zu Tours genoß er den Unterricht des berühmten Alcuin. Dieser war es auch, der ihm den Namen Maurus beilegte, zum Andenken an jenen berühmten Schüler des heil. Benedict, nach dessen Vorbild er sich bilden sollte. Maurus trat ganz in die Fußstapfen Alcuins, indem er, ähnlich wie dieser, die literarischen Schätze des Alterthums seiner Zeit zugänglich und genießbar zu machen suchte. In diesem Sinne wirkte er seit dem Jahr 804, dem Todesjahr Alcuins, als Vorsteher der Schule zu Fuld. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit trug nicht wenig zur Blüthe dieser Schule bei. Treffliche Männer, wie Walafried Strabo (der Schielende), Servatus Lupus, Otfried und andere gingen aus ihr hervor. Rhabanus verband mit dem Eifer für klösterliche Zucht und Sitte auch den für die

*) Vgl. über ihn die Schriften von Kunstmann (1841), Spengler (1856) und den Artikel von Klippel in Herzogs Realenc. XII. S. 456 ff.

Wissenschaft. Schmerzlich berührte es ihn, daß der Abt des Klosters, Ratgar, seiner maßlosen Baulust alles aufopferte und die von Rhabanus mühsam gesammelten Handschriften verkaufte, um die Bauschulden zu bezahlen. Er verließ das Kloster und kehrte erst unter dem Abt Eigil wieder zurück. Nach dessen Tod (822) gelangte er nun selbst seiner vielfachen Verdienste wegen zur Würde des Abtes, hatte aber vielfach mit den der Zucht widerstrebenden Mönchen zu kämpfen. Er verließ sogar aus Ueberdruß das Kloster noch einmal und ließ sich in dessen Nähe auf dem Petersberge als Einsiedler nieder, wo er ganz dem beschaulichen Leben sich hingab. Als er dann im Jahr 847 durch einstimmige Wahl des Königs (Ludwigs des Frommen), des Klerus und des Volkes auf den Stuhl zu Mainz gehoben wurde, da konnte er erst nach allen Seiten hin sein Licht leuchten lassen. Aber auch hier ging es ohne Kampf und Verdruß nicht ab. Wie zu allen Zeiten die Trägheit und Verdrossenheit der niedern Geister gegen wohlthätige Reformen sich aufgelehnt hat, besonders wenn diese eine Zumuthung enthielten, welche der Trägheit unbequem war, so geschah es auch hier. Schon zwei Jahre nach Rhabanus' Amtsantritt brach eine förmliche Empörung des Klerus gegen ihn aus, die erst durch königliche Dazwischenkunft gedämpft werden konnte. Aus den Stürmen, die über ihn losbrachen, zog sich der der geistigen Erhebung bedürftige Mann an den Fuß des Johannisberges zurück, wo er eine eigene Besitzung, die Villa „im Winkel" hatte. Dort lebte er seinen Studien, bis er, ein Greis von 80 Jahren, im Jahr 856 starb (den 4. Februar). Er hatte bis in sein höheres Alter sich eine hohe Geistesfrische bewahrt. Um die Bildung der Geistlichen hatte sich Rhabanus verdient gemacht durch die Herausgabe einer Anleitung zur Führung des geistlichen Amtes (de institutione Clericorum), die lange Zeit den Geistlichen als Wegweiser diente. Und sie bedurften eines solchen um so mehr, je weniger die Bildung in der Masse verbreitet war. Auch dem Aberglauben des Volkes hat Rhabanus sich entgegengesetzt. Er warnte vor Zeichendeutern, Wahrsagern, Zauberei; er bekämpfte unter anderm die aus dem Heidenthum herstammende Sitte, zur Zeit der Mondsfinsterniß einen nächtlichen Lärm zu verführen, indem er das Volk belehrte, daß die eintretende Finsterniß von dem Erdschatten herrühre. Mit demselben Ernst, wie gegen den Aberglauben, predigte er gegen das bloße Namenchristenthum, gegen das mechanische Verrichten der gottesdienstlichen Gebräuche ohne innere Theilnahme des Herzens. Einen großen Theil seiner Zeit wandte er auf die Erklärung der heil. Schrift, über deren einzelne Bücher er mehrere Commentare geschrieben hat. Aber noch weiterhin suchte

Rhabanus auf seine Zeit zu wirken, indem er ein Werk über das Universum schrieb, worin er alle Schätze seines Wissens niederlegte; Theologie und Kosmologie, die Lehre von den göttlichen und den weltlichen Dingen wird hier abgehandelt, von den Elementen und den Gestirnen, von den Thieren und den Pflanzen und Steinen, von Sprache und Poesie und Kunst — selbst von Nahrung, Kleidung und Hausgeräth — eine eigentliche Realencyklopädie der Zeit. Dabei aber blieb immer die Gottesgelehrsamkeit nicht nur die oberste Wissenschaft, sondern die Summe und das Ziel alles Wissens. Alle andere Wissenschaften stehen gewissermaßen zu ihr nur im Verhältniß von Hülfswissenschaften. Man studiere Rhetorik, um die Redefiguren der Bibel desto besser zu verstehen, Poesie, um das richtige Tonmaß der Kirchenlieder zu treffen, Dialektik, um die Trugschlüsse der Ketzer zu widerlegen, Arithmetik, um die geheimnißvollen Zahlen der heil. Schrift zu entziffern, Geometrie, um sich von den heiligen Gebäuden eine richtige Vorstellung zu machen, Astronomie, um des kirchlichen Kalenders willen, zur Bestimmung der Festtage. Allerdings ein enger Gesichtskreis! Aber wie die Kirche des Mittelalters die Welt und die weltlichen Verhältnisse beherrscht, so die Theologie desselben alle Zweige des Wissens und Könnens. Indessen fehlte es auch nicht an Männern von höherm Schwunge, die ihrer Zeit vorauseilten. Als ein solcher trat um die Mitte des neunten Jahrhunderts ein Mann auf, der als Selbstdenker, als schöpferischer Geist einzig in seiner Zeit dasteht, Johann Scotus Erigena. Ob er ein Schottländer oder Irländer gewesen, lassen wir dahingestellt; jedenfalls hatte er seine Bildung in Irland erhalten, woher so viele treffliche Männer nach dem fränkischen Reiche gekommen. Auch er kam nach längeren Reisen an den westfränkischen Hof. Daß er später durch König Alfred nach England berufen und dort von den Mönchen eines Klosters, in welchem er eine strengere Sittenzucht einführen wollte, mit den eisernen Schreibgriffeln erstochen worden sei, ist eine Sage, die wahrscheinlich auf Verwechslung mit einer andern Persönlichkeit beruht.

Johann Scotus Erigena stellte sich die große Aufgabe, die sich schon in der alten Kirche viele der trefflichsten Männer gestellt hatten und die nach ihm immer wieder aufgenommen worden ist, die Wahrheiten der christlichen Religion also vor dem denkenden Geiste zu rechtfertigen, daß Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Christenthum in ihrer höhern Uebereinstimmung erscheinen. Wahre Religion und wahre Philosophie sind ihm eins; das Selbstbewußtsein ist ihm die innerste, tiefste Quelle all unsrer religiösen Erkenntniß. Die äußere

Offenbarung, wie sie durch Schrift und Kirche uns vermittelt ist, kann der innern Offenbarung des Geistes nicht widersprechen; sie dient ihr zur Bestätigung. Die Wahrheit des Einen wird bestätigt durch die Wahrheit des Andern. Die Autorität der Schrift und der Vernunft, die sich beide nicht widersprechen, stehen ihm höher als die der kirchlichen Ueberlieferung. — Mit kühnem Geiste suchte dieser Denker einzudringen in den innersten Kern alles Seins und Werdens. Seine Gedanken über die Natur der Dinge, über das Verhältniß Gottes zur Welt setzen uns in Erstaunen, wenn wir sie mit dem vergleichen, was die neuere und neueste Philosophie hierüber zu sagen gewagt hat. Man wird eben finden, daß auch auf diesem Gebiete nichts absolut Neues unter der Sonne geschieht, und daß vor tausend Jahren schon Aehnliches gesagt worden ist von dem, was heute als neueste Weisheit gepriesen wird. Man hat das System, das schon damals Johann Scotus aufstellte, ein pantheistisches genannt, und in der That gewinnt es den Anschein, als ob die Begriffe Gott und Welt ihm in dem Begriff der Natur, die er in verschiedene Combinationen, das eine Mal als die schaffende, das andere Mal als die geschaffene, setzt, zusammenfielen.*) Wir wollen ihm nicht auf diese schwindlichten Höhen folgen. Aber daß Erigena gleichwohl das Bedürfniß hatte, das Persönliche festzuhalten, wo es ihm in dem Allgemeinen aufgehen und verschwinden wollte, davon nur ein Beispiel. Er nahm an, daß unser eigenes Wesen einst in dem Wesen der Gottheit sich auflöse, doch nicht also daß es verloren ginge, sondern so, daß es sein wahres Leben erst in Gott gewinne. Er suchte dieß durch sinnige Gleichnisse anschaulich zu machen. Die einzelnen Lichter in einem Saale strömen ihr Licht aus und es entsteht eine Lichtmasse, in welcher man nicht mehr das Licht jedes einzelnen Lichtes zu unterscheiden vermag, und doch besteht das Ganze nur durch die einzelnen. Zu einem Concerte wirken eine Menge Instrumente zusammen; die einzelnen Töne aber werden nicht mehr als einzelne gehört, sie bilden zusammen das Tonganze und gewinnen dadurch, daß sie sich zum Ganzen vereinigen, auch erst ihre Bedeutung als einzelne.

---

*) De divisione naturarum. Die natura creans et non creata = Gott, als der ungeschaffene Schöpfer aller Dinge; die natura creata et creans = das Wort aus Gott, durch das alle Dinge gemacht sind (der Sohn); die natura non creata et non creans = die Welt (Schöpfung, Natur im engern Sinne) und die natura non creans et non creata = Gott, als Ziel der Schöpfung, als der in sich Ruhende. Vgl. über Scotus die Schriften von Staudenmaier (1834) und Christlieb (1860).

Lassen wir uns an diesen Bildern genügen! Sie zeigen uns wenigstens, daß es auch damals nicht an Anstrengungen des Geistes gefehlt hat, das uns Unerreichbare durch Analogien aus der sinnlichen Welt dem Verständniß näher zu bringen. Und haben wir es seither weiter gebracht?

Zu allen Zeiten aber werden wir uns am meisten befriedigt fühlen, wenn wir von allen Speculationen der Wissenschaft wieder zur einfachen Lehre und Geschichte des Evangeliums zurückkehren. Und so werden wir denn auch in der christlichen Literatur des frühern Mittelalters die Erzeugnisse mit Freuden begrüßen, die es sich zur Aufgabe machten, die evangelische Geschichte dem Verständniß der Gemeinde nahe zu bringen und zwar auf dem Wege der schlichten, erzählenden Volks-Poesie.

Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts, tausend Jahre vor Klopstock hatte die deutsche Sprache ihre Messiade in altsächsischer Mundart. Das epische Gedicht „der Heliand“ (der Heiland) ist erst in neuerer Zeit durch die Bemühungen der Gelehrten wieder zugänglich geworden, indem Schmeller den alten Text desselben herausgegeben, Simrock ihn durch Uebersetzung in das neuere Deutsch auch den Ungelehrten genießbar gemacht hat.*) Dieses Gedicht zeichnet sich durch die edelste Einfalt aus. Ohne alle Entstellung durch die Legende wird uns die evangelische Geschichte — nicht in Reimen, sondern in der ältern Form der Alliteration, der sogenannten Stabreime erzählt. Das Einzige was der Dichter von sich aus gethan hat, ist, daß er, ähnlich den ältern Malern, den biblischen Begebenheiten das Colorit seiner Zeit und ihrer Umgebungen verliehen hat. „Er hat,“ mit Simrock zu reden, „den Schauplatz der heiligen Geschichte in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen und hochgethürmte Zinnen; die Apostel sind sächsische Recken und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Gebieter und Herrn.“ — Maria heißt „die minnigliche Magd“, der neugeborene Jesus in Bethlehem „der liebe, kleine Mann“. Die Hirten erscheinen dem deutschen Dichter als „Roßhirten“, die Weisen aus Morgenland als „Degen und Recken“; auch Joseph erscheint als „Degen“, Maria und Martha als „Edelfrauen“, Pilatus als „Herzog“. Christus erhält die Namen Gotteskind, Nothhelfer, Landeswart; er heißt der Guten Bester, der Könige

*) Heliand, Christi Leben und Lehre, nach dem Altsächsischen von Karl Simrock, Elberfeld 1856. 2. Aufl. 1865.

kräftigster u. s. w. Nur ein einziges Mal wagt es der Dichter eine evangelische Geschichte allegorisch zu deuten: die beiden Blinden, die vor Jericho am Wege saßen, sind ihm ein Bild Adams und Eva's, die beide, blind geworden durch die Sünde, von Christo wieder geheilt werden.

„Da war die Welt so verirrt,
In Düster gedrängt, in Dienstbarkeit,
In des Todes Thäler. Betrübt saß die Menschheit
An des Herren Straße, Gottes Hülfe erwartend:
Die mocht' ihnen nicht werden, eh der waltende Gott
In diesen Mittelkreis, der mächtige Herr,
Senden wollte den eigenen Sohn,
Daß er das Licht erschlösse den Leutekindern
Das ewige Leben öffnete, daß sie den Allwaltenden
Erkennen könnten, den kräftigen Gott."

Eigenthümlich und über die Schrift hinausgehend ist auch seine Darstellung von dem Traum der Gemahlin des Pilatus. Er nimmt an (was auch Andere damals annahmen)*), der Traum sei ihr vom Teufel eingegeben worden, um das Erlösungswerk zu hindern. — In allen übrigen Stücken bleibt der Dichter des Heliand bei dem biblischen Texte stehen, den er in einfacher und naiver Weise wieder erzählt.

Hievon nur ein Beispiel:

Die Verklärung.

. . . . Von den Jüngern kor er
Darauf ohne Säumen den Simon Petrus
Und Jakobus und Johannes, die guten Zween,
Gebrüder beide, und den Berg bestieg
Mit den Sondergesellen das selige Gotteskind,
Mit den Degen dreien der Drost der Völker,
Der Walter dieser Welt. Er wollt ihnen der Wunder viel,
Der Zeichen zeigen, daß sie nicht zweifelten,
Er selber sei der Sohn des Herrn,
Der heilige Himmelskönig. Den hohen Wall hinan
Stiegen sie, Stein und Berg, bis sie zur Stätte kamen
Unweit den Wolken, die der waltende Christ,
Der Könige kräftigster, erkoren hatte,
Weil er seine Gottheit da den Jüngern wollte
Aus eigener Kraft anschaulich zeigen,
Ein prächtiges Bild. Denn als er nun betete,

---

*) Schon im Evangelium Nicodemi findet sich diese Vorstellung, auch bei Ignatius und Beda dem Ehrwürdigen, vgl. Piper, Gesichte und Träume und deren Symbolik, im evang. Kalender 1860. S. 39.

Ward ihm da oben ganz anders gestaltet
Gewand und Antlitz; seine Wangen wurden licht,
Blendend von der Sonne Bild schien der Geborne Gottes;
Sein Leib leuchtete, Lichtstrahlen flossen
Wonnig von des Waltenden Sohn. Sein Gewand war weiß
Wie Schnee zu schaun, und ein seltsam Ding
Ereignete sich: Elias und Moses
Kamen zu dem Christ, mit dem kraftreichen
Worte zu wechseln. Die Sprache war wonnesam
Unter den Guten, da der Gottessohn
Mit den hehren Helden sich unterhielt.
Die Höhe erhellte sich, ein holdes Licht schien,
Einem schönen Garten glich sie, einer grünenden Au,
Dem Paradies. Petrus begann da,
Der hochgemuthe Held, und sprach zu seinem Herrn,
Den Gottessohn grüßend: „Hier ist gut sein,
Wenn du es wünschest, waltender Christ,
Daß man hier auf der Höhe dir ein Haus erbaute,
Ziervoll gezimmert; dazu ein andres für Moses,
Und eins für Elias, denn hier oben ist's selig,
Wonnig zu wohnen.“ Als er das Wort noch sprach,
Da zerließ sich die Luft, eine Lichtwolke schien
In gleißendem Glanz; die guten Männer umgab
Blendende Schönheit. — Da scholl aus der Wolke
Gottes heilige Stimme und zu den Helden dort
Sagte er selber: „Dieß ist mein Sohn,
Der Liebste der Lebenden: der geliebt mir wohl
In meinem Herzen: Ihr sollt ihm gehorchen
Und gerne folgen.“

An diesen „Heliand“ schloß sich einige Jahrzehnte später die gereimte Evangelienharmonie des Mönches Otfried im Kloster Weissenburg an der Lauter im Speiergau, um's Jahr 868. Otfried hatte dieselbe auf den Wunsch einer vornehmen Frau, wahrscheinlich der Königin Judith, der Wittwe Kaiser Ludwigs unternommen, um dadurch die schlechten weltlichen Lieder zu verdrängen. Er schloß sich dabei an die Form des lateinischen Kirchenliedes an. Otfried läßt sich schon weit mehr auf das Allegorisiren der heiligen Geschichte ein, als der Heliand. Er theilt sein Gedicht in fünf Bücher, entsprechend den fünf Sinnen des Menschen. Gegen die Sünden, welche von den fünf Sinnen begangen werden, soll die evangelische Geschichte, die mit der Geburt des Herrn beginnt und mit dem Ende aller Dinge abschließt, eben so viele Heilmittel bieten. Auch hier ist die Darstellung naiv und im Colorit der Zeit. Der Engel findet die Jungfrau Maria, als er ihr die Geburt des

Sohnes verkündet, beim Spinnrocken und den Psalter in den Händen. (So haben es denn auch die Maler dargestellt.) Die Priester treten als Bischöfe und Pfaffen der Zeit auf u. s. w. Von seinem Allegorisiren nur ein Beispiel: Der Einzug Jesu in Jerusalem ist zugleich ein Bild seines Kommens in die Welt. Da ist denn der Esel, auf dem der Heiland einzieht, ein Bild der Menschheit in ihrer Dummheit und Störrigkeit, zu der sich Jesus herabließ. Jesus kommt vom Oelberg herunter, d. h. vom Berg der Gnaden, von der Höhe der Himmel. Zwei Jünger gehen voraus, die Herberge zu bereiten, das sind die beiden hauptsächlichsten Gebote des Herrn: Liebe Gottes und des Nächsten. Die Kleider, welche auf das Lastthier gelegt werden, sind ein Bild der Märtyrer, die das Kleid der Seele, den Leib, ausgezogen, ihn gleichsam hingeworfen haben, damit Christus über sie hinwegschreitend seinen Einzug halte. Die Zweige, womit das Volk den Weg bestreute, deuten auf die heil. Schrift. Das vorausziehende und das nachfolgende Volk sind die Geschlechter der Menschen, von denen das eine dem Heiland der Welt vorangegangen, das andere ihm gefolgt ist, sie stimmen den Wechselgesang an: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn." — Jerusalem endlich ist die himmlische Burg, das Zion, dem der Herr seine Kirche entgegenführt.

In dieser Weise der Allegorie bewegten sich auch die Predigten der Zeit, und auch die gelehrten Commentare der Bibel, wie die eines Rhabanus, glaubten ihre Aufgabe nicht erfüllt zu haben, wenn sie nicht mit der grammatischen Erklärung immer auch die mystische und allegorische verbanden. Es lag darin das Geständniß, daß die Bibel eben nicht nur auf *ihre* Zeit, sondern auf *alle* Zeiten ihre Anwendung finden sollte; nur wurden *Auslegung* und *Anwendung* der Schrift nicht gehörig gesondert, und das führte dann zu manchen Abenteuerlichkeiten und Willkürlichkeiten, an denen die Schrifterklärung des Mittelalters so reich ist.

Soll ich noch die weitern Namen der Gelehrten nennen, welche das neunte Jahrhundert auszeichneten? Ich denke mit bloßen Namen ist uns nicht gedient, und in die Werke selbst uns einzulassen, kann hier noch weniger unsere Aufgabe sein. Erinnern will ich nur im Vorbeigehen an den gelehrten Abt *Notker* (Balbulus) in der Klosterschule zu St. Gallen, der sich um den Kirchengesang und das Kirchenlied verdient gemacht hat. Von ihm soll ja das alte Kirchenlied stammen: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen", das er in jenem Tobel dichtete, über den die Martinsbrücke führt. Zu diesem ernsten Lied bildet das „Gärtchen" (hortulus) des *Walafried Strabo*, Abtes von

ichenau († 849) einen heitern Gegensatz, ein beschreibendes Gedicht, rin die Kräuter des Klostergartens nach ihrer Gestalt und Eigenschaft ht anmuthig besungen werden.

Gewöhnlich steht das zehnte Jahrhundert im Rufe der dichtesten stigen Finsterniß. Allein auch in diesem Jahrhundert heben sich inner heraus wie ein Ratherius von Verona u. A. — Auch eine istliche Dichterin darf hier nicht vergessen werden, die Nonne switha (Hrotsvitha) im Kloster Gandersheim, welche in ihrer Ein- keit geistliche Komödien in lateinischen Versen verfaßte. Komödien rden diese Gedichte genannt, weil sie der Form nach den Lustspielen Terenz nachgebildet sind; der Inhalt aber ist nichts weniger als rzhaft, sondern durchaus ernst und bezieht sich mehrentheils auf die enbe. *)

Unter den Gelehrten des zehnten, theilweise auch des 11. Jahrhun- ts ragen im Kloster St. Gallen die Ekkehards hervor, deren fünf ihlt werden. Schon Ekkehard I. († 973), Vorsteher der Kloster- ule war als Dichter ausgezeichnet. Noch berühmter war sein Neffe, ehard II., der aus den Klostermauern in die Welt heraustrat als ner zugleich und als Lehrer der Herzogin Hedwig von Schwaben, auf t Schlosse Hohentwiel. Er führte seine Schülerin in die Schätze der chischen Literatur ein. Dann kam er an den kaiserlichen Hof und rde Kaplan Otto's II. Die Kaiserin Adelheid wandte ihm ihre Gunst Gegen Ende seines Lebens wurde er Dompropst zu Mainz. Auch der Ferne vergaß er seines Klosters nicht, für dessen irdisches und tliches Gedeihen er besorgt war. Er starb 990. Sein Vetter, ehard III. war ihm nach Hohentwiel gefolgt und hatte die jungen Hof- tlichen unterrichtet, kehrte aber wieder nach St. Gallen zurück und b daselbst als Decan des Klosters zu Ende des 10. Jahrhunderts.— ehard IV. mit dem Zunamen der Jüngere, um 980, war ein Schüler gelehrten Abtes Notker Labeo († 1022). **) Ihn berief der Erz- hof Aribo von Mainz an die Domschule, deren Leitung er ihm über- z. Wahrscheinlich ist er nach dem Tode seines Gönners wieder in Einsamkeit des Klosters zurückgekehrt, zu dessen Geschichte er als hriftsteller wichtige Beiträge gegeben hat (Casus S. Galli). Zur Be-

*) So ist ja auch die „göttliche Komödie" Dante's nichts weniger als eine nödie in unserm Sinne.

**) Der „Großlippige". So genannt von der Form seines Mundes. Er ist t zu verwechseln mit Notker Balbulus (dem Stammler), der im neunten Jahr- dert lebte und sich um den Kirchengesang verdient machte.

lebung des Gottesdienstes dichtete er nach Ordnung des Kirchenjahres das „Buch der Segnungen" (liber benedictionum),*) das er dem Abt Johann von St. Maximin in Trier widmete. Auch sonst hat er sich als geistlicher Dichter hervorgethan. Er starb 1036. Der fünfte des Namens lebte erst zu Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts, gleichfalls als Mönch von St. Gallen.

Den Uebergang aus dem zehnten in das eilfte Jahrhundert bildet endlich jener Gerbert, dessen wir schon in der Papstgeschichte gedacht haben und der später als Sylvester II. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war besonders in den mathematischen Wissenschaften bewandert und suchte auch die theologischen Dinge durch mathematische Figuren zu erläutern. Sein Zeitalter wußte sich seine Kenntniß der Natur nicht anders zu erklären, als daß es ihn im Bunde mit dem Teufel stehen ließ. — Wir brechen hier die Geschichte der christlichen Lehrentwicklung und Wissenschaft ab, um wieder aus der Schule in das Leben hinauszutreten, und unterstellen die allgemeinen sittlichen und religiösen Zustände des Zeitalters unserer Betrachtung.

*) Damit sind nicht zu verwechseln die benedictiones (Tischgebete), worin die Ueppigkeiten der Klosterküche zu Tage treten. Vgl. über ihn: Baxmann in den Jahrbb. für deutsche Theologie. XIII. 2. und Dümmler in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, neue Folge. II. S. 1—73. — Ueber die Effeharde überhaupt: Ersch und Gruber Encycl. XIII. und Vogel in Herzogs Realenc. III. 745 ff.

Zehnte Vorlesung.

Das kirchliche Leben im Allgemeinen. Die Ehelosigkeit der Geistlichen. Zur Sittengeschichte. Kriegerische und staatskluge Bischöfe: Bruno von Köln, Willigis von Mainz, Bernward von Hildesheim u. A. — Christliches und unchristliches Leben der Laien. Otto I. und seine Gemahlin Editha. Die Volkssitte. Gottesfriede und Gottesurtheile. Das Bußwesen. Ratherius von Verona. Bann und Interdict. — Erwartung des jüngsten Tages mit dem Jahr 1000.

Versuchen wir es ein Bild des kirchlichen Lebens zu geben, wie es sich vom neunten bis eilften Jahrhundert, vom Tode Karls des Großen bis auf die Zeit Gregors VII. unsern Blicken darstellt, so müssen wir bei der Scheidung, die zwischen den geistlichen und weltlichen Gliedern der Kirche durchgängig gemacht wurde, zuerst das Leben der Geistlichen (Kleriker) und dann das der Weltlichen (Laien), das Leben des Volkes in's Auge fassen. Bei den Geistlichen haben wir wieder zu unterscheiden die höhere und die niedere Geistlichkeit, und beim Volke wieder die Fürsten und Herren und die Masse des Volkes.

Reden wir erst von der Geistlichkeit im Allgemeinen, so tritt uns schon das als charakteristisch entgegen, daß man sich immer mehr daran gewöhnt hatte, die Geistlichen als eine von den übrigen Menschen specifisch unterschiedene Classe aufzufassen. Nicht nur äußerlich durch ihre Kleidung und durch die Tonsur sollten sie sich unterscheiden, nicht nur sollten sie keine Waffen tragen, keine weltliche Hantirung treiben und sich überhaupt ferne halten vom Gewirr und Getümmel der Welt, sondern darin sollten sie wesentlich vor den Weltleuten als die Geheiligten sich auszeichnen, daß sie im ehelosen Stande verharrten, daß sie (nicht freiwillig, sondern pflichtgemäß und standesgemäß) auf das Glück verzichteten, das dem freien Menschen als das höchste und reinste erscheint, das Glück der Familie. Diesen Gedanken des Priestercölibats, wozu wir die Keime schon in den frühern Jahrhunderten finden, sehen

wir immer mehr Platz greifen, je mehr die Anschauungen des Mönchthums auf den geistlichen Stand grundsätzlich übergetragen wurden. Wir wissen, wie schon Bonifaz bei seiner Verbreitung des Christenthums in Deutschland von der mönchischen Anschauung ausging, der Geistliche müsse im Cölibat leben, und wie er die in der Ehe lebenden Priester als strafbare Sünder verfolgte. Die griechische Kirche hatte den höhern Geistlichen gleichfalls die Ehe verboten, aber nicht den Geistlichen der niedern Grade. Viel weiter ging hierin die Kirche Roms, was ihr denn später auch von der griechischen Kirche zum Vorwurf gemacht wurde. Eine Synode von Worms verbot bereits im Jahr 868 die Ehe allen Geistlichen. Allein noch gelang es nicht, diese Bestimmung allgemein durchzuführen. Angesehene Männer der Kirche wagten es, dem Papste Vorstellungen in dieser Hinsicht zu machen. Unter diesen wird uns Ulrich von Augsburg genannt, derselbe Mann, der nach seinem Tode heilig gesprochen wurde. Die Schrift, die Ulrich über diesen Gegenstand verfaßt haben soll, ist zwar von der Kritik angefochten worden; gesetzt aber auch, Ulrich sei nicht ihr Verfasser, so ist sie doch immer ein merkwürdiges Zeugniß der Zeit. Der Verfasser dieser Schrift (sei er wer er wolle) erinnert daran, daß schon im alten Bunde die Priester verehlicht gewesen seien, und daß die Aussprüche Christi und des Apostels Paulus, welche man für die Ehelosigkeit anführe, doch nur auf besondere Verhältnisse zu beziehen seien; sie seien als guter Rath unter gewissen Umständen, aber nicht als allgemeines Gebot an Alle zu fassen. Paulus verlange ja sogar von einem Bischof, daß er eines Weibes Mann sei. Ferner berief sich der Verfasser der Schrift darauf, daß bis in's vierte Jahrhundert die Ehelosigkeit nie sei von den Geistlichen gefordert worden. Er stellte auch den sittlichen Grundsatz auf, besser sei es ein Mensch zu sein in den Augen der Menschen, als ein Sünder in den Augen Gottes; denn daß Viele gerade durch das Verbot der Ehe in die traurigsten sittlichen Irrwege verfielen, war anerkannte Thatsache.*) — Diese Schrift steht aber nicht da als ein theoretisch-doctrinäres Werk gegenüber einer damit in Widerspruch stehenden Uebung. Nein, die Uebung selbst war damit in Einklang. Noch jetzt, d. h. bis um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, waren viele Geistliche verheirathet und trotz des Widerspruchs der strengen Eiferer gaben ehrbare Bürger der

---

*) Ein späterhin von Peter Damiani verfaßtes Buch liber gomorrhianus giebt dazu die schauderhaftesten Belege. Leo IX., dem Damiani das Buch überreichte, ließ es einschließen.

Städte auch noch späterhin ihre Töchter den Priestern zu Ehefrauen. Eine Synode von Augsburg sah sich daher genöthigt, im Jahr 952, das Eheverbot zu erneuern. In England suchte, wie wir bereits früher gesehen haben, der heil. Dunstan das Cölibat durchzusetzen, aber auch hier kam es deßhalb zu Unruhen. Selbst in Italien, unter den Augen der Päpste lebten Geistliche bis in's eilfte Jahrhundert hinein in der Ehe, wurden aber deßhalb verketzert. In Mailand kam es darüber zu bedeutenden Bewegungen. Da standen zwei Demagogen auf, ein Diaconus Arialb und ein gewisser Landulf, ein gelehrter Laie. Diese beiden ließen öffentlich in den Straßen ausrufen und ausschellen, daß sich das Volk möge im Theater sammeln. Dort war eine Rednerbühne aufgerichtet, die Landulf bestieg und von da herab den Pöbel durch glühende Reden wider die verehlichten Geistlichen aufhetzte, so daß diese ihres Lebens nicht mehr sicher waren; denn „die Furcht vor den Fäusten der Menge lähmte jeden Widerstand."*) Unter dem Namen Pataria (Tuchlappen) bildete sich die democratische Partei der Patariner (der Lumpenmänner), vor denen Alles sich fürchtete, die Vornehmsten Mailands nicht ausgenommen.

Dieses Volk erstürmte die Häuser aller derer, die der Simonie verdächtig waren und plünderte sie. Die verehlichten Priester wurden aus der Stadt verjagt und die Verbündeten verschworen sich, hinfort nur aus den Händen unverehlichter Priester das heil. Sacrament empfangen zu wollen. Der Erzbischof von Mailand, Wido (Guido), nahm sich zwar der Verfolgten an und sprach den Bann über die Aufrührer, allein der Papst Stephan IX. hob den Bann wieder auf und der Erzbischof mußte sein Amt niederlegen. Da er dieses Amt von kaiserlicher Seite aus erhalten hatte, so galt auch er als ein Simonist. Mit diesem Namen ward überhaupt von der Hildebrand'schen Partei der größte Mißbrauch getrieben. Waren es doch eben die Eiferer Damiani und Hildebrand, welche, hauptsächlich um der Simonie zu steuern (wie sie es vorgaben), auch die Ehelosigkeit der Priester durchzusetzen suchten. Nach ihren Begriffen lastete an sich schon auf der Ehe des Geistlichen ein sittlicher Makel, der in ihren Augen eben so groß war als der eines unzüchtigen Wandels. Zugleich aber leuchtet ein, wie die Ehelosigkeit der Priester auf's engste verbunden war mit dem von diesen Männern verfolgten Gedanken von der Unabhängigkeit der Kirche. Der unverehlichte Priester, der mit keinen Banden des Blutes an eine Familie geknüpft war und darum auch für keine Familie zu sorgen hatte, fügte

*) Gfrörer, Gregor VII. 1. Bd. S. 568.

sich gar viel leichter in das ganze System der Hierarchie, als der Mann der Familie. Auch blieb ja das Kirchengut besser beieinander, wenn nur der einzelne Priester und nicht auch dessen Familie zu erhalten war. Die Simonie (der Handel mit geistlichen Gütern) wurde nach diesen Anschauungen betrachtet als eine Folge der Priesterehe; eines glaubte man nur bekämpfen zu können, indem man auch das Andere bekämpfte. Wir werden dann später sehn, wie Hildebrand als Gregor VII. mit allem Nachdruck durchführte, was jetzt noch ein Gegenstand des Widerspruchs und des Kampfes war. — Wie sehr sich das naturwidrige Verbot gerächt hat, davon zeugt leider eine Reihe der bittersten Erfahrungen. Daß schon jetzt viele offene und geheime Sünden bei der Geistlichkeit im Schwange gingen, ist eine demüthigende Wahrnehmung, auf die wir bereits hingewiesen haben. Aber auch im Allgemeinen stand die durchschnittliche Sittlichkeit des Klerus auf einer sehr niedern Stufe.

Der Bischof Ratherius von Verona, eine der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, machte davon die traurigsten Erfahrungen in seinem Sprengel. Er hatte sich über den unzüchtigen Wandel seiner Geistlichen, über Trunksucht, Raufsucht, Spielsucht derselben zu beklagen. So sagt er von den Bischöfen Italiens:*) „Sie wollen lieber Jäger sein als Lehrer, lieber Maccabäer als Bischöfe." Von ihrer Ueppigkeit in der Kleidung, ihrer Schwelgerei, ihrem Geiz und ihrer Verschwendung macht er uns die traurigste Schilderung. „Sie bestreben sich weit mehr den Königen der Welt an Glanz voranzugehn, als die Armuth der Apostel nachzuahmen, viel mehr die Lust der Reichen zu übertreffen, als den Fischern in der Heiligkeit nachzufolgen." Wie sie dann ihr Morgengebet nur flüchtig hinmurmelten, die Messe durchjagten, um desto schneller sich auf's Roß zu schwingen und dem Ringkampf, dem Wettrennen, dem Bogenschießen beizuwohnen, das alles wird uns nach dem Leben gezeichnet. Ratherius mußte seinen Geistlichen verbieten die Schenken zu besuchen, berauscht am Altare zu erscheinen, Hunde und Falken zum Behufe der Jagd zu halten, mit Sporn und Schwert an der Seite die heil. Messe zu lesen u. s. w. Aehnliche Verbote finden wir auch anderwärts. Gegen die Spielsucht wußte der Bischof Wibold von Cambrai kein besseres Mittel aufzubringen, als daß er ein geistliches Würfelspiel erfand, mit christlichen Tugenden auf den Seiten des Würfels. Ein Bischof, der seine Zeit mit Bretspiel zubrachte, wurde darüber von einem seiner Geistlichen zu Rede gestellt. Der Bischof verlangte, der

*) Vogel, Ratherius von Verona. S. 45.

Geistliche solle ihm beweisen, daß das Bretspiel verboten sei. Der Geistliche wies ihn auf den ersten Psalm, wo es heißt, daß der Gerechte „vom Gesetze Gottes rede Tag und Nacht". Was dann noch zwischen Tag und Nacht von Zeit übrig sei, das möge der hochwürdige Herr an das Bretspiel wenden.

Wir haben erwähnt, daß das Tragen der Waffen den Geistlichen verboten war; allein auch hier war die Sitte stärker als das Verbot der Kirche, und bei den kriegerischen Zeiten, bei denen auch ein Bischof in den Fall kommen konnte sich seiner Haut zu wehren, galt das Sprüchwort: Noth kennt kein Gebot. Als um die Mitte des neunten Jahrhunderts die Ungarn die Stadt Cambrai bedrohten, war der Bischof Fulbert genöthigt, selbst die Befestigung der Stadt anzuordnen. Von einem Bischof von Basel, Rudolf II., wird uns gemeldet, daß er in der Schlacht auf dem Lechfelde gegen die Ungarn geblieben sei.*) Größer und würdiger erscheinen uns freilich die Männer, welche ohne Schild und Panzer, in ihrem geistlichen Ornate, rein auf den Schutz Gottes trauend, sich dem Pfeil- und Steinregen der Feinde aussetzten und ihre Zeit theilten zwischen den Anordnungen, die sie zur Vertheidigung der bedrohten Stadt trafen und dem Gebete, das sie für sich und ihre Heerde gen Himmel schickten oder dem Austheilen des heil. Abendmahls an die Krieger. Ein solcher Streiter war der schon genannte Ulrich von Augsburg, bei den Einfällen der Ungarn. Eine ähnliche Stellung nahm der Bischof Bernward von Hildesheim ein, den Normannen gegenüber. Andere freilich wie Bischof Burckhardt von Halberstadt (1059—1088) brachten die Hälfte ihres Lebens im Kriegsgetümmel zu und fanden auf dem Schlachtfeld ihren Tod,**) nach dem Spruche: wer das Schwert ergreift, der soll durch das Schwert umkommen. Von Zeit zu Zeit wiederholte die Kirche ihr Verbot gegen das Waffentragen, das den Schirmvögten der Kirche zustand, nicht aber ihren Dienern. Dieselben Männer, die sich der Verweltlichung der Kirche auch in andern Dingen widersetzten, die Gegner der Priesterehe, wie Damiani, waren auch Gegner der Kriegsführung und Waffenrüstung von Seiten der Geistlichen.

Daß die hohen Geistlichen auch weltliche Gerichtsbarkeit übten, verwickelte sie gleichfalls in viele Händel, die ihrem Amt und Stande fern waren. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß manche dieser geistlichen Herren die Stellung, die ihnen ihre Zeit anwies, auf eine

*) Ochs, Geschichte von Basel I. S. 175.
**) Floto, Heinrich IV. S. 65.

würdige und für das Volk ersprießliche Weise zu nützen verstanden. Gerade das so verschrieene zehnte Jahrhundert war überaus reich an würdigen Bischöfen, und namentlich hatte die deutsche Kirche sich solcher zu erfreuen, aber auch England, Frankreich und Italien haben einzelne aufzuweisen. Vollkommene Ideale werden wir freilich in ihnen nicht suchen; vielmehr ist es merkwürdig, wie den trefflichsten Männern der Zeit, wie einem Ratherius von Verona, einem Willigis von Mainz, einem Gerbert auch manches zur Last gelegt wurde, das sich nicht entschuldigen läßt. Aber große Charaktere haben ja auch oft ihre gewaltigen Schattenseiten, und vieles was wir schärfer beurtheilen, muß uns anders erscheinen im Zusammenhange mit einer Zeit, in welcher die sittlichen Begriffe sich vielfach verworren hatten. Um uns ein Bild zu machen von dem bischöflichen Regimente jener Zeit, will ich nur einige der hervorragendsten Persönlichkeiten nennen. Einen großartigen Eindruck macht uns unstreitig das Bild des Bischofs Brun (Bruno) von Köln im zehnten Jahrhundert. Er entsproßte dem sächsischen Königsstamme; er war der jüngste Sohn Heinrichs I. und der Königin Mathilde, geboren 925, der Bruder Kaiser Otto I. des Großen. Seine Bildung verdankte er dem trefflichen Alcuin und einem gewissen Israel, der bald Abt, bald Bischof genannt wird. Seinem königlichen Bruder stand er seit 940 als Erzkanzler zur Seite. Soweit es möglich ist, zwei Herren zu dienen, d. h. die Geschäfte des weltlichen Regimentes und des Kirchendienstes zugleich zu versehen, so weit hat Bruno diese Aufgabe gelöst. Dreizehn Jahre lang hat er fast alle Urkunden des Kaisers mit eigener Hand ausgestellt. Wohin Otto seinen Weg nahm, stand sein geistlicher Bruder ihm auch als weltlicher Beamter zur Seite und fand Arbeit im Ueberfluß. Und doch fand er noch immer Muße zu seinen Studien, bei aller Beschäftigung. „Wenn er Muße hatte," sagt sein Biograph,*) „gab es doch keinen beschäftigteren Mann, und mitten in den Geschäften fehlte es ihm nie an Muße." Wie die Israeliten die Bundeslade, so führte Bruno seine Bibliothek mit sich; mitten im Getümmel der Reise, im Lärm des Hofes war er gleichsam allein und lebte in seinen Studien und Meditationen. Besonders wählte er hiezu die frühen Morgenstunden, die er um keinen Preis den zerstreuenden Beschäftigungen hingab. Seine Zeit nannte ihn den „großen Bischof" und auch den „Friedfertigen"; denn auch da wo er den Kriegszügen folgte, suchte er Blutvergießen zu verhüten.**)

*) Ruotger, bei Giesebrecht Geschichte der deutschen Kaiser. S. 303.

**) Widukind, bei Giesebrecht. S. 408. Vogel, Ratherius von Verona. S. 156 ff.

Keiner hat auf Otto I. einen wohlthätigern Einfluß geübt als eben Bruno; darum genoß er auch das unbedingte Vertrauen seines kaiserlichen Bruders, der ihn zum Lohn seiner Treue mit dem lothringischen Herzogthum belehnte. Auch in diesem weltlichen Wirkungskreise bewegte sich Bruno mit großer Gewandtheit. Auch hier versäumte er über dem Weltlichen das Geistliche nicht. Die verfallenen Klöster stellte er her und führte eine bessere Bildung der Geistlichen ein. Unter seinen Augen wurden die trefflichsten Männer erzogen. In seiner Nähe weilte eine Zeit lang der schon genannte Ratherius von Verona, der in der Palastschule des Bischofs die jungen Geistlichen unterrichtete. *) Bald zeichnete sich der lothringische Klerus vor der gesammten Geistlichkeit des Abendlandes aus, sowohl durch wissenschaftliche Bildung, als durch strenge Kirchenzucht. Es mag dem weisen Bischof nicht zu geringem Lobe gereichen, daß der einzige Vorwurf, den ihm seine Zeit machte, der war, daß er sich zu viel mit der Philosophie beschäftige. Christus soll ihm deßhalb nach seinem Tode den Himmel haben verschließen wollen, aber Paulus, der sich auch etwas auf Philosophie verstand, habe Fürbitte für ihn eingelegt, und so sei er denn doch trotz der Philosophie in den Himmel gekommen. Bruno starb im Jahr 965.

Stellen wir diesem Bischof aus königlichem Geblüte einen andern entgegen, der aus geringem Stande emporwuchs, den Bischof Willigis von Mainz. Er war der Sohn armer Bürgersleute aus dem kleinen Orte Schöningen im Braunschweig'schen. Seiner Mutter träumte schon vor seiner Geburt, daß von ihrem Sohne gleich als von einer Sonne Strahlen ausgehen würden in alle Welt. Er wurde daher zum geistlichen Stand erzogen und trat dann in die Dienste Otto I.; Otto II. aber übertrug ihm das Erzbisthum von Mainz, das 975 erledigt wurde. Die spätere keineswegs verbürgte Sage berichtet, Willigis sei der Sohn eines Wagners gewesen, und als er dem Domkapitel in Mainz als Erzbischof präsentirt wurde, hätten die Domherren mit Kreide ein Rad an die Thüre seines Hauses gemalt mit der Umschrift:

„Willigis, Willigis,
Gedenk, woher du kommen bist." **)

Es hätte der Mahnung nicht bedurft. Willigis schämte sich der niedern Herkunft in keiner Weise; er nahm vielmehr (so berichtet die

*) Vogel. S. 173.

**) Vor dem 13. Jahrhundert geschieht dieser Sache keine Erwähnung. Vgl. den Artikel von Dr. Euler über Willigis in Herzogs Realencykl. XVIII. S. 159 ff. und dessen Programm. Naumburg 1860.

Sage) das Rad als Wappen in seinen Schild auf, und von der Zeit an war das weiße Rad auf rothem Grund das Wappen der Erzbischöfe von Mainz.*) Lassen wir die Sage auf sich beruhen: so viel ist gewiß, daß Willigis durch seine treue Anhänglichkeit an das Ottonische Kaiserhaus sich große Verdienste erwarb. Stand er doch überall als Berather zur Seite des Königs, wie denn auch viele Urkunden seinen großen Einfluß auf Staat und Kirche bezeugen. Neue Kirchen hat er gegründet, halb zerstörte Klöster wieder aufgebaut, Kunst und Wissenschaft gefördert und des Schulwesens sich treulich angenommen. Hochbetagt starb er den 23. Februar 1011. Seine Leiche ward in der St. Stephanskirche zu Mainz beigesetzt. Später wurde er heiliggesprochen.

Weiter hebt sich auch aus dem zehnten Jahrhundert heraus der Bischof Bernward von Hildesheim, aus gräflichem Geschlechte, der Erzieher Otto's III.

Wir finden ihn zwar in weitläufige Rechtshändel verflochten; namentlich hatte er mit Willigis einen siebenjährigen Krieg zu führen wegen des von Otto I. gestifteten Frauenklosters von Gandersheim, das auf der Grenze des Mainzer und Hildesheimer Sprengels lag, und deßhalb zu Verwicklung Anlaß gab. Bernward war der Lehrer Otto's III. gewesen und hatte auch mit Willigis in gutem Vernehmen gestanden, bis um's Jahr 1000 der Streit darüber ausbrach, wer die neuerbaute Kirche einweihen sollte. Da zeigte sich denn freilich die kleinliche Eifersucht bei den Männern, die wir sonst ihrer Größe wegen bewundern. Erst im Jahr 1007 entsagte Willigis seinen Ansprüchen, und Gandersheim verblieb dem Hildesheimer Bisthum. Auch Bernward gehörte zu den gelehrten Bischöfen der Zeit. Sein Proceß mit Mainz hatte ihn nach Rom geführt. Dort sammelte er sich eine Bibliothek von Classikern, die er dann mit nach Hause brachte. Er selbst beschäftigte sich mit Mathematik und Alchymie und unternahm bedeutende Bauten. Die Klosterkirche des heil. Michael in Hildesheim ist sein Werk. Er starb wenige Wochen nach deren Einweihung (1022). 1193 ward er kanonisirt.

Ueber die Tagesordnung Bernwards wird uns von seinem Lehrer und Biographen Thangmar Folgendes berichtet:**) Nachdem er die Messe gefeiert, untersuchte er erst Proceßsachen und Beschwerden, die

*) Nach Euler a. a. O. war die Bedeutung jenes sog. Rades ein Doppelkreuz, umgeben von einem Heiligenschein; das Wappen der Erzbischöfe von Mainz fiele dann erst in die Zeit nach den Kreuzzügen; „denn vorher waren die erblichen Wappen als Geschlechtsbezeichnung nicht in Gebrauch."

**) Thangmar bei Surius, 20. Nov.

vor ihn gebracht wurden; dann hielt er Abrechnung mit dem Geistlichen, dem er die Almosenvertheilung übertragen hatte; dann ging er in die Werkstätten und beschäftigte die Arbeiter und munterte ihren Gewerbsfleiß auf. Er selbst hatte von vielen Künsten und Gewerben etwas gelernt und konnte so auch wieder Andern mit Rath an die Hand gehen. Er führte stets eine Anzahl aufgeweckter Jünglinge mit sich, welche er alles was er Schönes und Neues in Künsten sah, nachzubilden antrieb. Unter ihm belebte sich auch die Kathedralschule.

Der Nachfolger dieses Bischofs, Godehad, gründete in der sumpfigen Gegend bei der Stadt, in welcher nach dem Glauben des Volks Gespenster hausten, eine Kapelle und ein Spital für Arme und vertrieb so den Hunger und die Krankheit und mit ihnen die Gespenster.

Von dem Bischof Ratbot von Trier im zehnten Jahrhundert wird uns gemeldet, wie er auf Staat und Prunk freiwillig verzichtete, um alles für Unterstützung der Armen und Kranken verwenden zu können. Aehnliches that ein englischer Bischof jener Zeit, Ethelworth von Wincester, der in einer Hungersnoth seine ganze Kasse erschöpfte und am Ende die silbernen Kirchengefäße einschmelzen ließ, um Arme und Kranke zu unterstützen. Auch des Bischofs Adalbero von Metz (984—1005) haben wir zu gedenken, der mitten in einer Seuche täglich 180 Kranke verpflegte.

Diesen wohlthätigen Bischöfen gegenüber, welche zu dem Sprüchwort geführt haben, daß unter dem Krummstab gut wohnen sei, weiß die Sage freilich auch zu erzählen von dem Erzbischof Hatto von Mainz, der wegen seiner Hartherzigkeit gegen die Armen seinen Tod in dem Mäusethurm bei Bingen gefunden. Zum Glück aber ermangelt diese Sage jeder historischen Wahrheit. Es giebt zwei Hatto von Mainz, Hatto I., der um die Mitte des neunten Jahrhunderts lebte und im Jahr 913 unter Konrad I. starb, ein Mann von hellem Verstand und großer Energie, freilich auch nicht frei von Herrschsucht und Gewaltthätigkeit in seinem Verfahren, und Hatto II., der im Jahr 968 (also vor Willigis) auf den erzbischöflichen Stuhl gehoben wurde. Auf Beide wird jene Sage angewendet, aber auf den einen mit eben so viel Unrecht als auf den andern. *) Gehen wir noch einen Schritt zurück in das Zeitalter Karls des Großen, so finden wir da auch wieder einen Hatto (Haito), der also noch älter ist, als die beiden Mainzer Bischöfe desselben Namens.

*) Vgl. Herzogs Realencyklopädie unter Hatto.

Als Vorsteher der Klosterschule zu Reichenau war er im Jahr 805 von Karl dem Großen selbst zum Bischof von Basel ernannt worden. Er bekleidete sein Bisthum bis zum Jahr 822 und zog sich dann nach seiner Abtei Reichenau zurück, wo er im Jahr 836 starb.*) Ein Freund des erstgenannten Hatto war der gelehrte Bischof Salomo von Constanz, zugleich Abt von St. Gallen, von Pfäfers und zehn andern Klöstern. Dieser Mann gehörte zu den merkwürdigsten sittlichen Erscheinungen der Zeit, indem er die Weltlichkeit und die Geistlichkeit eines Bischofs auf die eigenthümlichste Weise vereinigte. Freigebig bis zur Verschwendung übertraf er an Pracht alle Prälaten Schwabens. Seine wohlbesetzte Tafel zierten goldene, köstlich gearbeitete Pokale. Er war ein Freund von Zechen und Scherzen und daneben wieder ein Prediger, bei dessen eindringlicher Rede das Volk in Thränen zerfloß.**)

Es könnte die Reihe ausgezeichneter Bischöfe noch leicht vermehrt werden; es mag an den angeführten Beispielen genügen. Daß neben diesen auch manche höchst unwürdige Subjecte in der Geschichte der christlichen Bischöfe erscheinen, darf freilich auch nicht verschwiegen werden. So lebte im eilften Jahrhundert zur Zeit Heinrichs II. ein Bischof Megingaud zu Eichstädt, dem eine schwelgerische Tafel über alles ging und der sogar seinem Unwillen durch Fluchen und Schimpfen Luft machte, wenn der Gottesdienst zu lange dauerte und ihn vom Essen abhielt. Von einem lahmen Bischof Adalbero von Worms (1065—1071) wird erzählt, daß er in seinem eigenen Fett erstickt sei.***) — Ueber das ungeistliche Treiben des sonst ausgezeichneten Adalbert von Bremen werden wir besser bei der Geschichte Heinrichs IV. im Zeitalter Gregor VII. handeln. Wie dieser Fürst schon in seiner Jugend Zeuge blutiger Händel war, die zwischen den geistlichen Herren geführt wurden, mag schon hier erzählt werden. Am Weihnachtsfest 1062 kam es in der Kirche zu Goslar zwischen dem Bischof Hezel zu Hildesheim und dem Abte Widerad von Fulda förmlich zum Handgemenge, weil jeder von den beiden den ersten Platz zunächst dem Erzbischof von Mainz haben wollte. Noch ärger ging es am Pfingstfeste des folgenden Jahres her. Der Bischof hatte den weltlichen Arm des Grafen Ekbert von Braunschweig zu Hülfe gerufen. Dieser hielt sich hinter dem Altar der Kirche mit seinen Leuten versteckt. Kaum hatte der Gottesdienst seinen Anfang genommen, so brachen sie

---

*) Basler Neujahrsblatt 1847.

**) Joh. v. Müller, Geschichte schweiz. Eidgenossenschaft I. 12. S. 231.

***) Floto a. a. O. S. 280.

aus dem Versteck hervor um die Fulda'schen zu vertreiben. Diese aber, aus der Kirche verdrängt, kehrten mit dem Schwert in der Faust wieder in das Gotteshaus zurück und richteten ein furchtbares Blutbad an.

So weit über den sittlichen Zustand der Geistlichen nach seiner guten und schlimmen Seite. Wenden wir uns zu den Laien, so begegnet uns auch hier an dem einen Orte, auch bei den Hochgestellten, Frevel und Ueppigkeit in den grellsten Formen, aber eben so wenig fehlt es an schönen, an wahrhaft erbaulichen Zügen von Frömmigkeit und Hingebung bei Männern und Frauen der höchsten Stände. Ein abschreckendes Bild giebt uns der Hof Hugo Capets in Frankreich. Da waltete das krasseste Heidenthum und zwar mit absichtlicher und bewußter Verhöhnung aller christlichen Zucht und Sitte. Von der großen Zahl seiner Buhlerinnen nannte der König die eine Juno, die andere Venus, die dritte Semele. Die tollsten Orgien und Bacchuszüge wurden aufgeführt, in denen der König selbst die Hauptrolle spielte. Ein Seitenstück dazu liefert uns aus der griechischen Kirche der Kaiser Michael Bardas zur Zeit des Photius. Auf die ruchloseste Weise trieb dieser mit den kirchlichen Dingen seinen Spott. Er ließ weltliche Senatoren sich in Bischöfe verkleiden und durch sie die christlichen Ceremonien der Kirche nachäffen und ergötzte sich königlich an diesem Schauspiel des schlechtesten Witzes. Welche erhebende Bilder giebt uns dagegen das sächsische, das Ottonische Kaiserhaus! Schon der wohlthätige Einfluß, den Bruno von Köln auf seinen großen Bruder Otto I. übte, läßt uns auf dessen Gesinnung schließen. Wie Karl der Große, so faßte auch Otto seine Stellung zur Kirche auf als eine ihm von Gott übertragene, wofür er auch Gott verantwortlich sei. Er war überzeugt, daß er manchen Sieg über seine Feinde dem Gebet verdanke, und so nahm er auch in den wichtigsten Fällen seines Lebens (und es fehlte ihm nicht an manchen Trübungen) zum Gebet seine Zuflucht. Namentlich nach dem Tode seiner Gattin Editha wandte er seinen Sinn mehr und mehr den himmlischen Dingen zu, ohne darum die ihm obliegende Sorge für das Reich zu vernachlässigen. Und in der That, er hatte Grund, Editha zu bedauern. Sie war eine angelsächsische Königstochter und galt schon während ihrer Lebzeit als eine Heilige. Oft soll ihr Gebet den König, ihren Gemahl, aus großer Bedrängniß gerettet haben; oft milderte auch ihre Fürbitte den Ausdruck seines Zorns. Besonders machte sich Editha durch ihre Mildthätigkeit beliebt. Diese schien freilich ihrem Gemahl etwas zu weit getrieben, aber durch ein Wunder, erzählt die Sage, wurde er beschämt und ließ

sie von da an gewähren. Ich erzähle das Wunder, das einerseits an eine ähnliche Legende vom heil. Martinus, andererseits an eine Geschichte aus dem Leben der heil. Elisabeth erinnert. Als nämlich Editha einst in ihrem schönsten festlichen Schmucke zur Kirche ging, stellte sich ihr königlicher Gemahl in einen Bettler verkleidet an die Kirchthür und sprach die Königin um ein Almosen an. Sie erwiderte, sie habe nichts bei sich als ihre Kleider, und als der Bettler nicht aufhörte mit Bitten, so überließ sie ihm einen Ermel ihres kostbaren Gewandes. Nun erschien sie an der Tafel in einem andern Kleide. Von dem König befragt, warum sie nicht das Kleid trage, in dem sie zur Kirche gegangen, suchte sie eine Ausflucht. Der König, um sie ihrer Schuld zu überführen, ließ das Kleid holen, dessen einen Ermel er als Bettler erhalten hatte. Aber, o Wunder! als man das Kleid herbrachte, fanden sich beide Ermel an dem Kleide, und der hocherstaunte König bat die beleidigte Gattin um Verzeihung. *)

Solche Geschichten, wenn auch erfunden von der dichtenden Phantasie des Volkes, lassen doch immer darauf schließen, in welchem Andenken diese Personen gestanden, denen man solche Wunder zutraute. Wir könnten die Geschichte der Frauen aus dem sächsischen Kaiserhause aufwärts verfolgen zu der frommen Mutter Otto's, der Gemahlin Heinrich I., Mathildis, und wieder abwärts zu der Tochter Otto's II., Adelheid, der Aebtissin von Quedlinburg und ihrer Schwester Sophie, der Nonne zu Gandersheim. Wir verlassen aber jetzt die höhern Regionen des Hofes und wenden uns der Masse des Volkes zu.

Hier verschwinden freilich die Individualitäten in dieser Masse. Von den schlichten Bürgertugenden, wie wir sie mit der Hebung des Bürgerstandes gegen Ende des Mittelalters sich entfalten sehen und wie sie namentlich im Reformationszeitalter hervortreten, erfahren wir in diesen Zeiten weniger, als von den Mönchstugenden oder den glänzenden Tugenden oder auch den glänzenden Lastern der Großen. Wie aber die Kirche allenthalben als die Erzieherin des unmündigen Volkes sich hinstellte, wie sie durch ihre Gesetze und Verordnungen der Rohheit zu begegnen und die Ausbrüche derselben zu hindern suchte, wie sie das Bußwesen in ihre Hand nahm und es ordnete und leitete, das mag durch einige Züge veranschaulicht werden.

Wir erwähnen zunächst des sogenannten Gottesfriedens (Treuga Dei), den die Kirche im eilften Jahrhundert anordnete, um dem sogenannten Faustrechte und den ewigen Raufereien wo nicht ein Ziel,

*) Giesebrecht a. a. O. S. 267.

doch eine Schranke zu setzen. Eine verheerende Hungersnoth in Frankreich, die als eine Strafe des Himmels angesehen wurde, ja ein um's Jahr 1032 vom Himmel gefallener Brief soll die Veranlassung dazu gegeben haben. Auf mehreren Kirchenversammlungen traten Bischöfe und Aebte Frankreichs zusammen und mit zum Himmel gehobenen Händen riefen sie: „Friede! Friede!" Die Synode von Limoges (1031) schleuderte den Bann gegen alle Edelleute (milites), welche dieser Friedensermahnung keine Folge leisten würden. „Sie und ihre Gehülfen sollen verflucht sein, verflucht ihre Waffen und ihre Rosse. Ihr Loos soll sein das eines Kain, Dathan und Abiram." Unter dem Auslöschen der Lichter und dem wiederholten Wehruf des Volkes wurde ihre Seele dem Verderben geweiht. *) Die Friedensverordnung selbst lautete: Es sollen von Mittwoch Abend bis Montag Morgen zum Andenken an das Leiden und die Auferstehung des Herrn alle Streithändel ruhen; niemand soll sogar während dieser Zeit die Waffen tragen dürfen. Montag und Dienstag freilich waren dann nicht in diesem Gottesfrieden (trève) begriffen, und es wurde somit nur auf eine sehr äußerliche und ungenügende Weise geholfen; aber immerhin drückte sich darin der gute Wille der Kirche aus. Es gehört dieß eben zu dem eigenthümlichen symbolischen Charakter des Mittelalters, daß Gesinnungen, welche das Leben des Menschen unter allen Umständen erfüllen sollten, an Oertlichkeiten oder Zeiten oder Stände gebunden erscheinen und von da aus eine Art von Zauber auf die Menge üben, um durch äußere Eindrücke zu ersetzen, was an innerer Bildung fehlte.

Ein anderes Mittel, Streitigkeiten zu beseitigen, hatte bereits die bürgerliche Gesetzgebung ergriffen, der sich dann auch die Kirche anschloß, die Gottesurtheile (Ordale). Ueber diese ist hier ein Wort zu sagen, da wir ihnen schon einigemal in unserer Geschichte begegnet sind. Es liegt tief in der menschlichen Natur, da wo die eigene Klugheit nicht ausreicht einen Streit zu schlichten, ihn von einer höheren Macht schlichten zu lassen. Im Grunde ruht ja auch der Krieg der Völker auf dieser Appellation an den Lenker der Menschengeschicke, und so auch der Zweikampf der Einzelnen. Wie zur Entscheidung wichtiger Rechtsfragen der Zweikampf angerufen wurde, davon liegt ein merkwürdiges Beispiel vor in der Regierungsgeschichte Otto's des Großen.**) Man stritt darüber, ob, wenn ein Erblasser neben Söhnen auch Enkel von bereits verstorbenen Söhnen

*) Hefele, Conciliengesch. IV. S. 661.
**) Giesebrecht a. a. O. S. 261.

hinterließe, auch die Enkel gleich den Söhnen erben dürften. Otto wollte nun den Entscheid dieser Frage nicht an ein menschliches Schiedsgericht, sondern an ein göttliches weisen. Es wurde also ein leiblicher Kampf angeordnet zwischen den Vertretern beider Rechtsansichten und der Entscheid fiel zu Gunsten derer aus, welche die Enkel als erbfähig erklärten. — Es läßt sich aber nicht verhehlen, daß bei der Führung des Krieges und beim Zweikampf eben so viel von menschlicher Geschicklichkeit, als von der Leitung Gottes abzuhängen scheint, und zudem war die Kirche den blutigen Demonstrationen grundsätzlich abgeneigt. Noch sicherer schienen ihr solche Gottesgerichte zum Ziel zu führen, in denen der Mensch sich passiv verhält, wie das beim Loos der Fall ist. Das Loos wurde auch häufig angewendet, obgleich schon Karl der Große sich dagegen erklärt hatte. Noch auffallender aber, glaubte die wundersüchtige Zeit, spreche sich da der Wille Gottes aus, wenn ein Angeklagter auf augenscheinliche Weise und gleichsam durch ein Wunder aus einer Gefahr gerettet wurde, der man ihn aussetzte, aus Feuers- und Wassergefahr und dergleichen. Und das sind die Gottesurtheile im engern Sinne. Auch sie finden wir schon im Alterthum und finden sie auch jetzt noch bei verschiedenen Nationen. Ich erinnere an den Trank des bittern Wassers im mosaischen Gesetze (4 Mos. 5, 11 ff.). In Indien, auch in Japan und China findet sich ein weit ausgebreitetes System der Gottesurtheile, worin sich manche Parallele zu den Gottesurtheilen des Mittelalters findet. Auch in Afrika sind nach dem Zeugniß Livingstone's*) Gottesurtheile bei allen Negerstämmen nördlich vom Zambesiflusse gewöhnlich. Von den mittelalterlichen Gottesurtheilen, mit denen wir es hier zu thun haben, lassen Sie mich nur einige anführen. Ich nenne zuerst:

Die Wasserprobe. Diese war von doppelter Art, es gab eine kalte und eine heiße. Die kalte bestand darin, daß man den Angeklagten in einen Fluß oder See warf. Der Unschuldige sank unter, den Schuldigen warf das Element aus, er schwamm oben, so sehr man ihn auch eintauchte. Diese Probe wurde jedoch als unsicher aufgegeben und erst später wieder aufgenommen als Hexenprobe. Weit häufiger wurde die heiße Wasserprobe angewendet, die Probe des wallenden Kessels (der

---

*) Reise in Afrika II. S. 282. Ueber die Gottesurtheile der Indier vgl. die in der Münchner Akademie (1866) gehaltene Rede von Emil Schlagintweit und über die Gottesgerichte in Asien und Afrika das „Ausland" vom J. 1868. Oct. Nr. 40. Selbst bei den alten Griechen und Römern treffen wir auf Aehnliches. Sophokles Antigone 264 und Virgil Aeneis VI. 757. Hesiod Theogonie 784. Vgl. Thudichum, Uebersetzung von Sophokles Tragödien. Bd. I. S. 333.

Kesselfang). Der Beklagte mußte im Vorhof der Kirche, der vorher durch besondere Ceremonien dazu eingeweiht wurde, aus einem Kessel voll siedenden Wassers einen Stein oder einen Ring aufnehmen; die Hand ward sodann verbunden und mit einem geweihten Wachs versiegelt. Nach drei Tagen ward der Verband abgenommen. Zeigte sich der Arm unverletzt, so lag die Unschuld zu Tage, im umgekehrten Falle die Schuld.

Die Feuerprobe hatte auch verschiedene Formen. Entweder mußte der Angeklagte durch brennende Scheiterhaufen oder siedende Oelfässer hindurchgehen oder er mußte ein glühendes Eisen anfassen. Ritter mußten die Hand in einen feurigen Handschuh stecken. Frauen mußten über glühende Pflugscharen, sechs bis zwölf an der Zahl, wandern. Dieser Probe mußte sich unter andern die Königin Kunigunde, die Gemahlin Heinrichs II., unterziehen, da ihre Treue verdächtig worden war. — Karls des Dicken Gemahlin, Richardis, mußte sich von dem Verdacht der Untreue dadurch reinigen, daß sie ein wächsernes Hemd anzog und mit diesem durch's Feuer ging.

Aber nicht nur die natürlichen Elemente Feuer und Wasser, auch die durch die Religion geheiligten Gegenstände wurden herbeigezogen zum Gottesurtheil. So finden wir bei Rechtsstreitigkeiten die Kreuzesprobe angewendet und zwar auch wieder in verschiedener Art. Entweder mußten die Streitenden hinausgehn zu einem Kreuze und die Arme an demselben ausstrecken, und wer die Probe am längsten aushielt, war der Sieger, oder es wurden Würfel mit dem Kreuzeszeichen geworfen, und wer das Kreuz warf, hatte gewonnen; doch wurde die Kreuzesprobe schon im Jahr 876 verboten, damit das Kreuz des Herrn nicht entheiligt werde durch die Leichtfertigkeit streitsüchtiger Menschen.

Wie das heil. Kreuz, so wurde auch das heil. Abendmahl als Gottesurtheil gebraucht oder mißbraucht. Schon die gewöhnliche Speise wurde bisweilen zur Probe verwendet; man glaubte dem Schuldigen bleibe der Bissen im Halse stecken. Vollends aber glaubte man, daß, wer mit bösem Gewissen die Hostie oder den Leib des Herrn genieße, ihn zum Verderben empfange. Geistliche, welche der Simonie beschuldigt waren, unterzogen sich dieser Probe.*) Aber auch noch andere Mittel wurden gebraucht, um in Sachen der Simonie die Schuldigen zu entdecken. Als Papst Leo IX. mit Hildebrand in Frankreich umherreiste und mehrere Bischöfe der Simonie angeklagt wurden, mußten diese in Gegenwart des

*) Ein ergreifendes Beispiel hievon in der Geschichte Gregors VII. (folgende Vorlesung).

Papstes das Gloria singen: Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem heil. Geist. Hatten sie aber nun sich der Simonie schuldig gemacht, so erstarben ihnen die Worte: „und dem heil. Geist" auf der Zunge; sie konnte sie nicht hervorbringen, weil sie durch die Simonie den heil. Geist betrübt hatten. — Bei Todtschlägen endlich wurde das Bahrrecht angewendet. Der Erschlagene wurde auf eine Bahre gelegt. Die des Todtschlags Verdächtigen wurden zu der Bahre hingeführt, sie mußten die Hand in die Wunde legen. Fing diese an zu fließen, so war das ein Zeichen der Schuld. — Alle diese Gottesurtheile nun standen unter Leitung und Aufsicht der Kirche. Wer ein Gottesurtheil bestehen wollte, mußte sich durch Gebet und Fasten vorbereiten. Auch wurden die Gottesurtheile entweder in der Kirche selbst oder doch in deren Nähe, auf dem Kirchhofe vorgenommen. Der Entscheid stand, wie sich erwarten läßt, bei den Geistlichen. Einem Ketzer, wie Gottschalk, wurde das Bestehen der Feuerprobe verweigert: man sah darin nur das frevelhafte Herausfordern der Rache Gottes. Hingegen konnte auch wohl Einer für den Andern die Probe bestehen. So hatte seiner Zeit für Teutberge, die Gemahlin Lothars, ein Hofbedienter die Probe bestanden, und Aehnliches kam auch sonst vor. Daß häufig auch Betrug geübt ward, daß z. B. künstliche Mittel angewendet wurden, um die Brandmale zu verhüten, läßt sich nicht läugnen, daher es auch nicht an Einsprache gegen die Gültigkeit dieser Urtheile fehlte. Ja, die erleuchtetern Männer der Zeit verwarfen das ganze Verfahren grundsätzlich. So schrieb u. a. Agobard von Lyon eine Schrift dagegen. Auch mehrere Päpste wie Nicolaus I. und Stephan VI. sprachen sich gegen diese Gottesurtheile aus. Nicolaus sah darin ein „Versuchen Gottes".

Wir haben auch hier ein Beispiel, daß die mächtigsten Päpste nichts vermochten gegen die tief im Volksleben eingewurzelte Sitte. *)

Wie das öffentliche Recht, so standen auch die in das sittliche Leben eingreifenden Uebungen der Buße unter der Aufsicht und Leitung der Kirche. Wir haben schon früher der Bußbücher erwähnt; solche waren auch jetzt noch im Gebrauch. Man konnte sich freiwillig Büßungen auflegen oder sie wurden von dem Priester auferlegt. Zu diesen Bußwerken gehörte das Fasten. Es gab solche, die außer der Fastenzeit, welche die Kirche allen Gläubigen vorschrieb, auch noch einen großen Theil der

*) Unter den Männern, die für das Gottesurtheil waren, ist Anschar zu nennen, der es in Streitsachen an die Stelle des Eides wollte gesetzt sehen; vgl. Reuchlin im Artikel: Ansgar, in Herzogs Realencyklopädie, Bd. I. S. 369.

übrigen Zeit keine oder nur sehr wenig Speise genossen, außer an Sonn- und Festtagen oder erst nach Sonnenuntergang. Einige entzogen sich auf immer dem Genuß des Fleisches und des Weines. Aber nicht nur in Speise und Trank, auch in der Bekleidung und in den Bequemlichkeiten des Lebens konnte man sich Entbehrungen aller Art auferlegen. Die Büßenden entsagten nicht nur aller Kleiderpracht und allem Schmucke, sie hüllten sich in ein härenes Bußgewand (cilex) und gingen barfuß oder beschwerten sich mit Ketten. Manche thaten das Gelübde, ihr Lebenlang keinen Wagen, kein Pferd zu besteigen u. s. w. Zu den Entbehrungen und Entsagungen kamen aber auch noch beschwerliche Arbeiten und Leistungen zum Besten der Kirche (Frondienste bei einem Kirchenbau). Eine Hauptbuße bestand in der Geißelung, welche namentlich von den Mönchen empfohlen und mit dem Absingen der Bußpsalmen oder auch des ganzen Psalters verbunden wurde. Es bildete sich darüber ein ganzes System aus. Dreitausend Streiche kamen auf ein Bußjahr, auf dreißig Psalmen aber tausend Streiche, folglich dreißig Psalmen auf *ein* Bußjahr. Da nun aber der ganze Psalter aus 150, d. i. fünf mal dreißig Psalmen besteht, so brauchte es fünf Jahre, um die große Pönitenz nach diesem System zu vollenden. — Wir haben aber schon früher gesehen, daß man die Leibesstrafen in Geldstrafen verwandeln konnte und das geschah auch jetzt. So konnte man in England jeden Fasttag mit einem Schilling abtauschen. Doch eiferten gegen solchen Tausch die strengen Bußprediger, wie ein *Damiani*, der es höchst beklagte, daß die Menschen in ihrem Mammon ihren Erlöser suchen.*) Aber nicht nur Geld, auch Gebete wurden als Aequivalent für Bußleistungen angesehen. So galten sechzig Unser Vater für *einen* Fasttag. Auch *Messen*, die man lesen ließ und *Wallfahrten* boten solche Aequivalente; indessen fehlte es auch hier nicht an Stimmen, welche sich einem solchen rein äußerlichen und mechanischen Bußproceß entgegensetzten und daran erinnerten, wie nur die Herzensbuße, die wahre Sinnesänderung Gott wohlgefällig sein könne. Mit allem Ernst trat der Bischof *Ratherius von Verona* gegen den Buß-Mechanismus auf. Er strafte alle die Priester mit ernsten Worten, die den Menschen den Eingang in das Himmelreich durch solche Dinge zu erleichtern glaubten. Er sprach sich nicht geradezu gegen Fasten und Wallfahrten aus; aber gegen den Mißbrauch. Wenn Einer fastet, um zu sparen, so ist das keine Buße; daher gebot er, solle man das Geld, das man durch das Fasten an den Nah-

*) Divitiae hominis ejus redemtio.

rungsmitteln erspare, den Armen geben. Auch habe Gott, lehrte er, kein Wohlgefallen an unserm Fasten, wenn es nicht aus einer frommen Gesinnung hervorgehe. Gebet und Almosen, sagte er, sind die beiden Flügel, von denen das Fasten getragen werden muß, wenn es gen Himmel steigen soll. „Meinst du, Gott könne an deinem Fasten Wohlgefallen haben, wenn du dich des Weines enthältst, um mit dem Gifte des Zornes dich zu berauschen, oder wenn du den Genuß des Fleisches dir versagst, um über die Sünden Anderer herzufallen?" Besonders rügte Ratherius auch die unsinnige Sitte derer, welche zwar eine Zeit lang fasteten, dann aber später das Versäumte durch Unmäßigkeit nachzuholen suchten. Lieber, sagte er, mit dem heil. Hieronymus täglich mäßige Nahrung genießen, als das eine Mal fasten, das andere Mal schwelgen. In ähnlich reformatorischer Weise spricht sich Ratherius auch über das Gebet aus. „Diejenigen beten nicht auf die rechte Weise, die von dem Herrn nicht das verlangen, was er geboten, sondern was er verboten hat; er lehrt uns nicht um irdische, sondern um himmlische Dinge beten; wir aber beten um das Irdische." Rein evangelisch lehrt bereits Ratherius, daß es der Glaube sei (und nicht das Verrichten äußerer Werke), durch den wir zu Gott kommen. „Wer glaubt," sagt er in einer Himmelfahrtspredigt, *) „der thut Zeichen und Wunder, auch in Beziehung auf seine eigene Besserung. Wie Christus sich in den Himmel erhoben, so sollen wir durch den Glauben uns dahin erheben. Selbst unsere Sünden können uns eine Stufe werden auf der Himmelsleiter, wenn wir sie niedertreten. Sie erhöhen uns, wenn sie unter uns sind; sie erniedrigen uns, solange sie über uns sind." — „Gott trägt unsere Seele," sagt er sehr schön, „und darum sollen wir nicht am Gelingen unserer Buße verzweifeln, so wir anders es an gutem Willen nicht fehlen lassen." — „Gott haßt seine Geschöpfe nicht," so lehrt er in einer Pfingstpredigt, „aber das Böse haßt er in ihnen. So soll auch der Mensch nicht sich, aber das Böse in sich hassen und nicht an sich selbst verzweifeln." Ratherius hielt seiner Zeit einen scharfen Sittenspiegel vor in seiner Schrift über die Verachtung der Kirchengesetze (de contemtu canonum), in der er das Verderben der Kirche an Haupt und Gliedern schilderte. Es war gerade zu der Zeit, als der schändliche Johann XII. auf dem Stuhl zu Rom saß. — Schade, daß Ratherius, der wohl eine streng sittliche, aber doch auch eine leidenschaftliche Natur war, nicht überall in seinem Urtheil gegen Einzelne gerecht erscheint, indem er zu manchen Ueber-

*) Bei Vogel. S. 268.

eilungen sich hinreißen ließ; doch hat er auch solches aufrichtig bereut und auch auf sich selbst angewendet, was er in einer Fastenpredigt sagt: *) „Viele halten sich für so verdorben, als ob sie sich nicht bessern könnten. Aber nur nicht verzweifelt; denn der Mensch weiß nicht, ob er des Hasses oder der Liebe werth ist. Aber wer seine Sünden vertheidigt und von Schmeichlern darüber noch gelobt wird, kommt nie zur Erkenntniß seiner selbst, und wer niemals erkennt, daß er todt ist, wird nie wieder lebendig werden. Um also dem ewigen Tod zu entgehen, dürfen wir denen nicht glauben, die uns schmeicheln, sondern wir müssen uns unserer Sünden selbst anklagen und nicht zürnen, wenn Andere uns derselben zeihen."

Wir kehren zu der Geschichte der Kirchenzucht im Allgemeinen zurück.

Die Zuchtmittel, welche die Kirche außer der Predigt und Ermahnung gegen die Fehlbaren und namentlich gegen die Widerspenstigen anwandte, die sich wider alle Gesetze und wider alle Predigt und Ermahnung auflehnten, waren Bann und Interdict. Der Bann konnte entweder auf eine zeitweise Ausschließung von der Kirchengemeinschaft (Excommunication) sich beschränken oder er konnte als förmliches Anathem ausgesprochen werden. Dem Anathem aber folgte, nach Damiani, der göttliche Zorn, wie der Donner dem Blitze. Wer unter dem Anathem stand, der war vor Gott und Menschen verflucht; er wurde als ein Auswurf der Menschheit betrachtet. Gegen ihn waren die Thiere des Waldes glücklich zu preisen; vor ihm schloß sich jede Thüre, alles floh und mied seinen Athem wie den eines Pestkranken. Wer mit dem von der Kirche Verfluchten verkehrte, mit ihm sprach oder gar gemeinschaftlich mit ihm speiste, der machte sich desselben Fluches theilhaft. — Den einfachen Bann konnten auch die Bischöfe des Landes sprechen; das Anathem konnte nur von einer Synode mit Zuziehung des Metropoliten verhängt werden. Nun aber waren es auch hier wieder die Päpste, die das Amt zu binden und zu lösen oder das Amt des Schlüssels für Petrus und seine Nachfolger in einer Weise in Anspruch nahmen, daß der päpstliche Bann unter allen als der gewaltigste erschien. Mit dem Bann finden wir häufig verbunden das Interdict. Man unterscheidet das persönliche, das örtliche und das allgemeine Interdict. Das persönliche Interdict fällt mit dem Bann zusammen; denn dem Gebannten sind die Heilsmittel der Kirche entzogen, solange er im Banne verharrt. Gewöhnlich wird nun aber der Ausdruck „Interdict" gebraucht von dem Bann, der nicht auf einer einzelnen Person, sondern der auf

*) Vogel. S. 291.

Eilfte Vorlesung.

Dritte Periode von Gregor VII. bis auf Innocenz III.
Gregor VII. und der Investiturstreit. Heinrich IV. in Canossa. Verhältniß Gregors zu andern Ländern. Sein hierarchisches System. Verschiedene Urtheile über seine Persönlichkeit.

Blicken wir noch einmal auf die Periode von Karls des Großen Tod (814) bis auf die Thronbesteigung Gregors VII. (1073) zurück, so macht sie uns den Eindruck einer Gebirgsgegend, in welcher der Weg von einer ansehnlichen, aber noch immer mäßigen Höhe durch ein zerklüftetes Thal führt, aber dann wieder steil aufwärts auf einen weitern Berg hinauf, der bedeutend höher liegt, als der erste und von wo aus eine größere Fernsicht sich uns öffnet. Ohne Bild! Wir haben gesehen, wie unter den Nachfolgern Karls des Großen das Papstthum bereits im neunten Jahrhundert in der Person Nicolaus I. eine Höhe erreichte, die es bis dahin nicht gehabt, und wie durch die Bekehrung der nordisch-germanischen und der slavischen Völker die christliche Kirche auch an äußerer Ausdehnung gewann. Wir haben auch schon in dem Zeitalter der Karolinger eine gewisse Entwicklung der christlichen Wissenschaft, der christlichen Theologie in Verbindung mit der am classischen Alterthum sich aufrichtenden Cultur, wie sie von den Klöstern ausging, kennen gelernt. — Dann sind wir aber mit dem zehnten Jahrhundert, nachdem der karolingische Stamm in Deutschland erloschen war, in eine dunkle und schwere Zeit geführt worden. Das Papstthum, das an Nicolaus I. einen streng sittlichen Halt gefunden, war in den Händen einer politischen Faction, in Italien unter der Aegide eines schamlosen Weiberregiments zum sittlichen Scheusal geworden, bis es endlich dem Einschreiten der kaiserlichen Macht (unter den Ottonen) gelang, bessere Päpste, unter ihnen auch deutsche, auf den römischen Stuhl zu bringen und mit ihnen wieder Scham und Zucht dahin zurückzuführen. Dem weltlichen Einflusse aber auf die Papstwahlen, sei es daß er im verderblichen oder im reforma-

torischen Sinne sich geltend machte, dem weltlichen Einfluß überhaupt setzte sich dann im eilften Jahrhundert eine dritte Partei entgegen, wir können sie die hierarchische nennen, die in einem Damiani und Hildebrand ihren Ausdruck gefunden und deren Losungswort war: Befreiung der Kirche von aller weltlichen Einmischung, Abschaffung der Simonie und der Priesterehe. Diese Partei wurde bald die mächtigste. Mit ihr sind wir aus dem Thal der Erniedrigung wieder emporgestiegen auf eine Höhe, welche jene zur Zeit Nicolaus I. bedeutend überragt. Dieselbe Steigung nach oben zeigt sich nicht allein im Papstthum, wir können sie wahrnehmen an allem was damit zusammenhängt, besonders auch am Mönchthum.[1]

Wenn im zehnten Jahrhundert das Mönchswesen bedeutend heruntergekommen war durch Uebergabe der Klöster an die Laienäbte, so hatte es zwar an dem Kloster Clügny in Burgund, das einem Leuchtthurm ähnlich in die stürmische Nacht der Kirche hinaus seine Strahlen sandte, einen sittlichen Halt, aber erst mit dem eilften Jahrhundert fangen die Reformationen an durchzugreifen, bis wir dann später mit der Erscheinung eines Bernhard von Clairvaux das Mönchthum, das zugleich äußerlich sich in weitere Orden verzweigte, einen großartigen Aufschwung werden nehmen sehen. Auch was die Wissenschaft betrifft, so fand sie zwar auch in dem so sehr verschrieenen zehnten Jahrhundert ihre stille Pflege; aber es ist auffallend, wie gerade dieses Jahrhundert, das von politisch-kirchlichen Parteiungen so mächtig bewegt war, in Hinsicht auf die theologische Gedankenbildung stagnirte. Man könnte versucht sein, es als ein Glück zu preisen, daß dieses Jahrhundert keine dogmatischen Streitigkeiten von Belang aufkommen ließ. Aber deutet das nicht eben auf Mangel an geistiger Bewegung? Erst mit dem eilften Jahrhundert wird die Streitigkeit des neunten (über das Abendmahl) wieder aufgenommen durch Berengar; zugleich aber entwickelt sich um eben diese Zeit ein reges theologisches Leben, wie wir dasselbe unter dem Namen der Scholastik bald weiter werden kennen lernen.

Von diesem eilften Jahrhundert haben wir die größere Hälfte bereits hinter uns. Mit dem Jahr 1073, mit dem Hildebrand als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl besteigt, haben wir nun eben jene bedeutende Höhe erreicht, auf der wir werden zu verweilen haben. Es ist nicht eine freundliche Sonnenhöhe, sondern sie ist den heftigsten Stürmen ausgesetzt, aber doch gestattet sie einen reichen Ausblick rückwärts und vorwärts. Ein Mann ist es, eine Persönlichkeit, mit der wir vor allen Dingen uns werden zu beschäftigen haben.

Es giebt ja wohl solche Persönlichkeiten in der Geschichte, die ihre Zeit beherrschen, deren Gestalten vorwärts und rückwärts weisen, deren Namen man nur zu nennen braucht, um eine ganze Welt von Ideen, die an diesen Namen sich knüpfen, in das Gedächtniß zurückzurufen. Eine solche Persönlichkeit ist unstreitig die Gregors VII.

Wir sind dem einflußreichen Mönche Hildebrand schon zu der Zeit begegnet, da zwar Andere auf dem päpstlichen Stuhle saßen, aber wir haben vom Jahr 1046 von der Synode von Sutri an, während der ganzen Regierung Heinrichs III., die Fäden der Kirchenleitung in den Händen dieses Mannes erblickt, der von Stufe zu Stufe stieg, bis er endlich selbst auf der Höhe anlangte, auf der wir ihn nun erblicken. Den 22. April 1073, am Begräbnißtage seines Vorgängers Alexander II., wurde Hildebrand vom Volke in Rom zum Papst ausgerufen. Er selbst hatte zwar nach dem Tode seines Vorgängers ein dreitägiges Fasten angeordnet, und erst nach Verlauf dieser Zeit sollte die Wahl durch die Cardinäle vor sich gehen, wie Nicolaus II. seiner Zeit und zwar nach Hildebrands Gedanken es geordnet. Allein das Volk kam den Cardinälen zuvor. Während der Cardinal Hildebrand mit der Anordnung der Leichenfeierlichkeiten zu Ehren des verstorbenen Papstes beschäftigt war, strömten Kleriker und Laien zusammen, und als die feierliche Procession sich in der Peterskirche einfand, da brachen beide Theile, Geistliche und Weltliche, zusammen in den Ruf aus: „Der heil. Petrus erwählt den Hildebrand zum Papst!“ Hildebrand wollte das Volk beschwichtigen, aber dieses schrie nur immer ärger. Wider seinen Willen — so hatte es wenigstens den Anschein — ward Hildebrand auf den Stuhl Petri gehoben und mit den heiligen Insignien angethan. Nun traten die Cardinäle hervor und sprachen laut in die Versammlung hinein: „Den Archidiacon Hildebrand haben wir zum Papst erhoben, daß er unser beständiger Herr sei und Gregorius heiße; den wollen wir und billigen wir; gefällt er euch?“ Das Volk antwortete: „„Er gefällt uns.““ „Wollt ihr ihn?“ „„Wir wollen ihn.““ „Lobt ihr ihn?“ „„Wir loben ihn.““ Daß die Wahl nicht so ganz ohne Vorwissen Hildebrands vor sich gegangen, ja, daß er schon im voraus sich den Namen Gregor zum Andenken an Gregor VI. auserwählt habe (obgleich dem Scheine nach die Cardinäle den Namen gaben), das liegt so sehr auf der Hand, daß selbst die entschiedensten Anhänger Hildebrands dieß nicht leugnen können.*) — So weit gingen die Sachen in Rom.

*) So Gfrörer in seinem Gregor VII.

Wir wenden uns nun nach Deutschland und fragen, wie wurde hier die Papstwahl aufgenommen? Auf dem Throne Deutschlands saß der junge König Heinrich IV. Es ist nöthig, daß wir seine Jugendgeschichte nachholen, um seine Stellung zum Papste desto richtiger in's Auge zu fassen. Als Heinrich III. im Jahr 1056 das Zeitliche gesegnet, war sein Sohn Heinrich erst sechs Jahre alt. Seine Mutter, die Kaiserin Agnes, übernahm die Regentschaft. Allein die hohen Prälaten des Reiches, Hanno, Erzbischof von Köln und Siegfried von Mainz machten ihr den Rang streitig. Sie gewannen auch den mächtigen Adalbert, Erzbischof von Bremen und außer ihm die weltlichen Fürsten, Ekbert von Braunschweig (Vetter des Königs) und Otto von Nordheim, welchen die Kaiserin Mutter kurz zuvor zum Herzog von Baiern erhoben hatte, für ihren Plan, der auf nichts anderes ausging, als des Weiberregiments sich zu entledigen und das Ruder in ihre Gewalt zu erhalten. Das freundschaftliche Verhältniß, in welchem Agnes zu dem Bischof von Augsburg stand, ward sogar benützt, ihre Tugend zu verdächtigen.

Vor allen Dingen suchte man den Sohn ihren Händen zu entwinden. Es war um Pfingsten 1062, als die Verschworenen auf einem prachtvollen Schiffe, das der Erzbischof von Köln hatte verfertigen und ausschmücken lassen, eine Lustfahrt machten den Rhein hinunter. Man landete auf der Insel des heil. Suidbert zu Kaiserswörth. Dahin war auch von Nimwegen her der junge König mit seiner Mutter gekommen. Hanno, der Erzbischof von Köln, that freundlich mit dem königlichen Prinzen; er lenkte seine Neugierde auf das schöne Schiff und lockte ihn an Bord desselben. Kaum hatte der Knabe das Schiff betreten, als es sich stromaufwärts in Bewegung setzte. Der Knabe, der die List merkte, wollte entwischen, er stürzte sich sogar in die Fluthen; Graf Ekbert aber schwamm ihm nach und brachte ihn wieder in das Schiff zurück, das ihn nun in Köln an das Land setzte. Da sollte er bleiben. Das Volk zeigte sich erst über diese Gewaltthat empört; allein Hanno beruhigte dasselbe mit dem Vorgeben, es sei dieß nöthig gewesen zum Wohl des Landes. Heinrich war damals zwölf Jahre alt.

Die beiden geistlichen Fürsten, Hanno von Köln und Adalbert von Bremen waren keineswegs so gute Freunde, als es den Anschein hat. Sie waren es nur so lange, als sie einander brauchten. Sonst suchte jeder von ihnen das Seinige und ihre Plane durchkreuzten sich vielfach. Hanno hatte den jungen König in strenger Abgeschlossenheit von der Welt gehalten, ohne eine tiefere sittliche Einwirkung auf ihn zu üben. Die kaiserliche Mutter Agnes hatte sich inzwischen in klösterliche Einsam-

keit zurückgezogen; jetzt suchte sie ihren Trost bei Männern der streng-kirchlichen Partei wie Damiani. Adalbert dagegen suchte den jungen König dem Einfluß Hanno's mehr und mehr zu entziehen und ihn unter seine eigene Leitung zu bringen. Und wer war dieser Adalbert? Jedenfalls war er keine gewöhnliche Natur. Schon sein Aeußeres verkündete den seltenen Mann. Er war hochgewachsen, von schöner Gestalt; sein Auftreten machte einen Ehrfurcht gebietenden, seine Freundlichkeit im Umgange einen gewinnenden Eindruck. Er war Weltmann im vollsten Sinne des Wortes und doch mit einem geistlichen Anstriche. Er besaß Geist, Gelehrsamkeit, Energie, aber auch ein hohes Maß von Ehrgeiz. Sein Plan war auf nichts Geringeres gerichtet, als ein nordisches Patriarchat zu gründen als Gegengewicht gegen das südliche zu Rom, gegen das Papstthum. Hierin war er von Heinrich III., bei dem er viel galt, unterstützt worden. — Gewiß lag diesem Gedanken eine große Idee zu Grunde. Wie ganz anders hätte sich der Katholicismus des Mittelalters gestaltet, wenn der Norden ein solches Gegengewicht gegen den Süden gebildet hätte, wenn das germanische Christenthum einen solchen Centralpunkt gehabt hätte, dem romanischen gegenüber. Es sollte nun aber nicht sein, und so scheiterte der Plan.

In seinem Privatleben war Adalbert wohlthätig bis zur Verschwendung; er konnte aber auch gewaltthätig sein bis zur Grausamkeit. In einer Stunde sah man ihn Armen und Pilgrimen die Füße waschen, und Fürsten und Bischöfen mit anmaßendem Hohne begegnen. War er in Leidenschaft, sagt ein Geschichtschreiber der Zeit, so floh man ihn wie einen Löwen, wieder beruhigt glich er einem Lamme.*) An seinem Hofe herrschte große Pracht und Ueppigkeit. Künstler aller Art, Gaukler und Schauspieler gingen reich beschenkt von ihm und begleiteten ihn auf seinen Reisen. — Auch mit geheimen Künsten, mit Magie, Nekromantie und Alchymie hatte er sich abgegeben.**) Seine Erziehungsmaxime, die er nun mit dem königlichen Zöglinge befolgte, lautete bedenklich genug: „Thue," soll er ihm gesagt haben, „was deiner Seele wohlgefällt, nur auf eines sei bedacht, nämlich daß du im Augenblick des Todes den rechten Glauben habest!" — Der Zögling scheint nur zu sehr diese Mahnung beherzigt zu haben. Er ließ seiner Lust den vollen Zügel schießen, und nur mit Bangen sahen die Freunde des Vaterlandes einem König entgegen, der entnervt an Leib und Seele den Thron Deutschlands besteigen sollte. Als daher um Ostern 1065 Heinrich, kaum den Knabenjahren

*) Adam von Bremen (bei Voigt S. 84).

**) Gfrörer II. S. 103.

ntwachsen, mündig erklärt und zu Worms mit dem Schwerte war umgürtet worden, hielten die deutschen Fürsten eine Versammlung zu Tribur bei Mainz. Sie erklärten dem jungen König offen, er habe die Wahl, entweder sich von Adalbert loszusagen oder auf die Krone zu verzichten. Für den Augenblick wählte Heinrich das Erstere. Nun stieg wieder Hanno in seinem Ansehen. Adalbert aber starb den 16. März 1072 in Goslar im Beisein des Königs. Aber Heinrich konnte seiner Regierung nicht froh werden. Die Sachsen in Thüringen, die er durch eine Regierungsweise vielfach gereizt hatte, empörten sich zu wiederholen Malen. — Wir müssen darüber auf die politische Geschichte verweisen, die wir hier nicht verfolgen können. Näher die Kirchengeschichte berührend ist Folgendes: Heinrich hatte sich mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Otto von Susa ohne innere Neigung und nur auf Anderer Wunsch hin verheirathet; er suchte wieder geschieden zu werden. Der Erzbischof von Mainz, Siegfried, versprach ihm dazu behülflich zu sein, wenn er dagegen die Thüringer zwinge, dem Erzbischof den Zehnten zu zahlen, den sie ihm verweigerten. Dieser Ehescheidung trat aber der päpstliche Legat Damiani entgegen und drohte dem Erzbischof von Mainz mit allen kirchlichen Strafen, wenn er sich unterstehe dieselbe zu vollziehen. Ja, Damiani trat auf einem Fürstentag zu Frankfurt persönlich gegen den König und seine Scheidungsgelüste auf. Die Fürsten traten ihm bei, und Heinrich mußte sich entschließen, seine Gattin bei sich zu behalten. Damit war aber der Zunder der Empörung noch nicht erstickt. Otto von Baiern und Rudolf von Schwaben schürten das Feuer auf's neue an, das bald in helle Flammen ausbrach. Papst Alexander II. machte sich diese Stimmung zu nutze. Er lud Heinrich nach Rom, damit er sich der Simonie wegen verantworte; allein Alexander, der übrigens, wie wir wissen, dem Hildebrand als Werkzeug gedient hatte, starb darüber, und nun hatte es Heinrich mit diesem, d. h. mit Gregor VII. zu thun. Vor allen Dingen handelte es sich um die Anerkennung der ohne des Königs Zustimmung geschehenen Papstwahl. Sowie Heinrich von derselben Kunde erhalten, sandte er den Grafen Eberhard von Nellenburg nach Rom, um die Sache zu untersuchen. Gregor suchte sich so gut als möglich zu entschuldigen, er soll sogar den König selbst gebeten haben, die Wahl vorerst nicht zu bestätigen; er legte sich auch einstweilen noch nicht förmlich den üblichen Papsttitel bei. Das war eine Formsache. Bald brach der Streit zwischen den beiden Gewalten in ernstlicher Weise aus. Wir wissen, wie Gregor schon als Hildebrand der Simonie, d. h. dem Handel mit geistlichen Aemtern und Gütern entgegenwirkte, und

ebenso war er ein entschiedener Gegner der Priesterehe. Diesen beiden Gebrechen der Kirche, wie er es ansah, wollte er nun als Papst von Grund aus begegnen. Gleich in der ersten Fastenwoche des Jahres 1074 hielt er eine Synode in Rom, worin er alle diejenigen ihrer Stellen verlustig erklärte, die durch Simonie an dieselben gelangt seien, und ebenso sprach er sich mißbilligend aus gegen die verehlichten Geistlichen. Das Volk, gebot er, soll sich von diesen keine geistlichen Functionen gefallen lassen. Ganz dieselben Grundsätze, wie sie jene Demagogen in Mailand (die Patariner) ihres Orts geltend gemacht hatten! Die päpstlichen Verordnungen machten großes Aufsehen. Die Geistlichen in Frankreich erklärten, wenn dem Papst die Menschen zu schlecht seien zu Priestern, so solle er sich Engel vom Himmel kommen lassen. Aber Gregor ließ sich nicht irre machen. Er schritt voran in seinem System. Hatte er bis dahin die Simonie im Allgemeinen verpönt, so erließ er nun das Jahr darauf (1075) die berühmte Verordnung gegen die Laieninvestitur, d. h. es sollte fürderhin kein Bischof, kein Abt von irgend einem weltlichen Herrn, weder von einem Kaiser, noch einem König, einem Herzog, einem Grafen oder Markgrafen oder welchen Namen er trage, seine Stelle sich geben oder in sein Amt durch Belehnung sich einführen lassen. Die Sache ließ nun allerdings eine verschiedene Betrachtung zu. Indem die Bischöfe und Aebte Ländereien aus der Hand der weltlichen Herren als Lehen empfingen, waren sie die Vasallen derselben und mußten sich, wie die übrigen, der Ceremonie der Belehnung unterwerfen. Ihr geistliches, ihr kirchliches Amt als solches konnten sie gleichwohl nicht von der weltlichen Macht empfangen, sondern von der Kirche. Die bei der geistlichen Investitur üblichen Symbole von Stab und Ring deuteten ja auch von selbst auf das Geistliche. Gregor wollte aber in keiner Weise, daß die Geistlichen der Menschen Knechte würden, er wollte zunächst dem schnöden Handel mit geistlichen Gütern dadurch den Riegel schieben, daß er für die Kirche zurückforderte, was Sache der Kirche war; aber dann hätten freilich auch die Geistlichen verzichten sollen auf den Genuß der irdischen Güter, mit denen zu belehnen doch offenbar in der Macht des Königs oder des Landesherrn stand. Hier stießen sich nun eben die beiden Interessen, das geistliche und das weltliche. An eine gütliche Lösung war nicht zu denken. Zu tief griff des Papstes kategorischer Entscheid in die Gewohnheiten und (insofern Gewohnheit ein Recht begründet) in die Rechte des Königs. Natürlich daß der König protestirte, und ihm stimmten auch die meisten der deutschen Bischöfe bei, die auch ihre Ehre gekränkt, ihre bisherige Stellung gefährdet und verrückt sahen.

Heinrich hatte, solange er von den Sachsen sich bedroht sah, keine Schritte gethan. Jetzt aber hatte er, durch eben erfochtene Siege, namentlich durch den Sieg bei Hohenburg an der Unstrut über die Sachsen (1075), neues Vertrauen gefaßt. Er lebte mit seinen Räthen, die Gregor in den Bann gethan, fortwährend in vertrautem Umgang. Schon das war strafbar in den Augen des Papstes. Gregor ließ ihn am Weihnachtsfeste 1075, als er eben in Goslar, dem Lieblingssitze der Salier, weilte, durch päpstliche Legaten nach Rom fordern, um sich zu verantworten. Allein Heinrich achtete dessen nicht. Er ward in seinem Trotz bestärkt, als ein vom Papst entlassener Cardinal, Hugo Blanco, nach Deutschland kam und die Stimmung daselbst gegen den Papst aufzuwiegeln suchte. Auf einem Reichstage, den der König 1076 zu Worms halten ließ, trat dieser Hugo mit einer Menge von Beschuldigungen gegen Gregor auf und drang auf dessen Absetzung, da er ohne des Königs Zustimmung auf den päpstlichen Stuhl gelangt sei. Die Rede fand Anklang und die Versammlung beschloß das Absetzungsurtheil über Gregor zu sprechen. Nur zwei Bischöfe, Adalbert von Würzburg und Hermann von Metz widersetzten sich dem Beschlusse, während der Bischof Wilhelm von Utrecht besonders heftig auf die Absetzung drang. Es ward nun ein Schreiben an Gregor erlassen, das mit den Worten begann: „Heinrich von Gottes Gnaden, dem Hildebrand, der nicht mehr Papst ist, sondern ein falscher Mönch.“ „Einen solchen Gruß,“ fährt das Schreiben fort, „hast du verdient. Du hast die Bischöfe und Priester wie Knechte mit Füßen getreten und dir dadurch Gunst beim Pöbel erworben.“ Dabei berief sich der König darauf, daß er seine königliche Würde von Gottes, nicht von des Papstes Gnaden erhalten habe, während er den Papst beschuldigte, er sei durch Bestechung auf den Stuhl Petri gelangt. „Darum,“ schließt er das Schreiben, „steig herab, der du durch diesen Bann und das Urtheil unserer Bischöfe verurtheilt worden bist und überlasse den apostolischen Stuhl einem Andern, der die Religion durch keine Gewaltthätigkeiten verunreinigt und Petri gesunde Lehre vorträgt. Ich, der König Heinrich von Gottes Gnaden und alle unsere Bischöfe gebieten dir, steige herab! steige herab.“ — Dieser Brief kam gerade zur Fastenzeit nach Rom, als Gregor wiederum seine Synode hielt. Er ließ denselben ruhig vorlesen. Ein lauter Schrei des Unwillens erhob sich in der Versammlung. Sofort wurde beschlossen, den Bann über den König und über alle die auszusprechen, die ihn zu solch frevelhafter That verleitet hätten. Die Bannbulle verdient mitgetheilt zu werden. Sie ist in Form eines Gebets an den Apostelfürsten Petrus abgefaßt:

„Seliger Petrus, Fürst der Apostel, neige doch deine frommen Ohren zu uns und höre mich, deinen Knecht, den du von seiner Kindheit an ernähret und bis auf den heutigen Tag von der Gewalt der Bösen befreit hast, die mich wegen meiner Treue gegen dich gehaßt haben und noch hassen. Du und meine Gebieterin, die Mutter Gottes und der selige Paulus, dein Bruder, und alle Heiligen sind meine Zeugen, daß mich deine heilige römische Kirche wider Willen zu ihrer Regierung hingezogen hat und daß ich es nicht für einen Raub geachtet, auf deinen Stuhl zu steigen, daß ich vielmehr mein Leben lieber als ein Pilgrim habe endigen wollen, als deine Stelle aus weltlichem Ehrgeiz an mich reißen. Ich glaube daher, daß es dir aus Gnaden und nicht um meiner Werke willen gefallen hat und noch gefällt, daß mir das christliche Volk, welches mir ganz besonders anvertraut worden, auch besonders als deinem Statthalter gehorche und daß mir deinetwegen von Gott die Gewalt im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen ertheilt worden ist. In diesem Vertrauen, zur Ehre und Beschützung der Kirche, verbiete ich im Namen des allmächtigen Gottes, Vaters, Sohnes und heil. Geistes, kraft deiner Gewalt und deines Ansehns dem König Heinrich, Sohn des Kaisers Heinrich, der sich mit unerhörtem Stolze gegen die Kirche aufgelehnt hat, die Regierung des ganzen deutschen und italischen Reiches und spreche alle Christen von der eidlichen Verbindung los, die sie ihm geleistet haben oder leisten werden, untersage auch, daß ihm niemand als König diene; denn wer die Ehre deiner Kirche zu verringern sucht, der verdient auch die Ehre zu verlieren, die er zu haben scheint. Und weil er als ein Christ nicht hat gehorchen wollen und nicht zu Gott, den er verlassen hat, zurückgekehrt ist, sondern vielmehr mit Gebannten Gemeinschaft hat, viele Ungerechtigkeiten begangen, die Ermahnungen, welche ich ihm zu seinem Heil unter deinem Zeugnisse überschrieben habe, verachtet und sich von deiner Kirche, recht in der Absicht sie zu spalten, getrennt hat, so binde ich ihn statt deiner mit den Banden des Bannes, und im Vertrauen auf dich binde ich ihn dergestalt, daß die Völker es wissen und erfahren, daß du bist Petrus und daß der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

Außer dem Könige wurden auch der Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Wilhelm von Utrecht und Ruprecht von Bamberg mit dem Banne belegt. Die übrigen Bischöfe, die an dem Wormser Beschlusse theilgenommen, wurden blos stillgestellt; es wurde ihnen Zeit gelassen Buße zu thun und Genugthuung zu leisten.

Erstaunen war es, was die Meisten ergriff beim Anhören dieser Bulle. Auch treue Anhänger des Papstes fragten sich, ob der Papst das Recht habe, die Unterthanen eines Königs ihres Eides zu entbinden? Hieß das nicht den Aufruhr sanctioniren? Derselbe Bischof von Metz, der Bedenken getragen, in die Absetzung des Papstes zu stimmen, konnte nun eben so wenig in den umgekehrten Gedanken sich finden, daß der Papst den König entsetze. Aber die päpstliche Sophistik hatte eine Antwort auf diese Zweifel. Hatte nicht Zacharias zu seiner Zeit den letzten König der Merovinger wenigstens entthronen helfen? hatte nicht schon der heil. Ambrosius in Mailand den Kaiser Theodos von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen? ja, hatte nicht einst Samuel den Saul verworfen? Solche Vorgänge wurden nun benützt, auch das gutzuheißen, was über deren Tragweite hinausging. — Von den deutschen Bischöfen, die an dem Wormser Beschlusse theilgenommen, krochen die Einen zum Kreuze, die Andern aber versammelten sich zu Mainz, um gegen den Bann des Papstes zu protestiren. Niemand aber hatte größere Freude an dieser Bannbulle, als die politischen Feinde Heinrichs. Jetzt erschienen ja alle Schritte gegen das Oberhaupt des Reiches gerechtfertigt; jetzt handelten sie im Namen Gottes, wenn sie den gebannten König vom Throne stürzten. Die Herzoge Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, Berthold von Kärnthen und einige päpstlich gesinnte Bischöfe mit ihnen beschlossen eine Versammlung zu Tribur zu halten den 16. October 1076. Auf dieser Versammlung erschienen auch päpstliche Legaten. König Heinrich dagegen stellte sich mit seinem Heer in Oppenheim auf. Schon sollte das Absetzungsurtheil über Heinrich gesprochen werden, als noch ein Vergleich versucht wurde. Der König mußte versprechen am Feste Mariä Reinigung des folgenden Jahres in Augsburg zu erscheinen und sich dort zu verantworten; unterdessen aber sollte er aller Regierungsgeschäfte sich enthalten und in der Stille zu Speier verweilen. Aber, merkwürdig! Heinrichs Trotz schlug nachgerade in Verzagtheit um; er fing an unruhig zu werden in seinem Innern. Die ihm gestellte Frist schien ihm zu lange, es drängte ihn, seine Seele vom Druck des Bannes zu entlasten. Mitten im kältesten Winter, kurz vor Weihnachten, entschloß er sich, die eben so gefährliche als beschwerliche Reise nach Rom zu unternehmen und den Papst um Lösung des Bannes zu bitten. Da die üblichen Pässe nach Italien von seinen Feinden besetzt waren, so mußte er den Umweg über den Mont Cenis nehmen. Die Wege waren unbrauchbar geworden: sie mußten erklommen werden; über die schwierigsten Stellen mußten die Königin und ihre Frauen, welche den König be-

gleiteten, auf Rinderhäuten geschleppt werden; die meisten Pferde kamen um auf dem Zuge; die noch übrigen mußte man mit zusammengebundenen Beinen an Stricken über die Abhänge herunterlassen. Es war eine klägliche Römerfahrt! Inzwischen aber hatte auch der Papst von Rom sich aufgemacht, um persönlich nach Augsburg zu reisen. Als er von dem Uebergang des Königs über die Alpen hörte, getraute er sich nicht seine Reise weiter fortzusetzen; denn in der Lombardei hatte Heinrich viele Anhänger. Gregor zog sich also in der Schloß Canossa zurück, das seitwärts ablag und das seiner Freundin und Gönnerin, der Gräfin Mathilde gehörte. Mehrere der büßenden Bischöfe und Laien erschienen hier, um sich die Absolution ertheilen zu lassen, und auch Heinrich ließ sich melden, nachdem er Mathilde um ihre Fürsprache ersucht hatte. Gregor erklärte erst, er könne nichts vornehmen, da die Sache in Augsburg müsse verhandelt werden. Endlich wurde Heinrich gestattet, sich in der Gestalt des Büßenden zu nähern, wenn er wahrhafte Reue empfinde und zu ernstlicher Buße entschlossen sei. Nicht in königlichem Schmucke, sondern barfuß, wie es dem Büßenden geziemte, und im wollenen Hemde sollte der gebannte König vor den Statthalter Christi treten, in dessen Macht es stand, zu binden und zu lösen. Und so geschah es. Drei Tage verharrte Heinrich in diesem Aufzuge im innern Zwinger des Schlosses, bis es dem Papst am vierten Tag (am 29. Januar 1077) gefiel, ihm Gehör zu geben. Der Papst selbst hat es gestanden, daß Viele sein Benehmen ein hartes genannt hätten; er sah darin die nothwendige apostolische Strenge. Bis auf den letzten Tropfen sollte der gedemüthigte König den Kelch kosten, den die strafende Hand des Papstes ihm eingeschenkt, und darin noch obendrein eine Gnade erkennen, und nur sparsam sollten die Tröstungen ihm zufließen auf eine zu hoffende Versöhnung hin. Auch diese wurden ihm nur unter den härtesten Bedingungen in Aussicht gestellt. Heinrich mußte versprechen, sich bis auf die Versammlung in Augsburg hin aller Regierungsgeschäfte zu enthalten und sich in allen Dingen dem päpstlichen Urtheil zu unterwerfen, ohne irgend einen Groll gegen den Papst zu hegen. Nachdem er dieses Versprechen geleistet, sprach ihn der Papst vom Banne los. Zum Zeichen des Friedens ließ er ihn das heilige Abendmahl genießen und theilte mit ihm die Hostie. „Ich weiß wohl," sprach er, „daß mich Viele beschuldigen, ich sei auf unrechtem Wege, ich sei durch Simonie zu meinem Amte gelangt; allein ich rufe Gott zum Zeugen an, daß es dem also nicht ist. Zum Zeichen meiner Unschuld nehme ich jetzt den Leib des Herrn, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig,

oder mit plötzlichem Tode vertilge, wenn ich schuldig bin." Und nun genoß er die Hostie mit der größten Seelenruhe. Er verlangte von Heinrich, daß er ein Gleiches thue, daß auch er dem Gottesurtheil sich unterwerfe. Heinrich aber wich der Forderung aus und verabschiedete sich vom Papste.

Der Tag, der zur Verantwortung Heinrichs in Augsburg angesetzt war, ging indessen vorüber. Der Gang der Begebenheiten nahm eine neue Wendung. Die Gegner Heinrichs in Deutschland hatten die Aussöhnung mit dem Papste nur ungern gesehen. Der Erzbischof von Mainz und mit ihm noch andere Fürsten schrieben einen Tag nach Forchheim aus und luden den Papst ein, zu erscheinen; desgleichen Heinrich. Allein dieser zeigte keine Lust. Schon fing er an seinen Schritt zu bereuen und auf's neue eine feindliche Stellung gegen den Papst einzunehmen. Dieser ließ daher den versammelten Fürsten sagen, er könne weder vorwärts noch rückwärts, er sei in Canossa eingeschlossen, von Heinrichs Kriegsheer umringt. Das war Grund genug für die Fürsten, an der Aufrichtigkeit der Buße Heinrichs zu zweifeln, Grund genug, das Absetzungsurtheil nun wirklich über ihn auszusprechen. An die Stelle des Entsetzten wurde dessen Schwager, der Herzog Rudolf von Schwaben (Graf Rudolf von Rheinfelden) gewählt. Es wurde ihm gleich bei der Wahl zur Bedingung gemacht, kein Bisthum für Geld oder aus Gunst und Freundschaft zu vergeben, sondern der Kirche ihre freie Wahl zu gestatten. Nun brach Heinrich unverzüglich nach Deutschland auf. Sein Heer verstärkte sich bald. Rudolf sah sich genöthigt, in das nördliche Deutschland sich zurückzuziehen. Erst 1078 rückte er wieder nach Franken vor. Die Schlacht bei Melrichstadt entschied nichts. Rudolf behauptete sich im nördlichen, Heinrich im südlichen Deutschland. Gregor erklärte sich für keine Partei. Er bat erst um sicheres Geleit, damit er nach Deutschland kommen könne; dann wolle er an Ort und Stelle entscheiden. Noch einmal zogen im Jahr 1080 beide Heere wider einander. In der Schlacht bei Fladenheim (Thüringen) gewann Rudolf durch seinen Verbündeten, Otto von Nordheim, den Sieg. Erst auf die Nachricht von diesem Siege hin erklärte sich Gregor zu Gunsten des Siegers und sprach die Absetzung über den unterlegenen Heinrich. Dieser aber ließ dießmal den Muth nicht sinken. Er sammelte die ihm getreuen Bischöfe nach Brixen im Tyrol, und hier ließ er den Papst als einen betrügerischen Mann, auf den man sich nicht verlassen könne und der Kirche und Reich verwirre, absetzen. Groß war die Zahl der Verbrechen, die ihm zur Last gelegt wurden. Auch Kirchenraub und Mordbrand, ja Zauberei

und Ketzerei wurden ihm schuldgegeben; letzteres darum, weil er Berengars Lehre vom Abendmahl halb und halb in Schutz genommen (vergl. Vorl. 9). An Gregors Stelle ward der Bischof Guibert von Ravenna gewählt, der sich Clemens III. nannte. So stand im Reich ein König dem andern, ein Papst dem andern gegenüber. Trauriges Wirrsal in weltlichen und geistlichen Dingen! Nochmals zog Heinrich seinem Nebenbuhler entgegen. Die Heere stießen an der Elster, in der Gegend von Merseburg zusammen. Den 15. October 1080 erfolgte die entscheidende Schlacht. Heinrichs Heer unterlag, aber Rudolf wurde tödlich verwundet und starb. Der Papst soll geweissagt haben, der falsche König werde noch in demselben Jahre sterben; nun aber starb gerade der König, den er beschützte. Grund genug für die Gegner des Papstes, um diesen als einen Lügenpropheten zu bezeichnen. Nach Rudolfs Tode rüstete Heinrich zu einem Zug nach Italien. Dort hoffte er noch gute Freunde zu finden. Man rieth daher Gregor, sich mit dem König auszusöhnen. Aber Gregor wollte von Versöhnung nichts wissen. Er hatte eine Stütze erhalten an dem tapfern Normannenherzog Robert Guiscard. Diesen hatte er zwar früher in den Bann gethan, aber jetzt konnte er auf ihn und sein Schwert zählen. Heinrich ging über die Alpen und drang bis nach Rom vor (1081). Er belagerte die Stadt längere Zeit vergebens. Erst 1083 gelang es ihm, den Theil jenseit des Tiber einzunehmen. Nun bot er dem Papst selbst die Hand zum Frieden. Dieser schlug sie aus. — 1084 öffneten die Römer dem König die Stadt. Gregor flüchtete sich in die Engelsburg. Clemens III. aber, der königliche Papst, wurde feierlich eingesetzt und er selbst krönte hinwiederum Heinrich IV. zum Kaiser. Inzwischen waren in Deutschland neue Unruhen ausgebrochen. Herrmann von Salm aus dem Hause Luxemburg war an die Stelle des gefallenen Rudolf zum Gegenkönig gewählt worden, und Ekbert von Sachsen war ihm beigetreten. Dieß erforderte die Gegenwart Heinrichs in Deutschland. Er machte sich also auf und ließ eine Besatzung vor der Engelsburg liegen. Kaum hatte aber der Kaiser sich aus Italien entfernt, als Robert Guiscard zum Entsatz herbeieilte. Er drang in die Stadt ein und befreite den Papst Gregor. Dieser hielt nun sofort eine Synode, auf welcher er sowohl den Gegenpapst Clemens III. als den von ihm gekrönten Kaiser Heinrich und dessen Anhänger mit dem Bann belegte. Er selbst aber blieb nicht in Rom. Er begab sich nach Salerno, wo er den Rest seiner Tage in Betrachtung göttlicher Dinge zubrachte. Vom Januar bis Mai 1085 nahm die Erschöpfung seiner körperlichen Kräfte so zu, daß

er sich genöthigt sah, die ihm getreuen Cardinäle und Bischöfe um sich zu versammeln und, indem er ihnen den apostolischen Segen ertheilte, sich von ihnen zu verabschieden. „Geliebte Brüder!“ sagte er, „ich will keine meiner Thaten sehr rühmen, aber dennoch vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt und Gottlosigkeit gehaßt habe.“ Nun erhob er seine Augen gen Himmel und sprach: „Ich steige dort hinauf und übergebe euch mit flehenden Bitten dem gnädigen Gott.“ Um seine Meinung wegen eines Nachfolgers befragt, nannte er drei zur Wahl fähige Männer, den Cardinal Desiderius, Abt auf Monte Cassino, den Cardinal Bischof Otto von Ostia, und Hugo, Bischof von Lyon. Noch wurde er gefragt wegen der Excommunicirten, ob er den Einen oder Andern vom Banne zu lösen gesonnen sei? Er antwortete: „Außer Heinrich, welchen sie König nennen, außer Guibert, der den Stuhl zu Rom überfallen und allen denen, die durch Rath und Beistand deren Schlechtigkeit und gottlosen Sinn begünstigen, absolvire und segne ich alle Menschen, die da unbezweifelt glauben, daß ich die besondere Macht an der Apostel Petri und Pauli Statt habe. Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Unrecht gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung.“ Darauf antwortete einer der umstehenden Bischöfe: „Du kannst nicht in der Verbannung sterben, denn du hast an Christi und der Apostel Statt durch göttliche Fügung die Völker zum Erbtheil und die Grenzen der Erde zum Besitzthum empfangen!“ Gregor VII. starb den 25. Mai 1085, nachdem er 12 Jahre 1 Monat und 3 Tage den päpstlichen Stuhl innegehabt. Seine Leiche ward zu Salerno in der Kirche des heil. Matthäus, die er kürzlich eingeweiht hatte, beigesetzt.

Wir haben sein Leben bis dahin nur betrachtet im Kampfe mit dem König von Deutschland, Heinrich IV., und das ist auch das wichtigste. Aber noch ist ein kurzes Wort zu sagen über seine Stellung zu andern Ländern.

Gleich nach seinem Regierungsantritt hatte er einen Legaten nach Spanien gesandt, um die Fürsten, die dort gegen die Sarazenen rüsteten, davon abzumahnen. Spanien, behauptete er, sei von jeher ein Eigenthum des heil. Petrus gewesen. Nur wer zu Ehren des heil. Petrus in das Land ziehen, es also für Rom erobern wolle, der habe den Schutz des Himmels und den Segen des apostolischen Stuhls zu gewärtigen; wer aber für seinen eigenen Vortheil hinziehe, dem werde solches zum Verderben gereichen. — Auch gegen Philipp, König von Frankreich, nahm er sofort eine drohende Stellung an. Er forderte die französischen Bischöfe auf, ihren König zur Buße zu ermahnen, sonst werde er ihn

unfehlbar in den Bann thun. An Wilhelm den Eroberer, der sich Englands bemächtigt hatte, sandte er einen Legaten, der den König auffordern sollte, dem Papst Treue zu schwören und ihm den Petersgroschen zu bezahlen, eine Abgabe wozu die englischen Könige sich schon in früherer Zeit verpflichtet hatten.*) Bei diesem Anlaß sagte er, die päpstliche Würde verhalte sich zur königlichen wie die Sonne zum Mond. — Wilhelm versagte die Huldigung, das Geld schickte er.**) Wilhelm trieb es in England mit der Laien-Investitur so weit als nur immer ein Fürst auf dem Continent. Er setzte nach Gutdenken Prälaten ein und ab und erklärte sich auf's bestimmteste, er wolle alle Hirtenstäbe Englands in seiner Hand behalten. Er verbot auch seinen Bischöfen ohne seine Einwilligung nach Rom zu gehen. Die Ehelosigkeit der Geistlichen, die schon früher von dem Erzbischof von Canterbury, Dunstan, betrieben worden war, wurde zwar auf einem Concil zu Wincester 1076 zum Gesetz erhoben, aber nicht mit der Strenge durchgeführt, wie der Papst es wünschte. Als Gregor sah, daß er vor der Hand in England nichts ausrichte, zog er seinen Gesandten zurück und drohte mit dem Bann; aber es blieb bei der Drohung. Gregor wollte nicht zu viel Feinde auf einmal und so verfuhr er gegen Wilhelm von England weit schonender, als gegen Heinrich. Dem König Salomo von Ungarn machte Gregor Vorwürfe, daß er sein Reich vom Kaiser zu Lehen trage, während Ungarn dem päpstlichen Stuhle zinsbar sei. — Nach allen Seiten suchte Gregor seine Fäden anzuspinnen; er correspondirte mit Dänemark, Norwegen, Polen, Rußland und überall hin gingen seine Legaten. Selbst auf Asien und Afrika, mithin auf alle damals bekannten Erdtheile hat er mit Rath und That eingewirkt, obgleich der eigentliche Angelpunkt seiner Thätigkeit das deutsche Reich war. Wie er übrigens alles Ernstes beflissen war, den Königen dieser Welt ihre Christenpflicht an's Herz zu legen, davon möge als Beispiel dienen der Brief, den er am 15. Dezember 1078 an den König Olaf von Nor-

*) Diese Abgabe des Petersgroschens oder Peterspfennigs (denarius, census S. Petri) soll zuerst der König Ina von Wessex (725) gezahlt haben. Indessen ist diese Nachricht unverbürgt. Gewiß ist, daß König Offa von Mercien († 796) sich gegen den päpstlichen Stuhl zu einer Abgabe verpflichtete, von der man jedoch nicht weiß, ob sie von da an regelmäßig entrichtet wurde. Erst unter Edgar (nach der Mitte des 10. Jahrhunderts) ward es Gesetz, daß was früher in Form einer freien Liebessteuer, nun als jährliche Abgabe von jedem freien Manne gefordert wurde.

**) Fidelitatem facere, lauten die Worte des Königs, nolui nec volo, quia nec ego promisi nec Antecessores meos Antecessoribus tuis id fecisse comperio. (Baron. Annal. ad ann. 1079.)

ıegen schrieb: *) „Der Herr hat gesprochen: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham, Isak und Jakob im Reiche :r Himmel zu Tische sitzen (Matth. 8, 11). Du, o König, und dein Volk wohnet an den äußersten Grenzen der Erde, und ihr seid von den tzten, welche in das Reich Gottes aufgenommen wurden. Eilet, beeißiget euch, daß jener Spruch an euch in Erfüllung gehe. Euer Ziel i Glaube, Liebe, Hoffnung. Stets schwebe euch der Gedanke vor, wie ergänglich die Herrlichkeit dieser Welt ist, und daß ihr Besitz schwere erbindlichkeiten auferlegt. Der Gebrauch, den ihr von eurer Herrlichit macht, bestehe darin, daß ihr den Unterdrückten beistehet, daß ihr Wittwen und Waisen schützet, daß ihr unbestechlich richtet, und das Recht icht nur da, wo euch kein Widerstand entgegentritt, sondern auch mit gener Gefahr unerschütterlich behauptet. Wenn ihr auf dieser Bahn andelt, so werdet ihr aus dem irdischen Reiche in das himmlische, aus em trügerischen Glanze der Zeitlichkeit zur ewigen Freude gelangen." — Weiser, kräftiger, würdiger konnte ein christlicher Bischof gewiß nicht an nen König schreiben.

Gerechtigkeit und, wo es nöthig war, auch Strenge nach innen zu ben war das unabläßige Bemühen Gregors. Ich führe nur ein Beiiel an. Den Bischof Hermann von Bamberg, der um's Jahr 1065 urch Simonie an seine Stelle gekommen war, ließ er ohne Gnade und Barmherzigkeit absetzen und wies die Vermittlungsversuche des Erzischofs Siegfried von Mainz von der Hand. Wer da glaubte, bei Gregor iit Bestechung etwas auszurichten, der irrte sich. Gregor war unestechlich, denn er hatte wahrlich nicht eines Knechtes Seele.

Suchen wir nun sein System, das mit seinem Charakter so innig ısammenhing, etwas näher zu beleuchten!

Freiheit, Unabhängigkeit der Kirche von allem weltlichen Einfluß, das war sein oberstes Princip, das das Ideal, das er verfolgte nd das er mit allen Mitteln zu erreichen strebte. Freilich war ihm die Kirche Christi keine andere als die Kirche Roms. Und so fühlte er sich icht nur berechtigt, sondern verpflichtet, für die Unabhängigkeit er Kirche in dem Sinne zu kämpfen, daß er die Ehre und Unverletzbarit des römischen Stuhles wahrte. Darin glaubte er sich niemand erantwortlich als Gott allein. Aber verantwortlich glaubte er sich llerdings. Unmöglich kann man in alle dem, was er hierüber öffentich und in Briefen gesprochen, bloße Heuchelei sehen. Es war seine

*) Gfrörer II. S. 494.

innigste Ueberzeugung, daß er seine Mission von Gott empfangen habe, und diese Mission bestand ihm eben darin, die Kirche aus der Schmach weltlicher Tyrannei zu retten und alle Herrschaft der Menschen der Gottesherrschaft dienstbar zu machen, als deren Vertreter er sich ansah. Dieß erhöhte freilich sein Selbstgefühl, das mit dem Amtsgefühl eins war, in's ungeheuerliche. Wir haben schon gehört, wie er die päpstliche Würde der Sonne, die königliche dem Monde verglich, der sein Licht von der Sonne empfängt. Noch Stärkeres behauptet er anderwärts und sucht es sogar aus der Schrift zu beweisen. Nirgends lesen wir in der Bibel von Kaisern und Königen, die Heilige gewesen und Wunder verrichtet hätten. Und dasselbe erhellt auch aus der weitern Geschichte der Kirche. Wo giebt es Kaiser und Könige, die einem Martin von Tours, einem heil. Antonius, einem heil. Benedict von Nursia an die Seite zu stellen wären? Wo haben Kaiser und Könige Todte erweckt, Aussätzige geheilt, Blinden das Gesicht wiedergegeben? — Die größten christlichen Herrscher, wie Constantin der Große, wie Theodosius, wie Karl der Große, waren nur dadurch groß, daß sie der Kirche gedient. Der Kaiser ist nur der Lehnsträger des Papstes und kann von ihm wieder entfernt werden, wenn er seine Pflicht versäumt, wenn er gegen die Gottesherrschaft sich auflehnt. Wie alles Menschliche dem Göttlichen sich unterordnen muß, so ist die weltliche Gewalt der geistlichen untergeordnet, ja sie ist gleichsam nur der Ausfluß von dieser. So löst sich der Dualismus von geistlichem und weltlichem Regimente nach Gregors Anschauungen in dem päpstlichen Monismus, der päpstlichen Alleinherrschaft auf. „Der Geistliche richtet alles und wird von Niemand gerichtet," sagt der Apostel (1 Cor. 2, 15). Diesen Ausspruch hatte sich die Priesterschaft schon längst zu nutze gemacht, indem nur ihre Glieder als Geistliche sich betrachteten. Aber dieses Priestervorrecht nahm nun wieder der Papst im höchsten Sinne für sich in Anspruch. Die Logik war sehr natürlich, sobald einmal die Vordersätze zugegeben waren und zwar im päpstlichen Sinne aufgefaßt. Alles in der Welt gehört vor Christi Richterstuhl, warum also nicht vor den Richterstuhl seines Statthalters? Die Kirche hat zu lehren, zu strafen, zu mahnen, zu richten. Sie ist der sichtbare Finger Gottes. Nun aber ist die Kirche keine andere als die Kirche zu Rom. Alle andern Kirchen der Christenheit sind gleichsam nur ihre Töchter. Kraft des dem Petrus übertragenen Schlüsselamtes hat der Papst die Macht, geistliche und weltliche Fürsten ein- und abzusetzen. Das alles folgt mit eiserner Consequenz aus der einmaligen Voraussetzung.

Wir würden aber das System Gregors falsch verstehen, wenn wir glaubten, er habe jene despotische Willkür für seine Person in Anspruch genommen, wie sie etwa später die weltliche Despotie ausgesprochen hat in dem Satze: „Der Staat bin ich" und „solches ist mein Belieben." — Gregor unterwarf sich mit seiner ganzen Persönlichkeit dem Gesetz der Gottesherrschaft, dem er Andere unterwarf. Er kannte nicht nur päpstliche Rechte, er kannte auch päpstliche Pflichten. Und wie es nun heilige Pflicht ist des Stuhles zu Rom, das Böse zu strafen, so muß auch von ihm alles gute Exempel, alle Erleuchtung und Erbauung ausgehen. Gregor stellte in dieser Hinsicht die strengsten Forderungen an sich selbst. Er hatte Respekt vor seinem Amte, Respekt vor seiner eigenen Person, die der Träger dieses heiligen Amtes war. Der Papst unterwarf sich dem Papste. Wie er unbestechlich war, so war er auch der Schwelgerei, der Ueppigkeit und all den gemeinen Wollüsten unzugänglich, mit denen so manche Päpste vor und nach ihm ihre Würde befleckt haben. Was böse Zungen über sein Verhältniß zur Gräfin Mathilde gesprochen, ist von einer unbefangenen Geschichte schon längst als Verleumdung zurückgewiesen worden. Im Gegentheil lernen wir aus dem Briefwechsel mit Mathilde Gregor als einen Mann kennen, der ihrer christlichen Tugend die rechte evangelische Richtung zu geben wußte, wenn er sie und ihre Mutter Beatrix daran erinnerte, daß Fasten und Nachtwachen und andere sogenannte gute Werke bei Gott kein Verdienst, und wie nur die wahre Liebe, wie sie vom Himmel auf Erden gekommen, um unser Elend zu tragen, wie nur diese wahre Liebe die Mutter aller Tugenden sei.*) — Wir sind weit entfernt, aus Gregor einen Heiligen zu machen und sind nicht blind gegen die Schattenseiten seines Wesens. Von einzelnen Winkelzügen ist sein Charakter nicht freizusprechen. Wir erinnern an sein zweideutiges Benehmen gegen Berengar. Aber eben so wenig können wir in ihm ausschließlich nur den ver-

*) Bei Neander II. S. 390. Ueber Mathilde nur so viel: Sie war die Tochter des eben so reichen und prachtliebenden als gewaltthätigen Grafen Bonifaz von Toskana, aus einem altitalienischen Geschlechte. Seine Besitzungen umfaßten mindestens den vierten Theil Italiens. Ueber diese Grafschaft regierte Mathilde (nach dem Tode ihrer Mutter Beatrix), im Rang einer Königin gleich. Sie war sehr gebildet, ja gelehrt und besaß eine große Bibliothek. Nicht allein mit dem Papst stand sie in Verbindung, sondern mit Königen und Fürsten und richtete Briefe an sie. Männlichen Geistes, saß sie selbst zu Gericht und führte ihre Vasallen in den Krieg. Aber nichts desto weniger war sie auch wieder den Armen und Elenden eine Mutter. Sie gab sich den frommen Uebungen ihrer Zeit hin, aber versäumte nicht die heil. Schrift zu lesen. Das war die würdige Freundin Gregors.

schlagenen Heuchler, den ränkevollen und verschmitzten Priester sehen, der bloß aus einem ungemessenen persönlichen Ehrgeiz und wider sein besseres Gewissen eine verwegene Rolle gespielt, ohne im Geringsten von einer höhern Idee getragen zu sein, ja ohne an eine solche zu glauben. Schon die Zeitgenossen haben verschieden über ihn geurtheilt. Es wurden Pamphlete gegen ihn geschrieben, in denen ihm vorgeworfen ward, daß er durch Heuchelei und Bestechung auf den päpstlichen Stuhl gelangt sei und daß viel Tausende um seinetwillen seien in Tod und Verderben gestürzt worden, während Andere wieder nicht genug seine Demuth und Gerechtigkeit rühmen können. Vergleichen wir die neueren Urtheile über ihn, so gesteht Baile,*) daß, so Verwerfliches auch Gregor gethan, er ein großer Mann gewesen, so gut als die großen Eroberer, die neben ihren Lichtseiten auch große Schattenseiten zeigen. Johann von Müller**) sagt von Gregor, „er war standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten, denn er hatte nur einen Gedanken." — Immerhin gereicht es der protestantischen Geschichtsforschung zur Ehre, daß sie, wie es der freien Wissenschaft, deren Vertreterin sie ist, geziemt, es über sich gewinnen konnte, auch einen Gregor unbefangen zu würdigen, ihn an dem Maßstabe seiner Zeit zu messen und die höhern Gedanken zu verfolgen, die ihn bei seinen kühnen und — wir geben es zu — verwegenen Schritten geleitet haben. Es mag auf den ersten Augenblick paradox klingen, wenn ein neuerer protestantischer Biograph***) diesen Papst einen Reformator

---

*) Dictionnaire hist. — Man vergleiche damit das Urtheil von Henke (in der Kirchengeschichte), der den Gregor einen „kühnen Waghals" nennt, „verschmitzt und niederträchtig mit dem Anschein von edelm Stolze, einen eingebildeten Heiligen, einen Menschen ohne Religion (?), ohne Treue und Glauben". Aehnl. Spittler.

**) Reisen der Päpste.

***) Voigt, Hildebrand als Papst Gregorius VII. (in der ersten Auflage 1815). Daß der Verf. bei aller Anerkennung Gregors doch ein guter Protestant blieb, geht aus der Vorrede zur zweiten Auflage seines Werkes (Weimar 1846) und aus der merkwürdigen Correspondenz mit dem Bischof von La Rochelle, Clemens Villecourt hervor. Ganz anders verhält es sich mit dem in ultramontanem Sinne verfaßten Werke Gfrörers, das übrigens reich an urkundlichem Material ist. Auch der scharfe Kritiker Baur, der keineswegs für den Hildebrandismus eingenommen ist, bezweifelt keinen Augenblick, daß es Gregor mit den Zeugnissen seines Gewissens, auf das er sich sterbend berief, Ernst gewesen ist. „Die so weit auseinander gehenden Urtheile über Gregor haben sich allmählig in der Anerkennung festgestellt, daß man die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache für eine wahre und aufrichtige hält." (Kirchengesch. des Mittelalters S. 204.) Auch Baur ist überzeugt, daß Gregor von Höherem beseelt gewesen als von Herrschsucht und Ehrgeiz; er war beseelt von der Idee

nennt und ihn mit Luther zusammenstellt. Daß Luthers Reformationsgedanken eine durchaus andere religiöse Basis hatten, als die Gregors, bedarf wohl keiner weitern Auseinandersetzung. Aber ein Reformator in seiner Weise war Gregor allerdings; er war es schon als Hildebrand gewesen. Auch finden sich in Gregors Anschauungsweise allerdings Elemente, die auch die Reformatoren wieder aufgenommen und in ihrer Weise verarbeitet haben. Richtiger als mit Luther, haben ihn Andere mit Calvin zusammengestellt, insofern des Genfer Reformators theokratische Ideale sich mit denen Gregors einigermaßen begegnen. Ja, es ließe sich fragen, ob die rücksichtslose Theorie von einer freien Kirche, bei gänzlicher Nichtbeachtung des staatlichen und nationalen Elementes, die ja auch in unserer Zeit ihre warmen Vertheidiger hat, in ihren letzten Consequenzen nicht wieder bei Gregor VII. anlange, während dagegen das Kaiserbild Karls des Großen im achten Jahrhundert, an welches Heinrich IV. von weitem nicht hinanreichte, uns immer wieder an die innige Zusammengehörigkeit des kirchlichen, des nationalen und des Culturlebens erinnert, wie sie einer naturgemäßen und gesunden Entwicklung menschlicher Zustände und namentlich bei den Völkern germanischen Stammes doch immer am angemessensten ist.

Wie wir bereits gezeigt haben, so war die Idee der Unabhängigkeit der Kirche von weltlichen Einflüssen die Grundidee von Gregors System und diese hatte, gegenüber dem heillosen Treiben der Weltlichen, dem Kauf und Verkauf geistlicher Güter, ihre volle Berechtigung. Aber die Ueberspannung dieser Idee der kirchlichen Unabhängigkeit, die Verwechslung des Idealen und des Persönlichen, die Vermengung der christlich-kirchlichen Interessen mit den römischen waren vom Uebel. Zur Entschuldigung Gregors aber sei es bemerkt, daß nicht er es war, von dem diese Verwechslung und Verwirrung der Begriffe zuerst ausging, sondern daß er in sie hineingewachsen war, wie jeder mehr oder weniger in seine Zeit hineinwächst. Wie Gregor seine Person mit dem päpstlichen Stuhl und diesen wieder mit Christus identificirte, und wie er jeden

---

der Unabhängigkeit der Kirche und der sittlichen Weltherrschaft des Papstthums. Baur zeigt, wie dieser Papst von dem Standpunkt seiner Zeit aus gar nicht so zwischen Zweck und Mittel unterscheiden konnte, wie ihm Viele zumuthen möchten. Er stand eben ganz in seiner Zeit und in ihren Anschauungen. „Es läßt sich," sagt Baur weiter, „in all seinen Thaten und Unternehmungen nichts aufweisen (so kühn und weit sie waren), was nicht durch die Tradition der Kirche sich rechtfertigte." Und so sieht Baur in Gregor VII. „den treuesten, bewußtesten und thatkräftigsten Vertreter des Absolutismus für alle Zeiten."

Widerstand, der ihm widerfuhr, als ein Widerstreben gegen Gottes Gewalt deutete, so waren die Menschen zu allen Zeiten geneigt, unter Umständen ein Aehnliches zu thun. Wissen wir doch aus Erfahrung, wie der, der sich bewußt ist, hohe, ideale Zwecke zu verfolgen, der Gefahr sich aussetzt, sein eigenes Ich mit einzurechnen, und dann in der Leidenschaft des Kampfes über das Maß des Richtigen hinausgeführt wird. Wer hier sich ohne Sünde und Irrthum weiß, der werfe auf Gregor den ersten Stein. Was schon bei einseitiger Verfolgung politischer Systeme (heißen sie liberal oder conservativ) gefährlich ist, das ist es noch weit mehr bei der Verfolgung religiöser Principien. Hier die rechte Scheidelinie einzuhalten zwischen dem, wozu das Gewissen treibt, und dem, was aus Fleisch und Blut stammt, gehört zu den schwierigsten sittlichen Aufgaben. Wenn schon der einfache Christ dieß täglich erfahren kann, wie viel mehr ein Mann, der an einem der wichtigsten Wendepunkte der Geschichte von Gott sich auf eine solche Höhe gestellt sah! Kann es uns wundern, wenn sein Weg an gefährlichen Abgründen vorbeiführte? Da werden wir unwillkürlich wieder an jenes Wort erinnert, das Damiani von Hildebrand sprach, wenn er ihn seinen „heiligen Satan" nannte. Jedes, auch das höchste Ideal kann uns unter Umständen zum Satan, d. h. zum versuchenden Fallstrick werden, wenn wir es einseitig ohne Beachtung der Rechte Anderer, ohne Berücksichtigung dessen verfolgen, was Gott als Schranke gesetzt hat. Das Ueberspringen dieser Schranke, wo immer wir ihm in der Geschichte begegnen, hat sich jeweilen gerächt und wieder eine Gegenwirkung (Reaction) hervorgerufen. So war es auch bei Gregor; so war es bei den größten Heroen der Geschichte aller Zeiten. Aber darum hat auch die Geschichte der Kirche Christi vor aller Weltgeschichte das Vorrecht, von allen diesen schwindlichten Höhen wieder hinzuweisen in die Niedrigkeit, aus der das göttliche Leben hervorgegangen, von den menschlichen Größen auf die Größe dessen, der nicht gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, und der seinen Jüngern kein anderes Mandat gegeben, als das der Selbstverleugnung und der dienenden Liebe. Das ist der Sinn und die Bedeutung des von den Päpsten usurpirten und mißbrauchten Titels eines „Dieners der Diener Gottes" (Servus Servorum Dei).

Zwölfte Vorlesung.

Die Nachfolger Gregors VII. und die endliche Beilegung des Investiturstreites durch das Wormser Concordat. — Kirchliche Zustände um diese Zeit. — Das Mönchthum. Der Orden von Grandmont, die Karthäuser, Antonier, der Orden von Fontévraud, die Cistercienser (Bernhardiner), die Prämonstratenser und Karmeliter. Allgemeine Betrachtungen über das Mönchthum dieser Periode.

Mit Gregors VII. Tod (im Jahr 1085) war der Streit über die Laien-Investitur, d. h. über das Recht der Könige und Fürsten, Bischöfe einzusetzen und zu belehnen, keineswegs ausgestorben. Das System der päpstlichen Alleinherrschaft, das in Gregor seinen energischen Ausdruck gefunden, erhielt fortwährend neue Vertreter; aber auch die Gegner desselben blieben auf dem Plan. Wir haben also vorerst den weitern Verlauf dieses Streites unter den Nachfolgern Gregors bis zu seinem vorläufigen Abschlusse zu behandeln, vom Jahr 1085 bis zum Jahr 1122, einen Zeitraum von 37 Jahren.

Von den drei Männern, welche Gregor vor seinem Abscheiden als seine Nachfolger vorgeschlagen hatte, wurde der Abt Desiderius von Monte-Cassino gewählt, Victor III. Er starb aber bald und es folgte ihm der von Gregor in zweiter Linie vorgeschlagene Bischof von Ostia als Urban II. Dieser erklärte sofort, daß er in allen Dingen in Gregors Fußstapfen zu treten gesonnen sei; was dieser verworfen und verdammt, das werde auch er verdammen; was dieser geliebt, das werde auch er mit Liebe umfassen. Und so geschah es. Im Jahr 1089 hielt Urban eine Synode zu Melfi in Unteritalien, auf welcher er das Verbot der Laien-Investitur erneuerte und die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Macht aufs bestimmteste betonte. Zudem fand dieser Papst Gelegenheit, den König von Frankreich, Philipp I., seine Macht fühlen zu lassen. Es war eine ähnliche Geschichte, wie zu den Zeiten Lothars

und Nicolaus I. Auch hier finden wir den Papst auf der Seite des Rechts und der guten Sitte, den Landesfürsten und die servilen Landesbischöfe auf der Seite des Unrechts und des sittlichen Frevels. Philipp hatte nämlich seine Gemahlin Bertha verstoßen und lebte mit der Gattin des Grafen Fulco von Anjou, Bertrade von Montfort. Die Landesbischöfe schwiegen dazu. Nur ein einziger, der rechtskundige Bischof Ivo von Chartres, hatte den Muth, dem König seine Sünde vorzuhalten. Dadurch aber zog er den Haß des Königs auf sich. Er ward in's Gefängniß gelegt und seine Güter wurden eingezogen. Der Bischof aber erklärte, lieber wolle er sich einen Mühlstein an den Hals und in die Tiefe des Meeres sich versenken lassen, als gutheißen, was ihm gutzuheißen sein Gewissen verbiete. Und als ein gewissenhafter, zugleich als ein nüchterner, von allem Fanatismus entfernter Mann war Ivo bekannt. Darum waren auch die Angesehensten der Stadt auf seiner Seite. Diese wollten ihn mit Gewalt aus seinem Kerker befreien, er aber widerrieth solches; er wolle, sagte er, sein Bisthum eben so wenig mit Gewalt der Waffen wieder gewinnen, als er es mit Gewalt der Waffen erlangt habe; lieber wolle er sein eigenes Blut lassen, als daß um seinetwillen fremdes Blut fließe. Nun aber schlug Ivo den Weg ein, der ihm allein offen stand: er wandte sich an den Papst. Und dieser unterstützte ihn. König Philipp ließ zwar eine Synode in Reims halten und diese citirte den Ivo vor ihren Richterstuhl. Allein Ivo verweigerte einer Synode die Anerkennung, die sich zur Sklavin königlicher Gelüste hergab. Nun ließ der Papst durch seinen Legaten 1094 eine Synode zu Autun halten, auf welcher der Bann über den König gesprochen ward. Der König mußte nachgeben; er entsagte der Bertrade und erst dann wurde der Bann gelöst. Ferner hielt Urban das Jahr darauf (1095) die berühmten Synoden von Piacenza und von Clermont. Hier wurden, wie sich erwarten läßt, die Verbote der Laien-Investitur und der Priesterehe erneuert; in Clermont ward der Gottesfriede ausgesprochen und — das Wichtigste von allem — der erste Kreuzzug beschlossen. Wir werden später auf die Kreuzzüge zurückkommen. Urban starb 1099, nachdem er mit Hülfe der Kreuzfahrer seinen Gegenpapst Clemens III. vertrieben hatte.*) Ihm folgte Pascha-

*) Zufällig ist dieses chronologische Zusammentreffen der Kreuzzüge mit dem Papstthum auf seiner Höhe keineswegs. Dadurch daß der Papst als lenkende Macht an die Spitze der großen Bewegung trat, erhielt das Papstthum selbst wieder einen neuen Aufschwung.

lis II. Und auch dieser war entschlossen, die Kirchenpolitik Gregors aufrecht zu erhalten, wenn er auch gleich nicht dieselbe Charakterstärke und dasselbe Maß von Einsicht besaß, wie dieser. Er kämpfte einen langen Kampf in England mit Heinrich I. wegen der Laien-Investitur. Indem ich darauf verzichte, diesen Kampf, in welchen der berühmte Erzbischof Anselm von Canterbury verflochten war, weiter auszuführen, nehme ich hier den Faden der deutschen Geschichte wieder auf.

Hier begegnet uns eine traurige Verwirrung der Dinge. Heinrichs IV. Lage ward immer bedenklicher; er sah sich mehr und mehr von den Seinen verlassen. Sein älterer Sohn Konrad war bereits von ihm abgefallen, und nun hatte auch der jüngere, der 23jährige Heinrich von dem alternden Vater sich abgewendet, trotz des feierlichen Eides, den er ihm zugeschworen; im Namen Gottes und der Kirche hatte er die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt (1104). Der junge Heinrich heuchelte dem Papst Gehorsam, indem er ihm erklärte, wie sehr er die Ketzerei seines Vaters verabscheue. Es gelang ihm im Jahr 1105 eine große Versammlung nach Mainz zu berufen. Bei Coblenz standen sich Vater und Sohn mit ihren Heeren an den Ufern der Mosel gegenüber. Der Vater war tief gebeugt. Er lud den Sohn zu einer Unterredung ein. Er demüthigte sich auf's äußerste, indem er vor seinem Sohne niederfiel. Nun ließ sich auch der Sohn vor dem Vater nieder und beschwor ihn, Gott die Ehre zu geben, damit er, der Sohn, nicht in die Nothwendigkeit versetzt werde, seinem irdischen Vater zu entsagen und sich allein an den himmlischen zu wenden. Heinrich IV. war tief erschüttert; er umarmte den Sohn und verzieh ihm alles. Aber noch einmal bewies sich die Treulosigkeit des Sohnes. Er lockte den Vater auf die Burg Böckelheim, wo er ihn gefangen hielt. Es war um Weihnachten. Vergebens verlangte der Gefangene nach den Tröstungen der Religion, vergebens nach einem Priester, der ihm das Abendmahl reiche. Es ward ihm als einem Gebannten verweigert. Der letzte Tag des Jahres 1106 war auch der letzte seiner Regierung. Auf einer Versammlung zu Ingelheim den 31. December 1106 entsagte Heinrich IV. dem Reich zu Gunsten seines Sohnes. Ja, er demüthigte sich noch einmal wie in Canossa vor der päpstlichen Gewalt, indem er zu den Füßen des päpstlichen Legaten sein Unrecht bekannte und um Absolution bat. Der Legat aber erklärte, er könne sie nicht ertheilen, das könne nur der Papst. Heinrich wandte sich wirklich in einem Briefe an den Papst, aber ohne Erfolg. Inzwischen ereilte ihn der Tod. Er starb den 7. August 1106 in Lüttich. Der dortige Bischof Otbert, einer der wenigen Bischöfe, die ihm treu ge-

blieben, hat sich seiner auch geistlich angenommen und ihm, trotz des päpstlichen Bannes, das heil. Abendmahl gereicht. Er rief ihm auch noch ein schönes Wort der Theilnahme nach: er pries ihn selig als den, der nun überwunden habe und eine Krone besitze, die ihm sein Erbe nicht entreißen werde. — Aber nun dieser Erbe, was that er? Er ließ die Leiche des Vaters, die vorläufig in Lüttich war beigesetzt worden, wieder ausgraben und ohne Sang und Klang auf eine Insel in der Maas bringen; später wurde sie nach Speier gebracht und unter den üblichen Feierlichkeiten in der Marienkirche beigesetzt, aber von da wurde sie wiederum entfernt und in einer noch ungeweihten Kapelle untergebracht, bis endlich nach fünf Jahren, im Jahr 1111, die päpstliche Lossprechung über den Leichnam erfolgte. Jetzt erst fand das eigentliche kirchliche Begräbniß mit einem Pompe statt, wie er (nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen) noch bei keiner Kaiserleiche stattgefunden.*) Wir könnten die unnatürliche Härte des Sohnes gegen den lebenden Vater sowohl als gegen dessen Leiche entschuldigen, wenn sie wirklich der Ausdruck eines in religiösen Vorurtheilen befangenen Gewissens gewesen wäre; wir könnten die Gesinnung bedauern, müßten sie aber achten; denn auch ein irrendes Gewissen verdient Achtung. Aber diese Achtung schwindet, wenn wir sehen, wie alles Maske war; denn kaum hatte Heinrich die Zügel der Regierung in seiner Hand, als er nun dieselbe trotzige Stellung dem Papst gegenüber einnahm, wie sein Vater; denn also versicherte er: lieber wolle er sterben, als auf das Recht der Investitur verzichten. Und so setzte der alte Kampf mit erneuter Bitterkeit sich fort.

Als der Papst das Verbot der Laien-Investitur auf den Synoden zu Guastalla (im Herzogthum Parma) und zu Troies wiederholt hatte, ließ Heinrich dagegen Protest einlegen durch Gesandte, die er nach Frankreich schickte, und als Paschal an diesen Protest sich nicht kehrte, sondern auf einer Synode zu Rom die Beschlüsse jener beiden Synoden bestätigen ließ, da erschien Heinrich mit einem Heer in Italien. Im Jahr 1111 kam er nach Sutri, wohin sein Großvater Heinrich III. im Jahr 1046 gekommen war, um den damaligen Papststreit zu schlichten. Der Papst schickte dem König eine Gesandtschaft entgegen, um wo möglich einen Vergleich mit ihm abzuschließen. Paschal zeigte sich bereit, alle seit Karl dem Großen der Kirche geschenkten Ländereien und Regalien zurückzugeben, sobald man der Kirche die freie Wahl lasse. Lieber eine arme,

*) Ekkehard bei Floto II. S. 420.

r eine freie Kirche, als eine reiche, von der weltlichen Macht ab-
ngige, das war der Grundsatz, zu dem sich Paschal wenigstens für den
genblick bekannte. Aber die deutschen Aebte und Bischöfe, deren An-
uungsweise zu dieser idealen Höhe nicht hinanreichte, waren zu solchen
fern nicht geneigt; sie wollten von einem solchen Vergleich nichts
sen. Die Sache verzog sich, die Spannung zwischen Kaiser und
pst nahm auf's neue überhand und ward größer als zuvor. Es kam
weit, daß Heinrich den Papst verhaften ließ als er eben das Hochamt
rte. Eine allgemeine Aufregung gab in Rom sich kund. Heinrich
r erklärte den Papst nicht freizugeben, bis dieser eine Urkunde aus-
tellt hätte, worin er verspreche, Kaiser und Reich wegen der Investitur
ht mehr zu behelligen und überhaupt an dem Kaiser keine Rache zu
men, namentlich ihn nicht mit dem Bann zu belegen. Erst als der
pst, seinen eigenen Grundsätzen untreu, dieß Versprechen gegeben, ward
freigelassen und in die Peterskirche zurückgebracht. Erst jetzt wurde
nig Heinrich V. feierlich vom Papst zum Kaiser gekrönt
. April 1111). Zum Zeichen des Friedens theilte der Papst mit ihm
Hostie. Allein der Papst, der nur aus Menschenfurcht nachgegeben,
rde von den Geistlichen, die mit dem Vergleich unzufrieden waren, zu
Erklärung gedrängt, daß ihm derselbe wider seinen Willen sei ab-
öthigt worden. Ja seine Legaten in Burgund und Frankreich sprachen
doch den Bann über Heinrich aus. Noch einmal erschien der Kaiser
Italien, um Rache zu nehmen an dem treulosen Papste. Paschalis
ab sich nach Unteritalien, um ein Heer gegen den Kaiser aufzubringen,
r mitten unter den Zurüstungen starb er den 21. Januar 1118.
fort schritten die Cardinäle zu einer neuen Papstwahl. Es wurde
wählt Gelasius III. Heinrich aber setzte ihm einen Gegenpapst in
Person des Mauritius Burdinus, Erzbischofs von Braga, der sich
egor VIII. nannte. Gelasius ergriff die Flucht, kehrte aber wieder
h Rom zurück, nachdem Heinrich Italien verlassen hatte. Indessen
ßte er noch einmal fliehen, er ging nach Frankreich und starb im
ster Clügny, Anfangs 1119. Wiederum ward ein neuer Papst ge-
ählt im Februar desselben Jahres, der Bischof Guido von Vienne aus
gundischem Geschlecht, Calixt II. Auf einer großen Synode zu
ms erneuerte Calixt das Verbot der Laien-Investitur und sprach
r Heinrich V. den Bann. In Deutschland aber erreichte die Ver-
rung den höchsten Grad. Der Erzbischof Adalbert von Mainz,
her eine Creatur des Kaisers, stand nun auf Seiten des Papstes und
revolutionären Partei. Um so ungestörter konnte Calixt seine Plane

verfolgen und gegen den kaiserlichen Papst Gregor VIII. vorschreiten. Dieser hatte sich auf die Burg von Sutri geflüchtet, ward aber von den Bewohnern der Stadt, während der Belagerung derselben, ausgeliefert und unter Schimpf und Schande nach Rom geführt. Er ward in Ziegenhäute eingenäht und rückwärts auf ein Kamel gesetzt. Calixt verurtheilte ihn zur Einsperrung in das Kloster Cava zu Salerno. Jetzt erst, nachdem reines Feld gemacht worden, ließ sich Calixt zu einer Verständigung mit dem Kaiser herbei wegen der Investitur. Es würde eine große deutsche Reichs- und Kirchenversammlung nach Mainz berufen (1122), auf welcher auch eine Gesandtschaft des Papstes erschien, an ihrer Spitze der Bischof Lambert von Ostia. Hier kam denn endlich ein Vergleich zu Stande, der den bösen und langwierigen Streit dahin schlichtete, daß die Wahl der Aebte und Bischöfe im deutschen Reich frei nach den Kirchengesetzen ohne Simonie in des Kaisers Gegenwart zu geschehen habe, wonach die Bekleidung mit Ring und Stab (Investitur) von der geistlichen, die Belehnung aber mit dem Zepter, d. h. die Uebertragung der Regalien von der weltlichen Behörde auszugehen hat. Dieser Vertrag wurde sodann den 23. September 1122 auf dem Reichstag zu Worms auf einer Ebene vor der Stadt in Gegenwart einer großen Volksmenge vorgelesen und feierlich abgeschlossen. Er ist in der Geschichte unter dem Namen des Wormser Concordates bekannt, das erste in der Reihe der vielen Concordate (Vereinbarungen), die seither zwischen den Päpsten und der weltlichen Macht geschlossen worden sind. Der Name „Concordat" ist zwar spätern Ursprungs (erst seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts) und ist dann auf die frühern Vereinbarungen der Art übergetragen; immerhin ist es der erste Versuch, die Grenzen der geistlichen und der weltlichen Macht gegeneinander zu bestimmen in Absicht auf kirchliche Dinge. Aber durch das Wormser Concordat ist eben so wenig als durch alle die spätern Concordate die Möglichkeit weiterer Conflikte abgeschnitten worden; denn auch die weitere Papstgeschichte des Mittelalters zeigt uns noch eine Reihe von Kämpfen, wozu der fünfzigjährige Investiturstreit nur den Anfang gebildet hat. Zunächst liegt zwischen dem fünfzigjährigen Investiturstreit und dem hundertjährigen Streite der Päpste mit den Kaisern aus dem Hohenstaufischen Hause, oder in Zahlen ausgedrückt zwischen den Jahren 1122—1155 (nachdem das fränkische Kaiserhaus mit Heinrich V. ausgestorben und Lothar II. an die Spitze des Reichs getreten), eine Zeit der gewaltigsten Gährung, zumal in Italien. Hier sehen wir die alten Ideen der römischen Republik wieder aufwachen, denen unter anderm

ein Arnold von Brescia den Ausdruck gab. Die Römer selbst empörten sich wider den Papst, und nöthigten ihn, seine Stütze auswärts zu suchen, in Frankreich und seinen Klöstern und in Persönlichkeiten, wie die eines Bernhard von Clairvaux. Wir werden auf diese Kämpfe zurückkommen. Jetzt wenden wir uns den gleichzeitigen Begebenheiten zu, die uns zeigen, wie der hierarchische Geist des Mittelalters nach allen Seiten hin seine Flügel entfaltete.

Wir haben schon früher das Mönchthum als den Doppelgänger des Papstthums zu betrachten Gelegenheit gehabt, wir haben bereits im zehnten und Anfang des eilften Jahrhunderts die Cluniacenser, die Camaldulenser und Vallombrosaner als neue Orden entstehen sehen, und so wollen wir auch jetzt wieder von der Geschichte des Papstthums den Uebergang machen in die Geschichte des Mönchthums von der zweiten Hälfte des eilften bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Auch hier trieb der Eifer, es den schon bestehenden Mönchsorden an Strenge der büßenden Lebensweise zuvorzuthun, zu Stiftung neuer Orden hin,*) unter denen der Orden von Grandmont, der Karthäuserorden, der Orden des heil. Antonius, der Orden von Fontévraud, der Cistercienserorden, der Orden der Prämonstratenser und endlich der Carmeliterorden zu nennen sind.

Lassen Sie mich das Wesentlichste von jedem dieser Orden in kurzen Zügen hervorheben. Zuerst also der Orden von Grandmont.

Noch im Zeitalter Gregors VII. trat Stephan Tigerno, der Sohn eines Vicomte in Auvergne (geboren 1046 auf dem Schlosse Thiers) als Stifter dieses Ordens auf. In den rauhen Schluchten von Auvergne auf dem Berg Müret bei Limoges legte er im Jahr 1076 eine Hütte an und lebte dort als Einsiedler, nachdem er zuvor schon durch Bußübungen sich im buchstäblichen Sinne des Wortes abgehärtet hatte, denn seine stets zum Gebet sich beugenden Kniee hatten Schwielen wie die eines Kameles. So rühmen seine Biographen. Es gesellten sich bald mehrere Büßer zu ihm, die sich ähnlicher Selbstpeinigung hingaben; sie wollten die Worte des Apostels wörtlich an sich vollzogen wissen: „Um Gottes willen werden wir getödtet den ganzen Tag und sind für Schlachtschafe geachtet" (Römer 8, 36). Stephan starb den 8. Februar 1124 in einem Alter von fast 80 Jahren. Erst sein Nachfolger, Peter von Limoges, soll durch eine himmlische Stimme nach Grandmont un-

*) „Es war die Zeit, in der neue Orden förmlich einander jagten." Winter, die Prämonstratenser S. 34.

weit Müret gewiesen worden sein, und von da hat der Orden den Namen.

Weit berühmter als dieser Orden ist der **Karthäuserorden**, gestiftet von Bruno, Kanonikus in Köln. Hören wir erst die Geschichte der Stiftung, wie sie seit dem dreizehnten Jahrhundert traditionell geworden ist. Bruno, heißt es, studirte in Paris. Dort starb ein wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit angesehener Lehrer. Dieser erschien nach seinem Tode dreimal seinen Freunden. Das erste Mal mit den Worten: justo Dei judicio accusatus sum; dann: justo Dei judicio judicatus sum; und endlich: justo Dei judicio condemnatus sum. Dieß machte einen tiefen Eindruck auf die Freunde. Wie? dachten sie, wenn dieser Gerechte, oder den wir für gerecht hielten, durch dieses gerechte Urtheil Gottes angeklagt, gerichtet und verdammt worden ist, wie soll es uns ergehen? Auf Bruno namentlich wirkte diese Erzählung so nachdrücklich, daß er sofort beschloß, der Welt zu entsagen und sich dem Klosterleben zu weihen. So die Legende.

Die dokumentirte Geschichte weiß von dieser Erzählung nichts, sondern nach ihr waren es die Ausschweifungen und Bedrückungen des Bischofs **Manasse** von Reims, welche den Kanoniker Bruno bewogen, sich mit einigen Gefährten aus diesem Sitze des Verderbens in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er siedelte sich im Jahr 1080 erst bei Saisse-Fontaine im Sprengel von Langres und dann später zu Chartreuse (lat. Cartusium) bei Grenoble an. Hier bauten er und seine Genossen sich Zellen in einiger Entfernung von einander, so daß immer zwei Brüder beisammen wohnen konnten. Sie lebten absichtlich in großer Armuth und Enthaltsamkeit und versagten sich sogar die Sprache; sie bedienten sich bloßer Zeichen. Der Papst Urban II. berief Bruno nach Rom, damit er ihm beistehe zu Aufrechterhaltung der Kirchenzucht; allein Bruno hielt es nicht lange am päpstlichen Hofe aus, er begab sich nach Torre in Kalabrien und stiftete auch dort ein Kloster, das ebenfalls den Namen des Mutterklosters erhielt, wie denn der Name Karthause auch für die übrigen, später gestifteten Klöster dieses Ordens als üblicher Name geblieben ist. Bruno starb 1101 in Kalabrien, aber später wurden seine Ueberreste nach der großen Karthause von Grenoble gebracht und Bruchstücke davon auch an die übrigen Karthausen vertheilt. Die schriftliche Regel des Ordens ward erst später aufgesetzt. Sie war unter allen bisherigen Ordensregeln die strengste. Während die Benediktiner in guten, ja oft in weichen und feinen Tüchern gekleidet erschienen, kleideten sich die Karthäuser in ein rauhes härenes Gewand. Während Benedikt sei-

nen Ordensgenossen auch Fleisch und Wein, wenngleich in sparsamen Rationen gestattete, so nährten sich die Karthäuser allein von Brot und Hülsenfrüchten. Wir haben schon erwähnt, daß ihnen auch die Sprache untersagt war, und das galt selbst für die Gebete, die nur in Gedanken durften gesprochen werden, damit Keiner den Andern in seiner Andacht störe. Auch sollte aus ihrem Gottesdienst alle Pracht, alle die Sinne bestechende Ueppigkeit verbannt sein; da war nichts von Gold und Silber; selbst Geschenke dieser Art wurden zurückgewiesen; alles sollte im strengsten Styl apostolischer Einfachheit gehalten sein. Arbeit war nicht ausgeschlossen; im Gegentheil machten sich die Karthäuser durch das Abschreiben von Büchern verdient. Als eine Eigenthümlichkeit des Ordens wird auch erwähnt, daß sie sich fünfmal des Jahres mußten zur Ader lassen. Indessen kommen die Aderlässe (minutiones sanguinis) auch bei andern Mönchsorden vor. Sie wurden unter religiösen Ceremonien verrichtet.*)

Zu Stiftung des St. Antonierordens gab im eilften Jahrhundert eine verheerende Krankheit Veranlassung. Man nannte sie das Feuer des heil. Antonius, weil man glaubte, daß dieser Heilige diese Krankheit, die man in Verbindung mit dämonischen Einflüssen brachte, zu stillen vermöge. Nun lebte in der Dauphiné ein reicher Edelmann, Gaston, dessen Sohn Guérin von der Krankheit befallen wurde. Gaston gelobte, daß wenn sein Sohn geheilt werde, er ein Hospital zu Ehren des Heiligen stiften wolle. Der Sohn genas, und nun begaben sich Vater und Sohn nach Didier la Mothe, wo eine Kapelle des Heiligen war. Sie übergaben förmlich dem heil. Antonius ihre Güter und stifteten ein Hospital und eine dazu gehörige Kirche. Sie legten ihre weltliche Kleidung ab und zogen eine geistliche an, die ihnen der Heilige selbst in einer Vision vorgeschrieben. Sie bestand in einem schwarzen Gewand, dem ein emaillirtes T aufgeheftet war, mit Bezug auf die Stelle Ezech. 9, 4. Beide, Vater und Sohn, widmeten sich nun der Pflege der Kranken. Andere schlossen sich ihnen zu diesem Liebesdienste an: es bildete sich ein wohlthätiger Verein, der aber, nach dem Zuge der Zeit, die Gestalt eines Ordens annahm. Urban II. bestätigte diesen Orden im Jahr 1096 auf seiner Reise nach dem Concil von Clermont. Noch längere Zeit war die Gesellschaft der Antonierherren, wie sie sich nannten, eine Gesellschaft frommer Laien; erst in der Folge (seit Honorius III., 1228) legten sie förmliche Mönchsgelübde ab.

---

*) Zöckler, Geschichte der Askese. S. 123.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist der Orden von Fontévraud, gleichfalls zu Ende des eilften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts gestiftet. Ein gewisser Robert von Arbrissel (Arbre sec), der verschiedene geistliche Aemter bekleidet hatte, aber sich unbefriedigt fand, zog sich im Jahr 1096 in den Wald von Craon (in der Provinz Anjou) zurück. Er führte dort ein einsames Leben; aber bald gesellten sich Andere zu ihm, und so suchten denn die Einsiedler zusammen einen Ort, wo sie gemeinschaftlich wohnen und Gott in ihrer Weise dienen könnten. Es bot sich ihnen dazu ein wüstes, mit Dornengestrüppen bedecktes Feld in der Nähe von Candes, das den Namen Fons Ebraldi (Fontévraud) führte. Hier erhoben sich dann verschiedene Gebäude: 1) ein großes Frauenkloster oder Frauenmünster zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, welches an dreihundert Jungfrauen und Wittwen umfaßte, 2) ein Hospital für Kranke (St. Lazarus), 3) ein Magdalenenkloster für büßende Sünderinnen, 4) ein Kloster für Männer dem heil. Johannes gewidmet, und endlich 5) eine Kirche, die im Jahr 1109 von Papst Calixt II. eingeweiht wurde. In dieser Kirche sammelte sich dann das ganze Personal zum Gottesdienste. Schon Paschalis II. hatte dem Orden seine Bestätigung ertheilt. Es sollte derselbe der Jungfrau Maria und dem Apostel Johannes geweiht sein, und zwar sollte in ihm jenes Wort des Herrn, das er zu Maria sprach: „Weib, siehe, das ist dein Sohn," und jenes andere an Johannes: „siehe, das ist deine Mutter," versinnbildet oder vielmehr auf dauernde Weise verwirklicht werden. Da Maria dort als die Mutter, Johannes aber als der Sohn bezeichnet ist, der die Mutter zu ehren hat, so steht auch in den Ordnungen von Fontévraud die geistliche Mutter, die Aebtissin oder Superiorin, über den Männern. Das ganze Kloster steht unter weiblicher Leitung und Oberhoheit, und dieß wird damit gerechtfertigt, daß ja die ganze Welt unter einer Frau steht, nämlich unter der lieben Frau und Himmelskönigin, deren Abbild gleichsam die Superiorin ist.*) Auch dieser Orden suchte sich durch die größte Strenge auszuzeichnen. Der Genuß des Fleisches war Allen, selbst den Kranken, verboten. Robert starb 1125. Während dieser Orden von Fontévraud sich nicht weit über Frankreich verbreitete, so erhielt dagegen ein anderer französischer Orden eine bedeutende Ausdehnung, es ist dieß der Orden der Cistercienser.**)

---

*) Die erste Aebtissin war Hersonda, eine Verwandte des Herzogs von der Bretagne und ihr zur Seite stand Petronella, Baronin von Chemillée.

**) Ueber diesen Orden vgl. Franz Winter, Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands bis zum Auftreten der Bettelorden. Gotha 1868.

Auch der Stifter dieses Ordens hieß Robert oder mit seinem vollen Namen Robert St. Michel. Er stammte aus gräflichem Geschlechte. Seine Mutter hatte ihn schon in seinem fünfzehnten Altersjahr in ein Benediktinerkloster Moutier la Celle gebracht, wo er seine Bildung erhielt. Bald aber wurde er Abt des benachbarten Klosters St. Michel de Tonerre. Allein dieses Klosterleben war ihm viel zu weltlich. Er suchte die Einsamkeit; er begab sich in den Wald von Molême, wo er ein Kloster gründete. Bald darauf aber legte er mit 20 andern Einsiedlern, die sich um ihn gesammelt hatten, fünf Stunden unweit Dijon, in dem Bisthum Chalons, ein neues Kloster an, in Citeaux (Cistercium). Herzog Otto von Burgund unterstützte ihn dabei mit Geldmitteln, und der Bischof von Chalons machte aus dem einfachen Kloster eine Abtei, welcher er den Robert selbst, den Stifter, als Abt vorsetzte. Robert kehrte indessen nach Molême zurück und starb daselbst 1108. Sein Nachfolger in Citeaux wurde Alberich. Dieser verschaffte dem Kloster Citeaux eine größere Unabhängigkeit von Molême. Und dazu war ihm der Papst Paschalis II. behülflich. Es kann uns als etwas Gleichgültiges erscheinen, daß Alberich das schwarze Kleid, das die bisherigen Mönche nach der Regel Benedikts trugen, in ein weißes verwandelte. In der Ordensgeschichte erscheinen aber solche Dinge als Ereignisse von höchster Wichtigkeit. Die heilige Jungfrau selbst war es, nach der Ordenslegende, welche diese Aenderung anordnete, und der Orden feierte sogar alljährlich ein Fest zum Andenken an die Umänderung des schwarzen Kleides in ein weißes. Der dritte Abt von Citeaux war ein Engländer, Stephan Harding, und dieser gab nun dem Orden eine strenge Regel, die mit der Strenge der Karthäuser wetteiferte.*) Auch bei den Cisterciensern sollte die größte Einfachheit herrschen, namentlich auch im Cultus. Wir finden hier eine Art von protestantischer Reaction gegen das katholische Ritual, eine Art von Puritanismus gegenüber dem

*) Auszüge aus dem Ordensbuch (liber usuum) bei Winter S. 11 ff. — Das Leben der Cistercienser war ein gemeinsames im vollsten Sinne des Wortes (coenobium). Die Mönche wohnten nicht in Zellen, sondern alles ging in gemeinsamen Räumen vor (refectorium, dormitorium). Bei'm Gottesdienst dagegen konnten sich die Einzelnen in ihre dafür errichteten Kapellen zurückziehen. — „Ein Cistercienser Kloster war das vollendete Bild eines kleinen Socialstaates. Was man erwarb, erwarb man nicht sich, sondern dem Kloster und das Kloster war die treue Mutter, die alle ihre Kinder gleich bedachte, nur eben alle gleich einfach und karg. Es gab in diesem Socialstaat nur eine Kasse und das war die gemeinsame Kasse des ganzen Klosters." Ebend. S. 97.

Ceremonienschwall des römischen Cultus. So führte Harding die Gesänge der Kirche wieder auf die alten strengen Weisen zurück mit Vermeidung aller weichlichen Tonarten; es wurden keine Bilder in den Kirchen geduldet.*) Die heiligen Gefäße und Crucifixe waren theils von Holz, theils von Eisen. Silber und Gold waren verbannt, eben so Teppiche, kostbare Altardecken und Glasmalereien. Ja, auch in ihren Zellen sollten sich die Cistercienser nur mit geistlichen Dingen (im strengsten Sinne des Wortes) beschäftigen. Das Versemachen war ihnen bei Strafe der Versetzung verboten. Wenn die Karthäuser statt Silber und Goldes sich große Ladungen von Pergament zuführen ließen, um Bücher darauf zu schreiben, so sollten dagegen die Cistercienser auch diesem Ruhm, dem Ruhm der Gelehrsamkeit, entsagen. Nicht durch Studien, die für weltlich galten, wohl aber durch unausgesetzte Vertiefung in das geistliche Leben, durch Versenkung in mystische Contemplation sollten sie sich auszeichnen, dann aber auch wieder durch energisches Eingreifen in die praktischen Verhältnisse der Kirche. Heiligung des Menschen von innen heraus, Heiligung der öffentlichen Zustände in Kirche und Volk, das war das Ziel, welchem dieser Orden zustrebte. Auch andere, mit ihm wetteifernde Orden mußten ihm das Zeugniß geben, daß er der an Werth gesunkenen Münze des Mönchthums ein neues Gepräge gegeben und sie wieder zur Geltung gebracht habe, und seine Klöster wurden „Burgen Gottes" genannt. Der Orden wurde einem Berg verglichen, der wie kein anderer den Himmel berührt und der seinen Segen vom Thau des Himmels und vom Fett der Erde empfängt.**) Die geistige Belebung dieses Ordens und des mittelalterlichen Mönchthums überhaupt ging aber auch von einem Manne aus, dessen ganze Persönlichkeit das in sich vereinigte, was die geschriebene Regel nur fordern, aber nicht in's Leben rufen konnte, ein Mann, durch den der Cistercienserorden erst seinen rechten Aufschwung genommen hat; es ist dieß der heil. **Bernhard von Clairvaux**. Wir werden diesem Manne, einer der größten Erscheinungen des Mittelalters, von nun an häufig begegnen, und es wird daher hier der Ort sein, ihn einstweilen als Mönch und im Zusammenhang mit der Mönchsgeschichte einzuführen.

Bernhard wurde zu Fontaines in Burgund unweit Dijon geboren, im Jahr 1091. Sein Vater, Tecelin, war ein Ritter aus alt-

*) Eine Ausnahme bildete das Bild Christi, welches 1213 gestattet wurde in den Kirchen zu haben. F. Winter a. a. O. S. 95.

**) F. Winter S. 28—30.

adelichem Geschlechte. Die Mutter leitete die Erziehung. Sie war eine strenge Büßerin, immer von Mönchen umgeben und geleitet. Nichts Herrlicheres dachte sie sich, als auch den Sohn diesem heiligen Stande zu widmen. Anders dachten freilich die männlichen Verwandten, die ihn, gleich den übrigen Brüdern, für das Welt- und Kriegsleben zu gewinnen und heranzubilden suchten. Die Mutter starb, aber auch nach dem Tode der Mutter schwebte dem jungen Bernhard ihr Bild immer wieder vor, und stets von neuem zog es ihn, den liebsten Wunsch der Seligen zu erfüllen. Als er einst zu seinen Brüdern in das Lager vor Grancey in Burgund ging, überfiel ihn eine besondere Schwermuth. Er ging in eine am Wege stehende Kirche und betete zu Gott, daß er ihn in seinem Vorsatz bestärken möge. Nun eröffnete er seinen Brüdern und Verwandten seinen Entschluß Mönch zu werden. Die Brüder, außer einem, der seinen Entschluß mißbilligte, folgten ihm und vertauschten mit ihm die Kriegsrüstung gegen die Mönchskutte. Aber auch der Zurückgebliebene trat später bei, nachdem er in ritterlichem Kampfe von einer Lanze war verwundet worden. Bernhard trat in das Kloster Citeaux, zur Zeit als der strenge Stephan Harding Prior war. Er stellte nun die ganze Strenge der Regel leibhaft in seiner Person dar. Durch seine weit getriebene Abhärtung zog er die Bewunderung, aber auch den geheimen Neid der Klosterbrüder auf sich. Alles drängte sich nach Citeaux, um sich einem heiligen Leben zu weihen. Bald reichten die Räume des Klosters nicht mehr aus, alle zu umfassen, die sich hinzudrängten. Schon in den nächsten zwei Jahren mußten vier neue Klöster errichtet werden, und unter diesen das Kloster Clairvaux. Diesem neu gestifteten Kloster Clairvaux (clara vallis) wurde nun Bernhard als Abt vorgesetzt, in einem Alter von 25 Jahren. Aber der junge Abt hatte bereits das Ansehn eines Greises; er sah einem Todten ähnlicher als einem Lebendigen; man konnte die Knochen an seinem Leibe zählen. Nur aus Gehorsam gegen den Bischof von Chalons, der ihm zuredete sich zu schonen, ließ der strenge Mann sich bewegen, eine Zeit lang aus dem Kloster auszutreten, „aber," sagt einer seiner Biographen, „wie ein Fluß seinen alten Lauf wieder nimmt, sobald er von dem ihn hemmenden Damme befreit ist, so kehrte auch Bernhard gleich wieder zur alten strengen Lebensweise, zum Fasten und Nachtwachen und all den Uebungen zurück, welche geeignet waren, auch noch den letzten Rest des alten Menschen zu tödten." Durch die gebrechliche Hülle leuchtete aber ein Geist, der siegreich nicht nur die Neigungen und Gedanken des eignen Herzens, sondern einen großen Theil der Welt, Päpste und Könige beherrschte und vor dessen

Bannstrahlen heftiger gezittert wurde als vor denen Roms. Es war nicht Gelehrsamkeit, nicht philosophischer Scharfsinn, es war nicht Weltklugheit (obgleich diese nicht fehlte): es war vor allem eine durch Selbstüberwindung gewonnene und durch Frömmigkeit geweihte, von einer über das Maß des Gewöhnlichen weit hinaus gesteigerten Begeisterung getragene sittliche Kraft, von der diese Herrschaft ausging. Bernhard war zunächst ein Mann der stillen Betrachtung. Das beschauliche contemplative Leben steht ihm am höchsten. Auf der Himmelsleiter, die einst Jakob im Traum gesehn und die ihm ein Bild ist der Stufen im Reiche Gottes, stehen die in der Welt sich bewegenden Menschen zu unterst, den mittleren Platz nehmen die Weltgeistlichen ein, auf der obersten Sprosse aber stehen die Mönche, dem Himmel am nächsten. Vorbild des beschaulichen Lebens ist ihm der Adler, der sein Auge unverwandt nach der Sonne richtet.*) Unter Eichen und Waldgestrüppen, pflegte er zu sagen, habe er mehr gelernt, als aus Büchern. Er soll einst, wenn die Legende wahr ist, an den Ufern des Genfersees längere Zeit gewandert sein und den See erst bemerkt haben, als sein Begleiter ihn darauf aufmerksam machte. Und doch war Bernhard nichts weniger als ein Träumer, oder ein unpraktischer Idealist. Im Gegentheil! Derselbe in sich gekehrte Mann der Beschauung war zugleich auch ein Mann des Wortes und der That, praktisch und von der realsten Wirksamkeit. Wie Honig floß ihm die Rede vom Munde; darum hieß er auch der honigtriefende Lehrer (Doctor mellifluus). Wir werden später den hinreißenden Zauber dieser Rede kennen lernen, als er zum zweiten Kreuzzug aufforderte, und wie er dann wieder als Mann der That einen Papst Eugen III. leitete, wie er mit der Zähheit und Härte eines Inquisitors die Irrlehre, oder das was er für Irrlehre hielt, bis in ihren letzten Schlupfwinkel verfolgte, wird uns die spätere Geschichte gleichfalls zeigen. Galt doch seine Stimme auf den Concilien als Gottes Stimme. — Hier reden wir einstweilen nur von seinem Einfluß auf das Mönchthum. Der Cistercienser- oder, wie er später auch nach Bernhard genannt wurde, der Bernhardiner-Orden wetteiferte allermeist mit dem ältern Orden der Cluniacenser in Beziehung auf Frömmigkeit und Strenge der Sitten. Beide waren aus dem Bene-

*) Vgl. Bernh. Opera an verschiedenen Stellen. Neander, Der heil. Bernhard und seine Zeit. 1813. 48. Ellendorf, Der heil. Bernhard v. Clairvaux 1837. Böhringer Biographien II. 1. Plitt, Des heil. Bernhard v. Clairvaux Anschauungen vom christl. Leben, in Niedners Zeitschrift für histor. Theol. 1862.

biktinerorden hervorgegangen. Die Cluniacenser hatten schon eine Zeit lang den Ruf der Heiligkeit eingebüßt. Ein Abt derselben, Pontius, hatte sich zu Anfang des zwölften Jahrhunderts Unordnungen zu Schulden kommen lassen. Nun aber trat um's Jahr 1046 der Zeitgenosse Bernhards, Peter der Ehrwürdige, als Reformator des Ordens auf. Er war der Sohn eines Edelmanns in der Auvergne und wurde schon als ein junger Mann von 30 Jahren Abt des Klosters Clugny. Er durfte es wagen, was Andere nicht wagten, die Klosterregel auf's neue zu schärfen, und dieß that er so weit, daß er den Genuß des Fleisches gänzlich untersagte. Von dem Augenblicke an, daß Clugny zur alten Zucht und Strenge zurückkehrte, ja über dieselbe hinausging, flossen ihm wieder eine Menge Schenkungen zu. So wurden nach dem ersten Kreuzzuge die Klöster im Thale Josaphat und auf dem Berg Tabor mit Clugny vereinigt. Während das Mutterkloster Clugny selbst 460 Mönche zählte, standen 2000 Klöster, Abteien, Priorate, Decanate, Propsteien (und wie die Benennungen wechseln mögen) unter der Oberherrlichkeit desselben. Auch das Kloster St. Alban (in Basel), von Bischof Burckhardt 1083 gestiftet, gehörte zum Orden von Clugny. Ihm gehörten die Mühlen des Albanthales, die umliegenden Aecker, Felder und Wälder. Das ganze Ordensgebiet war so zu sagen ein wohlgeordneter Staat im Staate, oder, wenn man lieber will, eine Kirche in der Kirche.

Daß zwischen dieser mächtigen Mönchscongregation und der neu aufstrebenden der Cistercienser es leicht zu Reibungen kommen konnte, ist bei der Menschlichkeit, die auch dem Klosterleben anhaftete, nur zu leicht begreiflich. Edle Persönlichkeiten werden immer über solchen kleinlichen Streitigkeiten stehen, und so sehen wir denn auch Peter den Ehrwürdigen von Clugny und den heil. Bernhard von Clairvaux in gutem Vernehmen. Gegen einen andern Abt, den Abt Wilhelm, sah Bernhard sich genöthigt die Cistercienser zu vertheidigen. Die Cluniacenser hatten sie der Eitelkeit beschuldigt, namentlich auch wegen der Umwandlung des schwarzen Kleides in das strahlende weiße Gewand. Bernhard richtete an Wilhelm eine Schrift zur Abwehr dieser Beschuldigungen. Es mag nicht ohne Interesse sein, die Ansichten der beiden Männer über das Mönchthum ihrer Zeit zu vernehmen. So streng sie selbst waren und so viel sie bei Andern auf diese Strenge hielten, so wenig war der Eine wie der Andere der Meinung, daß das Mönchthum *an sich* schon verdienstlich sei. Es kam ihnen alles auf die *Gesinnung* des Menschen an, trage er eine Kutte oder ein Weltkleid. So schreibt Peter der Ehrwürdige an einen Klausner: „Die äußerliche Trennung der Welt wird dir nichts helfen,

wenn du nicht die einzig feste Mauer gegen das von innen auf dich eindringende Böse hast. Diese Mauer ist der Heiland selbst. In seiner Gemeinschaft, in der Nachfolge seiner Leiden wirst du sicher sein gegen alle Feinde. Ohne diesen Schutz hilft es dir nichts, dich in die Einsamkeit zurückzuziehn. Man zieht sich dadurch nur heftigere Versuchungen zu, die des Hochmuthes und der Eitelkeit." — Ganz damit übereinstimmend sagt Bernhard: „Die in Pelz gekleidete Demuth ist vor Gott besser, als Hochmuth in der Mönchskutte." Und in gleicher Weise verdammte er die selbstgerechte Art derer, die einen zu hohen Werth auf das Fasten legen, „die (wie er sagt) den Bauch mit Bohnen füllen, das Herz aber mit Hochmuth, und über die den Stab brechen, welche fette Fleischspeisen essen. Als ob es nicht besser wäre, ein wenig Fett zu genießen, als sich mit Gemüse bis zum Uebergeben zu überladen." *) Ueberhaupt erklärte er es als Pharisäismus, auf Aeußerlichkeiten Werth zu setzen. Die Regel Gottes darf nicht in Widerspruch stehen mit der Regel Benedikts oder irgend einer Mönchsregel. Das aber meinte Bernhard, daß, wer einmal Mönch sein wolle, der müsse es ganz und recht sein. Was einem Weltgeistlichen, einem Bischof an der Könige Höfen erlaubt, ja, was oft sogar bei ihm unvermeidlich sei, das dürfe der Mönch sich nicht auch erlauben, dessen Bestimmung ja eben sei, der Welt zu entsagen. So klagte er die Cluniacenser allerdings der Ueppigkeit an; er habe Aebte gekannt, die sich an sechszig Pferde hielten. Solche Thorheiten könne man den Weltgeistlichen zuguthalten, nicht aber den Mönchen. Die uneigennützige Liebe zu Gott, die sich an Gottes Liebe genügen läßt und überall nichts für sich sucht, sei es Genuß oder Ehre, war das Höchste, wonach Bernhard strebte und wonach er auch die Frömmigkeit Anderer beurtheilte. Bernhard starb in einem Alter von 63 Jahren (1153). — Schon zehn Jahre nach seinem Tode war von seiner Heiligsprechung die Rede, die dann auch unter dem Papst Alexander III. erfolgte. Bei Bernhards Tod zählte der Orden allein in Clairvaux 700 Mönche, und in den ersten Jahren seines Bestehens wurden an 500 Abteien gestiftet.

Wir haben früherhin gesehen, wie auch das kanonische Leben der Geistlichen, das Chrodegang von Metz im achten Jahrhundert gestiftet, nach und nach wieder dem Verfall entgegenging. Wir treffen aber auch hier auf Versuche, dasselbe wieder zu heben. Das war die Absicht eines jungen Domherrn aus adelichem Geschlecht, Norbert aus Xanten. Er war

---

*) Winter a. a. O. S. 45 und die Schriften von Neander und Ellendorf.

dem sächsischen Kaiserhaus befreundet und Kaplan Kaiser Heinrichs V. Zugleich aber war er Domherr und führte wie Viele seines Gleichen ein üppiges Weltleben. Allein eines Tages ward er unweit Cambray durch einen Blitzstrahl aus hellem Himmel so erschreckt, daß er vom Pferde stürzte. Das brachte ihn zur Besinnung, und dann zur Bekehrung. Er selbst verglich das Ereigniß mit dem was dem Apostel Paulus auf dem Wege nach Damaskus begegnete. Nun entsagte er auf einmal der Welt und ihren Ansprüchen. Das ihm angebotene Bisthum von Cambray schlug er aus; er kleidete sich in ein rauhes Fell und zog als Bußprediger umher. Seine bisherigen Genossen, die Domherren, verspotteten ihn. Einige trieben es so weit, daß sie ihm in's Angesicht spuckten. Norbert ließ es geschehen, ohne Böses mit Bösem zu vergelten. Zuletzt stießen sie ihn als einen Unwürdigen aus dem Kapitel. Auch das focht ihn wenig an. Er reiste als Bußprediger in Frankreich und den Niederlanden umher. In Valenciennes fand er einen Mitarbeiter an Hugo des Fossées, Hofkaplan des Bischofs von Cambray. Nun erst wurde auch die höhere Geistlichkeit Nordfrankreichs auf ihn und sein Werk aufmerksam. Dem Bischof Bartholomäus von Laon kam er wie gerufen. Dieser hatte schon längst einen Mann Gottes gesucht, der ihm in Herstellung einer guten Kirchenzucht behülflich sei. Norbert war dieser Mann. Wenn einer zum Reformator erkoren, so war es dieser, der über jeden Spott und jede Verfolgung der Welt sich hinwegsetzte. So nahm Bartholomäus in Gemeinschaft mit Norbert das Werk an die Hand, und Papst Calixt II. unterstützte ihn dabei. Allein der der Zucht entwöhnte Klerus wollte sich so leicht nicht unter das Joch fügen, und Norbert stand von dem Versuch ab, die Unbekehrbaren zu bekehren. Auch er meinte, wie so viele Fromme seiner Zeit, von vorne wieder anfangen zu sollen und in die Einsamkeit sich zurückziehn zu müssen, um dort Gott zu dienen. In dem Wald von Coucy, der schlechthin „das Holz" hieß (le bois), in einem wüsten, ungesunden Thal gelegen, glaubte er den rechten Ort gefunden zu haben, wo er seine Einsiedelei gründen sollte. Er hatte einen solchen Ort früher in einem Traumgesicht gesehn und erkannte ihn nun gleich wieder. Darum nannte er ihn den „vorhergezeigten Ort" (locum praemonstratum, prémontré); hier siedelte er sich an und bald gesellten sich Andere zu ihm; namentlich auch der Bischof Bartholomäus von Laon selbst. Als ihrer dreizehn beisammen waren, gab ihnen Norbert die Regel des heil. Augustin. Bald verbreitete sich der Ruf ihrer Heiligkeit in der Umgegend. Mehr und mehr fanden sich Schüler und Genossen ein, und die Gesellschaft erhielt nun

von dem Orte den Namen Prämonstratenser.*) Der Orden erhielt bald beträchtliche Geschenke, so daß eine Kirche gebaut werden konnte. Auch ein Frauenkloster ward errichtet, in welches vornehme Damen eintraten. Nach dem Muster von Prämonstratum erhoben sich anderwärts, namentlich auch im nordöstlichen Deutschland, Klöster, die sich diesem Mutterkloster anschlossen und auch den Namen Prämonstratenserklöster führten. Norbert selbst wurde auf einem Reichstag zu Speier zum Erzbischof von Magdeburg gewählt. Barfuß, auf einem Esel reitend, zog er in seine Metropole ein. Seine ganze Erscheinung war die eines strengen Büßers und Bußpredigers. Das Domcapitel aber hatte an dieser Gestalt kein Wohlgefallen. Es widersetzte sich seinen Reformversuchen und auch das Volk zeigte sich unbändig. Falsche Gerüchte, als habe er es auf den Kirchen- und Reliquienschatz abgesehen, wurden gegen ihn in Umlauf gesetzt; sogar an geheimen Mordversuchen fehlte es nicht. Norbert flüchtete sich in das Kloster Bergen und von da auf den Petersberg bei Halle. Zuletzt wurde er doch wieder an seinen Sitz in Magdeburg zurückberufen. Er starb daselbst 1134 und wurde später von Innocenz III. heiliggesprochen.**) Der von ihm gestiftete Orden hat sich besonders um die Christianisirung des Wendenvolkes verdient gemacht. Er hatte eine weite Verbreitung. Vergleicht doch um's Jahr 1150 ein Zeitgenosse denselben mit einem Weinstock, der, in Liebe gewurzelt und begründet, die Erde erfüllt hat, der seine Ranken ausbreitet bis an's Meer und seine Zweige bis an's Wasser (Ps. 80, 9—12). Das Eigenthümliche des Prämonstratenserordens bestand in der Verbindung des Mönchthums mit dem Priesterthum, der Contemplation mit der praktischen Wirksamkeit. Das Zusammenwirken dieser beiden Elemente auf ein und dasselbe Ziel hin wurde verglichen mit dem gemeinsamen Hinaufgehn der beiden Apostel Petrus und Johannes in den Tempel zum Gebet, dessen Segen in der Heilung des Lahmen sich kundgegeben.

*) Auch über diesen Orden haben wir eine Monographie von Winter: Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nördliche Deutschland. Berlin 1865. Vgl. auch den Artikel von Vogel in Herzogs Realencl. XII. S. 82 ff.

**) Das Chronicon Magdeburgense ruft bei seinem Tode aus: So wurde, ach! durch schmerzlichen und unverhofften Tod wie eine plötzlich dahin sinkende Blume uns jener denkwürdige Mann entzogen, jener vorzügliche Prediger, ein Mann, dessen längere Lebensdauer für die Kirche so nöthig und wünschenswerth gewesen wäre; ein Mann, bei dem die Elenden stets eine Zuflucht und die Betrübten Trost fanden, ein Mann, in dem sich die Liebe zu den Menschen mit dem Haß gegen die Laster so eng verbrüderte. (Winter a. a. O. S. 8.)

Später freilich ging auch diese Verbindung ihrem Verfall entgegen und wurde im dreizehnten Jahrhundert durch die Bettelmönche überflügelt.

Das erste Glied in der Reihe der Bettelmönche, mit deren Geschichte wir uns später werden zu beschäftigen haben, bilden bereits in unserer Periode die Karmeliter, mit denen wir die bisherige Reihe beschließen. Der Name des Ordens weist nach dem Morgenlande, nach dem Berge Karmel. Glauben wir der Tradition des Ordens selbst, so war schon der Prophet Elias der Stifter. Auch die übrigen Propheten, Elisa, Jonas, Micha, Obadja, waren dieser Tradition zufolge Karmeliter. Die einfache Thatsache aber ist die, daß zur Zeit der Kreuzzüge ein gewisser Berthold aus Kalabrien um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sich mit andern Wallfahrern auf dem Berge Karmel niederließ und dort mit ihnen ein Einsiedlerleben führte. Der Patriarch Albrecht von Jerusalem gab ihnen dann zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts (1209) eine Regel, nach welcher sie in gesonderten Zellen leben, sich mit Handarbeit beschäftigen, Tag und Nacht sich im Gebet üben, kein Eigenthum besitzen, strenges Fasten und Schweigen beobachten sollten.

Vergleichen wir nun schließlich die Mönchsgeschichte des 11. Jahrhunderts, wie wir sie bis dahin betrachtet haben, mit der früheren im achten und neunten Jahrhundert, so muß uns eine Verschiedenheit auffallen. Im achten und neunten Jahrhundert erschienen uns die Klöster des Abendlandes als die stillen Pflegestätten der Cultur und die Mönche als die Träger derselben, als die Vertreter der Wissenschaft in göttlichen und menschlichen Dingen. Wenn diese Männer sich gleichfalls der Askese unterwarfen, so rechneten wir dieß mehr zum selbstverständlichen Costüme der Zeit, als daß wir darin etwas Auffälliges und Besondres erblickt hätten. Männer wie Beda, Alcuin, Rhabanus Maurus, Walafried Strabo, Otfried von Weißenburg und wie sie alle heißen, machten uns den Eindruck von Gelehrten im Mönchsgewande, und wir begegnen ihren Namen fortwährend in der Geschichte der Literatur. Wir finden bei ihnen nichts Excentrisches, über das Maß des Hergebrachten Hinausgehendes. Ihre Zellen machen uns eher einen freundlichen, als einen düstern, abschreckenden Eindruck. Wir treten in dieselben ein wie in ein Studierzimmer und sehen dem fleißigen Mönche über die Schulter, wie er sein Buch mit schönen goldnen Initialen verziert und sich dann wieder in den Inhalt seines Autors, sehr oft sogar eines heidnischen Autors, vertieft.

Welch einen ganz andern Eindruck macht uns dagegen das Mönch-

thum in der zweiten Hälfte des zehnten und vollends im eilften Jahrhundert, das Mönchthum eines Dunstan, eines Damiani, eines Hildebrand, und dann zu Anfang des zwölften Jahrhunderts eines Bernhard von Clairvaux! Nicht die stille Pflege der Wissenschaft, nicht die Förderung menschlicher Cultur tritt uns hier entgegen, sondern die Askese als solche mit allen ihren Auswüchsen, die Ueberspannung der Enthaltsamkeit bis zur Unnatur, die selbst die menschliche Sprache verpönt und die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft gering achtet. Ein Orden sucht den andern in dieser Strenge zu überbieten; den Glanz des Klosters Clugny suchen die Cistercienser zu überstrahlen, die dann wieder mit den Karthäusern wetteifern, die schon das Höchste glaubten geleistet zu haben. Und doch — gestehen wir es uns — gerade diese bis zur Virtuosität getriebene Askese hat, so wenig wir sie uns selbst aneignen möchten, für die geschichtliche Betrachtung einen eigenthümlichen Reiz. Wir fühlen, daß gerade auf diesem uns fern liegenden Felde sich Kräfte aufthun, Charaktere sich entwickeln, die offenbar ein neues Leben, einen neuen Schwung in die Kirche brachten.

Wir haben schon früher gesehen, wie Papstthum und Mönchthum einander ergänzten. Und so halten denn auch die Veränderungen im Papstthum Schritt mit denen in der Mönchswelt. Ja, wir haben das Hildebrandische Papstthum recht eigentlich aus dem Hildebrandischen Mönchthum hervorgehen sehen. Man denke an das Cölibat, das vom Kloster aus der Weltkirche aufgedrängt wurde. In dem Maße nun als das Papstthum sich zu der Höhe hinanhob, auf der wir es zu Gregors VII. Zeit fanden, in eben dem Maße mußte auch das Mönchthum einen neuen Aufschwung nehmen.

Zweierlei tritt uns hier entgegen, das diesen Aufschwung beförderte: einmal das Zurückgehn auf das Eremiten-, das Einsiedlerleben, aus welchem heraus das Mönchsleben sich wieder neu gestalten sollte, wie man etwa einen Baum bis auf die Wurzel zurückschneidet, damit er um so kräftiger treibe, und dann wieder die höhere Verknüpfung der einzelnen Klöster zu größern Ordensverbindungen, also das Streben nach gemeindlicher Organisation. Diese wohlorganisirten Ordensverbindungen, wie wir sie im Vorhergehenden haben entstehen sehen, sie bilden ein merkwürdiges Seitenstück zur Hierarchie in der Weltkirche. Hervorgegangen aus freiem Entschlusse, nicht von der päpstlichen Macht geschaffen und geboten, sondern nur von ihr genehmigt und geregelt, dienten sie dieser päpstlichen Macht gleichwohl als Stütze, als Strebepfeiler, ohne welche sie sich kaum so lange Zeit auf ihrer Höhe hätte

behaupten können. Das Papstthum drang auf Einheit der Kirche. Aber was ist eine Einheit ohne Mannigfaltigkeit, in welcher die Einheit sich darstellt? Einheit ohne Mannigfaltigkeit führt zur Erstarrung. In den Mönchsorden aber brechen sich die Strahlen der päpstlichen Herrlichkeit in den mannigfaltigsten Farben und Schattirungen. Hatte der Papst seine eigene Macht mit der Sonne, die der königlichen Macht aber mit dem Monde verglichen, so bildeten die Mönche die Sterne am Himmel der Hierarchie, welche den Glanz der Weltgeistlichkeit weit überstrahlten. Wozu die bloße Satzung der Kirche nicht hinreichte, das System Gregors VII. zu verwirklichen, d. h. alles Weltliche dem Geistlichen dienstbar zu machen, das gelang dem Mönchthum von innen heraus. Hier hatten die Ideen Gregors ihre persönliche Gestalt gewonnen, und nicht in Einzelnen, sondern in großen Massen, in mächtigen Körperschaften. Ihre Weltverachtung kam den Forderungen des Papstes entgegen, sie vollzogen das freiwillig, ja weit über die Forderung hinaus, was unter andern Umständen eine bloße Theorie, eine abstracte Formel geblieben wäre. Was in der Gestalt der Secte unfehlbar zur Auflösung der Kirche geführt hätte, das diente in der Gestalt des Ordens zur Stütze, zur Förderung und Neubelebung derselben. Nicht mit Unrecht hat man das Mönchthum in seinem Verhältniß zur Weltgeistlichkeit mit der Stellung verglichen, welche die Propheten des alten Bundes dem levitischen Priesterthum gegenüber einnahmen. Es ist die auf Erweckung und Erneuerung des religiösen Lebens gerichtete Thätigkeit im Gegensatz zu dem einfach erhaltenden, das Gegebene pflegenden, durch Institution und Gewohnheit sich forterbenden Amte, oder, wenn man will, das in persönlicher und individueller Frömmigkeit sich ausprägende Christenthum, im Gegensatz gegen die Allen gemeinsame, in liturgischen Formen festgehaltene Ordnung der Dinge. Freilich lag dann bei diesem Geltendmachen der religiösen Eigenthümlichkeit und dem Hange zur Agitation auch die Gefahr nahe, daß der Ordensgeist in Sectengeist umschlagen, daß unter der Hülle des Mönchthums die Häresie in die Kirche einbrechen konnte (und wir werden Beispiele davon kennen lernen); aber für einmal wirkten beide, Mönchthum und Priesterthum, die im Papstthum nicht selten persönlich vereint erscheinen, zusammen auf ein großes Ziel hin. Ja, nur durch das Zusammenwirken dieser Factoren konnte das großartige, imposante Schauspiel sich entfalten, das die Geschichte des Mittelalters uns darstellt. Wenn irgend dieses Zusammenwirken von mönchischer Agitation und päpstlicher Autorität uns klar vor Augen tritt, so ist es in der Geschichte der Kreuzzüge.

Dreizehnte Vorlesung.

Der erste Kreuzzug. Die geistl. Ritterorden der Johanniter und Templer.

Aus den Zellen der Klosterwelt treten wir mit einem Mal auf den bewegten Schauplatz des Krieges und statt des Horengesanges vernehmen wir das Geräusch der Heereszüge und das Geklirre der Waffen. Und doch ist der Schritt, den wir von der Geschichte des Mönchthums thun zur Geschichte der Kreuzzüge, mit nichten ein gewaltsamer Sprung aus einem Gegensatz in den andern. War es doch eben der Hauch des Mönchthums, der damals die Welt bewegte und Heere bewaffneter Pilgrime aus dem Boden hervorzauberte, so daß auch das eiserne Ritterthum sich seinen Formen fügte und seine Waffen in dessen Dienst stellte. Erst als Papstthum und Mönchthum so weit erstarkt waren, als wir sie nun erstarkt sehen, erst da konnten die Kreuzzüge in die Geschichte eintreten.

Die Geschichte der Kreuzzüge schließt eine ganze Welt von Beziehungen in sich: politische, strategische, culturgeschichtliche Beziehungen, die an unserm Orte nicht alle können berücksichtigt werden; wir werden die Kreuzzüge nur vom kirchlichen Standpunkte aus aufzufassen haben, sie nur so weit betrachten als sich in ihnen der religiöse Zug des Mittelalters ausgesprochen hat und sie auf die Gestaltung der Kirche zurückgewirkt haben.*)

Vorerst wird es nöthig sein, die Schicksale uns zu vergegenwärtigen, welche das Christenthum seit der Ausbreitung des Islam in Palästina erlebt hat.

---

*) Aus der überreichen Literatur heben wir hervor, außer den Quellenwerken, z. B. Wilhelm von Tyrus († nach 1188?), der in deutscher Uebersetzung von Kausler auch der größern Lesewelt zugänglich gemacht ist (Stuttg. 1844), die Werke von Wilken, Michaud, Haken und besonders Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzugs 1841.

Als im Jahr 637 Jerusalem in die Hände der Sarazenen fiel, mußte der damalige Patriarch von Jerusalem an den Chalifen Omar die heilige Stadt unter der Bedingung übergeben, daß den Christen daselbst freie Uebung ihres Gottesdienstes in ihren bisherigen Kirchen gestattet wurde; aber es ward ihnen verboten, neue Kirchen zu bauen und auf den schon vorhandenen Kreuze zu errichten; desgleichen sollten die Prozessionen unterbleiben. Keinem Christen durfte der Uebertritt zum Islam gewehrt werden, und überdieß hatten die Christen den Moslim (den Gläubigen) die größte Ehrfurcht zu erweisen und eine Kopfsteuer an den Chalifen zu bezahlen. So blieben die Verhältnisse bis in's achte Jahrhundert; drückend und hemmend auf jeden Fall, aber doch erträglich gegen das was später kam. — Karl der Große, dessen allumfassender Blick wie nach dem Abendland, so auch nach dem Morgenland gerichtet war, hatte es sich angelegen sein lassen, den Christen in Syrien und Palästina möglichste Sicherheit zu verschaffen. Zu diesem Ende suchte und pflegte er die Freundschaft des Chalifen, soweit diese bei der Verschiedenheit der religiösen Standpunkte möglich war.

Als aber die Dynastie der Abbassiden durch die neue der Fatimiden (so genannt von Fatima, der Tochter des Propheten) verdrängt worden, kamen schlimmere Zeiten für die Christen im Orient. Die Fatimiden achteten die Verträge wenig, die Omar seiner Zeit mit ihnen geschlossen. Die Bedrückungen wurden immer empfindlicher und so machte sich der Schmerz Luft in lauten Klagen. Diese Klagen fanden im Abendlande ihren Wiederhall. Wir haben früher erwähnt, wie schon zu Ende des zehnten oder Anfang des eilften Jahrhunderts Sylvester II. einen Brief an die Kirche schrieb im Namen des verwüsteten Jerusalems. Waren doch eben um's Jahr 1000 viele Christen in das gelobte Land gereist, weil sie den Weltuntergang und das jüngste Gericht im Thale Josaphat erwarteten. Aber die Aufforderung des Papstes fand damals kein Gehör. Der Chalife Hakem (seit 1010) plagte die Christen wie noch keiner der Vorfahren, indem er ihre Kirchen zerstören ließ. Nur kurze Zeit traten wieder mildere Zustände ein, auf die jedoch neue Bedrückungen folgten. Nun wandten sich auch die griechischen Kaiser an das Abendland um Hülfe, aber vergeblich. Als dann 1075 abermals eine neue Herrschaft in Syrien und Kleinasien aufkam durch die türkischen Seldschuken, die im Jahr 1081 vom griechischen Kaiser Alexius Comnenus Anerkennung erzwangen, wurde die Lage der Christen im Morgenlande vollends unerträglich. Der Gottesdienst der Christen ward von Zeit zu Zeit durch rohe Ueberfälle der Türken gestört, die heiligen Stätten

entweiht, die Bilder zerschlagen, Unfug aller Art getrieben, wobei es auch an persönlichen Mißhandlungen, namentlich der Geistlichen, nicht fehlte. Von den Pilgern ward ein Eingangszoll erhoben; konnte dieser nicht entrichtet werden (und dieß war der Fall, wenn sie schon zuvor waren überfallen und ausgeplündert worden), so mußten sie, ohne die heilige Stadt betreten zu haben, wieder abziehen und kamen dann auf dem Rückweg vor Hunger und Blöße um. Von allen diesen Nöthen war (so wurden wir von Jugend auf berichtet) Peter von Amiens, der Einsiedler, der gegen Ende des eilften Jahrhunderts (um 1093 und 1094) eine Wallfahrt unternommen hatte, Augenzeuge. Die Noth seiner Brüder ging ihm tief zu Herzen. Er wandte sich an den Patriarchen von Jerusalem, Simeon, und überhäufte diesen mit Vorwürfen, daß er dem Skandal zusehe, ohne zu helfen. Aber Simeon lehnte die Vorwürfe von sich ab und gab dem Abendlande die Schuld, daß es die Brüder in Palästina im Stich lasse. Peter stimmte bei und faßte den Entschluß, vom Abendlande aus Hülfe zu schaffen. Er trat, als er wieder in die Heimath zurückgekehrt war, vor Papst Urban II., überreichte ihm einen Brief, den ihm der Patriarch mitgegeben und begleitete denselben mit mündlicher Berichterstattung über all das Gesehene und Gehörte. Drauf durchzog er, auf einem Esel reitend, ganz Italien, ging dann über die Alpen und forderte, wohin er kam, mit hinreißender Beredsamkeit zu einer großartigen Expedition auf. Es ist hundertmal erzählt worden, welchen enthusiastischen Empfang er aller Orten fand, wie das Volk sich hinzudrängte, ihn als einen heiligen Boten Gottes begrüßte und seinen Reden den lautesten Beifall schenkte, wie sich die Menge sogar darum stritt, Haare aus dem Schweif seines Thieres als Reliquien zu erhaschen. Je tiefer dieses so ganz romantische Bild vom Ursprung der Kreuzzüge sich in unsrer Phantasie festgesetzt hat, um so schwerer wird es uns, davon uns loszusagen. Und doch müssen wir auch diese Illusion der strengen Geschichtsforschung zum Opfer bringen, welche die Bedeutung des Peter von Amiens gewaltig heruntersetzt und ihm eine höchst untergeordnete Rolle in dem großen Schauspiel der Kreuzzüge anweist.*) Wir versetzen uns also auf den gesicherten historischen Boden, indem wir der Synode von Piacenza unsre Blicke zuwenden, welche

*) Vgl. Sybel a. a. O. und Baur, Kirche des Mittelalters (S. 178), welcher annimmt, daß die Sage aus Volksliedern entstanden ist. Erst nach der entscheidenden Synode von Piacenza scheint, der neuen Kritik zufolge, Peter von Amiens als Fanatiker umhergezogen zu sein und eine Schaar bewaffneter Bauern um sich gesammelt zu haben.

der Papst im März 1095 eröffnete. Viertausend Geistliche und 30000 Laien (doch wer hat sie gezählt?) waren anwesend. Dieser großen Menge wegen mußte das Concil auf freiem Felde gehalten werden. Es traten Gesandte des Kaisers von Constantinopel auf und baten dringend um Hülfe gegen die Ungläubigen. Papst Urban unterstützte diese Bitte mit allem Nachdruck der Beredsamkeit. Schon jetzt zeigten sich Viele geneigt, nach Constantinopel aufzubrechen und dort sich mit dem Kaiser zu etwas Gemeinschaftlichem zu vereinigen. Etwas Bestimmtes wurde nicht beschlossen. Nun begab sich Urban nach Frankreich, um auch dort die Gemüther auf etwas Außerordentliches vorzubereiten. Im November desselben Jahres 1095 berief er eine Synode nach Clermont, auf welcher alle Geistlichen bei Verlust ihrer Pfründen erscheinen mußten.

Nachdem die übrigen Verhandlungen des Concils erledigt waren, versammelte Urban Geistliche und Laien in einer breiten Straße und hielt eine feurige Anrede an sie. Er wurde von Zeit zu Zeit durch das Schluchzen der Zuhörer, dann wieder durch den lauten Ruf des Volkes unterbrochen: „Gott will es! Gott will es!“ Diesen Willen Gottes glaubte man auch deutlich aus dem Gebot Christi zu entnehmen, daß, wer sein Jünger sein wolle, sein Kreuz müsse auf sich nehmen. Die Wallfahrer nämlich pflegten sich mit rothen Kreuzen auf der rechten Schulter zu bezeichnen; folglich mußte eine gemeinsame, eine bewaffnete Wallfahrt nach dem gelobten Lande, ein ganzer Heereszug von solchen Kreuzträgern ein Gott wohlgefälliges Werk sein. An diesem Werke sollten sich nach des Papstes Rede allererst die weltlichen Herren, die Ritter betheiligen, die das Schwert führen. Statt, wie bisher Viele unter ihnen thaten, die Unschuld zu unterdrücken, die Kirche zu beeinträchtigen, sich selbst unter einander zu zerfleischen, sollten sie nunmehr in den Dienst Christi sich stellen und für seine Ehre kämpfen. Die Geistlichen sollten ohne besondere Bewilligung ihrer Bischöfe nicht mitziehn, sie sollten die Hinausziehenden einfach mit ihrem Gebet unterstützen. Auch die Alten und Schwachen sollten zu Hause bleiben. Aber die Geistlichen ließen sich nicht halten. Der Erste unter Allen, der mit dem Zeichen des Kreuzes sich schmückte, war ein Geistlicher, der hochverehrte Bischof Ademar (Adhemar) von Puy. Ihm folgten mehrere Bischöfe und selbst Cardinäle, die sich dem Papst zu Füßen warfen und ihn dringend baten, ihnen die Erlaubniß zu ertheilen. Von allen Seiten drängten sich nun Kriegslustige hinzu. Einige gingen in ihrem Eifer so weit, daß sie das Zeichen des Kreuzes sich auf den Arm oder auf die Stirn brannten. Von Clermont verbreitete sich die Begeisterung weiter

über ganz Frankreich. Allerorten erscholl die Predigt vom Kreuze. Der Papst selbst reiste umher und forderte zur Theilnahme auf. Mönche verließen ihre Zellen, um sich in den Waffen zu üben; manche entfernten sich heimlich aus dem Kloster, wenn die Aebte sie nicht wollten ziehen lassen. Landleute verließen den Pflug, Hirten ihre Heerden; Ehemänner trennten sich von ihren Frauen, um an der großen, ritterlichen Pilgerfahrt in das gelobte Land theilzunehmen. Andere nahmen Frau und Kinder mit. Man erblickte Arme, die ihre Ochsen wie Pferde beschlagen hatten und so auf ihren Karren Habe und Kinder mit sich führten, und die Kleinen fragten bei jeder Stadt, ob das jetzt Jerusalem sei?*)

Woher kam dieser plötzliche Wandertrieb und diese Kampfeslust? War sie künstlich erzeugt oder durch höhere Naturnothwendigkeit herbeigeführt? war es ein Werk der Begeisterung oder der Berechnung? war die Begeisterung eine religiöse oder eine nationale? oder eine dunkle, schwärmerische Begeisterung, die von der Priesterschaft zu ihren Zwecken benützt wurde? Diese Fragen sind schon oft aufgeworfen und in verschiedener, oft widersprechender Weise beantwortet worden. Lassen wir vorerst die Geschichte selbst antworten!

Ein Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts, Wilhelm von Tyrus, sagt uns ganz einfach, daß nicht bei Allen, die sich hinzudrängten, der reine Eifer für die Sache Gottes obgewaltet habe. Die Einen seien mitgezogen, um ihre Freunde und Genossen nicht zu verlassen, die Andern, um nicht den Schein der Lauheit auf sich zu laden, noch Andere aus bloßem Leichtsinn oder um als böse Schuldner ihren Gläubigern zu entgehen. Gleichwohl sieht derselbe Geschichtschreiber auch wieder in der allgemeinen Bewegung etwas Höheres. Er sieht in ihr ein reinigendes, verzehrendes Feuer, zur Tilgung der Sünden, womit die Welt belastet war. — Daß die einmal aufgeregte Phantasie auch Zeichen am Himmel erblickte, welche entweder auf das Wohlgefallen Gottes an dem Unternehmen hindeuteten oder auf künftige Gerichte im Unterlassungsfalle, darf uns nicht befremden. So ward namentlich das Kreuzeszeichen hie und da am Himmel erblickt. Dazu gesellten sich Visionen und Wunder, an denen freilich auch der fromme Betrug seinen Theil hatte. Ein Abt in Frankreich brannte sich ein Kreuz ein und gab vor, ein Engel habe es gethan. — Eine allgemeine Hungersnoth lag

---

*) Floto II. S. 357. Der Mönch Robert (bei Sybel S. 233) sagt: Seit Schöpfung der Welt, seit dem Mysterium des Kreuzes geschah nichts was diesem Zug zu vergleichen wäre, der ein Werk Gottes und nicht der Menschen war.

damals auf den Gegenden des Abendlandes. Trotz derselben aber wurden die Mittel zum Kriege herbeigeschafft. Wucherer, die ihr Getreide zurückgehalten, schlugen es los. Als das Jahr darauf ein fruchtbares war, sah man darin den augenscheinlichen Lohn Gottes für die bereits gebrachten Opfer und eine fernere Aufmunterung des Unternehmens.

Von Italien und Frankreich war die Begeisterung ausgegangen. Sie theilte sich aber auch England, Schottland, Deutschland mit. Es war besonders der Adel, der sich in den Vordergrund stellte, während die damals regierenden Könige, Heinrich IV. von Deutschland, Philipp von Frankreich und Wilhelm der Eroberer von England zurücktraten. Jedermann kennt den Namen des Mannes, der an die Spitze des ersten Kreuzzuges getreten ist, Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, von altadelichem Geschlechte, das seinen Ursprung bis auf Karl den Großen zurückführte. Auch an diesen Namen, wie an den des Peter von Amiens, knüpfen sich, jedoch mit größerm historischen Rechte, alle die idealen, romantischen Züge, mit denen eine jugendliche Phantasie die Geschichte des Mittelalters auszustatten pflegt. Und in der That vereinigt sich in der Person dieses Mannes das was die Ritterlichkeit ausmacht, die Demuth, die vor Gott sich beugt und die Tapferkeit, die vor keinem Feinde zittert, jener Adel der Gesinnung, wodurch der Adel der Geburt erst Bedeutung erhält, jene Uneigennützigkeit und Großmuth, jene Opferfreudigkeit, die den Kampf und die Gefahr sucht, wo Andere sie vermeiden. Gottfrieds von Bouillon Name war damals kein unbekannter Name mehr. Er hatte sich bereits kriegerischen Ruhm erworben. In dem Streite Heinrichs IV. mit Gregor VII. war er auf die Seite des Kaisers getreten. In der Schlacht gegen Rudolf von Schwaben hatte er das Reichsbanner geführt; und von seiner Hand war Rudolf gefallen.*) Neben Gottfried von Bouillon, der um die Kosten für den Zug aufzubringen sein Stammgut an die Kirche von Lüttich verpfändete (um 1500 Mark Silbers), erscheinen sodann seine Brüder Balduin und Eustachius, und sein Neffe Balduin von Mons; ferner der Herzog Robert von der Normandie, der Sohn Wilhelms des Eroberers, der Graf Robert von Flandern (Friso), Graf Hugo von Vermandois, Bruder König Philipps von Frankreich, Stephan von Blois und Chartres, der Schwager des Königs von

*) Gottfried soll ihm den Schaft des Banners so tief in die Brust gestoßen haben, daß er bald darauf starb; doch ruht dieß nicht auf sichern Zeugnissen: vgl. Sybel a. a. O.

England, der nach dem Sprüchwort des Volkes so viele eigene Burgen zählte als Tage im Jahre, Graf Raimund von Toulouse (St. Gilles), Boëmund von Tarent, Tankred von Apulien und noch viele andere Grafen und Herren, deren Thaten durch die Dichtung verherrlicht worden sind, wie einst die Thaten der Helden vor Troja.

Also begann im Frühling des Jahres 1096 der erste Kreuzzug. Aber freilich der Kern des Adels, den wir eben genannt haben, war von einer rauhen, grobhülsigen Schale umgeben. Alles hatte sich demselben angeschlossen, auch die untersten Hefen der Bevölkerung. Das ganze Heer, oder sagen wir lieber die ganze Masse, die zum Aufbruch bereit war, belief sich beinahe auf eine Million Menschen, aber darunter befanden sich Viele, die man nicht zu den streitbaren Männern zählen konnte. Weiß doch ein jeder, wie die Vorhut, die mit Peter von Amiens unter der Anführung des Walter von Pexejo auftrat, einer Räuberhorde ähnlicher sah, als einem wohlgeordneten Kriegsheer. Walter führte den ominösen Namen sans avoir oder Habenichts. Diese Vorhut nahm den Landweg durch Deutschland und die Donauländer nach Constantinopel. Der König Kalmany von Ungarn gestattete ihnen freien Durchpaß. Dagegen verweigerten ihnen die Bulgaren die verlangten Unterstützungen. Dafür erstürmten sie Belgrad und erfüllten das ganze Land umher mit Raub und Mord. Schon jetzt fing der Hunger unter ihnen zu wüthen an. Was aber der Hunger und das Schwert der Bulgaren an Menschenleben übrig gelassen, das brachte Peter nach Constantinopel. Kaiser Alexius Comnenus, der von dem Papst benachrichtigt worden, zeigte sich anfangs günstig; später aber voll Mißtrauen, ein Mißtrauen, das sogar in Arglist umschlug. Er warnte die Angekommenen, schon jetzt nach Bithynien überzusetzen; sie gehorchten aber der Warnung nicht. In der Schlacht bei Nicäa entgingen die Wenigsten dem Schwert des Sultans Kilidsch Arslan (Soliman des Jüngern). Walter ohne Habe blieb auf dem Schlachtfelde, Peter entkam nur mit Mühe.

Nicht besser erging es zwei andern Haufen, deren einer angeführt war von Graf Emico und einem deutschen Priester Gottschalk, der andere von dem französischen Vicomte von Melün, Wilhelm, mit dem Beinamen „der Zimmermann“, wegen der kräftigen Hiebe, die er austheilte. Diese beiden Heerhaufen wurden schon in Ungarn aufgerieben, indem König Kalmany ihren Ausschweifungen mit dem Schwerte Einhalt zu thun genöthigt war. Die Horde unter Wilhelm dem Zimmermann hatte sich schon in Deutschland einen bösen Namen gemacht durch den Fanatismus, womit sie über die Juden als Feinde des Kreuzes Christi

herfiel, namentlich in den Rheinstädten Straßburg, Worms, Mainz, Köln. Vergebens erhob der edle Bischof von Speier seine Stimme gegen solches Wüthen, das auch der Geschichtschreiber Wilhelm von Tyrus höchlichst mißbilligte.

Richten wir nun unsre Blicke auf das Hauptheer! Dieses war erst im März 1097 aufgebrochen. Es theilte sich selbst wieder in verschiedene Abtheilungen, von denen die eine zu Land, die andere zur See ihren Weg nahm. In Bithynien trafen die Getrennten wieder zusammen und in Nicäa wurde Heerschau gehalten. Dieses Heer bestand nach der Angabe des Wilhelm von Tyrus aus 600,000 Mann, worunter 100,000 Ritter. Das Erste, was in Angriff genommen wurde, war die Belagerung von Nicäa. Sie ward mit großem Eifer betrieben. Wilhelm von Tyrus weiß nicht genug die Eintracht und die Freudigkeit zu rühmen, womit die Streiter Christi dem heiligen Kampf und dem Martyrtod entgegen gingen. Lange Zeit widerstand die Stadt. Nachdem sie erobert war, überließen sie die Kreuzfahrer dem griechischen Kaiser. „Wir wollen," sprachen sie (ob aus Edelmuth oder aus Verdruß, mag dahingestellt bleiben), „wir wollen die Stadt ganz deiner Hoheit überlassen und mit Gottes Hülfe unsern Zug, den wir einmal angetreten haben, weiter fortsetzen." — So zogen denn im Juni 1097 die Kreuzfahrer, nachdem sie dem griechischen Kaiser den Lehenseid geleistet, in getrennten Haufen weiter dem gelobten Lande zu. Die Eroberung von Edessa am Euphrat gab Anlaß zur Uneinigkeit zwischen Balduin und Tankred. Diese Uneinigkeit war die Quelle unsäglicher Uebel. Bis auf's äußerste aber ward die Geduld des Heeres auf die Probe gesetzt durch die Belagerung Antiochiens, im Winter 1097 auf 1098. Der Mangel an Lebensmitteln ging bald in Hungersnoth über. Viele wurden muthlos. Selbst Peter von Amiens verließ heimlich das Lager, wurde aber von Tankred mit Schimpf zurückgeführt. Da man die Hungersnoth als eine gerechte Strafe Gottes betrachtete, so sollte diese Strafe durch Buße abgewendet werden. Nicht nur kriegerische Mannszucht, wie sie sonst in jedem Heere gefordert wird, sondern die strengste Klosterzucht sollte eintreten. In Uebereinstimmung mit den Fürsten ordnete der Bischof Ademar von Puy ein dreitägiges Fasten an, auf daß, wenn der Leib kasteiet werde, die Seele desto mächtiger sei zum Gebet. Alle liederlichen Dirnen wurden aus dem Lager entfernt, Sünden der Unkeuschheit mit dem Tode bestraft, Trinkgelage, Würfelspiel, leichtfertiges Schwören, Raub und Diebstahl war auf's strengste untersagt. — Härte und Grausamkeit gegen die Feinde allein war gestattet als selbstverständlich im Kriege gegen die Ungläubigen. — Nach neun-

monatlicher Belagerung gelangte Antiochien durch Verrath der drinnen wohnenden Christen in die Hände der Kreuzfahrer. Allein jetzt begann erst recht die Noth. Ein mächtiges, vom Sultan von Bagdad entsandtes Heer unter dem Feldherrn Kerboga schloß die Kreuzfahrer ein. Alle Brunnen waren zugeworfen, alle Lebensmittel weggenommen. Jetzt erst wüthete der Hunger recht. Da erschien endlich Hülfe von oben. Peter, nicht der von Amiens, sondern ein Geistlicher aus der Provence, meldete sich bei dem Grafen Raimund und erzählte ihm von einer merkwürdigen Vision, die er gehabt. Der Apostel Andreas war ihm erschienen und hatte ihm in der Kirche des Apostelfürsten Petrus (zu Antiochien) eine Lanze gezeigt; es war die heilige Lanze, mit welcher der Leib des Herrn am Kreuz war durchstochen worden; der Apostel hatte aber die Lanze wieder in der Erde verborgen, und nun galt es, derselben erst wieder theilhaft zu werden. Alles Volk strömte an den bezeichneten Ort. Peter sprang in die geöffnete Grube und brachte unter allgemeinem Jubel die Lanze an's Licht. Es fehlte zwar hinterher nicht an Zweiflern; aber Peter machte sich anheischig, durch ein Gottesurtheil die Aechtheit der Lanze zu beweisen; er ging mit ihr zwischen zwei mächtigen Scheiterhaufen hindurch und wurde dann, als die Probe gelungen, vom Volke mit lautem Beifall empfangen und fast zerrissen; er starb jedoch bald nachher, wie man vermuthet an den Brandwunden.

Die Lanze hatte in der That Wunder gewirkt. Der Muth der Erschöpften war wieder aufgerichtet, und der unermüdliche Bischof Ademar von Puy that das Seinige, diesen Muth zu erhalten. Es wurde ein Ausfall beschlossen. Man nahm erst das Sacrament und weihte sich durch Gebet. Mitten durch die Schaaren der Krieger schritten die Priester in weißen Gewändern gleich Engeln Gottes, das heilige Kreuzeszeichen in den Händen; ein anderer Theil derselben stand mit ausgebreiteten Armen auf der Mauer der Stadt und betete für das Volk, daß es nicht möge ein Erbe der Heiden werden. Und Gott gab den Sieg. Mit reicher Beute beladen kehrten die siegreichen Christen nach Antiochien zurück. Viele, die all ihre Habe verloren, konnten jetzt wieder sich erholen. Auch die christlichen Kirchen der Stadt wurden wieder hergestellt, besonders die des heil. Petrus, in der die heilige Lanze war gefunden worden. Ein großer Theil der Beute ward eingeschmolzen, um heilige Gefäße aus dem gewonnenen Gold und Silber zu verfertigen. Der Patriarch Johann von Antiochien, der während der Belagerung vieles gelitten, wurde feierlich in sein Amt eingesetzt. Boëmund aber erhielt den Besitz der Stadt. Er errichtete daselbst ein Fürstenthum. Nun aber

brach eine Seuche aus, der auch der Bischof Ademar von Puy erlag. Er ward in der Peterskirche begraben. Er war die Seele des Heeres gewesen, der die religiöse Stimmung immer wieder anzufachen wußte, wenn sie am Sinken war. Mit ihm schien der gute Geist aus dem Heere gewichen.*) An dessen Stelle war um so mehr der Dämon der Zwietracht getreten, der die Eifersucht der Führer auf's neue anschürte. Zum Glücke herrschte auch im feindlichen Lager Uneinigkeit. Die fatimidischen Chalifen hatten nämlich inzwischen den Seldschuken Palästina und Jerusalem wieder entrissen und dieß erleichterte nun auch den Kreuzfahrern ihren Sieg. — Endlich im October 1098 brach das Heer von Antiochien auf und zog der Meeresküste entlang, Angesichts des Libanon. Eine heilige, ahnungsreiche Stimmung bemächtigte sich der Gemüther.

Es war um Pfingsten 1099, als auf der Anhöhe von Emmaus die heilige Stadt den Kreuzfahrern zum ersten Mal sichtbar wurde. Viele brachen in Freudenthränen aus; sie warfen sich nieder und küßten die Erde. Mit entblößten Füßen, unter Gesang und Gebet nahte man sich den Mauern der heiligen Stadt. „Jetzt wurden," sagt Wilhelm von Tyrus, „die Worte des Propheten erfüllt (Jes. 51 und 52, 2): ‚Wache auf, wache auf, stehe auf, Jerusalem, mache dich aus dem Staube, stehe auf, du gefangene Jerusalem, mache dich los von den Banden deines Halses, du gefangene Tochter Zion!'" — Das Kriegsheer war indessen bedeutend zusammengeschmolzen; es bestand, als man vor Jerusalem anlangte, nur noch aus 40,000 Mann. Das Lager ward von der Nordseite aufgeschlagen. Aber nun die Belagerung selbst, wie sollte die geführt werden, da das Volk von Belagerungswerkzeugen ganz entblößt war? Dazu noch die enorme Hitze, der Wassermangel, der brennende Durst, der Menschen und Thiere dahinraffte. Die todten Pferde, die umherlagen, verpesteten die Luft. Eine neue Zeit der Drangsale war angebrochen, als man sich schon am Ziele glaubte. Da galt es wieder neue Bußwerke anzuordnen, wozu der heilige Boden mehr als jeder andere geeignet erschien. In feierlicher Prozession zog das Volk nach dem Oelberg. Auch Predigten wurden an das Volk gehalten und vor allem den entzweiten Führern Versöhnung an's Herz gelegt.

Ein erster Sturm, der auf die Stadt gewagt wurde, ward abgeschlagen. Nun sollte ein zweiter folgen; allein auf den Rath der Prie-

*) Eine Chronik seines Stiftes giebt ihm das Zeugniß, daß er eben so geschickt gewesen zu jeglicher Tugend, als gewandt in der Reitkunst (facilis ad omne bonum, gracilis ad equitandum), eben so erfahren in weltlichen Wissenschaften, als in geistlichen.

ster sollte erst ein feierlicher Umgang um die Stadt gehalten werden, wie einst die Israeliten einen solchen um Jericho gehalten. Dieß geschah an einem Freitag, als am Todestage des Herrn, den 8. Juli 1099. Den darauf folgenden Donnerstag wurde großes Abendmahl gehalten, und nun Tags darauf, den 15. Juli, wurde der Sturm gewagt; die Mauern wurden erbrochen und nach längerem Widerstand (wir können den Kampf nicht im Einzelnen beschreiben) fiel die Stadt in die Hände der Kreuzfahrer. Gottfried von Bouillon war der Erste, der sie betrat; zu gleicher Zeit hatten Tankred und Robert von der Normandie in der Nähe des Stephansthores eine Bresche gebrochen, durch welche unter dem Rufe: „Gott hilf, Gott will es!" die Masse der Belagerer eindrang. Daß Gott gerade an einem Freitag die heilige Stadt in ihre Hände gegeben, erschien den Kreuzfahrern als ein besonders bedeutsames Zeichen seiner Gnade. „An diesem Tage," sagt der mehrerwähnte Wilhelm von Tyrus, „ist der erste Adam erschaffen, an diesem Tage hat der zweite Adam für die Menschen gelitten und geblutet, und so ziemt es sich denn auch, daß seine Nachfolger und die Glieder seines Leibes an diesem Tage den Sieg über die Feinde davon tragen."

Mit der Einnahme der Stadt war es aber noch nicht gethan. Jetzt erst begann das Schlachten und Würgen im Innern. „Im Tempel Salomonis," sagt Raimund, „reichte das Blut bis an die Kniee der Reiter und das Gebiß der Pferde." „Es ist unglaublich," sagt derselbe, „wie viel Blut Tankred und Gottfried an diesem Tag vergossen haben." Dieß stimmt freilich nicht zu der Nachricht Andrer, daß Gottfried sich jedes Schwertstreichs innerhalb der heiligen Stadt enthalten hätte.*) Nicht die Muhammedaner allein, auch die Juden wurden von christlichen Händen niedergemacht. Sie wurden in ihre Synagoge zusammengetrieben und mit ihr verbrannt. Das alles geschah im Namen Gottes und der Kirche. Und nun folgten dann auch die feierlichen Ceremonien, um dem Herrn der Heerschaaren zu danken für den verliehenen Sieg. Mit entblößtem Haupt und barfuß wurde zu den heiligen Orten gewallfahrtet. Die wenigen christlichen Einwohner Jerusalems gesellten sich jetzt zu den Kreuzfahrern, um mit ihnen gemeinschaftlich in der Auferstehungskirche das Dankfest zu begehen. Auch an Visionen fehlte es nicht im Lande der Wunder. Die Geister der im Kampf gefallenen Helden umschwebten die Lebenden. Die Gestalt des in Antiochien vollendeten Ademar von Puy war auf den Mauern gesehen worden.

*) Vgl. Pressel in dem Artikel: „Gottfried von Bouillon", in Herzogs Realencyclopädie.

Noch hielt sich einige Zeit die Burg Zion. Aber auch sie ward endlich dem Grafen Raimund übergeben. — Peter der Eremite hatte nun seine Mission erfüllt. Er zog sich nach Frankreich zurück in das Klosterleben und stiftete selbst ein Kloster.

Am achten Tage aber nach der Eroberung der heiligen Stadt versammelten sich die Fürsten und wählten den Grafen Gottfried von Bouillon zum König von Jerusalem. Allein Gottfried erklärte sich unwürdig, da eine Krone zu tragen, wo sein Herr und Heiland mit Dornen sei gekrönt worden. Er nannte sich zeitlebens nur Herzog Gottfried, Beschützer des heiligen Grabes.*) Nachdem er einige Anordnungen zur Verwaltung des Landes getroffen, das gleichwohl unter dem Namen Königreich von Jerusalem in der Geschichte erscheint, nachdem er sodann den 12. August 1099 den glorreichen Sieg bei Askalon erfochten, starb er das Jahr darauf, den 18. Juli 1100, und ward in der Kirche des heiligen Grabes beigesetzt, betrauert und hochgeehrt von den Christen des Morgen- wie des Abendlandes. Die einfache Grabschrift lautete: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, welcher dieses ganze Land dem Christenthum gewann; seine Seele ruhe in Christo.“ Seine Zeitgenossen geben ihm das Zeugniß, daß er eben so demüthig als tapfer gewesen, ein heiliger Mönch im Kriegsgewande wie im herzoglichen Schmuck.**) Gottfrieds Bruder, Balduin von Edessa, trat in das Erbe der Herrschaft ein und er führte dann auch, wie seine Nachfolger, den Titel „König von Jerusalem“.

Die politische Verfassung des Königreichs, die nach Analogie der abendländischen Verhältnisse, also nach dem feudalistischen Systeme ausgebildet wurde, berührt uns weniger. Was das Kirchliche betrifft, so wurde ein neuer Patriarch nach Jerusalem gesetzt in der Person des Erzbischofs von Pisa, Dagobert (Daimbert). Ich übergehe die einzelnen Kämpfe, die im Anschluß an die Eroberung von Jerusalem noch stattfanden, wie der mißlungene Versuch, sich Bagdads zu bemächtigen. Es mag genügen zu sagen, daß auch die wichtigen Küstenstädte Tripolis, Beirut, Sidon nach und nach in die Hände der Kreuzfahrer gelangten.

*) Sybel (a. a. O. S. 493) sieht freilich darin nicht blos Demuth, sondern auch politische Berechnung. „Er war seiner zahlreichen und starken Widersacher vollkommen bewußt und vor allem, er hatte an seinen Provençalen keinen Halt mehr, die, wie ausdrücklich bezeugt wird, durch alle erdenkbaren Nachreden seine Wahl zu vereiteln suchten.“

**) Der Mönch Rudolph b. Sybel a. a. O. Sybel selbst, der Gottfried seines idealen Nimbus möglichst zu entkleiden sucht, muß gleichwohl der Festigkeit und Unerschütterlichkeit seines Charakters alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Tyrus, das mit Askalon noch am längsten Widerstand geleistet, ward den 27. Juni 1124 erobert, während Balduin II. in Aleppo gefangen war. Auf dem höchsten Gipfel stand die Herrschaft der Franken im gelobten Lande unter Fulco von Anjou, dem Tochtermann Balduins II. Er war an dessen Tochter Melisende verehlicht. Aber nur kurz dauerte die Blüthezeit dieser Herrschaft. Der Verlust von Edessa im Jahr 1146 machte neue Hülfe nöthig und gab Anlaß zu einem zweiten Kreuzzuge, auf den wir jedoch erst in einer der nächsten Vorless. werden zu reden kommen. Für jetzt möchte ich Ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Mönchthum zurücklenken und zwar auf die eigenthümliche Verbindung desselben mit dem Ritterthum, auf die geistlichen Ritterorden, welche ihren Ursprung den Kreuzzügen verdanken.

Wir reden für dießmal nur von den beiden Hauptorden, deren Entstehung in die Zeit fällt, die zwischen dem ersten und zweiten Kreuzzug liegt, dem Johanniterorden und dem Templerorden.

Die Uranfänge des Johanniterordens gehen ziemlich weit zurück. Wir müssen an das anknüpfen, was schon im neunten Jahrhundert zur Verpflegung der Pilger im gelobten Lande war gethan worden. Schon um's Jahr 870 gab es im Thale Josaphat ein Hospital mit zwölf Wohnungen für arme Pilger, und dieses Hospital war bereits im Besitz von Aeckern, Weinbergen und Gärten, aus denen es seinen Unterhalt bestritt. Im eilften Jahrhundert aber entstand in Jerusalem selbst ein solches Pilgerhospital, von Kaufleuten aus Amalfi im Jahr 1048 gegründet, es hieß das lateinische Kloster. Benediktinermönche verpflegten die angekommenen Pilger und unterstützten sie auch mit Geld, um den Zutritt zu den heiligen Orten erkaufen zu können. In der Nachbarschaft dieses lateinischen Klosters stand auch noch ein kleineres Frauenkloster der Maria Magdalena geweiht, das Klösterlein, in welchem fromme Schwestern die weiblichen Pilgrime unterstützten. Als auch diese beiden Klöster nicht mehr ausreichten, ward ein neues Hospiz gebaut, und dieses wurde einem frühern Patriarchen von Alexandrien zu Ehren, der sich durch seine Wohlthätigkeit ausgezeichnet hatte und deßhalb Johann der Barmherzige (Ellemon) hieß, das Hospiz des heiligen Johannis genannt. Später ward der Name auf Johannes den Täufer übergetragen und dieser zum Patron des Hospizes erwählt. Als ein solches Hospiz Johannis des Täufers wird es bereits in einer Bulle Paschalis II. bezeichnet. — Zur Zeit nun da Jerusalem durch die Kreuzfahrer belagert wurde, stand diesem Hospiz ein gewisser Gerhard aus der Provence vor. Er hatte einige fromme Männer zu einer Genossen-

schaft um sich vereinigt, die ein Ordenskleid mit einem Kreuz trugen und sich besonders der durch den Krieg Verwundeten annahmen und sie verpflegten, und zwar hatten Muhammedaner und Christen ohne Unterschied sich dieser Pflege zu erfreuen. Gottfried von Bouillon, um diese edle Wirksamkeit im Dienste christlicher Liebe zu lohnen, schenkte dem Kloster die Herrschaft Monboire in Brabant. Dieser Schenkung folgten andere. Balduin überließ dem Hospiz einen großen Theil der Beute, die er den Ungläubigen abgenommen, und mehrere andere Herren und Große folgten dem königlichen Beispiel. Sodann wurden die Hospitaliter zum heil. Johannes von ihrer Abhängigkeit von andern Klöstern befreit und ihnen der Zehnte erlassen, den sie an den Patriarchen von Jerusalem zu entrichten hatten. Mehrere Leute vornehmen Standes ließen sich allmälig in die Genossenschaft der Johanniter aufnehmen. Ritter, die zuvor mit dem Schwert in der Hand für den heiligen Boden gekämpft hatten, fanden eine Beruhigung darin, nunmehr sich dem Krankendienste und den stillen Andachtsübungen, die damit verbunden waren, hinzugeben. Längs der Meeresküste erhoben sich nun bald ähnliche Anstalten, die als Töchter unter der Mutter standen. Als der Vorsteher der Mutteranstalt, Gerhard, gestorben war, trat der Ritter Raimund von Pui (de Podio) in seine Stelle als Custos oder Procurator ein, und er ist es nun, der als der eigentliche Gründer des Ordens der Johanniter anzusehen ist. Erst von da an traten die bestimmten Ordensgelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ein, mit der besondern Bestimmung noch, sich der Pflege der Kranken und der Vertheidigung des heiligen Landes zu weihen. Calixt II. ertheilte dem Orden die päpstliche Bestätigung (1120). Der Orden theilte sich nunmehr in drei Classen, in Ritter, Priester und dienende Brüder. Die Ritter machten auch von den Waffen Gebrauch, obgleich sie im Uebrigen sich den Uebungen des Mönchthums anschlossen; die Priester besorgten den Gottesdienst, die dienenden Brüder den Haushalt; auch fiel ihnen besonders die Handreichung bei der Krankenpflege zu. Zur Ordenstracht gehörte ein Mantel mit rothem Kreuz. Kostbare Kleidung und Pelzwerk war verboten. Die Johanniter sollten nie allein ausgehen, sondern immer zu Zweien, damit ihnen der Feind nichts anhabe (eine Bestimmung, die auch bei andern Orden vorkommt); auch sollen sie immer ihr eigen Licht bei sich haben und wo sie übernachten, es brennen lassen. — Der Orden der Johanniter gewann in der Folge immer mehr an Reichthum und Ansehn. Aber damit war auch der Keim des innern Verderbens gelegt. Bald erhoben sich Klagen über den Uebermuth der Ritter, unter dem

Und an dieses Urtheil möge sich noch das von Neander reihen, wenn er in seiner Schrift über den heil. Bernhard sagt: *) „Freilich war es ein Mißverstand, die Stätte, von der der Friede unter das Menschengeschlecht sich verbreiten sollte, durch Gewalt und Blutvergießen erobern zu wollen; allerdings gingen die rohen Menschen von den Empfindungen der Andacht, die ihnen nicht klar genug wurden, in ihr inneres Leben nicht genug eingriffen, oft zu den Ausbrüchen wilder Leidenschaft und Sinnlichkeit über. Immer aber erkennen wir in einem auf nichts den Sinnen Begreifliches gerichteten Enthusiasmus, der ganze Nationen ergreift, und in den außerordentlichen Anstrengungen für etwas Außerordentliches Spuren von des Menschen erhabener Abkunft. Auf der niedrigsten Stufe, am meisten den uralten Adel des Menschen verleugnend, steht der kalte Verstand, der mit vornehmem Mitleiden auf solche Zeiten herabsieht, nicht weil er begeistert ist von der wahren Realität, sondern weil ihm das allein als reell erscheint, was das niedrigste ist unter allem Schein, weil ihm gerade das als das Wahnsinnige erscheint, was hier das Schönste ist: arbeiten und wagen für etwas, das lebt und Werth hat nur in der Brust des Menschen."

*) S. 209 (erste Aufl.). Vgl. damit die verschiedenen Urtheile der Zeitgenossen selbst über die Kreuzzüge in Neanders Kirchengesch. II. S. 434 ff.

Vierzehnte Vorlesung.

Die Anfänge der Scholastik. Anselm von Canterbury. Roscelin. Abailard. — Das Sectenwesen: Bogomilen. Peter von Bruys, Heinrich von Lausanne, Tankhelm und Eudo von Stella. Arnold von Brescia.

Mit der Geschichte des ersten Kreuzzuges sind wir in das Herz des Mittelalters eingedrungen. Wir haben die Grenze des eilften Jahrhunderts überschritten in das zwölfte Jahrhundert hinein. Und eben das zwölfte und das darauf folgende dreizehnte Jahrhundert bilden ja das Mittelalter im engern Sinne, ich möchte sagen das Mittelalter des Mittelalters. Hier thun sich uns jene großen Gegensätze auf, die nun ihre äußerste Spannung erreicht haben, jene Kämpfe zwischen dem Stuhl zu Rom und der hohenstaufischen Kaisermacht, auch die innern Kämpfe der Kirche gegen ihre Feinde, die Kämpfe der Orthodoxie gegen die Häresie, die Gegensätze der Schulen in der sogenannten Scholastik; hier breitet sich dann auch das Ritter- und Mönchthum vor uns aus in seinen mannigfachen Costümen; es erheben sich die gewaltigen Dome, in deren Innerm ein immer prachtvollerer Cultus sich entfaltet. Die Fülle der Thatsachen, die sich uns entgegendrängt, ist so groß, daß es schwer ist die Masse zu bemeistern, und die Verlegenheit, die sich für den Historiker einstellt, wo er seine Fäden anknüpfen und wie er sie untereinander verbinden will, ist somit eine verzeihliche. Alles was sich in den beiläufig 80 Jahren von der Zeit etwa eines Bernhard von Clairvaux bis auf die Innocenz des III. zugetragen hat, das greift so sehr ineinander, daß die Gruppirung des Stoffes nicht geringen Schwierigkeiten unterliegt.

Richten wir zuerst unsere Blicke auf das Innere, auf die Entwicklung der Ideen, welche die Zeit bewegten! Dabei müssen wir einen Schritt in das eilfte Jahrhundert zurückgehn und an das an-

knüpfen, was in der stillen Werkstätte des forschenden und denkenden Geistes vor sich ging, um eben diese Zeit, als man draußen sich anschickte zur Eroberung des heiligen Landes. Es sind die Anfänge der scholastischen Theologie, die wir als das Gegenbild zur Geschichte des ersten Kreuzzuges in's Auge zu fassen haben und zugleich als eine Ergänzung zu dem, was wir über den Charakter des Mönchthums gesagt haben. Bei dem Namen und Begriff der Scholastik wollen wir uns nicht lange aufhalten. Der Name, der so viel heißt als „Schulweisheit", ist zufällig entstanden und wurde keineswegs von den Männern selbst gebraucht, die wir jetzt Scholastiker nennen. Wir halten uns an die Sache, und diese besteht darin, daß um ebendieselbe Zeit, als ein dunkler Drang die Völker des Abendlandes trieb, das ferne Land zu erobern, in welchem das historische Christenthum seinen Ursprung genommen, nun auch in den denkenden Geistern des Jahrhunderts der Drang sich regte, über die innern Gründe des Glaubens sich Rechenschaft zu geben. Es galt auch hier in ein in Wunder gehülltes Land einzudringen, es galt auch hier eine Ritterschaft zu bewähren und einen ritterlichen Kampf zu bestehn, der in der Kraft und Gewandtheit des alle Zweifel überwindenden Gedankens seinen Triumph suchte. Bisher hatte man den Glauben der Kirche aufgenommen wie er, durch die Väter der Kirche und durch die Concilien bestimmt, als fertige Substanz den kommenden Geschlechtern überliefert wurde. Die Theologie der frühern Mönche hatte sich größtentheils darauf beschränkt, das von den Vätern Ueberlieferte wieder mitzutheilen und es auch wohl im Einzelnen zu beleuchten. Wir haben gesehen, wie im neunten Jahrhundert auch die Bibelforschung von Einzelnen mit Glück betrieben wurde. Aber grundlegende Fragen, die das Große und Ganze der Glaubenswahrheiten umfaßten, wurden nur selten angeregt. Als eine Ausnahme stand Johann Scotus Erigena im neunten Jahrhundert da. Er hatte es schon versucht, Glauben und Wissen, Christenthum und Philosophie, Vernunft und Offenbarung in eine innere Beziehung zu einander zu setzen, sie demnach zu vermitteln. In seine Fußstapfen traten nun gegen Ende des eilften Jahrhunderts die Männer, die man gewöhnlich als die Anfänger der Scholastik bezeichnet, Männer, die äußerlich auch mit dem Mönchthum zusammenhingen, aber ihren geistigen Blick weit über die Klosterzelle hinaus richteten und mit dem Principiellen auch das Universelle des Glaubens in's Auge faßten. Unter diesen Männern hebt sich zunächst hervor Anselm, den man, nicht von seinem Geburtsorte, sondern von dem Erzbisthum, das er später bekleidete, Anselm von Canterbury

nennt.*) Anselm war seiner Herkunft nach ein Piemontese. Er ist geboren zu Aosta, am Fuße der Graiischen Alpen, im Jahr 1034. Er stammte aus einer begüterten Familie und hatte schon als Knabe wunderbare Träume und Gesichte. So entwickelte sich in ihm frühzeitig die Neigung zu einem beschaulichen Leben, die er am besten in einem Kloster befriedigen zu können meinte. Allein die weltliche Umgebung, in die er sich gestellt sah, zog auch ihn erst zu ritterlichen Uebungen und weltlichen Lustbarkeiten hin. Durch ernste Erfahrungen gedemüthigt kehrte er in sich selbst zurück. Er entfloh aus dem väterlichen Hause, wo er nicht verstanden, ja hart behandelt wurde. Ueber den Mont Cenis gelangte er nach Frankreich. Nachdem er sich längere Zeit ohne bestimmtes Ziel umhergetrieben, fand er sich durch den Ruf des berühmten Lanfranc im Kloster Bec in der Normandie mächtig angezogen. Das Kloster war von Helluin gestiftet worden, der ihm auch als Abt vorstand. Der gelehrte Lanfranc aber war Prior des Klosters und bei diesem stand Anselm bald in hohen Gunsten. Ja, als Lanfranc später an das Erzbisthum Canterbury berufen ward, wurde Anselm sein Nachfolger in der Vorsteherschaft des Klosters, wie er es dann weiterhin im Erzbisthum wurde.

Als Erzbischof von Canterbury schloß sich Anselm an die streng hierarchische Partei an, die schon im zehnten Jahrhundert durch Dunstan war vertreten worden. Zur Zeit Königs Wilhelm III. (des Rothen) wurde er in den Investiturstreit verwickelt. Zweimal mußte er deßhalb das Land meiden; zuletzt aber starb er doch in England als Primas der Landeskirche, den 21. April 1109.

Den Hang zur Contemplation hatte Anselm auch mitten in den Geschäften des Kirchenregiments nicht verloren. Oft war er ganz in frommem Nachdenken versunken, so daß er alles Aeußere darüber vergaß. Das Denken über die göttlichen Dinge erschien ihm nicht als etwas Willkürliches, das der Mensch thun und lassen könne nach Belieben, nicht als müßige Beschäftigung eines wißbegierigen Geistes oder gar als Erholung oder Zerstreuung für müßige Stunden. Ihm war dieses Denken heilige Arbeit, göttlicher Beruf. Nur unter Gebet und Fasten, nur mit innerm Zagen, das durch ein höheres Vertrauen wieder gemildert ward, unternahm Anselm die Erforschung der göttlichen Dinge und ihrer Geheimnisse. Dabei fehlte es ihm nicht an mannigfachen An-

---

*) Vgl. über ihn außer der Biographie von Eadmer: Möhlers kleine Schriften und Hasse, Anselm von Canterbury. Leipzig. 1843. 52. II.

fechtungen, an Kämpfen mit dem Fürsten der Finsterniß, der ihm das Reich wollte streitig machen. Aber der Gedanke, daß es sich um einen unendlichen Preis, um eine unvergängliche Krone handle, ließ ihn kein Opfer scheuen. Eigenes wollte der nur nach dem höchsten Gute Strebende nicht besitzen; schon der Name des Eigenthums war ihm verhaßt. Die Wahrheit und nur die Wahrheit, die von Gott stammt und von seinem Wesen zeugt, nur sie war es, die ihn befriedigen konnte, und ihr widmete er sein ganzes Nachdenken.

Die große Frage, wie gelangen wir zur Erkenntniß der göttlichen Dinge, oder wie gelangen diese zu uns, beschäftigte ihn unabläßig. Und da wurde ihm denn klar, daß nicht menschliches Forschen von sich aus zu dem erwünschten Besitze führt, sondern daß es gilt, erst von der Wahrheit Besitz zu ergreifen, dann aber auf dem Wege des Gedankens seines Besitzes froh und gewiß zu werden. Erst muß man die Wahrheit haben, ehe man über sie denken, sie in Begriffe fassen und in ein System bringen kann. Der Glaube ist es, der sich der Wahrheit bemächtigt, und dann erst folgt das Wissen. „Ich glaube," sagt Anselm, „damit ich erkenne. Nicht suche ich zu erkennen, damit ich glaube, sondern ich glaube, damit ich erkenne; denn wer nicht glaubt, der erfährt nichts, und wer nichts erfährt, der gelangt auch zu keinem Wissen, zu keiner Erkenntniß. Um auf dem Wege des Glaubens zur Erkenntniß der göttlichen Dinge zu gelangen, ist aber nöthig Reinheit der Gesinnung. Niemand gießt einen kostbaren Saft in ein unreines Gefäß; eher würde der kostbare Balsam den unreinen Geruch des Gefäßes an sich nehmen, als daß er seine edle Eigenschaft dem Gefäß mittheilte." — Wir sehen also, Anselm setzt bei der Erkenntniß der geistlichen Dinge ein ähnliches Verfahren voraus, wie wir es Alle voraussetzen bei der Erkenntniß der irdischen Dinge. Erst müssen wir die Dinge praktisch kennen lernen, ehe wir über sie philosophiren; sonst reden wir wie der Blinde von der Farbe. Wie nun aber der äußere Sinn des Leibes der sinnlichen und leiblichen Dinge sich bemächtigt, ehe die Vernunft sie denkend erforscht und der Verstand sie in Begriffe zerlegt: so bemächtigt sich der innere Wahrheitssinn der geistlichen Dinge, ehe und bevor er sie dem wissenschaftlichen, dem philosophischen Denken unterwirft. Anselm versteht unter dem Glauben nicht ein bloßes Meinen und Muthmaßen, dem die Sicherheit der Ueberzeugung abgeht, sondern im Gegentheil ist ihm der Glaube das Organ, mit dem wir die von Gott geoffenbarte Wahrheit mit aller Macht ergreifen und sie lebendig uns aneignen, ehe wir sie zum Gegenstand der Forschung machen. Die letztere schließt

aber Anselm nicht aus. Der Glaube soll nicht ein blinder, ein von vornherein auf die vernünftige Prüfung verzichtender Autoritätsglaube sein. Im Gegentheil hat Anselm das gute Vertrauen, daß die Glaubenswahrheiten sich auch rechtfertigen lassen vor dem denkenden Geiste. Und eine solche Rechtfertigung hat er selbst mit allem Aufwande menschlichen Scharfsinns zu leisten versucht. So hat er einen Beweis für das Dasein Gottes aufgestellt, der nach ihm der Anselmische sonst aber wohl auch der ontologische Beweis genannt wird, indem er zu zeigen suchte, wie der menschliche Geist durch die Nöthigung, sich ein absolut Vollkommenes zu denken, auf die Anerkennung eines höchsten Wesens, eines Gottes, hingetrieben wird, und wie daher nur ein Unsinniger, ein von aller Vernunft verlassener Thor das sinnlose Wort aussprechen könne: „Es ist kein Gott." Sein Beweis fand freilich Widerspruch. Ein Mönch, Gaunilo, im Kloster Marmoutier, erinnerte daran, daß aus der Möglichkeit eine Sache zu denken noch nicht ihr wirkliches Dasein folge; man kann sich eine Zauberinsel im Meere denken, die darum doch nicht existirt. Anselm aber ging nicht von der möglichen Denkbarkeit einer Sache aus, sondern von der Undenkbarkeit des Gegentheils. Sein Gegner verwechselte die willkürlichen Vorstellungen der Phantasie mit den Vernunftideen, die sich mit Nothwendigkeit dem denkenden Geist aufdringen. Ferner suchte Anselm in seiner berühmten in Gesprächsform abgefaßten Schrift: cur Deus homo (warum ist Gott Mensch geworden?) aus dem innersten Wesen Gottes selbst heraus, einerseits aus dessen Heiligkeit, aus dessen Ehre, die nicht verletzt werden darf, und andrerseits aus dessen Barmherzigkeit, die nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er lebe und sich bekehre, die Nothwendigkeit einer Erlösung zu demonstriren, einer Versöhnung des Menschen mit Gott, die einzig nur durch den Gottmenschen habe geleistet werden können, — es ist die sogenannte Anselmische Satisfactionstheorie. Man kann diesen Beweisen vom Standpunkt der Wissenschaft aus wohl das Eine und Andere entgegensetzen, ja, man muß zugeben, daß auch Spitzfindigkeiten, die unsrem Geschmack weniger zusagen, in die Gedankenentwicklung des scharfsinnigen Mannes sich gemischt haben,*) — jede Zeit hat ja ihre Vorurtheile, ihren Ideenkreis, ihre Sprach- und Vorstellungsweise, aus der der Einzelne sich selten losmachen kann, — immerhin wird man dem Scharfsinn des Mannes, auch wo er sich in die Sophistik

*) Dahin gehört die seltsame Beweisführung, warum gerade der Sohn, die zweite Person der Trinität, und nicht der Vater oder der Geist habe Mensch werden müssen, damit nicht zwei Söhne oder gar zwei Enkel in der Trinität entständen.

verirrt, eine gewisse Bewunderung nicht versagen können. Weit mehr aber wird man von der innern Wahrheit, die seiner Beweisführung auch bei einzelnen Mißgriffen zu Grunde liegt, sich angezogen fühlen, sobald man Sinn und Geschmack an den Objecten selbst gewonnen hat, denen er seine Denkarbeit zuwandte. Man bewundert in unserer Zeit die Entdecker von Naturgesetzen, die Erfinder neuer Maschinen, und wir wollen dieser Bewunderung nichts entziehen; aber die Zeit und Kraft, welche jene Männer eingesetzt haben, den ewigen Wahrheiten auf den Grund zu kommen, wobei sie nicht nur mit physischen Schwierigkeiten, wobei sie (wenn ich den kühnen Ausdruck der Schrift hier anwenden darf) mit Gott selbst gerungen haben und oft im heißesten Gebetskampfe, diese Zeit und Kraft ist auch für etwas zu schätzen, und wer sie für verschwendet und verloren hält, der fällt damit nur sein eigenes Urtheil.

Von Anselm selbst haben wir außer den schon angeführten Schriften noch andere, aus denen neben dem theologischen Scharfsinn noch seine fromme Gesinnung hervorleuchtet. So namentlich seine Meditationen. Wie dem heil. Augustin, seinem Vorbild, so war auch ihm die Hingabe des ganzen Wesens an Gott das Höchste. Weit über alle Gaben stand ihm der Geber aller guten Gaben selbst, stand ihm Gott, in welchem alle Fülle der Seligkeit beschlossen ist. Sich in sein Wesen zu versenken war ihm das Ziel alles Strebens. Dabei haben wir ihn uns keineswegs als einen finstern, menschenscheuen Frömmling zu denken. Im Gegentheil! Anselm war die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst (homo jucunditate praestantissimus). Bis zum 73sten Jahr seines Alters blieb er, trotz aller Entbehrungen, die er seinem Leibe zumuthete, gesund und frisch. Im Jahr 1106 erkrankte er, und im Jahr 1107 erschien seine Kraft gebrochen. Es trat mit dem Jahr 1108 ein allmäliges Siechthum ein. Am Mittwoch vor Ostern, den 21. April 1109 entschlief er und wurde am Gründonnerstag in der Kathedrale zu Canterbury zu den Häupten Lanfrancs, seines Lehrers und Vorgängers, beigesetzt.

Nachdem einmal Anselm den Ton angegeben, folgten Mehrere nach, und wie überall der Kampf sich entspinnt, wo menschliche Kräfte sich an einander messen, so geschah es auch hier. Dem zuversichtlichen Denken Anselms gegenüber, das von der Wahrheit und Realität der Ideen ausging (daher Realismus), setzte sich eine mehr zweifelnde, das Einzelne kritisch untersuchende Richtung entgegen, der die allgemeinen Begriffe nur als Namen galten (der Nominalismus), und als der erste Vertreter dieser Richtung erscheint zu Ende des eilften Jahrhunderts Roscelin

aus der Bretagne, Canonicus zu Compiegne. Roscelin wagte sich an die Summe aller christlichen Theologie, an die noch von keinem Menschengeiste genügend erfaßte Lehre von der Dreieinigkeit. Indem er die drei Personen, Vater, Sohn und Geist, mehr in ihrer Besonderung als in ihrer Einheit faßte, wurde er von seiner Zeit dahin verstanden, als lehre er drei Götter. Auf Antrieb Anselms wurde er auf einer Synode von Soissons unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Reims zum Widerruf genöthigt. Er begab sich darauf nach England, kehrte aber wieder nach Frankreich zurück, wo sich abermals eine starke Opposition gegen ihn erhob. So stark und leidenschaftlich war diese Opposition, daß ihm der uns schon bekannte Bischof Ivo von Chartres, der ihn wohl gerne geschützt hätte, erklärte, er könne ihn nicht schützen, weil das Volk ihn (den Bischof) steinigen würde, wenn er einen Ketzer beschützte.

Viel wichtiger aber als Roscelin erscheint ein anderer Mann, der nur theilweise noch als Zeitgenosse Anselms betrachtet werden kann, der aber in vielfacher Beziehung einen Gegensatz zu ihm bildet. Es ist dieß Peter Abailard, aus dem Dorfe Palais bei Nantes, geb. 1079.

Wie Anselm, so stammte auch Abailard aus adelichem Geschlechte. Er zeigte schon frühe ungewöhnliche Geistesanlagen und wurde, da sein Vater ihm eine sorgfältige Erziehung geben ließ, mehr als Andere schon frühzeitig mit den classischen Schriften des Alterthums bekannt. Disputiren war seine Lust; er trieb diese Kunst wie die Ritter das Turnierspiel, und forderte keck die Gegner zum Kampfe heraus. Die mystische Tiefe, in die Anselm sich versenkte, schien ihn weniger anzuziehn, als die blendende Dialektik, in welcher als Meister sich hervorzuthun sein Ehrgeiz ihn antrieb. Nachdem er mehrere Schulen Frankreichs besucht (Roscelin war vorübergehend sein Lehrer), trat er in Paris auf und brach eine Lanze mit dem damals berühmten Wilhelm von Champeaux. Er stiftete dann eine eigene Schule, erst zu Melun, dann zu Corbeil und später ließ er sich abermals in Paris nieder. Hier richtete er seinen Gegner vollends zu Grunde. Damit schien für einmal das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Von Paris begab er sich nach Laon. Auch dort lehrte ein Anselm, der nicht mit Anselm von Canterbury zu verwechseln ist. Er bekämpfte auch diesen, und als ihm das Lehren in Laon verboten wurde, kehrte er noch einmal nach Paris zurück, wo er auf dem Berge der heil. Genoveva (in der Nähe des Klosters dieser Schutzheiligen von Paris) eine Schule errichtete. Der Zulauf war groß, und Abailard, in Selbstgenügsamkeit versunken, übergab sich nun (nach seinem eigenen

Geständniß) einem üppigen Weltleben. Je größer sein Wissen wurde, desto weniger genau nahm er es mit dem, was das Gewissen gebietet; er schien dem Grundsatz zu huldigen, daß dem Genie manches erlaubt sei, was dem ordinären Menschen Sünde ist. Um eben diese Zeit machte ihm ein Canonicus in Paris, Fulbert, den Antrag, seiner Nichte Heloise Unterricht zu ertheilen; er schenkte ihm in dieser Hinsicht das vollste Zutrauen und nahm ihn in sein Haus auf. Aber eben dieses Zutrauen mißbrauchte Abailard in sträflicher Weise. Sagt er doch selbst, wie der gute Fulbert sein „Lamm" einem „Wolf" zu hüten gegeben. Es ist bekannt, wie sich ein Liebesverhältniß zwischen ihm und seiner Schülerin entspann, das für beide zu den traurigsten Folgen führte. Fulbert ward wüthend, als er das Verhältniß entdeckte; er nahm grausame Rache an Abailard. Abailard selbst aber auferlegte sich nun die strengste Buße. Er ging nach dem Kloster St. Denis bei Paris, Heloise zog sich als Nonne nach Argenteuil zurück. Beide blieben sich in treuer Liebe verbunden und wechselten mit einander Briefe, die uns zum Theil noch erhalten sind und die uns einen Blick in den Seelenzustand Beider thun lassen. In St. Denis zog sich Abailard theils durch seine Strenge, theils aber auch durch die Schärfe seiner Kritik den Haß der Mönche zu. Besonders ward es ihm übel verdacht, daß er es gewagt hatte seine Zweifel darüber auszusprechen, daß der heil. Dionysius vom Areopag wirklich der Schutzheilige von Paris sei. Er verließ die Abtei dieses Heiligen und zog sich auf die Güter des Grafen Theobald von Champagne zurück. Auch da hatte er, als er wieder zu lehren anfing, einen großen Zulauf. Aber zugleich erhob sich jetzt gegen ihn der Vorwurf der Irrlehre. Die Art, wie er die Dreieinigkeit darstellte, wonach die drei Personen der Gottheit auf die drei Eigenschaften der Macht, der Weisheit und der Güte Gottes zurückgeführt wurden, erregte Anstoß. Sie erinnerte an die früher von der Kirche verworfene Irrlehre des Sabellius. Eine Provinzialsynode zu Soissons (1121) zwang ihn, seine Schrift über die Dreieinigkeit mit eigener Hand in's Feuer zu werfen. Als er dann sich herbeiließ, das orthodoxe Athanasianische Symbolum herzusagen, wurde er zwar nicht förmlich in den Bann gethan, aber zu einer Buße im Kloster des heil. Medardus verurtheilt. Nach einiger Zeit ward ihm die Rückkehr nach St. Denis gestattet, indem ein großer Theil des französischen Klerus das Verfahren jener Provinzialsynode gegen ihn mißbilligte. Selbst der König Ludwig VII. von Frankreich wandte dem Verfolgten seine Gunst zu. Er gab ihm die Erlaubniß, an einem beliebigen Ort in Frankreich sich niederzulassen. Abailard wählte

die Einöde in der Nähe der Stadt Nogent sur Seine. Dort lebte er als Einsiedler. Aber auch in die Wüste folgte ihm der Schwarm der Zuhörer. Unbekümmert um ein Obdach zogen sie hinaus, bauten sich Hütten aus Schilf und nährten sich von Wurzeln und Kräutern, um den großen Meister zu hören und an den Strömen seiner Weisheit sich zu laben. Nun erbaute Abailard in dieser Einöde das Kloster, das er dem Paraklet (d. i. dem Tröster, den Jesus seinen Jüngern verheißen, dem heiligen Geist) weihte. Heloise stand nachmals diesem Kloster als Aebtissin vor. Abailard ward Abt eines Klosters in der Bretagne (St. Gildas de Rhuis). Aber auch die Klostermauern schützten ihn nicht gegen weitere Verfolgung. Im Gegentheil, um eben diese Zeit erhoben sich die gewaltigsten Gegner wider ihn, vorerst der Stifter des Prämonstratenserordens, Norbert, dann aber der heil. Bernhard von Clairvaux. Als Abailard es wagte, noch einmal seine Schule in dem Kloster der Genoveva zu Paris zu eröffnen, da trat Bernhard förmlich als Kläger gegen ihn auf; er denuncirte ihn beim römischen Stuhl als Ketzer. Abailard, im Vertrauen auf seine gewandte Dialektik, die ihn noch nie im Stich gelassen, machte sich anheischig, seine Lehre in einer öffentlichen Disputation gegen Bernhard zu vertheidigen. Auf eine solche wollte sich Bernhard nicht einlassen. Die Lehre, sagte er, stehe fest und brauche nicht erst künstlich erdisputirt und erwiesen zu werden. Er stellte sich ganz auf den Boden des historischen Rechtes der Kirche und arbeitete nun nicht ohne Leidenschaft an der Vernichtung seines Gegners. Es war um Pfingsten 1140, als eine Synode in Sens gehalten wurde, welche das Verdammungsurtheil über Abailard sprach. Ob die Väter der Synode, wie ihnen Schuld gegeben wird, in der Trunkenheit und halb im Schlafe in das „damnamus", wobei nur noch das „namus" vernommen wurde, eingestimmt, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls war die Aufregung für und wider Abailard groß, auch im Volke. Das Concil beklagte sich in seinem Brief an den Papst Innocenz II., daß durch ganz Frankreich, in Städten und Dörfern und Flecken, nicht nur die Gelehrten in den Schulen, sondern auch die Ungelehrten und selbst Kinder und Einfältige auf den Straßen über die Dreieinigkeit disputirten. Es schienen sich dieselben Auftritte zu wiederholen, wie wir sie im vierten und fünften Jahrhundert zu Constantinopel und anderwärts gefunden haben. Das Concil sprach die Hoffnung aus, daß der Papst das über Abailard gesprochene Verdammungsurtheil bestätigen werde. Aber auch Abailard appellirte an den römischen Stuhl. Bernhard schnitt ihm jedoch die Vertheidigung ab durch einen besondern Brief, den er an den Papst rich-

tete. Bernhard bezeichnet es geradezu als ein freveles Beginnen Abailards, die Geheimnisse der Religion mit seiner Vernunft erforschen zu wollen. „Was ist mehr gegen die Vernunft," fragt er, „als mit der Vernunft über die Vernunft hinaus wollen? Und was ist mehr wider den Glauben, als das nicht glauben wollen, was wir mit der Vernunft nicht erreichen können?" — Diesen Vorwurf eines den Glauben vernichtenden Rationalismus ließ aber Abailard nicht an sich kommen. „Nicht in der Weise," schreibt er an Heloise, „will ich ein Philosoph sein, daß ich dem Paulus widerspreche, nicht so dem Aristoteles anhangen, daß ich mich von Christo ausschließe; denn es ist kein Name unter dem Himmel, in welchem auch ich Heil und Seligkeit suche, als allein der Name Christi. Auf diesem Fels baue ich."

In dem Kampfe Abailards und Bernhards treten uns zwei Richtungen entgegen, die sich je und je in der Kirche bekämpft haben. Bernhard war eine durch und durch positive Natur, er beugte sich vor der Macht der Wahrheit, wie sie sich als eine göttliche Macht an den Gemüthern der Frommen bethätigt. Er verwarf alles Grübeln und Zweifeln und verlangte, daß die subjective Vernunft des Individuums sich der Autorität der Kirche unterwerfe. Abailard dagegen war Subjectivist. Er wollte nichts annehmen, was er nicht geprüft und wovon er sich nicht des gründlichsten überzeugt hätte. Wenn Anselm von Canterbury erst Glauben verlangte, weil man durch den Glauben zur Erkenntniß gelange, so ging Abailard bei seinem Philosophiren vom Zweifel aus. Der Zweifel führt zur Untersuchung, und auf dem Wege der Untersuchung und Prüfung gelangen wir zum Glauben, d. i. zur Ueberzeugung. Abailard wollte nicht die Offenbarung leugnen, aber auch das Geoffenbarte wollte er mit Vernunft durchdringen. Er nannte den Glauben, der ohne Gründe glaubt, einen leichtfertigen Glauben (nach den Worten Sirachs 19, 4). Ja, wollten wir uns auf einen blinden Glauben verlassen, so würde das geschehen, wovor Christus warnt, daß ein Blinder den andern in die Grube führe. Nicht nur ein ungläubiger Thomas, sondern auch der Apostel des Glaubens, Paulus, sei durch Zweifel zum Glauben gekommen; er habe sich thatsächlich von der Wahrheit überzeugen lassen und habe selbst seinen Lesern die Prüfung empfohlen. Was vollends die Autorität der Kirchenlehrer betrifft, so hatte Abailard die Ueberzeugung gewonnen, daß die Autoritäten sich nicht selten widersprechen, was er auch in seinem berühmten Buche dargestellt hat, das den Titel führt: Ja und Nein (sic et non). Aber auch in dem, was die Bibel enthält, lehrte Abailard, sei zu unterscheiden

zwischen dem, was Sache des **Glaubens** sei und dem, was den Glauben d. h. das religiöse Leben nicht berühre. Rein historische Fragen, wie etwa die, in welchen Städten Jesus gepredigt habe, seien gleichgültig und können ohne Nachtheil für den Glauben so oder so entschieden werden. Daß in Abailards Lehre der noch unentwickelte Keim einer freiern Auffassung des biblischen Inspirationsbegriffes lag, hat Neanders historischer Scharfblick richtig erkannt.

Kehren wir zu den äußern Schicksalen des Mannes zurück, so läßt sich wohl erwarten, daß Bernhard vor dem päpstlichen Stuhle den Sieg über Abailard davon trug, die **Autorität** entschied über die **subjective Kritik**. Der Papst verdammte nicht nur die **Lehren** Abailards, sondern er bevollmächtigte zugleich Bernhard, wenn er seiner **Person** habhaft würde, ihn festzunehmen und in ein Kloster einzusperren. Aber wider alles Erwarten sollte Bernhard milder gestimmt und endlich sogar mit Abailard ausgesöhnt werden. Abailard nämlich hatte den Entschluß gefaßt, **selbst** nach Rom zu gehen und vor dem heiligen Vater sich über seinen Glauben zu rechtfertigen. Er kam auf der Durchreise in das Kloster Clugny. Dort wurde er von dem Abte **Peter** dem Ehrwürdigen freundlich aufgenommen. Und durch **diesen** Mann wurde die Versöhnung mit Bernhard bewerkstelligt. Abailard kam zu der Einsicht, daß er durch die Kühnheit einiger seiner Behauptungen zu Mißverständnissen Anlaß gegeben habe. Er ließ sich zu Retractationen und Modificationen herbei, ohne jedoch einen eigentlichen Widerruf zu leisten. Bernhard scheint sich damit befriedigt zu haben. Abailard verweilte dann noch längere Zeit in Clugny. Später zog er sich dann in das Kloster St. Marcel unweit Chalons zurück, wo er den 21. April 1142 in einem Alter von 63 Jahren starb. Ueber sein erbauliches Ende berichtet Peter von Clugny an Heloise. Peter war selbst bemüht, die Leiche nach dem Paraklet zu schaffen, denn dort hatte der Verstorbene gewünscht beerdigt zu sein, und Heloise hatte den Abt um diese Gunst gebeten. Peter sprach eindringliche Worte an der Gruft des Mannes, Heloise aber heftete den von des ehrwürdigen Peters Hand geschriebenen Absolutionsbrief auf den Sarg des Geliebten. In der Grabschrift, die ihm Peter setzen ließ, heißt es, Abailard habe in der Philosophie den Socrates, den Plato und Aristoteles übertroffen und sei als ein wahrhaft christlicher Philosoph gestorben. Heloise überlebte ihren Geliebten 22 Jahre. Sie starb den 16. Mai 1164. Die Gebeine Abailards und Heloisens wurden in derselben Gruft in **einem** Sarg vereinigt. Als in den Stürmen der französischen Revolution das Kloster des Paraklet zer-

stört wurde, da sollen die Ueberreste gesammelt worden sein. Wenigstens ließ man es nicht an dem guten Willen fehlen, das Andenken Beider zu ehren. Seit 1817 wird auf dem Père la Chaise zu Paris ihr Grab gezeigt, das selten ein Fremder unbesucht läßt und das noch immer mit Kränzen unglücklicher Liebender geziert wird.

Es hat vielleicht kein Mann des Mittelalters mehr Sympathien in der neuern Zeit erweckt, als Abailard.*) Mit Recht sieht Cousin in ihm einen Vorläufer des modernen Liberalismus nach seinen Licht- und Schattenseiten. Und in der That, in dem subjectiven Wesen Abailards liegt bereits ein moderner Zug. Dieses Moderne ist aber zugleich umgeben und verhüllt von den romantischen Formen des Mittelalters, und diese Mischung von Romantischem und Modernem ist es, was die Phantasie besticht. Ein bedeutender Mann war Abailard in jedem Falle und seine Erscheinung gerade in jener Zeit war keine zufällige. Sie gehört mit zum Ganzen. Aber diejenigen überschätzen ihn, die ihn unbedingt als den ersten und größten Denker des Mittelalters bezeichnen. An Tiefe kommt er einem Anselm vor ihm, einem Thomas von Aquin nach ihm nicht gleich. Doch ich will nicht mein Urtheil voranstellen. Ich lasse für mich einen Philosophen unserer Zeit reden, dessen Stimme von Gewicht ist. Ritter in seiner Geschichte der Philosophie läßt sich über Abailard also vernehmen: „Abailard gehörte zu den Männern, welche durch blendendes Talent ihre Zeitgenossen ergriffen, aber, indem sie es zur Befriedigung ihrer Leidenschaften mißbrauchten, verhindert wurden, ihm eine tiefere Bildung und Bedeutung zu geben. . . Sein Ruhm beruht mehr auf seinen Schicksalen als auf seinen Werken. Zum Reformator fehlte ihm nicht der Ehrgeiz, wohl aber der beharrliche, von einem großen Gedanken getragene Muth. Sein Talent bestand mehr in einer leicht faßlichen Beredsamkeit. In der Leichtigkeit, in der natürlichen Bewegung der Rede ist er seinen Zeitgenossen überlegen; auch fehlte es ihm nicht an Reichthum der Gedanken, ohne welche kein großer Redner ist; besonders ist es zu loben, daß er die todte Formel haßt und auf klares Verständniß bringt, freilich nur bis auf einen gewissen Grad der Tiefe.“ Soll ich noch ein Wort hinzufügen, so möchte ich das Hauptverdienst

*) Vgl. über ihn seine Selbstbiographie (historia calamitatum suarum), welche zugleich den ersten der Briefe bildet, die er mit Heloise gewechselt; den Artikel von Baile in dessen Wörterbuch, Berington (Abälard und Heloise. London 1787, deutsch von Hahnemann. 1789), Carrière, Abälard und Heloise. 1844. Jacobi, Abälard und Heloise. 1850. Böhringers Biographien. II. 2. Rettberg in Herzogs Realenc. I. S. 9 ff.

Abailards allerdings darein setzen, daß er von der Aeußerlichkeit eines blos historischen Glaubens auf das innere Wesen desselben zurückging, und so auch im Sittlichen von dem äußern Thun der Werke auf die Gesinnung. Auf diese kommt ihm alles an. Nicht darnach ist Einer zu beurtheilen, was er thut, sondern in welcher Gesinnung, in welcher Absicht er es thut. Von diesem Gesichtspunkt aus wußte Abailard die Tugenden der alten Griechen und Römer zu würdigen, die er den Mönchen seiner Zeit als Muster edler Sittlichkeit empfahl. Selbst in dem Leben des Herrn hat er das Vorbildliche in seiner Gesinnung allermeist hervorgehoben und betont. Darum hat er auch das Erlösungswerk Christi (im Unterschied von Anselm) dahin aufgefaßt, daß der Opfertod ihm in der engsten Verbindung steht mit der liebenden, sich an die Menschheit hingebenden, opferfreudigen Gesinnung des Herrn. Christus hat in seinem Kreuzestode seine Liebe bewährt, und indem diese Liebe uns zur Gegenliebe bewegt, wirkt sie auch erlösend und heiligend auf uns. So kehrt Abailard auch hier die subjective, die menschliche Seite heraus, während Anselm sich an das Objective, an die vollzogene That hält. Nach Anselm versöhnt Christus Gott mit den Menschen, nach Abailard die Menschen mit Gott, indem er für Gott sie gewinnt. Jedenfalls verstehen diejenigen Abailard nicht, die ihn zu einem vulgären Rationalisten machen. Das Wunderbare und Uebernatürliche leugnete er nicht; aber allerdings suchte er den Zusammenhang zwischen Offenbarung und Natur sich denkend zu vermitteln; es war seinem Geiste Bedürfniß, sich Rechenschaft zu geben über den Glauben, und in diesem Bedürfniß kam er mit Anselm und andern großen Denkern der Zeit überein, wenn er auch in der Art dieses Bedürfniß zu befriedigen einen andern Weg einschlug. Auch für die Ausartungen, die Andere unter seinem Namen und mit Berufung auf seine Lehre sich zu Schulden kommen ließen, darf man ihn nicht verantwortlich machen. Ich sage das mit Beziehung auf die Erscheinungen, zu denen wir jetzt übergehen und von denen einige im engsten Zusammenhang mit Abailard und seiner Lehre stehen.

Wir haben schon in unsrer neunten Vorlesung gesehen, wie sich eine kirchliche Opposition in verschiedenen Secten hervorgethan hatte, die nicht nur, wie billig, dem Verderben der Kirche sich entgegensetzten, sondern die in ihrer Bestreitung alles Aeußerlichen so weit gingen, daß sie am Ende auch die heilsamen Institutionen der Kirche, ja alles Positive, alles historisch Gegebene und Gewordene über den Haufen zu stürzen suchten. Diese Richtung hatte denn auch zu Anfang des zwölften Jahrhunderts

ihre zahlreichen Vertreter, sowohl im Morgen- als im Abendlande. Im Morgenlande thaten sich die Bogomilen*) hervor, die unter der Maske des Mönchthums alte, dem Gnosticismus verwandte Irrthümer erneuerten (ähnlich wie die Paulicianer). Im Abendlande dagegen, besonders im südlichen Frankreich, traten die Katharer auf. Von einzelnen Persönlichkeiten aber, die durch ihre Lehre sich Anhang unter dem Volke gewannen, nenne ich einen Peter von Bruys und seinen Schüler Heinrich; ferner einen Tankhelm in Brabant und einen Eudo von Stella. Bedeutender aber als diese, und vor ihnen an Geist und Charakter ausgezeichnet erscheint uns Arnold von Brescia, in dem sogar Viele einen ächten Vorläufer der Reformation erkannt haben. Wir reden zuerst von Peter von Bruys.

Er war Priester im südlichen Frankreich. Er wird ein Schüler Abailards genannt, muß aber seinen Lehrer gröblich mißverstanden haben nach allem was von ihm verlautet. Das ist ja das Unglück, das mehr oder weniger allen geistreichen Theoretikern begegnet, daß ihre Theorien von unverständigen Agitatoren praktisch ausgebeutet werden in einem Sinne, wie sie es nicht gewollt, und daß das, was sie als Ideal aufstellten, von den ungeschickten Händen der Nachbeter in eine Karikatur verzerrt wurde. Hatte Abailard vom Aeußern auf das Innere hingewiesen, so eiferte jetzt Peter von Bruys mit allem Unverstande gegen die Kindertaufe als gegen etwas Widersinniges. Ebenso widersetzte er sich allem äußern Gottesdienste. Man soll keine Kirchen bauen, lehrte er, sondern vielmehr die schon gebauten wieder niederreißen; man könne Gott eben so wohl auf offenem Markt oder im Stalle verehren als in einem Tempelgebäude. Durch den Kirchengesang werde der Ewige mehr ver-

*) Sie hatten ihren Namen von dem slavischen Bog (Herr) und Milui (erbarme dich). Ihre Gebete scheinen in diesen Worten (dem Kyrie eleison) bestanden zu haben. — Ueber ihre Lehre und Schicksale vgl. Neander Kirchengesch. II. S. 626 ff. Haben sie auch, wie Neander annimmt, nichts mit den ältern Gnostikern gemein, so berühren sich doch die Grundideen vielfach. So der Satanael mit dem Jaldabaoth. Auch die Christologie der Bogomilen erinnert an das Gnostische. Der Erlöser (Jesus Michael) entquillt dem ewigen Herzen Gottes, wird von Maria durch's Ohr empfangen und geht durch ihren Leib hindurch (ähnl. wie bei Valentinus); er erscheint in einem Engelleibe. Gnostisch-manichäisch ist auch die Verwerfung der Materie und demgemäß der Lehre von einer leiblichen Auferstehung, so wie die Verachtung alles liturgisch Geordneten (sie verwarfen alle Gebetsformen außer dem Vaterunser, das sie täglich siebenmal und in der Nacht fünfmal beteten) und alles Gesetzlichen. Uebrigens wußten sie ihre Ketzereien hinter orthodoxe Formen zu verstecken, wie sie denn auch die Nothlüge für erlaubt hielten.

spottet als gepriesen. „Reißt die Kreuze aus der Erde und verbrennt sie!" so lautete sein Machtgebot; es sei eine Schmach für die Christen, das Marterholz zu verehren, an dem ihr Herr und Meister schimpflich sei getödtet worden. — In der That sollen einige Schüler Peters an einem Charfreitag die Kreuze zerstört, das Holz verbrannt und Fleisch darauf gekocht haben, das sie dann, dem Fastengebot der Kirche zum Trotze, verzehrten. Auch gegen die Brotverwandlung im Abendmahl sprach Peter in scharfen und verletzenden Worten sich aus: „Glaubet ja nicht euern Priestern, die euch vorlügen, daß sie den Leib Christi bereiten und ihn euch zu euerm Seelenheil übergeben; das ist eine Lüge. Der Leib Christi ist nur einmal den Jüngern gegeben worden (bei der Einsetzung) *) seither aber ist er weder von Jemanden gemacht, noch gegeben worden." — In dieser Weise predigte Peter von Bruys in einer Reihe von Jahren im Languedoc und in der Provence, bis es endlich der Geistlichkeit gelang, die Volksmassen von ihm abzuziehen und wider ihn aufzuregen. Er wurde ergriffen und vor ein geistliches Gericht gestellt. Zu St. Gilles oder anderwärts ward er um's Jahr 1126 verbrannt. Die ihm treu gebliebenen Anhänger (Petrobrusianer) trieben indessen noch länger ihr Wesen fort und gingen wohl auch noch über den Meister hinaus.

In Peters Fußstapfen trat namentlich ein Cluniacensermönch, Heinrich, gewöhnlich Heinrich von Lausanne genannt. Von daher kam er nach Mans und wurde daselbst wie ein Heiliger aufgenommen. Er imponirte sogar dem gelehrten und frommen Bischof Hildebert, der ihn als Bußprediger in seiner Diöcese benützte. Und in der That war Heinrich ein gewaltiger Prediger. Auch wer ein steinernes Herz hatte, wird bezeugt, mußte von seinen Reden erweicht werden. Man hielt ihn für einen Propheten und schrieb ihm die Gabe der Weissagung zu. Solange Heinrich nur die Sünden des niedern Volkes strafte, war er dem Klerus recht. Aber als seine Reden sich auch gegen die Priesterschaft kehrten, der er das Recht den Zehnten zu beziehen absprach, als er auch gegen die Reichen und die Begüterten sich kehrte und in communistischer Weise sogar den Besitz für Sünde erklärte, da ging auch der Sturm der geistlichen und zeitlichen Bevorrechteten wider ihn los. Erst erfolgte ein an ihn gerichtetes Verbot der Geistlichen, das ihm das Predigen untersagte. Aber Heinrich kehrte sich nicht daran. Das Volk hing ihm an, mehr als seinen Geistlichen, mehr als dem Bischof. „An ihm," hieß es,

*) Wie sich das Peter von Bruys gedacht, ist schwer zu sagen.

ihre zahlreichen Vertreter, sowohl im Morgen- als
Morgenlande thaten sich die Bogomilen*) hervor
des Mönchthums alte, dem Gnosticismus verwandte
ten ähnlich wie die Paulicianer. Im Abendlande
südlichen Frankreich, traten die Katharer auf.
lichkeiten aber, die durch ihre Lehre sich Ar
wannen, nenne ich einen Peter von
Heinrich; ferner einen Tankhelm in
Stella. Bedeutender aber als die
Charakter ausgezeichnet erscheint un
sogar Viele einen ächten Vorläufer
reden zuerst von Peter von Br

Er war Priester im sü
Abailards genannt, muß a
nach allem was von ihm ... jedoch dieß
oder weniger allen gei ... uchs aus diesem Leben
von unverständigen ... diesen Mann berichtet ist, so
Sinne, wie sie es ... ische Behauptungen, wie sie bei Peter
stellten, von de ... die ihm zur Last fielen, als vielmehr ein
verzerrt wur ... wohl auch seine sittliche Berechtigung hatte, aber über
gewiesen, ... hinausging.
die Kind ... verhält es sich nun wieder mit Tankhelm (Dankhelm,
sich al ... von Antwerpen, der seit dem Jahr 1110 in Brabant als
er, ... auftrat. Bei ihm treffen wir einen Fanatismus der Negation,
... über den des Peter von Bruys hinausgeht. Er bezeichnete die christlichen Tempel als Häuser der Unzucht und verwarf alle kirchlichen Institutionen. In seinem geistlichen Hochmuth ging er so weit, sich selbst für den Sohn Gottes auszugeben. Was Wunder, wenn die Geistlichkeit den tollen Schwärmer als Lästerer und Antichrist verfolgte? Er aber setzte sich zur Wehr. Er umgab sich mit einer bewaffneten Leibgarde, und in einem Kampfe, den er von einem Schiff aus führte, auf das er sich gerettet hatte, ward ihm von einem Priester der Schedel gespalten. Nicht besser als er machte es Eon (Eudo) aus der Bretagne. Er überredete sich in einer Anwandlung von Verrücktheit, daß er es sei, durch welchen Gott einst die Welt richten werde. Hatte er doch die Worte der Exorcistenformel »per eum qui venturus est judicare vivos et mortuos« dahin verstanden, daß er das Wort eum (nach französischer Aussprache) auf seinen Namen Eon deutete. Er verwarf die Wassertaufe; er eiferte gegen das Priesterthum und gegen die gesetzliche Ehe;

auch die Auferstehung des Leibes und gab seine Einbildungen
onen des göttlichen Geistes aus. Der Erzbischof Hugo von
eine Schrift gegen seine Irrlehren. Zugleich wurde aber
gen ihn eingeschritten. Man bot Truppen gegen ihn
auf. In der Diöcese Alet wurden einige seiner
r selbst wurde im Jahr 1148 vor dieselbe Synode
auch Heinrichs Lehre verdammte. Er wurde in's
nd einige seiner Anhänger auf dem Scheiter-

toff genug vorhanden in der Kirche, als
nen reformatorischen Planen in Kirche

wir diesen Mann nicht auf eine
Fanatikern. In ihm lebte unstreitig
Gesinnung, wenn diese auch von demago-
aut war. Von seiner Jugendgeschichte wissen wir
aß er in der Kirche seiner Vaterstadt das untere Amt eines
rs (Vorlesers der heiligen Schrift) bekleidete. Er wird schon von gleichzeitigen Schriftstellern ein Schüler Abailards genannt; doch ist ungewiß, wo und wann er zuerst mit diesem Lehrer zusammengetroffen, ob er schon in Nogent unter seinen Zuhörern gewesen oder, wie Bernhard von Clairvaux annimmt, erst in einer spätern Periode seines Lebens ihm nahe getreten. Im letztern Falle könnte er nur uneigentlich ein Schüler Abailards genannt werden. Wie dem aber auch sei, es war weniger die wissenschaftliche Seite in Abailards Wesen, als vielmehr das praktische Moment, das in jener Lehre lag, wovon Arnold berührt, ja möglicherweise tiefer ergriffen wurde. Arnold war keine speculirende, er war eine active Natur; es war weniger der Häretiker, den die Kirche in ihm verfolgte, als der ihr unbequeme Reformator, der ihr als gefährlicher Agitator und Demagoge erschien; denn das Grundthema, auf das er in allen seinen Predigten zurückkam, war die Verweltlichung der Kirche, die innere Haltlosigkeit der Priesterschaft, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform. Hierin hatte er die meiste Verwandtschaft mit Heinrich von Lausanne. Durch seine hinreißende Beredsamkeit wußte er das Volk an sich zu ziehen, und was dann seiner Rede Nachdruck gab, das war seine strenge sittliche Haltung. Schon in seiner äußern Erscheinung erinnerte er an die alten Propheten oder an den Täufer Johannes. Er trug die Mönchskutte und auferlegte sich alle Entbehrungen, so gut wie die strengsten Ordensleute. Dabei war er

ihre zahlreichen Vertreter, sowohl im Morgen- als im Abendlande. Im Morgenlande thaten sich die **Bogomilen***) hervor, die unter der Maske des Mönchthums alte, dem Gnosticismus verwandte Irrthümer erneuerten (ähnlich wie die Paulicianer). Im Abendlande dagegen, besonders im südlichen Frankreich, traten die Katharer auf. Von einzelnen Persönlichkeiten aber, die durch ihre Lehre sich Anhang unter dem Volke gewannen, nenne ich einen **Peter von Bruys** und seinen Schüler **Heinrich**; ferner einen **Tankhelm** in Brabant und einen **Eudo von Stella**. Bedeutender aber als diese, und vor ihnen an Geist und Charakter ausgezeichnet erscheint uns **Arnold von Brescia**, in dem sogar Viele einen ächten Vorläufer der Reformation erkannt haben. Wir reden zuerst von Peter von Bruys.

Er war Priester im südlichen Frankreich. Er wird ein Schüler Abailards genannt, muß aber seinen Lehrer gröblich mißverstanden haben nach allem was von ihm verlautet. Das ist ja das Unglück, das mehr oder weniger allen geistreichen Theoretikern begegnet, daß ihre Theorien von unverständigen Agitatoren praktisch ausgebeutet werden in einem Sinne, wie sie es nicht gewollt, und daß das, was sie als Ideal aufstellten, von den ungeschickten Händen der Nachbeter in eine Karikatur verzerrt wurde. Hatte Abailard vom Aeußern auf das Innere hingewiesen, so eiferte jetzt Peter von Bruys mit allem Unverstande gegen die Kindertaufe als gegen etwas Widersinniges. Ebenso widersetzte er sich allem äußern Gottesdienste. Man soll keine Kirchen bauen, lehrte er, sondern vielmehr die schon gebauten wieder niederreißen; man könne Gott eben so wohl auf offenem Markt oder im Stalle verehren als in einem Tempelgebäude. Durch den Kirchengesang werde der Ewige mehr ver-

---

*) Sie hatten ihren Namen von dem slavischen **Bog** (Herr) und **Milui** (erbarme dich). Ihre Gebete scheinen in diesen Worten (dem Kyrie eleison) bestanden zu haben. — Ueber ihre Lehre und Schicksale vgl. **Neander** Kirchengesch. II. S. 628 ff. Haben sie auch, wie Neander annimmt, nichts mit den ältern Gnostikern gemein, so berühren sich doch die Grundideen vielfach. So der Satanael mit dem Jaldabaoth. Auch die Christologie der Bogomilen erinnert an das Gnostische. Der Erlöser (Jesus Michael) entquillt dem ewigen Herzen Gottes, wird von Maria durch's Ohr empfangen und geht durch ihren Leib hindurch (ähnl. wie bei Valentinus); er erscheint in einem Engelleibe. Gnostisch-manichäisch ist auch die Verwerfung der Materie und demgemäß der Lehre von einer leiblichen Auferstehung, so wie die Verachtung alles liturgisch Geordneten (sie verwarfen alle Gebetsformen außer dem Vaterunser, das sie täglich siebenmal und in der Nacht fünfmal beteten) und alles Gesetzlichen. Uebrigens wußten sie ihre Ketzereien hinter orthodoxe Formen zu verstecken, wie sie denn auch die Nothlüge für erlaubt hielten.

spottet als gepriesen. „Reißt die Kreuze aus der Erde und verbrennt sie!" so lautete sein Machtgebot; es sei eine Schmach für die Christen, das Marterholz zu verehren, an dem ihr Herr und Meister schimpflich sei getödtet worden. — In der That sollen einige Schüler Peters an einem Charfreitag die Kreuze zerstört, das Holz verbrannt und Fleisch darauf gekocht haben, das sie dann, dem Fastengebot der Kirche zum Trotze, verzehrten. Auch gegen die Brotverwandlung im Abendmahl sprach Peter in scharfen und verletzenden Worten sich aus: „Glaubet ja nicht euern Priestern, die euch vorlügen, daß sie den Leib Christi bereiten und ihn euch zu euerm Seelenheil übergeben; das ist eine Lüge. Der Leib Christi ist nur einmal den Jüngern gegeben worden (bei der Einsetzung) *) seither aber ist er weder von Jemanden gemacht, noch gegeben worden." — In dieser Weise predigte Peter von Bruys in einer Reihe von Jahren im Languedoc und in der Provence, bis es endlich der Geistlichkeit gelang, die Volksmassen von ihm abzuziehen und wider ihn aufzuregen. Er wurde ergriffen und vor ein geistliches Gericht gestellt. Zu St. Gilles oder anderwärts ward er um's Jahr 1126 verbrannt. Die ihm treu gebliebenen Anhänger (Petrobrusianer) trieben indessen noch länger ihr Wesen fort und gingen wohl auch noch über den Meister hinaus.

In Peters Fußstapfen trat namentlich ein Cluniacensermönch, Heinrich, gewöhnlich Heinrich von Lausanne genannt. Von daher kam er nach Mans und wurde daselbst wie ein Heiliger aufgenommen. Er imponirte sogar dem gelehrten und frommen Bischof Hildebert, der ihn als Bußprediger in seiner Diöcese benützte. Und in der That war Heinrich ein gewaltiger Prediger. Auch wer ein steinernes Herz hatte, wird bezeugt, mußte von seinen Reden erweicht werden. Man hielt ihn für einen Propheten und schrieb ihm die Gabe der Weissagung zu. Solange Heinrich nur die Sünden des niedern Volkes strafte, war er dem Klerus recht. Aber als seine Reden sich auch gegen die Priesterschaft kehrten, der er das Recht den Zehnten zu beziehen absprach, als er auch gegen die Reichen und die Begüterten sich kehrte und in communistischer Weise sogar den Besitz für Sünde erklärte, da ging auch der Sturm der geistlichen und zeitlichen Bevorrechteten wider ihn los. Erst erfolgte ein an ihn gerichtetes Verbot der Geistlichen, das ihm das Predigen untersagte. Aber Heinrich kehrte sich nicht daran. Das Volk hing ihm an, mehr als seinen Geistlichen, mehr als dem Bischof. „An ihm," hieß es,

*) Wie sich das Peter von Bruys gedacht, ist schwer zu sagen.

„haben wir einen Vater, einen Priester, einen Fürsprecher." Der Bischof Hildebert war um jene Zeit abwesend, er war in Rom. Von da zurückgekehrt suchte er Heinrich zu beschwichtigen und ihn auf den kirchlichen Weg zurückzuführen. Es gelang ihm nicht. Er bewog ihn endlich den Sprengel von Mans zu verlassen. Nun begab sich Heinrich in den Sprengel von Arles. Der dortige Bischof ließ ihn zur Haft bringen. Auf einem Concil von Pisa (1134) ward er unter Innocenz II. zum Gefängniß verurtheilt, aber wieder freigelassen. Endlich kam er 1147 nach Toulouse. Auch da fand er beim Volke großen Anhang, je tapferer er gegen die Sünden der Geistlichen loszog. Nun aber trat der heil. Bernhard gegen ihn auf; er verfolgte ihn als einen Ruhestörer und Aufwiegler. Er wurde aus Toulouse vertrieben. Der Cardinallegat Albericus von Ostia ließ ihn auffangen. Auf einer Kirchenversammlung zu Reims ward ihm der Prozeß gemacht; er wurde in's Gefängniß geworfen und starb darin um's Jahr 1148. Von Einigen ist jedoch dieß Letztere bezweifelt und ein früheres Abscheiden Heinrichs aus diesem Leben angenommen worden. Soviel uns über diesen Mann berichtet ist, so sehen wir, es waren weniger häretische Behauptungen, wie sie bei Peter von Bruys hervortraten, die ihm zur Last fielen, als vielmehr ein ungestümer Eifer, der wohl auch seine sittliche Berechtigung hatte, aber über das Maß hinausging.

Anders verhält es sich nun wieder mit Tankhelm (Dankhelm, Tanquelin) von Antwerpen, der seit dem Jahr 1110 in Brabant als Prediger auftrat. Bei ihm treffen wir einen Fanatismus der Negation, der noch über den des Peter von Bruys hinausgeht. Er bezeichnete die christlichen Tempel als Häuser der Unzucht und verwarf alle kirchlichen Institutionen. In seinem geistlichen Hochmuth ging er so weit, sich selbst für den Sohn Gottes auszugeben. Was Wunder, wenn die Geistlichkeit den tollen Schwärmer als Lästerer und Antichrist verfolgte? Er aber setzte sich zur Wehr. Er umgab sich mit einer bewaffneten Leibgarde, und in einem Kampfe, den er von einem Schiff aus führte, auf das er sich gerettet hatte, ward ihm von einem Priester der Schedel gespalten. Nicht besser als er machte es Eon (Eudo) aus der Bretagne. Er überredete sich in einer Anwandlung von Verrücktheit, daß er es sei, durch welchen Gott einst die Welt richten werde. Hatte er doch die Worte der Exorcistenformel »per eum qui venturus est judicare vivos et mortuos« dahin verstanden, daß er das Wort eum (nach französischer Aussprache) auf seinen Namen Eon deutete. Er verwarf die Wassertaufe; er eiferte gegen das Priesterthum und gegen die gesetzliche Ehe;

er leugnete auch die Auferstehung des Leibes und gab seine Einbildungen für Inspirationen des göttlichen Geistes aus. Der Erzbischof Hugo von Rouen richtete eine Schrift gegen seine Irrlehren. Zugleich wurde aber auch thätlich gegen ihn eingeschritten. Man bot Truppen gegen ihn und seinen Anhang auf. In der Diöcese Alet wurden einige seiner Schüler verbrannt. Er selbst wurde im Jahr 1148 vor dieselbe Synode von Reims gestellt, die auch Heinrichs Lehre verdammte. Er wurde in's Gefängniß gethan, während einige seiner Anhänger auf dem Scheiterhaufen starben. —

So war also Gährungsstoff genug vorhanden in der Kirche, als Arnold von Brescia mit seinen reformatorischen Planen in Kirche und Staat hervortrat.

Wie ich schon andeutete, dürfen wir diesen Mann nicht auf eine Linie stellen mit den eben genannten Fanatikern. In ihm lebte unstreitig eine höhere reformatorische Gesinnung, wenn diese auch von demagogischen Beisätzen getrübt war. Von seiner Jugendgeschichte wissen wir nur so viel, daß er in der Kirche seiner Vaterstadt das untere Amt eines Lectors (Vorlesers der heiligen Schrift) bekleidete. Er wird schon von gleichzeitigen Schriftstellern ein Schüler Abailards genannt; doch ist ungewiß, wo und wann er zuerst mit diesem Lehrer zusammengetroffen, ob er schon in Nogent unter seinen Zuhörern gewesen oder, wie Bernhard von Clairvaux annimmt, erst in einer spätern Periode seines Lebens ihm nahe getreten. Im letztern Falle könnte er nur uneigentlich ein Schüler Abailards genannt werden. Wie dem aber auch sei, es war weniger die wissenschaftliche Seite in Abailards Wesen, als vielmehr das praktische Moment, das in jener Lehre lag, wovon Arnold berührt, ja möglicherweise tiefer ergriffen wurde. Arnold war keine speculirende, er war eine active Natur; es war weniger der Häretiker, den die Kirche in ihm verfolgte, als der ihr unbequeme Reformator, der ihr als gefährlicher Agitator und Demagoge erschien; denn das Grundthema, auf das er in allen seinen Predigten zurückkam, war die Verweltlichung der Kirche, die innere Haltlosigkeit der Priesterschaft, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform. Hierin hatte er die meiste Verwandtschaft mit Heinrich von Lausanne. Durch seine hinreißende Beredsamkeit wußte er das Volk an sich zu ziehen, und was dann seiner Rede Nachdruck gab, das war seine strenge sittliche Haltung. Schon in seiner äußern Erscheinung erinnerte er an die alten Propheten oder an den Täufer Johannes. Er trug die Mönchskutte und auferlegte sich alle Entbehrungen, so gut wie die strengsten Ordensleute. Dabei war er

ferne von jener Schwärmerei, die sich göttlicher Eingebungen rühmte und von neuen Offenbarungen träumte; er hielt sich vielmehr an den Wortlaut der Schrift, in der er wohl bewandert war und auf deren Aussprüche er sich fleißig berief. Nur verkannte er die geschichtliche Entwickelung, wenn er in jeder Beziehung die alte apostolische Einfachheit wollte wieder eingeführt wissen. Die Kirche soll keine Güter besitzen, sie soll ihre Regalien an den Staat zurückgeben und nur an den Zehnten sich halten. Die Geistlichen aber sollen sich begnügen mit den freiwilligen Gaben der Gläubigen, wie die Apostel es gethan. Arnold selbst ging mit dem guten Beispiel apostolischer Einfachheit und Enthaltsamkeit voraus. Selbst Bernhard von Clairvaux mußte ihm das Zeugniß untadeliger Sittenstrenge geben. Aber, setzte er hinzu, wenn nur seine Lehre so rein wäre wie sein Leben! Und doch konnte man ihm keine eigentlichen Häresien nachweisen. Daß er die Kindertaufe verwerfe, beruhte mehr auf einem Gerücht, als auf Beweisen. Aber für Bernhard war es genug, daß Arnold ein Anhänger Abailards war. Er habe, warf er ihm später vor, nachdem ihn der Apostel Petrus ausgestoßen, sich dem Petrus Abailard in die Arme geworfen. Die Sache verhielt sich so: Erst verklagte der Bischof Manfred von Brescia den Arnold bei der im Lateran versammelten Synode im Jahr 1139. Innocenz II. verwies ihn aus Italien und auferlegte ihm Stillschweigen. Der Papst nahm ihm den Eid ab, daß er bei seines (des Papstes) Leben nicht mehr nach Italien zurückkehren wolle. Nun wandte sich Arnold nach Frankreich. Und da trat ihm der heil. Bernhard entgegen; er nannte ihn den Herold und Waffenträger Abailards, dieses Goliath.

So geschah es denn, daß dieselbe Synode zu Sens, welche über Abailard das Anathem sprach, auch den Arnold verdammte und ihn zu Klostergefangenschaft verurtheilte. Allein Arnold entfloh noch zu rechter Zeit nach der Schweiz, in die Diöcese Constanz. Auch dahin verfolgte ihn der leidenschaftliche Eifer des heil. Bernhard. Er warnte den dortigen Bischof Herrmann vor dem „brüllenden Löwen", vor dem „Feinde des Kreuzes Christi". Arnold suchte und fand eine Zuflucht in Zürich. Dort lebte er unter dem angenommenen Namen Leman. Aber auch die Zürcher erhielten eine Warnung von Bernhard. „Glaubt mir," so schrieb er ihnen, „wenn ihr nicht wachet: wie einen Bissen Brot wird er euer Volk verzehren." Wie weit sein Einfluß in Zürich ging, ist schwer zu sagen. Einen Anhang erhielt er immerhin; denn noch im dreizehnten Jahrhundert gab es Arnoldisten in der zürcherischen Landschaft. Aber so wichtig war sein Einfluß nicht, daß man ihn mit neuern Geschicht-

schreibern*) den Vorläufer der Männer auf dem Rütli oder gar den Vorläufer Zwingli's nennen könnte. Ein derartiger Zusammenhang liegt weder an dem einen, noch an dem andern Orte vor. Einzig erhellt aus den mittelalterlichen Zeugnissen, daß die arnoldistischen und verwandte Ideen auch in der Schweiz Anklang fanden.**) Merkwürdigerweise fand Arnold eine fernere Zufluchtsstätte bei dem päpstlichen Legaten Guido a Castellis, einem Freunde Abailards. So klagt der Chronist Heinrich von Corvey über die Schweizer jener Zeit: „Sie sind abgewichen von dem Stamme der einfachen Menschen, welche die Alpen bewohnten. Diese liebten das Alte; aber nun ziehen ihre Kaufleute nach Schwaben, Baiern, Oberitalien; sie wissen die Bibel aus dem Kopfe, verwerfen die üblichen Gebräuche, weil sie dieselben für neue Erfindungen ausgeben; sie wollen keine Bilder verehren, fliehen den heiligen Dienst, sie essen Kraut und selten Fleisch, weßhalb wir sie Manichäer nennen."

Nach Innocenz II. Tode kehrte Arnold wieder nach Italien zurück. Eben um diese Zeit war die Stadt Rom in der größten Aufregung. Wie vielen persönlichen Antheil Arnold an diesen Unruhen genommen, ist schwer zu ermitteln. So viel ist gewiß, daß seine Ideen vielfach mitwirkten.

*) Frank, Arnold von Brescia.
**) Vgl. Joh. von Müller I. 14.



Fünfzehnte Vorlesung.

Unruhen in Italien. — Gegenpäpste. — Eugen III. und Bernhard von Clairvaux. — Der zweite Kreuzzug. — Der Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen. — Friedrich I. und Hadrian IV. — Untergang Arnolds von Brescia. — Alexander III. — Thomas Becket. — Clemens III. — Der dritte Kreuzzug. — Friedrichs Tod. — Der Deutschorden.

Wir haben seiner Zeit die Geschichte des Papstthums bis zum Abschluß des Wormser Concordats (1122) durchgeführt und haben vorläufig auf die Unruhen hingewiesen, die unter dem Kaiserthum Lothar II. in Italien ausbrachen. Wir kommen jetzt auf diese Unruhen zurück, nachdem wir die Hauptpersonen des Dramas, die in diesen Kampf verflochten erscheinen, einen Bernhard von Clairvaux und einen Arnold von Brescia näher kennen gelernt haben.

Auf Calixt II., unter welchem das Wormser Concordat war abgeschlossen worden, folgte Honorius II., der nur kurz regierte. Nach seinem Tode machten sich im Jahr 1130 wiederum zwei Päpste den Sitz streitig: Anaclet II., der als der Enkel eines jüdischen Wucherers seine Erhebung seinen Reichthümern verdankte, ein Schützling der mächtigen Frangipani, und Innocenz II., ein schon als Cardinal Gregorius durch Frömmigkeit und Wissenschaft ausgezeichneter Mann. Innocenz mußte seinem unwürdigen Gegner weichen, weil dieser auch die Normannen auf seiner Seite hatte. Er nahm seine Zuflucht nach Frankreich in das Kloster Clugny, das eine Burg der strengkirchlichen, hierarchischen Richtung war. Die beiden ehrwürdigen Männer, Peter von Clugny und Bernhard von Clairvaux, nahmen sich seiner in aller Treue an, und es war besonders dem Einfluß des heil. Bernhard zu verdanken, daß eine Synode von Reims (1131) sich für Innocenz entschied. Auf seiner Seite waren auch die Könige von Deutschland, Frankreich, England. Dagegen stand der Süden Italiens, namentlich König Roger von Sicilien, auf

naclets Seite. — Des Kaisers Amt und Pflicht erheischte es nun, den
ertriebenen Innocenz wieder auf den Stuhl Petri zurückzuführen. Lothar
ing ein Mal, und als das erste Mal sein Erscheinen nicht den ge-
ünschten Erfolg hatte, zum zweiten Mal und mit verstärkter Macht
ach Italien. Er vertrieb Anaclet und setzte Innocenz ein. Aber Anaclet
üchtete sich zu seinem Gönner Roger von Sicilien. Er starb indessen;
ber Roger setzte dem Innocenz einen neuen Gegenpapst in der Person
ictors III. Doch auch hier wieder wirkte Bernhards mächtiger Ein-
uß, indem er den Victor beredete, die Stelle freiwillig niederzulegen.
un hielt Innocenz II. im J. 1139 die zweite lateranensische Synode
Rom, auf welcher König Roger mit dem Bann belegt wurde. Der
apst griff überdieß auch zu den weltlichen Waffen und überzog den
önig mit Krieg. Dieser fiel unglücklich für ihn aus: er gerieth in die
efangenschaft des Königs, der ihn jedoch mit vieler Großmuth be-
andelte. Es kam ein Vergleich zu Stande, wonach der Papst das König-
ich Sicilien nebst dem Herzogthum Apulien und dem Fürstenthum
apua dem Roger überließ. Wir übergehen die weitern Händel dieses
apstes mit Frankreich, über welches er das Interdict verhängte, und
it der Stadt Tivoli, und erinnern nur an das früher Gesagte, daß
reits unter diesem Papste Arnold von Brescia seine agitatorische
timme hatte vernehmen lassen. Der Papst hatte ihm das Versprechen
genommen, während seiner Regierung nicht wieder nach Rom zurück-
kehren. Kaum war nun der Papst mitten in den Unruhen Italiens
143 gestorben, als auch Arnold wieder erschien. Er konnte dieß um
unbedenklicher, als sein bisheriger Beschützer, der milde Cardinal
uido, den päpstlichen Stuhl als Cölestin II. bestiegen hatte. Allein
on nach sechs Monaten starb Cölestin und nun brach der Hauptsturm
ter Lucius II. aus. Jetzt machten sich die republikanischen Ideen,
e einst im alten Rom ihre glorreiche Verwirklichung gefunden hatten,
ihrem ganzen Umfang geltend. Herstellung dieser alten Republick war
s Losungswort der Römer. Der Papst sollte zwar bleiben als geist-
cher Fürst, die Heerde Christi zu weiden in apostolischer Einfalt; aber
e weltliche Regierung sollte ihm entzogen und ein Patricius an seine
telle gesetzt werden. So lautete das Programm. In einer pomphaften
schrift mit der alten Formel Senatus Populusque Romanus kündigte
h die junge Republik dem deutschen Kaiser aus dem Hohenstaufischen
ause, Konrad III. an und lud ihn in aller Naivetät ein, nach Rom
kommen, um von da aus, wie früher Justinian und Constantin, die
elt zu regieren. Sie versprachen dem Kaiser, er sollte erhalten was

des Kaisers, der Papst was des Papstes ist, wie Christus es befohlen. Nicht gezieme sich's, daß der Papst zugleich das Schwert führe und den Kelch des Herrn spende; seine Sache sei zu predigen und die Predigt durch gute Werke zu befestigen. Und also möge er sich das Wort des Herrn gesagt sein lassen: Selig sind die Armen im Geist. Aber freilich, heißt es dann weiter in dem Schreiben, die Päpste unsrer Zeit kennen weder die geistliche, noch die leibliche Armuth; sie trachten nach Reichthümern und weltlicher Herrschaft. — Die Sage von einer Schenkung Constantins an den päpstlichen Stuhl, die auch von spätern Kritikern angefochten wurde, ward bereits in diesem Schreiben für eine elende Fabel erklärt und damit dem Papst auch die historische Berechtigung seiner Ansprüche entzogen. — Der Kaiser war aber nicht Willens auf dieses Programm einzugehen. Nun half sich das Volk selbst. Der Tumult kam zum Ausbruch. Das Capitol ward erstürmt; von einem Pflasterstein getroffen sank der Papst Lucius II. dem Tod in die Arme. Sofort wurde ein Freund und Schüler des heil. Bernhard, auch ein Bernhard (Abt Peter Bernhard aus Pisa), auf den päpstlichen Stuhl gehoben als Eugen III., im Jahr 1145. Eine große Verantwortung lag auf dem Neugewählten, je schwieriger seine Stellung war. Darum unterließ der heil. Bernhard nicht, ihn gleich bei seinem Regierungsantritt an seine Pflichten zu erinnern und seine Stellung ihm vorzuhalten. Er warnte ihn vor Simonie und Hochmuth; er hielt ihm den jähen Tod seines Vorgängers als ein Beispiel vor, wie schnell der Mensch, wie schnell auch ein Papst vor den Richterstuhl Gottes könne gefordert werden. „Darum gedenke daß du ein Mensch bist, und die Furcht dessen, der den Geist der Regenten hinwegnimmt, sei immerdar vor deinen Augen." — Der Sturm der Revolution hatte sich inzwischen noch nicht gelegt. Auch Eugen III. sah sich wie sein Vorgänger genöthigt, einstweilen in Frankreich seinen Sitz zu nehmen. Da war nun wieder Bernhard von Clairvaux sein treuer Kämpe. Durch sein Organ war es ihm allein möglich, von Frankreich aus jene Bewegung in der abendländischen Christenheit hervorzurufen, die eine mächtige Diversion herbeiführte, den zweiten Kreuzzug.

Es war im Jahr 1146, als aus dem Morgenlande die Schreckensnachricht nach dem Abendlande kam von dem schon früher erwähnten Verlust Edessa's.

Eine allgemeine Klage erhob sich. Aber mit dem Klagen war es nicht gethan. Hülfe mußte geschafft werden, und schleunige Hülfe. Wer war geeigneter, die Nothwendigkeit dieser Hülfe der Christenheit vor

Augen zu legen und die Herzen für die große, heilige Sache zu gewinnen, als Bernhard? Ein Anderer als er hätte es kaum vermocht; denn jetzt war die Aufgabe eines Kreuzpredigers viel schwieriger als zur Zeit Peters von Amiens. Der nebelhafte Duft, der damals auf dem heiligen Lande lag und die Phantasie reizte, war verschwunden. Man hatte die Schwierigkeiten kennen gelernt, die mit dem Unternehmen verbunden waren, und so war des Abschreckenden mehr als des Einladenden. Aber freilich stand dann auch wieder ein Mann wie Bernhard an Bildung und Charakter weit höher als jener abenteuerliche Einsiedler. Er verstand es, nicht nur die Massen aufzuregen, sondern die rechten und bewährten Streiter, die rechten Anführer zu gewinnen. Wie es seiner Beredsamkeit gelang, die Begeisterung anzufachen, so gelang es seiner Klugheit, die sich beigesellenden unreinen Elemente der Schwärmerei möglichst ferne zu halten. Die Erfahrung des ersten Kreuzzugs hatte gezeigt, daß die Kampfesunfähigen, die nur aus dumpfer Sympathie sich demselben anschlossen, mehr hinderlich als förderlich waren. Solchen Ballast wollte Bernhard nicht wieder dem Kreuzheer aufbürden. Offen sprach er aus, daß der heiligen Sache dießmal nicht mit den Litaneien der Mönche, sondern mit den Thaten streitfertiger Krieger gedient sei. Und an diese richtete er darum zunächst das Wort: „Hier," sprach er, „hier thut sich euch ein Feld auf, auf dem sich ohne Gefahr für die Seele kämpfen läßt, wo Siegen Ruhm, wo Sterben Gewinn ist." — Auch er stellte Sündenablaß für alle die in Aussicht, die sich bei dem Kreuzzug betheiligen würden. Hatte er schon in Briefen die Gemüther hie und da vorbereitet, so sollte nun das lebendige Wort seiner Rede eine um so bessere Statt finden.

Um Ostern 1146 hatte König Ludwig VII. von Frankreich eine große Versammlung nach Vecelay in Burgund berufen. Der König hatte eine große Sünde auf seinem Gewissen. Er hatte im Jahr 1142 in einem Krieg mit einem seiner Großen eine Kirche in Vitry anzünden lassen, worin 1300 Menschen um's Leben kamen. Nun wollte er die Sünde sühnen durch Betheiligung am Kreuzzuge. Die Versammlung in Vecelay war so groß, daß sie auf freiem Felde mußte gehalten werden. Der König erschien bereits mit dem Kreuz bezeichnet. Bernhard hielt eine feurige Rede. So gewaltig war der Eindruck derselben, daß das Volk sich zur Rednerbühne hinzudrängte, um sich mit dem Kreuze bezeichnen zu lassen. Die vorhandenen Kreuze reichten nicht aus, so daß Bernhard seine Kleider zerreißen mußte, um neue zu schaffen. Sie wurden mehr unter die Menge ausgestreut als unter sie vertheilt. Auf einer weitern Versammlung in Chartres wollte man Bernhard zum Anführer des

Aus dieser Schrift lernen wir Bernhards eigene Gesinnung über das Papstthum kennen. Bernhard war auf's innigste überzeugt, daß das Papstthum von Gott sei, und darum kämpfte er auch Zeitlebens für die Aufrechterhaltung desselben. Aus keinem andern Grunde haben wir ihn einen Arnold von Brescia und alle die bekämpfen sehen, die dem päpstlichen Stuhle und dessen Satzungen zu nahe traten. Er sah in ihnen Stürmer wider die heilige Ordnung Gottes. Aber eben weil ihm das Papstthum so hoch stand, so waren auch die Forderungen, die er an die Päpste, die er mithin auch an Eugen stellte, sehr groß und ernst. Bernhard verlangte einen Papst, der in der That und Wahrheit ein apostolischer Mann, ein ächter Nachfolger Petri, ein aufrichtiger Jünger des Herrn sei. Er vertheidigte nicht nur nach außen die Rechte des Papstes, er schärfte ihm auch seine Pflichten ein, und damit nahm er es so strenge, als er es mit sich selbst und mit dem Mönchthum nahm. Auch er wünschte (und darin begegneten sich sogar seine Gedanken mit denen seines Gegners, des Arnold von Brescia), daß der Papst seinen weltlichen Ansprüchen entsage, und darum warnte er seinen ehemaligen Schüler so eindringlich vor den Verlockungen der Herrschsucht und ermahnte ihn ein Knecht zu sein Aller um Christi willen. Nicht das weltliche Gesetz Justinians, sondern das Gesetz des Herrn soll auch nach päpstlichem Rechte das oberste Gesetz sein. Zu dienen und nicht zu herrschen, das sei sein edelster Beruf. Auch im Kampfe gegen die aufrührerischen Römer mahnte Bernhard den Papst, nicht das irdische Schwert, sondern das Schwert des Wortes Gottes zu gebrauchen, vor allen Dingen aber als ein Seelenhirte seiner Gemeinde vorzuleuchten in wahrer Frömmigkeit der Gesinnung und des Wandels.

Wahrhaft prophetisch mögen uns folgende Worte Bernhards an den Papst erscheinen: „Versuche es einmal, beides mit einander zu verbinden, als Herrscher Nachfolger des Apostels zu sein oder als Nachfolger des Apostels herrschen zu wollen. Das Eine oder das Andere mußt du fahren lassen. Wenn du beides zugleich haben willst, wirst du beides verlieren."

Bald nach diesen Ereignissen ging Bernhard zur ewigen Ruhe ein (1153). Auch Eugen III. war nur wenige Tage zuvor in Tivoli gestorben, wohin er sich geflüchtet; denn zu einem ruhigen und sichern Aufenthalt in Rom hatte er es nicht gebracht. Inzwischen war auch ein neuer Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen aufgetreten, der Neffe Konrads III., Friedrich I. mit dem Beinamen der Rothbart, Barbarossa. Und mit dieser Epoche beginnt nun der fünfzigjährige Kampf der Päpste mit

den Hohenstaufen, das große welthistorische Drama des Mittelalters. An Eugens Stelle war als Papst gewählt worden ein Engländer, Nicolaus Brakespeare, Hadrian IV. Anfänglich schien das Verhältniß zwischen Kaiser und Papst sich gut anzulassen. Friedrich kam 1155 zur Krönung nach Rom und hielt dem Papste sogar den Steigbügel. Er soll sich dabei ungeschickt benommen, den rechten statt des linken Bügels gehalten und sich dann entschuldigt haben, die Hohenstaufen seien sich des Steigbügelhaltens nicht gewohnt.

Wichtiger als diese Ceremonie ist, daß die zeitweilige Eintracht zwischen Papst und Kaiser zum Untergange Arnolds von Brescia zusammenwirkte. Hadrian IV., dem die Römer wie seinen Vorgängern eine republikanische Verfassung abnöthigen wollten, hatte sich nach Orvieto zurückgezogen und von da den Bann über Arnold und das Interdict über Rom geschleudert. Nun ward auch das Volk, das bisher an Arnold gehangen, umgestimmt. Es beschuldigte die Senatoren, daß sie den Unruhstifter begünstigt und zu ihren Parteizwecken benützt hätten. Um seinetwillen seufze die heilige Stadt unter dem Interdict. Das Volk verlangte die Verbannung Arnolds aus der Stadt und dem Gebiet von Rom; diesem Verlangen willfahrte der Senat und nun ward auch das Interdict wieder aufgehoben. Unstätig und flüchtig irrte der Verbannte umher. Bei Otricoli fiel er in die Hände eines päpstlichen Legaten. Die Grafen von Campanien aber, die Arnold als Propheten verehrten, befreiten ihn aus seinen Händen. Es war um eben die Zeit, da Friedrich nach Rom gekommen. Er ließ sich vom Papst bewegen, die Gefangennehmung Arnolds auch auf sein Geheiß hin zu betreiben. Er stellte somit an jene Grafen die Forderung den Flüchtling auszuliefern, und es geschah. Arnold ward nach Rom gebracht und zum Tode verurtheilt. An einem frühen Morgen ward er unweit der Porta del popolo am Galgen gehängt, dann die Leiche verbrannt und die Asche in den Tiber geworfen. Selbst gut katholische Geistliche jener Zeit, wie der Propst Geroch von Reichersberg, mißbilligten das Verfahren. Die Kurie entschuldigte sich damit, Arnold sei nicht der Häresie, sondern des Aufruhrs wegen verurtheilt worden. Wenn das ist, bemerkte Geroch, so hättet ihr es machen sollen wie David beim Tode Abners, und ihn betrauern. Der Geschichtschreiber Otto von Freisingen schildert uns Arnold als einen Mann von nicht geringen Geistesgaben; doch habe er mehr durch den Schwall der Worte, als durch das Gewicht der Gedanken Einfluß auf die Menge geübt. Noch längere Zeit nach seinem Tode dauerten die Arnoldisten fort.

Bald kam es nun aber auch zu Mißhelligkeiten zwischen Kaiser und Papst. Der Papst hatte mit dem König Wilhelm von Sicilien einen Separatfrieden abgeschlossen, worin er dessen Eroberungen bestätigte. Das war ein Strich durch die Rechnung des Kaisers. Dazu kam ein äußerer Vorfall. Ein scandinavischer Bischof, der Bischof von Lund, war auf seiner Rückreise von einer Wallfahrt nach Rom im Lothringischen in der Gegend von Diedenhofen von Räubern angegriffen worden. Der Papst beschwerte sich darüber beim Kaiser und machte ihm Vorwürfe über die schlechte Handhabung der öffentlichen Sicherheit in seinen Staaten. Dabei erinnerte er den Kaiser, wie er das Beneficium der Kaiserkrone von ihm, dem Papst empfangen habe. Das lateinische Wort Beneficium war aber doppelsinnig; es konnte einfach als Wohlthat, als löbliche gute That, es konnte aber auch nach dem Sprachgebrauch des Mittelalters als „Lehen" verstanden werden, und in diesem Sinn verstand es der Kaiser und wollte es so verstehen. Wie? der Kaiser sei der Lehnsmann, der Vasall des Papstes? Welche unverschämte Anmaßung! Im gleichen Sinne muß auch die Umgebung des Kaisers das zweideutige Wort gefaßt haben. Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser das Schwert vortrug, zückte es im Zorne gegen den Legaten, der das päpstliche Schreiben überbrachte. Der Kaiser aber benachrichtigte die deutschen Fürsten in einem Rundschreiben von diesem Vorgange, während seines Orts der Papst die deutschen Bischöfe wider den Kaiser aufzuregen suchte, aber ohne Erfolg. Die männliche Sprache, die Friedrich führte, indem er erklärte, daß er seine Krone von Gott empfangen habe und nicht vom Papste und daß er sie lieber niederlegen wolle, als vor dem Papste sich beugen, diese männliche Sprache wirkte. Der Papst sah sich zum Nachgeben genöthigt; er schickte zwei gewandte Legaten an Friedrich; diese gaben dem Worte beneficium eine unschuldige Deutung, und Friedrich, der nicht um Worte zanken wollte, schien sich bei der Erklärung zu beruhigen. Aber der Friede dauerte nicht lange. Friedrich war zum zweiten Mal nach Italien gekommen, um die lombardischen Städte, namentlich Mailand zu demüthigen, die sich wider ihn empört hatten. Die Obermacht des Kaisers wurde anerkannt in dem Friedensschlusse auf den roncalischen Feldern, wobei die berühmtesten Rechtslehrer der Schule in Bologna erschienen. Bei diesem Anlasse übte Friedrich seine Lehnsrechte, ohne an die Ansprüche des Papstes sich zu kehren. Das gab dem Papst einen neuen Grund, Klage wider den Kaiser zu erheben. Friedrich aber erwiederte, er würde nur zum Schein römischer Kaiser heißen, wenn seine Macht sich nicht auch auf Rom erstreckte. Es entwickelte sich

darüber ein widerwärtiger Schriftstreit zwischen Kaiser und Papst.*) Eben wollte dieser den Bann über den Kaiser verhängen, als er im Jahr 1159 eines gewaltsamen Todes in Anagni starb. Nun trat abermals eine zwiespältige Wahl ein; es bekämpfte sich auch jetzt die kaiserliche oder besser die weltliche und die streng hierarchische Partei. Zu der letztern gehörte der Cardinal Roland von Siena, und dieser ward den 4. September 1159 als Alexander III. zum Papst gewählt. Er wollte erst nicht annehmen (dieses Sichsträuben wurde mehr und mehr eine nichtssagende, heuchlerische Sitte), wurde aber von den Cardinalbischöfen von Ostia, Alba, Porto und Sabina umringt und mit Gewalt auf den Stuhl Petri gesetzt. Die weltliche Partei wählte den Cardinal Octavian, der sich als Papst Victor IV. nannte. Es kam nun zu einem ärgerlichen Auftritte. Während die dem Cardinal Roland (Alexander III.) befreundeten Cardinäle ihm den Mantel umhängten, als Zeichen der Würde, fuhr Octavian wüthend auf seinen Gegner ein, riß ihm den Mantel von der Schulter und hängte ihn sich selbst um; allein unglücklicherweise verkehrt, was ein allgemeines Gelächter erregte und allen Ernst der Handlung zunichte machte.**) Aber ernst wurde die Sache dennoch, und sehr ernst. Bewaffnete drangen mit entblößten Schwertern in die Peterskirche, in der die Wahl vor sich gegangen, um den Octavian zu schützen. Roland konnte sich nur noch in den Thurm der Kirche flüchten. Hier ließ ihn Octavian neun Tage bewachen und nachher in einen strengen Gewahrsam bringen. Allein die Stimmung in Rom entschied sich nun doch für Roland. Wo Octavianus als Papst sich sehen ließ, ward er verhöhnt. Endlich ward Roland durch seine Freunde, an deren Spitze Hektor Frangipani stand, aus seinem Kerker befreit und in Nympha, in der Nähe von Rom, den 20. September als Alexander III. gekrönt. Da er dem Frieden noch nicht traute, nahm er einstweilen seinen Sitz noch nicht in Rom, sondern in Terracina, in den pontinischen Sümpfen. Octavian aber ließ sich als Victor IV. in Rom krönen durch den Cardinalbischof Igmar von Tusculum. Aber auch er blieb nicht in Rom, sondern begab sich nach Segni. Nun aber versammelte Alexander III. die ihm anhänglichen Prälaten um sich, und

*) Der Kaiser hatte in seinem Schreiben an den Papst seinen Namen dem des Papstes vorsetzen lassen. Das ärgerte den Papst, und nun übte er Gegenrecht und setzte in der Antwort seinen Namen auch voraus. Auch redete er (nach dem Grundsatz papa neminem vossitat) den Kaiser nicht, wie es in dieser Zeit üblich geworden war, mit Ihr, sondern mit Du an. Nun befahl der Kaiser seinen Schreibern, in der Rückantwort auch den Papst zu duzen.

**) Reuter, Papst Alexander III.

in feierlichster Weise unter dem Scheine der Fackeln wurde der Bann über den Gegenpapst Victor gesprochen. Er wurde dem Satan übergeben. Kaiser Friedrich befand sich um diese Zeit in Crema. Beide Päpste wandten sich an ihn und begehrten seinen Entscheid. Die Gesandten Alexanders III. wurden sehr ungnädig empfangen. Einstweilen erklärte sich Friedrich für keinen der beiden Päpste, sondern ein Concil sollte entscheiden, das er nach Pavia berief. Dieß wollte sich aber Alexander nicht gefallen lassen. Er erklärte es als eine Anmaßung, daß ein Laie, wie der Kaiser, sich in die Sache mische; er sprach den Bann über Alle zum voraus, die ihn nicht anerkennen würden. Der geschmeidigere Victor unterwarf sich dem Concil, und dieses erkannte ihn nun 1160 als Papst an. Friedrich that nun alles Mögliche, diesen Papst zu behaupten. Ja, als Victor mit Tod abging, schien es die kaiserliche Ehre zu fordern, einen neuen Papst zu wählen. Es wurde Paschalis III., und als auch dieser starb, Calixt III. gewählt. Aber das alles half nichts. Alexander III. behauptete sich gleichwohl all den kaiserlichen Gegenpäpsten gegenüber; ja sein Anhang mehrte sich, nachdem auch Frankreich und England sich für ihn erklärt hatten. Seine Hauptstützen hatte er aber theils in den Orden der Cistercienser und Karthäuser, theils (und zwar in Italien selbst) in dem lombardischen Städtebund, der sich seit 1167 gebildet hatte, dem Kaiser zum Trotze. Ueberdieß war die Lage der Dinge in Deutschland der Art, daß Friedrich, wenn er nicht von Feinden umringt sein wollte, denen allen auf einmal zugleich die Spitze zu bieten unmöglich war, sich bequemen mußte, mit Alexander sich auszusöhnen. Allein die ersten Friedensversuche führten zu keinem Ziel. Erst als Friedrich im Jahr 1174 einen neuen Feldzug nach Italien unternommen hatte, der aber unglücklich für ihn ausfiel, als er namentlich die Schlacht bei Legnano 1176 verloren hatte, kam im Jahr 1177 zu Venedig ein Friede zu Stande, der für den Kaiser in hohem Grade demüthigend und ein neuer Triumph der päpstlichen Macht war. Fußfällig mußte der Hohenstaufe dem Oberhaupt der Christenheit Abbitte thun (ein Seitenstück zur Erniedrigung Heinrichs IV. in Canossa), er mußte von Seiten des Papstes eine lange Strafrede anhören im Angesicht des versammelten Volkes, und den Papst Alexander als den rechtmäßigen Nachfolger Petri anerkennen. Um die Scene noch erschütternder zu machen, haben spätere Geschichtschreiber berichtet, der Papst habe seinen Fuß auf den Nacken des Kaisers gesetzt und dazu die biblischen Worte gesprochen (Ps. 91, 13): „Auf Löwen und Ottern wirst du gehen, und treten auf junge Löwen und auf Drachen.“

Aber nicht der deutsche Kaiser allein, auch Englands König, Heinrich II. aus dem Hause Plantagenet, sollte des Papstes Uebermacht erfahren. Der König hatte im Jahr 1162 seinen Staatskanzler Thomas Becket zum Erzbischof von Canterbury gemacht. An ihm hoffte er einen treuen, ergebenen Diener zu haben. Allein er täuschte sich. Kaum hatte Becket die oberste geistliche Stelle des Landes erlangt, als er das große Siegel, das er als Kanzler in Händen gehabt, dem König zurückschickte und ihm damit den weltlichen Dienst aufsagte. Becket legte auch allen äußern Prunk ab, der bisher den Kanzler des Reichs umgeben hatte; er kleidete sich in ein härenes Gewand, er fastete, er geißelte sich den Leib, er wusch täglich dreizehn Bettlern die Füße, machte fromme Schenkungen und geberdete sich in jeder Beziehung als ein Mann, der der Welt entsagt und allein der Kirche und ihrem Dienst sich gewidmet hatte. Bald sollte der König erfahren, mit wem er es fortan zu thun habe.

Becket, der sein Pallium unterdessen aus der Hand des Papstes empfangen hatte, dessen Interessen nun auch zu vertreten er auf's äußerste entschlossen war, forderte vom König die Ländereien zurück, welche in früheren Streitigkeiten dem Erzbisthum von Canterbury waren entzogen worden. Der König aber versammelte den 30. Januar 1164 die Großen seines Reichs, sowohl die weltlichen Barone als die geistlichen Würdeträger zu Clarendon. Hier ließ er die berühmte Constitution in sechszehn Artikeln vorlegen, die den Namen der Constitution von Clarendon trägt. Darin wurden die Geistlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen und auch die geistliche Gerichtsbarkeit bedeutend eingeschränkt. Kein Geistlicher sollte ohne Erlaubniß des Königs außer Landes sich entfernen; alle Appellationen nach Rom wurden verboten; von den erledigten Bisthümern sollte der König allein die Einkünfte beziehen, er sollte mitreden zur Wahl und ihm sollten die Erwählten den Eid der Treue leisten. — Alle Bischöfe mußten die Constitution unterschreiben; auch Becket versprach nach längerer Weigerung es zu thun, er that es aber nicht und eben so wenig wollte er das erzbischöfliche Siegel dazu hergeben. Der König berief sodann den 12. October 1164 ein Concil nach Northampton und forderte Becket zur Verantwortung. Allein dieser bestritt dem Concil das Recht über ihn zu urtheilen, er appellirte an den Papst und rettete sich auf einem schwanken Fahrzeuge am Fest aller Seelen nach Frankreich hinüber. Er begab sich nach Sens, wo der Papst sich eben aufhielt. Der Papst richtete ihn auf, gab ihm die Absolution, die er ausdrücklich wünschte, und wies ihn in das Cister-

cienserkloster Pontigny. Später begab sich Becket wieder nach Sens. Sieben Jahre lebte er in der Verbannung. Nun that der erzürnte König alles, um seinen Widersacher auf's äußerste zu reizen. Er verklagte ihn wegen Schulden, er zog die Einkünfte seines Bisthums ein und verwies auch die Verwandten und Hausgenossen Beckets aus England. Der Papst vertheilte sie in französische Klöster. Nach längerem Widerstande suchte endlich der Papst, weil er eine Verbindung seines Feindes Friedrichs I. mit dem König von England fürchtete, sich diesem wieder zu nähern. Der König von Frankreich, Ludwig VII., trat als Vermittler auf. In Folge dessen ward im November 1170 Becket nach England zurückberufen und die Constitution im Stillen beseitigt. Allein der Friede dauerte nicht lange. Becket reizte den Zorn des Königs auf's neue dadurch, daß er den Erzbischof Roger von York suspendirte, weil dieser die Krönung Heinrichs, des Sohnes Heinrichs II., ohne seine Einwilligung vollzogen hatte. Noch anderes kam hinzu, den König auf's neue zu verstimmen. Immer mehr ward er des Mannes überdrüßig, der ihm bei all seinem Thun im Wege stand. In einer unglücklichen Stunde entfiel ihm auch ein unglückliches Wort. „Ist denn," soll er gesprochen haben, „unter den Feigen, die mein Brot essen, keiner, der mich von einem aufrührerischen Priester befreite?" — Das Wort ward nur allzu schnell aufgegriffen. Vier Ritter verbanden sich, den lästigen Becket für immer unschädlich zu machen. Sie machten sich auf nach Canterbury, drangen in die Kirche ein, wo der Erzbischof das Heiligthum verwaltete und erschlugen ihn an den Stufen des Hochaltars (den 29. Dec. 1170). Der König, dem nichts Gutes ahnte, hatte den Rittern Boten nachgesendet, von der blutigen That sie abzumahnen. Aber zu spät: die Unthat war geschehen. Jetzt blieb dem König nichts übrig, als das schuldbeladene Gewissen sich vom Papst entbinden zu lassen. Nur nach längern Unterhandlungen folgte die Absolution. Heinrich mußte den in Clarendon gestellten Forderungen zum größten Theil entsagen, er mußte sich anheischig machen, so viel Geld zu geben, als zum Unterhalt von 200 Rittern im gelobten Lande auf ein Jahr nöthig war, und die dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury entrissenen Besitzungen wieder herstellen. Schon zwei Jahre nach seinem Tode ward Thomas Becket vom Papst als Märtyrer erklärt und heiliggesprochen. Heinrich selbst wallfahrtete im Jahr 1174 zu dessen Grabe. Barfuß stand er da während 24 Stunden unter Gebet und Fasten und bot seinen bloßen Rücken dem Beichtiger zu wohlverdienter Züchtigung dar. Weit entfernt daß diese Demüthigung ihm in den Augen des Volkes geschadet hätte, stieg er

durch wieder an Ansehn. Das Verbrechen war gesühnt. Aber auch
s spätere Leben des Königs blieb nicht frei von schweren Prüfungen.
ußte er doch die Empörung seiner Söhne Heinrich und Richard
leben. Nur mit Kummer sank er in die Grube. Er starb im Jahr
189. — Inzwischen war Alexander III., einer der gewaltigsten Päpste des
ittelalters, der nicht umsonst zwischen Gregor VII. und Innocenz III.
neingestellt ist, im Jahr 1181 gestorben. Nach mehrern unbedeutenden
äpsten, die Mühe hatten sich zu erhalten, da Friedrichs Macht um eben
ese Zeit in Italien sich wieder gestärkt hatte, wurde Clemens III. auf
n päpstlichen Stuhl gehoben, der auch im Jahr 1188 als weltlicher
berherr von Rom anerkannt wurde. Zu dieser günstigen Wendung
r Dinge trug der Umstand bei, daß Clemens selbst ein geborener Römer
ar. Gleich nach seiner Consecration kam zwischen ihm und seinen
ndsleuten ein Vertrag zu Stande, wonach die Römer ihm die Stadt
d deren Gerichtsbarkeit überließen, wogegen der Papst zu einigen
eldleistungen sich verpflichtete. So ward einstweilen die Ruhe in Rom
ieder hergestellt. Dagegen wurde auf's neue die Christenheit in's Feld
rufen wider den Erbfeind im Morgenland. Unter Papst Clemens III.
nd der dritte Kreuzzug statt.

Seit dem Jahr 1171 nach Nur-Eddins Tode war der Kurde Sela-
eddin (Saladin) auf den Thron der ägyptischen Sultane gestiegen.
it dem Auftreten dieser Persönlichkeit gewinnt die Geschichte der Kreuz-
ge an moralischem Interesse. Saladin war bekanntlich einer der
deutendsten Herrscher des Morgenlandes, der die Tugenden der
apferkeit und der Großmuth in sich vereinigte und auch den Christen
chtung abzunöthigen geeignet war. Er vereinigte das Sultanat von
egypten und die Länder von Kahiro bis Aleppo unter seinen Scepter, und
n galt es, auch das Königreich Jerusalem sich zu unterwerfen. Die
reuzritter thaten ihr Möglichstes zur Vertheidigung des Landes; sie
fochten 1180 den Sieg bei Ramla, unweit Askalon. Allein nach einem
affenstillstand, den Saladin den Christen gewährte, und der (die
ahrheit offen zu gestehen) von ihnen zuerst gebrochen wurde, kam es
n 5. Juli 1187 zu der mörderischen Schlacht bei Hittin (Tiberias),
welcher die Christen eine gänzliche Niederlage erlitten. Von da an
achte Saladin immer größere Fortschritte. Tiberias, Sidon, Joppe,
tolemais, Nazareth, Cäsarea, Beirut, Askalon geriethen in kurzer Zeit
seine Gewalt und den 3. October 1187 (neunzig Jahre nach der ersten
roberung unter Gottfried von Bouillon) zog Muhammeds Bekenner
egreich in Jerusalem ein. Die Kreuze wurden niedergerissen, auch das

cienserkloster Pontigny. Später begab sich Becket wieder nach Sens. Sieben Jahre lebte er in der Verbannung. Nun that der erzürnte König alles, um seinen Widersacher auf's äußerste zu reizen. Er verklagte ihn wegen Schulden, er zog die Einkünfte seines Bisthums ein und verwies auch die Verwandten und Hausgenossen Beckets aus England. Der Papst vertheilte sie in französische Klöster. Nach längerem Widerstande suchte endlich der Papst, weil er eine Verbindung seines Feindes Friedrichs I. mit dem König von England fürchtete, sich diesem wieder zu nähern. Der König von Frankreich, Ludwig VII., trat als Vermittler auf. In Folge dessen ward im November 1170 Becket nach England zurückberufen und die Constitution im Stillen beseitigt. Allein der Friede dauerte nicht lange. Becket reizte den Zorn des Königs auf's neue dadurch, daß er den Erzbischof Roger von York suspendirte, weil dieser die Krönung Heinrichs, des Sohnes Heinrichs II., ohne seine Einwilligung vollzogen hatte. Noch anderes kam hinzu, den König auf's neue zu verstimmen. Immer mehr ward er des Mannes überdrüßig, der ihm bei all seinem Thun im Wege stand. In einer unglücklichen Stunde entfiel ihm auch ein unglückliches Wort. „Ist denn," soll er gesprochen haben, „unter den Feigen, die mein Brot essen, keiner, der mich von einem aufrührerischen Priester befreite?" — Das Wort ward nur allzu schnell aufgegriffen. Vier Ritter verbanden sich, den lästigen Becket für immer unschädlich zu machen. Sie machten sich auf nach Canterbury, drangen in die Kirche ein, wo der Erzbischof das Heiligthum verwaltete und erschlugen ihn an den Stufen des Hochaltars (den 29. Dec. 1170). Der König, dem nichts Gutes ahnte, hatte den Rittern Boten nachgesendet, von der blutigen That sie abzumahnen. Aber zu spät: die Unthat war geschehen. Jetzt blieb dem König nichts übrig, als das schuldbeladene Gewissen sich vom Papst entbinden zu lassen. Nur nach längern Unterhandlungen folgte die Absolution. Heinrich mußte den in Clarendon gestellten Forderungen zum größten Theil entsagen, er mußte sich anheischig machen, so viel Geld zu geben, als zum Unterhalt von 200 Rittern im gelobten Lande auf ein Jahr nöthig war, und die dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury entrissenen Besitzungen wieder herstellen. Schon zwei Jahre nach seinem Tode ward Thomas Becket vom Papst als Märtyrer erklärt und heiliggesprochen. Heinrich selbst wallfahrtete im Jahr 1174 zu dessen Grabe. Barfuß stand er da während 24 Stunden unter Gebet und Fasten und bot seinen bloßen Rücken dem Beichtiger zu wohlverdienter Züchtigung dar. Weit entfernt daß diese Demüthigung ihm in den Augen des Volkes geschadet hätte, stieg er

durch wieder an Ansehn. Das Verbrechen war gesühnt. Aber auch
s spätere Leben des Königs blieb nicht frei von schweren Prüfungen.
lußte er doch die Empörung seiner Söhne Heinrich und Richard
leben. Nur mit Kummer sank er in die Grube. Er starb im Jahr
.89. — Inzwischen war Alexander III., einer der gewaltigsten Päpste des
littelalters, der nicht umsonst zwischen Gregor VII. und Innocenz III.
neingestellt ist, im Jahr 1181 gestorben. Nach mehrern unbedeutenden
äpsten, die Mühe hatten sich zu erhalten, da Friedrichs Macht um eben
:se Zeit in Italien sich wieder gestärkt hatte, wurde Clemens III. auf
n päpstlichen Stuhl gehoben, der auch im Jahr 1188 als weltlicher
berherr von Rom anerkannt wurde. Zu dieser günstigen Wendung
r Dinge trug der Umstand bei, daß Clemens selbst ein geborener Römer
ar. Gleich nach seiner Consecration kam zwischen ihm und seinen
ndsleuten ein Vertrag zu Stande, wonach die Römer ihm die Stadt
id deren Gerichtsbarkeit überließen, wogegen der Papst zu einigen
eldleistungen sich verpflichtete. So ward einstweilen die Ruhe in Rom
ieder hergestellt. Dagegen wurde auf's neue die Christenheit in's Feld
rufen wider den Erbfeind im Morgenland. Unter Papst Clemens III.
nd der dritte Kreuzzug statt.

Seit dem Jahr 1171 nach Nur-Eddins Tode war der Kurde Sela-
:ddin (Saladin) auf den Thron der ägyptischen Sultane gestiegen.
lit dem Auftreten dieser Persönlichkeit gewinnt die Geschichte der Kreuz-
ge an moralischem Interesse. Saladin war bekanntlich einer der
deutendsten Herrscher des Morgenlandes, der die Tugenden der
apferkeit und der Großmuth in sich vereinigte und auch den Christen
htung abzunöthigen geeignet war. Er vereinigte das Sultanat von
:gypten und die Länder von Kahiro bis Aleppo unter seinen Scepter, und
m galt es, auch das Königreich Jerusalem sich zu unterwerfen. Die
reuzritter thaten ihr Möglichstes zur Vertheidigung des Landes; sie
fochten 1180 den Sieg bei Ramla, unweit Askalon. Allein nach einem
Saffenstillstand, den Saladin den Christen gewährte, und der (die
Sahrheit offen zu gestehen) von ihnen zuerst gebrochen wurde, kam es
n 5. Juli 1187 zu der mörderischen Schlacht bei Hittin (Tiberias),
welcher die Christen eine gänzliche Niederlage erlitten. Von da an
achte Saladin immer größere Fortschritte. Tiberias, Sidon, Joppe,
tolemais, Nazareth, Cäsarea, Beirut, Askalon geriethen in kurzer Zeit
seine Gewalt und den 3. October 1187 (neunzig Jahre nach der ersten
roberung unter Gottfried von Bouillon) zog Muhammeds Bekenner
:greich in Jerusalem ein. Die Kreuze wurden niedergerissen, auch das

wunderthätige Kreuzesholz ging verloren, aber mit Milde wurden die christlichen Bewohner der Stadt behandelt, und ihnen gegen ein geringes Lösegeld die Auswanderung gestattet; dieß im beschämenden Gegensatze gegen die Gräuel, welche die ersten Kreuzfahrer an den Muhammedanern und Juden ihrer Zeit geübt hatten. Nehmen wir dazu, daß die christliche Bevölkerung in Palästina sittlich tief gesunken war (denn das Geschlecht der Pullanen, d. h. der im Lande geborenen Christen, war meist ein feiges und des Verrathes der eigenen Glaubensgenossen fähiges Geschlecht), — so können wir wohl begreifen, daß auch, bei unparteiischer Vergleichung, die Tugenden Saladins nur um so glänzender strahlen mußten.

Im Abendlande erregte die Nachricht von dem Verluste Jerusalems die größte Bestürzung. Allgemein wurde darin ein ernstes Strafgericht Gottes erblickt für die bisherige Saumseligkeit. Papst Gregor VIII. und nach ihm der eben genannte Clemens III. schrieben zur Unterstützung der Kreuzfahrer einen allgemeinen Zehnten aus, den Zehnten Saladins. Selbst die geistlichen Güter wurden besteuert. Die Zeitumstände waren dem Unternehmen günstig. Frankreich und England hatten junge, thatenlustige Könige, Philipp August und Richard I., dem die Geschichte den Beinamen Löwenherz gegeben hat. (Richard war der Sohn König Heinrichs II., unter welchem Becket gefallen.) Deutschlands Kaiser, Friedrich der Rothbart, war nun allerdings schon dem Greisenalter nahe, aber noch wallte in seinen Adern jungendliches Blut. Die alten Jugenderinnerungen an den zweiten Kreuzzug, den er unter seinem Ohm Konrad III. als Jüngling mitgemacht, wachten in ihm wieder auf. Auf dem Reichstag zu Mainz (1188) nahm er das Kreuz.

Er war es, der den Zug eröffnete. In seinem Heere fanden sich auch sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, und mit ihm eine Menge deutscher Herzoge, Fürsten und Grafen, auch Erzbischöfe und Bischöfe. — Friedrich nahm den Weg zu Land über Wien und Constantinopel. Ein großer Theil des Heeres kam schon unterwegs um. Von den 100,000, die ausgezogen, setzten nur 82,000 über den Hellespont nach Kleinasien, und auf's neue wurden Menschen und Thiere von Hunger und Strapazen aufgerieben. Aber Friedrich ließ sich nicht abschrecken. Er brach sich Bahn bis Iconium, das er mit Sturm einnahm, und setzte dann seinen Weg weiter nach Süden fort. Da machte ein plötzlicher Unfall seinem thatenreichen Leben ein Ende. Er wollte über den reißenden Fluß Kalykadnus (Saleph) in Cilicien setzen, allein er wurde der Fluth nicht Meister und fand in den Wellen des Flusses sein Grab (den 10. Juni 1190). In der Nähe von Seleucia ward die Leiche an's Land

ogen. Sein Sohn Friedrich von Schwaben führte die Kreuzfahrer nach Antiochien. Schon hier raffte die Seuche Viele dahin. Auch fand das Jahr darauf seinen Tod während der Belagerung von Akkon t. Jean d'Acre); er starb an der Pest. Noch vor seinem Tode hatte er Stiftung des deutschen Ritterordens mitgewirkt. Lübeck'sche und emen'sche Pilger hatten in dem Lager vor Akkon aus einem Segeltuch Zelt errichtet, in welchem kranke Deutsche verpflegt wurden. Dieß r der Anfang zu einer Ordensverbindung, der Papst Clemens III. die ftätigung ertheilte. Zum Ordensmeister ward Heinrich Walpot von ssenheim gewählt. Es erhob sich nun in dem eroberten Akkon ein vital, „unsrer lieben Frauen Spital vom deutschen Hause", und nur utsche Ritter wurden in den Orden aufgenommen, der im Uebrigen le Aehnlichkeit mit dem Johanniterorden hatte. Erst später unter rmann von Salza gelangte der Orden zu seiner Höhe.

Die Könige von Frankreich und England hatten den Weg zur See iommen und erreichten im Frühjahr 1191 das gelobte Land. Drei hre dauerte die Belagerung von Akkon; endlich eroberten sie die Stadt, lche bis zur Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Christen im obten Lande war.

Leider war auch zwischen den beiden Königen die Eifersucht einge- ten, die zu gegenseitiger Feindschaft führte. Verdrossenen Muthes rte Philipp August nach Frankreich zurück. Richard blieb im gelobten nde, und bestand noch manchen harten Kampf mit Saladin. Jeru- em, die heilige Stadt, wieder zu erobern gelang ihm nicht. Nachdem er en dreijährigen Waffenstillstand mit Saladin geschlossen, wodurch der stenstrich von Tyrus bis Joppe und der ungestörte Zugang zu den ligen Stätten den Christen zugesichert war, trat er den Heimweg an. ie er dann auf diesem Heimwege in der Nähe von Wien durch Leopold n Oesterreich gefangen und an Heinrich VI., den Sohn und Nachfolger iedrichs I., ausgeliefert wurde, der ihn erst nach erhaltenem schweren segeld wieder freigab, daran sei nur im Vorbeigehn erinnert. — ich Saladin war inzwischen gestorben (den 4. März 1193).

Friedrich I. aber, der Hohenstaufe, lebte fort im Andenken des itschen Volkes. Wer kennt nicht die Sage von dem schlafenden alten iiser im Kyffhäuserberge? Da, so heißt es, schlafe der gewaltige Roth- rt, um einst wieder zu erwachen und Deutschland groß zu machen; das ich des Papstes aber in Rom zu vernichten. Und noch immer harret eutschland seines Erwachens.

Sechszehnte Vorlesung.

Die Päpste bis auf Innocenz III. — Verbreitung des Christenthums in Pommern. — Otto von Bamberg. — Absalon auf Rügen. — Vicelin, der Apostel der Wenden. — Die Lieven, Letten und Esthen. — Kreuzzüge wider die nordischen Heiden. — Die Schwertbrüder. — Der äußere Haushalt der Kirche um diese Zeit. Die Domkapitel. Das innere Leben. Die Schule von St. Victor (Hugo, Richard, Walter). Die heil. Hildegard und ihre Weissagung.

Mit dem Tode Friedrichs I. (des Rothbarts) von Hohenstaufen (1190) und dem Ende des dritten Kreuzzuges 1192 sind wir dem Zeitpunkt nahe gerückt, den wir für dießmal als den Wendepunkt einer neuen Periode bezeichnet haben. Es bleibt uns also, indem wir den Faden der Papstgeschichte wieder aufnehmen, nur noch einiges Wenige nachzutragen übrig.

Wir haben gesehen, wie zwischen dem Papst Clemens III. und Friedrich I. ein Friede war geschlossen worden, der dem Papst den weltlichen Besitz Roms wieder sicherte, welcher ihm ein halbes Jahrhundert lang war streitig gemacht worden. Auf Clemens III. folgte Cölestin III. Er war schon ein hochbetagter Greis, 85 Jahre alt, als er den päpstlichen Stuhl bestieg. Auf Friedrich I. war hingegen als deutscher König sein Sohn Heinrich VI. gefolgt. Dieser erschien in Rom, um sich krönen zu lassen. Es wird erzählt, daß bei der Krönung der Papst dem Kaiser die Krone mit dem Fuße aufgedrückt und dann wieder abgestoßen habe, um zu zeigen, wie es in seiner Macht stehe, den Kaiser ein- und abzusetzen nach Belieben; allein es gehört diese Anekdote zu den vielen andern unverbürgten Geschichtchen, die man als verkörperte Sprüchwörter, als Symbole des Zeitcharakters betrachten kann, nicht aber als wahre Geschichte. Heinrich war zugleich in der Absicht nach Italien gekommen, um Sicilien, womit der vorige Papst den Tankred belehnt hatte, demselben wieder zu entreißen. Cölestin konnte das nicht gutheißen. Aber ohne den Papst zu fragen setzte sich Heinrich nach Tankreds

ıd in den Besitz Siciliens und ließ sich zum Könige des Landes krönen. ır nun folgte auf den alten Cölestin der Mann, unter welchem das ıpstthum die höchste Stufe und in dem es gleichsam persönlich ver- ·pert sich darstellt, Lothar von Anagni, Innocenz III.

Wir haben jetzt noch von der Verbreitung des Christenthums unter ı heidnischen Völkern von Gregor VII. bis auf Innocenz III. (vom hr 1073 bis 1198) zu reden und dann noch einen Blick zu werfen f den äußern Haushalt und die innere Gestaltung der Kirche zu jener it in Lehre und Leben.

Wir haben früherhin gesehen, wie im neunten bis eilften Jahr- ndert das Christenthum im scandinavischen Norden und unter den vischen und andern Völkern im Osten Europa's verbreitet worden ist, d oft nicht ohne Gewalt. Wir erinnern uns, wie schon jener Olaf hgväson, der sein Kriegsheer wider die Heiden führte, Helme und hilde mit dem Kreuz bezeichnen ließ. Es war dieß schon eine Art von euzzug gewesen noch vor den Kreuzzügen in das gelobte Land. Nach- n nun aber einmal diese letztern in der großartigsten Weise waren ternommen worden, da fanden sie auch Nachahmungen, wenn es galt, dnische Völker des Abendlandes zum Christenthum zu führen, oder ch die Ketzer im Innern der Kirche zu bekämpfen. Wie sich nach dem ten Kreuzzuge die beiden geistlichen Ritterorden der Johanniter und mpler gebildet hatten, denen sich auch noch der Deutschorden anschloß: entstanden nachgerade ähnliche zur Ausrottung des Heidenthums in ı abendländischen Gegenden, wie der Orden der Schwertbrüder, n dem wir später reden werden.

Vorerst richten wir unsre Blicke nach Pommern, d. h. nach dem nde zwischen der Oder und Weichsel. Längere Zeit widerstanden die :wohner dieses Landstrichs dem Christenthum, schon deßhalb, weil es ıen von den ihnen verhaßten Polen aus geboten wurde. Der lnische König Bolislav II. hatte in den ersten Jahren des zwölften hrhunderts den pommerschen Herzog Ratislav besiegt und von sich hängig gemacht. Er versetzte 8000 Pommern an die Grenzplätze nes Reiches, um sie dadurch ihrer väterlichen Sitte und Religion zu twöhnen und sie desto empfänglicher für die neue Religion zu machen, er ihnen bieten ließ.

Die ersten Bekehrungsversuche, die der spanische Mönch Bern- rd machte, schlugen fehl. Das pommersche Volk war ein kräftiges, ensfrohes und zugleich ein wohlhabendes Volk, unter dem es auch zur it der Heiden keine Armen, keine Bettler gab. Einem solchen Volke

eine finstere Mönchsaskese aufdrängen zu wollen, war ein gewagtes Beginnen. Schon die ärmliche, bettelhafte Tracht, in der die Mönche auftraten, stieß Viele zurück. Nun hatte eben jener Bernhard, der schon als Südländer mit einer ganz fremden Sprache schwerlich zu einem Apostel der Pommern geeignet war, früher ein einsiedlerisches Leben geführt, und demgemäß erschien er auch äußerlich in der Tracht und Gestalt des Einsiedlers. Barfuß und in der Kutte wandelte er unter dem pommerschen Volke einher, begleitet von einem Kaplane. Dadurch erregte er mehr das Mitleiden als die Zuneigung des Volkes. Diesem Mitleiden mochte er es zu verdanken haben, daß auch dann sich Keiner an ihm vergriff, als er in seinem Eifer eine heidnische Bildsäule in der Stadt Julin zerstörte. Man ließ ihn eben seines Weges ziehen, und so wanderte er Deutschland zu, zunächst nach Bamberg. In dieser Stadt lebte bereits der Mann, der von der Vorsehung auserkoren war, der eigentliche Apostel der Pommern zu werden, der Bischof Otto. — Otto stammte aus einer angesehenen, aber wenig bemittelten schwäbischen Familie, die am Bodensee in der Nähe von Bregenz ihren Sitz hatte. Er erwarb sich in einer Klosterschule eine wissenschaftliche Bildung. Er begab sich nach Polen und legte dort selbst eine Schule für Geistliche an, wodurch er zugleich seinen Lebensunterhalt gewann. Hier hatte er auch Gelegenheit mit dem slavischen Leben und Wesen sich bekannt zu machen, die beste Vorbereitung auf seinen künftigen Beruf. Er wurde Kaplan bei dem Herzog Wladimir (Herrmann) und von ihm nicht nur zu kirchlichen, sondern auch zu politischen Geschäften gebraucht. Diese Geschäfte führten ihn auch nach Bamberg. Man sollte erwarten, daß Otto in dem Investiturstreit auf Seite seines kaiserlichen Gönners würde gestanden haben. Dem war aber nicht so. Seiner ganzen strengkirchlichen Gesinnung nach stand er auf der Seite des Papstes. Diese Stellung hatte aber für ihn etwas Peinliches. Persönliche Dankbarkeit knüpfte ihn an den Kaiser, religiöse Ueberzeugung aber und kirchliche Sympathien wehrten ihm, dessen Sache zu vertreten. Er sehnte sich daher herzlich aus seiner Stellung als Bischof heraus. Nur mit Mühe konnten seine Freunde ihn abhalten, den Bischofsstab niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Da kam ihm denn die Mahnung jenes Mönchs Bernhard, sich der Pommern anzunehmen, wie gerufen. Und zu dieser Mahnung gesellte sich noch ein Brief des Herzogs Bolislav von Polen, der ihm die Sache auf's dringendste an's Herz legte. Otto hatte schon als Bischof in Segen gewirkt und sich besonders durch seine Wohlthätigkeit die Liebe der Armen erworben. Nun zog er aus, noch weitern Segen

zu verbreiten durch Verkündigung des Evangeliums an die Heiden. Sein äußeres Auftreten unterschied sich bedeutend von dem seines Vorgängers Bernhard. Otto machte keineswegs den Eindruck der Armuth. Er umgab sich mit einem glänzenden Gefolge und nahm schöne Gewänder mit sich als Ehrengeschenke für die pommer'schen Großen. Der Herzog von Polen gab ihm auch noch militärische Bedeckung mit. So trat er 1124 die Reise an. Seine erste Thätigkeit entwickelte er zu Pyritz unweit Stargard in Hinterpommern. Er predigte auf dem herzoglichen Schlosse, und die Menge der Getauften wird auf 7000 angegeben. Noch wird unter dem Namen der „Ottobrunnen" die heilige Quelle gezeigt, neben welcher im Jahr 1824 ein Denkmal ist errichtet worden und zugleich eine christliche Schule, das Ottostift. Unter vielen Thränen nahm er von der jungen Erstlingsgemeinde, die er in die Grundwahrheiten des Christenthums eingeweiht und der er (nach etwas spätern Berichten) die sieben Sacramente der Kirche gebracht hatte,*) Abschied, und wandte sich Julin auf der Insel Wollin zu. Anfänglich abgewiesen zog er sich nach Stettin zurück. Bald darauf wurde nun aber auch Julin zum Christenthum geführt und ein Bisthum daselbst errichtet, das später (1172) nach Camin verlegt ward. Die Zeit von zwei Monaten reichte kaum hin, um Alle zu taufen, die sich hinzudrängten. Otto kehrte nach Deutschland zurück, unternahm aber 1128 eine zweite Missionsreise, dießmal zur See. Er landete in Demmin, wo er von dem Fürsten des Landes gut aufgenommen und in seinen Unternehmungen unterstützt wurde. Auf der Insel Usedom wurde um Pfingsten desselben Jahres die Annahme des Christenthums auf einem Landtage zum Beschluß erhoben. Der kunstreiche Tempel zu Gützkow wurde zerstört und an dessen Stelle eine christliche Kirche gebaut. Otto wirkte auch persönlich vortheilhaft auf den Herzog, so daß dieser sich willfährig zeigte, die im Kriege gefangenen Heiden loszugeben und auch sie im Christenthum unterrichten zu lassen. Nun kehrte Otto wieder nach Deutschland an seinen bischöflichen Sitz zurück. Aber auch von da aus sorgte er weiter für die Befestigung des Werkes. Er hatte sich vorgenommen, auch nach der Insel Rügen zu reisen, allein da die Insel zum Kirchensprengel von Lund in Schweden gehörte, so wurde ihm der Eingang dahin erschwert. Aber auch für Pommern vergingen noch mehr als zwei Menschenalter, bis das Heiden-

*) Ob wirklich die Lehre von den sieben Sacramenten zu Otto's Zeit vollkommen ausgebildet gewesen, ist bezweifelt worden. Jedenfalls waren die Elemente dazu bereits vorhanden.

thum ganz überwunden war und das Volk als ein christliches angesehen werden konnte. Otto starb den 30. Juni 1139. Sein Grundsatz war gewesen, mehr durch Werke als durch Worte zu predigen.

Nun blieb auch die Insel Rügen nicht länger zurück im Kranze der christlichen Länder. Von Schweden, in dessen Gebiet die Insel gehörte, ging auch deren Bekehrung aus. Freilich nicht ohne Gewalt. Es war Absalon (Axel), der Bischof von Roeskild, und späterhin (seit 1177) Erzbischof von Lund und Primas der schwedischen Kirche, der diese Bekehrung unter König Waldemar I. zu Stande brachte. Ein Zeitgenosse rühmt an ihm die eigenthümliche kriegerische Begabung, die mit der innigsten Frömmigkeit verbunden gewesen. Schon die körperliche Erscheinung des Mannes war eine kräftige; er war abgehärtet und in Leibesübungen gewandt. Aber nicht weniger gewaltig war die Rede seines Mundes. Selbst seinen Feinden nöthigte er das Geständniß ab, er rede wie ein Gott. Dieser kriegerische Mann unterwarf sich die Insel 1168. Arcona, der Hauptsitz des slavischen Götzendienstes, ward erstürmt, der Götze Swantewith in Stücke gehauen, der Tempel verbrannt und die Einwohner zur Taufe genöthigt. Wie in Arcona, so verfuhr man auch an andern Orten der Insel. Dänische Priester, die hinberufen wurden, setzten Absalons Werk in seinem Geiste fort. Absalon starb 1201 in dem von ihm erneuerten Kloster Soröe auf Seeland. Er hatte nicht blos für Rügen, sondern auch für die schwedische und dänische Kirche das Seinige gethan, freilich im Sinne der strengsten Hierarchie, wonach das geistliche und das weltliche Schwert in den Händen der Geistlichkeit vereinigt erscheint.

Mit Gewalt der Waffen wurden nun auch die übrigen slavischen Völkerschaften an der Ostsee dem Christenthum zugeführt. In dieser Hinsicht zeigte sich besonders thätig Markgraf Albrecht der Bär und Herzog Heinrich der Löwe. Schon diese Beinamen deuten auf Gewalt, und gewaltsam war ihr Verfahren immerhin. Wollen wir aber das Schwert der Pflugschaar vergleichen, die den harten Boden auflockert, damit er den edlen Samen empfange, den die milde Hand des Säemanns einstreut, nun so folgte auch der kriegerischen Pflugschaar die friedliche Saat. Auch hier erweckte Gott den rechten Mann, der, nachdem das Schwert ihm Bahn gebrochen, mit apostolischer Selbstverleugnung das Wort der Wahrheit und des Friedens dem heidnischen Volke verkündigte. Dieser Mann war Vicelin. Geboren gegen Ende des eilften Jahrhunderts zu Querhameln an der Weser im Bisthum Minden, der Sohn einfacher Bürgersleute, gerieth der frühzeitig verwaiste Knabe erst in ein

wüstes, sündliches Leben. Da erbarmte sich seiner eine christliche Frau, die Gräfin von Eberstein. Sie ließ ihn durch ihren Schloßkaplan in den Wissenschaften unterrichten. Dieser Pädagog war aber ein roher Mensch, der seinen Schüler mißhandelte und in offener Tischgesellschaft verhöhnte. Vicelin entfloh seinem Zuchtmeister, verließ heimlich das gräfliche Schloß und wanderte der Schule in Paderborn zu. Der Vorsteher dieser Schule, Hartmann, nahm sich des Jünglings mit großer Liebe an, und dieser entsprach seinen Erwartungen. Auf Empfehlung seines Lehrers, in welchem er seinen zweiten Vater verehrte, wurde Vicelin, nachdem er eine Zeit lang in Paderborn selbst sich im Lehramte geübt hatte, Lehrer an der Domschule zu Bremen. Seine Wißbegierde trieb ihn in Begleit eines Freundes, des Priesters Dittmar, nach Paris. Dort studirte er drei Jahre. Nach seiner Rückkehr ward ihm ein Kanonikat angeboten. Er schlug es aber aus, um ganz seinem innern Triebe zu folgen, der ihn nöthigte unter die Heiden zu gehn. Er wandte sich erst an den Erzbischof Norbert von Magdeburg, den Stifter des Prämonstratenserordens, dessen Sprengel sich in die Wohnsitze der Wenden hinein erstreckte. Dieser wies ihn an den Erzbischof Adelbert von Bremen-Hamburg, der ihn dann wiederum dem Wendenkönig Heinrich empfahl, der in Lübeck seinen Sitz hatte. Heinrich nahm den Prediger des Evangeliums freundlich auf und versprach ihm alle Unterstützung; zwei andere Geistliche, Ludolf und Volkwart, hatten sich ihm angeschlossen. Allein kaum hatte Vicelin sein Werk begonnen, als Heinrich 1126 ermordet wurde und nun im Lande ein Krieg zwischen dessen hinterlassenen Söhnen ausbrach, der vor der Hand jede Wirksamkeit für das Christenthum unmöglich machte. Inzwischen öffnete sich dem Vicelin ein andres Feld der Wirksamkeit. Auch unter den Sachsen im Holstein'schen hatte das Christenthum mit seinen Widersachern zu kämpfen. Die christlichen Einwohner der Gemeinde Faldera (Neumünster) baten ihr kirchliches Oberhaupt, den Bischof von Bremen-Hamburg, ihnen einen treuen Hirten und Seelsorger zu schicken. Der Bischof ordnete Vicelin dahin ab, und dieser übernahm mit Freuden die Sendung. Er sah sich mitten in die noch starken Ueberreste des Heidenthums hineingestellt; allein die Gewalt seiner Predigt ergriff die Herzen des Volkes so sehr, daß sie beschlossen, mit dem Heidenthum für immer aufzuräumen. Die Götzen wurden auf's neue gestürzt, und auch die schon christlichen Einwohner, die sittlich tief gesunken waren, hoben sich wieder und suchten aus bloßen Namenchristen ächte Verehrer Gottes und Christi zu werden. Bald sammelte sich um Vicelin ein Kern junger Geistlicher, und so wurde Faldera, wo sich später ein Kloster erhob,

eine Art von Missionsstation und der Ausgangspunkt für eine weitere Wirksamkeit unter den Heiden.

Noch immer waren indessen Vicelins Blicke auf Lübeck gerichtet. Einen neuen Versuch, das Christenthum auch dort einzuführen, machte er, indem er seine beiden Gehülfen einstweilen hinsandte; allein sie mußten sich zurückziehn, da die damals noch heidnischen Rugier (die Bewohner Rügens) verheerend in Lübeck einfielen (1128). Neue Hoffnungen thaten sich im folgenden Jahr (1129) auf, als das Wendenreich einen christlichen Fürsten erhielt in der Person des dänischen Prinzen Kanut Laward, den Kaiser Lothar II. dahin gesetzt hatte. Kaum aber hatten Vicelins Gehülfen zum dritten Mal in Lübeck sich eingefunden, als Kanut 1131 ermordet wurde. Sofort nahmen zwei Nachkömmlinge der alten Wendenfürsten wieder vom Lande Besitz, Heiden der rohesten Art, die nach dem Ausdruck eines damaligen Geschichtschreibers „gleich wilden Bestien" hausten. Aber auch Angesichts dieser ließ Vicelin den Muth nicht sinken. Er wandte sich an den Kaiser Lothar und erreichte von ihm, daß unter seinem Schutze am Fuße des Segebergs eine Kirche und ein Kloster konnten gestiftet werden. Aber nach dem Tode Lothars (1137) brachen neue Stürme aus; die Wenden und mit ihnen das Heidenthum gewannen noch einmal die Oberhand; Segeberg ward ein Raub der Flammen; die Bekenner des christlichen Namens wurden hingerichtet; die dem Schwert Entronnenen flüchteten nach Neumünster, wo sie bei Vicelin freundliche Aufnahme und Pflege fanden.

Erst mit den Jahren 1142 und 1143 schien eine bessere Zeit zu kommen, als Graf Adolf II. von Schauenburg das holstein'sche Land, nebst dem wendischen Gebiete, Wagrien, in Besitz nahm. Nun wurden christliche Colonisten in's Land gerufen, aus Holland, Friesland und Westphalen. Lübeck ward neu aufgebaut und bot von nun an das Ansehn einer christlichen Stadt. Der treue Gehülfe Vicelins, Dittmar, wurde Abt des Klosters Hagersdorf (Högelsdorf), das an die Stelle des alten Segeberg getreten, und arbeitete unter Vicelins Leitung in aller Treue zur Befestigung des Christenthums.

Aber noch war die Zeit der Stürme nicht vorüber. Und dießmal nahte sich der Sturm nicht von heidnischer, sondern von christlicher Seite. Die christlichen Fürsten kamen auf den unglücklichen Gedanken, einen Kreuzzug gegen die Wenden zu organisiren, offenbar mehr in der Absicht die Wenden tributpflichtig zu machen, als ihnen die Segnungen des Evangeliums zuzuwenden. Eine rohe Zwangstaufe war das Resultat dieses Zuges. Dazu kam die Erneuerung des unseligen Investiturstreites.

Vicelin war nämlich von dem Erzbischof von Bremen und Hamburg zum Bischof von Aldenburg (Oldenburg) in Holstein erwählt worden, damit er von da aus die Bekehrung der Wenden betreiben möge. Nun aber verlangte Heinrich der Löwe, daß Vicelin von ihm sich belehnen lasse, und zog, als Vicelin sich dessen weigerte, die Hand von ihm zurück. Vicelin verfiel in eine schwere Krankheit. Als er wieder genesen, zog er nicht als Bischof, sondern als einfacher Missionar in Oldenburg ein. Dann verfügte er sich an das Hoflager Heinrichs nach Lüneburg und erklärte ihm in aller Demuth: „Um Deß willen, der sich für uns gedemüthigt und erniedrigt hat, bin ich bereit des Geringsten Eurer Leute Knecht zu werden." Diese Demuth gewann ihm das Herz des Herzogs. Dieser ward von nun an sein treuer Beschützer. Er beschenkte ihn mit dem Inseldorfe Bosau am Plöner See. Dort ließ Vicelin eine Kirche bauen, während er selbst unter dem Dach einer breiten Buche seine einzige Wohnung hatte. Zahlreiche Besuche erfreuten ihn von solchen, die aus innerm Antrieb des Herzens Trost und Belehrung bei ihm suchten. Nun ließen auch Manche sich freiwillig taufen. Tief schmerzte ihn der Verlust seines Gehülfen Dittmar. Er erfuhr dessen Tod als er wegen des Investiturstreites zwischen dem Erzbischof und dem Herzog eine Reise nach Merseburg angetreten hatte, an das Hoflager Friedrichs I. Von Alter und mancherlei Kummer darniedergebeugt zog er sich nach Neumünster zurück. Hier ward ihm die rechte Seite vom Schlage gerührt und die Zunge gelähmt. Wie wir vom Evangelisten Johannes lesen, daß er sich noch in hohem Alter in die Gemeinde tragen ließ, um ihr den Gruß der Liebe zu bringen, so war es bei Vicelin. Dritthalb Jahre blieb er in diesem Zustande, bis er den 12. December 1154 durch den Tod erlöst ward. Am Tage seiner Bestattung wurden reiche Almosen unter die Armen ausgetheilt. Später folgte seine Heiligsprechung. *)

Von Pommern wenden wir uns zu den Völkerschaften der Lieven, Letten und Esthen, den Deutschen des heutigen Rußlands. Es war im Jahr 1186, als von Segeberg in Wagrien aus ein Augustinermönch Meinhard auf einem Lübeck'schen Schiffe nach Lievland absegelte. Er wurde 1188 von dem Bischof Hartwig von Bremen zum Bischof der Lieven ernannt, nachdem er eine Kirche zu Yxköll oberhalb Riga gegründet hatte. Allein sein Wort fand wenig Eingang, und die Getauften wuschen ihr Taufwasser in der Düna wieder ab. Meinhard starb 1196. Ihm folgte der Abt Berthold von Loccum in Niedersachsen, der erst

*) Vgl. den Aufsatz von Rische in Pipers evangelischem Kalender 1860. S. 126 ff.

durch Wohlwollen und Milde die Herzen zu gewinnen suchte, aber auch auf diesem Wege umsonst arbeitete. Da schrieb Papst Cölestin III. einen Kreuzzug wider die Lievländer aus. Allen wurde Vergebung der Sünden versprochen, die an diesem Zuge sich betheiligen würden. Und so traten denn bald aus Niedersachsen, Westphalen, Friesland eine Menge geistlicher und weltlicher Herren, denen sich auch ansehnliche Kaufleute anschlossen, in Lübeck zusammen. Unter Bertholds Anführung rückte der Zug nach Lievland vor. Im Jahr 1198 kam es zu einem Treffen, in welchem die Lieven geschlagen wurden, aber auch Berthold das Leben verlor. Etwa 150 wurden zur Taufe genöthigt, allein dasselbe Schauspiel wiederholte sich wie zu Meinhards Zeit. Die im Lande zurückgebliebenen Geistlichen wurden mit dem Tode bedroht, und als sie vertrieben waren, das alte Heidenthum wieder hergestellt. Nichts desto weniger ernannte der Erzbischof von Bremen im Jahr 1198 einen seiner Domherren, Albrecht von Apeldern, zum Bischof der Lievländer. Albrecht rüstete eine Flotte von 23 Schiffen, auf denen er im Jahr 1199 ein Kriegsheer übersetzte. Nach mehrern blutigen Kämpfen ließen sich Einige taufen. Nachdem Albrecht Geiseln genommen, kehrte er nach Deutschland zurück. An den Ufern der Düna aber, in welcher die Taufe der Erstlinge war vollzogen worden, gründete Albrecht die Stadt Riga um's Jahr 1200. Von da aus wurde dann das Christenthum im dreizehnten Jahrhundert weiter in Lievland verbreitet, zu diesem Behuf ein eigener geistlicher Ritterorden gestiftet, der schon erwähnte Orden der Schwertbrüder (1202). Auch die angrenzenden Provinzen Esthland und Kurland wurden auf diesem Wege der Gewalt bekehrt.

So weit die äußere Geschichte der Verbreitung bis an den Anfang der Regierung Innocenz III. Es bleibt uns jetzt noch übrig, einen allgemeinen Ueberblick der kirchlichen Zustände der Zeit zu geben, soweit dieselben nicht schon bei Erzählung der Begebenheiten zu Tage getreten sind.

Sehen wir erst auf den äußern Haushalt der Kirche, so wurde dieser immer weitläufiger und kostbarer. Die Päpste erhielten in allen Ländern Bevollmächtigte ihrer Gewalt unter dem Namen der Legaten. Diese, meist welscher Abkunft und schon deßhalb den Deutschen verhaßt, trieben einen fürstlichen Aufwand, so daß manche gegen 1000 Pferde bei sich führten. Es war nicht der Hohenstaufe Friedrich I. allein, der sich hierüber beklagte,*) auch Männer, die ganz auf Seiten des päpstlichen

*) Er sagte sie seien nicht als prædicatores, sondern als prædatores (nicht als Prediger, sondern als Räuber) nach Deutschland gekommen (in seinem Brief an Hadrian IV.).

Systems standen, wie Bernhard von Clairvaux rügten das üppige und weltförmige Gebahren derselben. „Euer Legat," schreibt Bernhard 1152 an den Bischof von Ostia,*) „ist von einem Volk zum andern, von einem Reich in's andere gereist und hat allenthalben abscheuliche Fußstapfen zurückgelassen. Der apostolische Mann, der vom Fuß der Alpen und vom deutschen Reich durch alle Kirchen Frankreichs und der Normandie gereist ist, er hat alles — nicht mit Verkündigung des Evangeliums, sondern mit Schändung des Heiligsten erfüllt!" Und nun erzählt Bernhard, wie er Kirchen geplündert, Geld erpreßt, junge Knaben zu geistlichen Würden befördert und sich überhaupt so betragen habe, daß Manche, um seiner los zu werden, sich mit Geld abfanden.

Auch die Domkapitel wurden immer üppiger. Nachgeborne Söhne von adelichen Familien wurden zum voraus mit Domherrenstellen versehn; sie hießen Domjunker (Domicellare). Solange sie noch die bloße Anwartschaft und noch nicht die Pfründe hatten, hießen sie Canonici in herbis (Krautjunker), die andern Canonici in floribus. Das Leben »in floribus« ist sprüchwörtlich geworden. An der Spitze des Kapitels stand der Dompropst, ihm zur Seite der Domdechant und weiterhin erscheinen als besondere Beamtungen die des Domsängers (Cantor), des Domcustos, der den Schatz bewachte, des Kanzlers und des Domscholasters (Schulherrn). Auch adeliche Fräulein traten als Kanonissinen in ähnliche Stifte zusammen wie die der Domherren.

Um ein Beispiel zu geben von dem Umfang der Domherrenstifte nenne ich das zu Lüttich, das in der Mitte des zwölften Jahrhunderts neun Königssöhne, vierzehn Herzogssöhne, dreißig Grafensöhne, sieben Freiherren und Ritter in sich vereinigte. Um der allzugroßen Ausdehnung zu wehren beharrten einige Kapitel auf einer gewissen Anzahl von Mitgliedern, über die nicht hinausgegangen werden durfte (capitula clausa). Eine hohe Wichtigkeit erlangten sodann die Domstifte dadurch, daß sie den Bischof wählten, ähnlich wie die Cardinäle den Papst. Dadurch traten sie zu dem Bischof selbst in ein ganz andres Verhältniß als früher. Oefters fanden vor der Wahl des Bischofs förmliche Unterhandlungen mit demselben statt, in welchen die Bedingungen festgestellt wurden, unter denen er sollte gewählt werden, daher der Ausdruck „kapituliren". Jemehr aber die Domkapitel aus dem Verhältniß der Abhängigkeit zu ihren Bischöfen heraustraten, desto mehr nahm die Zuchtlosigkeit, die Ueppigkeit und Weltlichkeit überhand. Einzelne Versuche, auch hier eine

*) Neander, D. heil. Bernhard. S. 331.

Reformation einzuführen, wobei die strenge Regel Augustins ihre Anwendung fand (regulirte Chorherrenstifte), konnten dem Strome des Verderbens nur wenig Einhalt thun. Männer so wie der Abt Geroch von Reichersberg, wie Bernhard von Clairvaux machen uns abschreckende Schilderungen von dem Leben der Weltgeistlichen, aber auch von dem der Stiftsgeistlichen und selbst der Mönche. *)

Aber neben dieser Verweltlichung finden wir denn doch auch wieder ein Streben nach Vertiefung in die innersten Geheimnisse des Christenthums und nach einer ernsten Heiligung des Lebens und der Lebenszustände. Seit Männer wie Anselm und Abailard, wenn auch von verschiedenen Standpunkten aus, den großartigen Gedankenproceß eingeleitet hatten, der auf nichts Geringeres ausging, als das Glauben mit dem Wissen zu vereinigen oder vielmehr über den Inhalt des Glaubens sich denkend Rechenschaft zu geben, wurde diese Arbeit auch von Andern fortgesetzt, bis endlich Peter der Lombarde, aus Novara gebürtig, gestorben 1164, als Bischof von Paris diesen Proceß zu einem gewissen Abschluß brachte in seinem dogmatischen Werke, das er Sentenzen überschrieb. Er hieß daher auch Magister Sententiarum (der Meister der Sentenzen), und sein gewaltiges Buch ward von nun an das Grundbuch der Dogmatik, über welches auf den hohen Schulen, namentlich auf der Schule zu Paris gelesen und welches wieder in andern, unzähligen Schriften commentirt wurde. Diese Fortbildung der Scholastik durch die Männer der Wissenschaft weiter zu beleuchten, überlassen wir billig den Gelehrten. Aber mit Wohlgefallen ruhet unser Blick für jetzt noch auf einer Gruppe von Männern, die nicht als bloße Schulgelehrte die edle Wissenschaft der Gottesgelahrtheit betrieben, sondern aus dem innersten Bedürfniß ihres Geistes heraus sich bemühten, das religiöse Leben bis in die geheimsten Tiefen seines Ursprungs zu verfolgen, den es im menschlichen Gemüthe hat und die darum mit der philosophischen Dialektik auch die religiöse Mystik verbanden, insofern wir dieses Wort anwenden können auf jene stille und sinnige Einkehr des Herzens in sich selbst, welche schon Anselm als unabläßliche Bedingung aller theologischen Forschung hingestellt hatte. Es sind dieß die Männer, welche die Schule von St. Victor in Paris zierten und die man daher auch die Victoriner nennt.

Gründer dieser Schule ist jener Wilhelm von Champeaux, an welchem Abailard zum Ritter zu werden suchte; ein tief religiöser Mann,

*) Vgl. Ellendorf, D. heil. Bernhard.

wenn auch kein so gewandter Dialektiker als Abailard. In dem Kloster zu St. Victor in einer Vorstadt von Paris hatte er seine Schule gegründet im Jahr 1109. König Ludwig VI. hatte dieser Schule die weltliche, und im Jahr darauf Papst Paschalis II. die kirchliche Bestätigung ertheilt, worauf sie dann noch mit mancherlei Privilegien und Beneficien ausgestattet wurde. Aus dieser Schule ging ein Mann hervor, bei dem wir um so lieber verweilen, als wir ja wohl das Bedürfniß haben mögen, nachdem wir uns längere Zeit mit den äußern Kämpfen der Kirche beschäftigt haben, nun auch wieder in ein menschliches Herz zu schauen, in welchem das Heiligthum des mittelalterlichen Glaubens sich einen Altar gebaut hatte. Dieser Mann ist Hugo von St. Victor, den man wegen der Hoheit und Tiefe seiner Gedanken den zweiten Augustin oder auch die Zunge des heiligen Augustin, ja auch den Johannes seiner Zeit genannt hat. Hugo war nach den einen Nachrichten ein Deutscher, ein Sachse, aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg und Regenstein am Harz, nach andern stammte er aus Flandern, aus der Gegend von Ypern.*) Um's Jahr 1097 geboren, wurde Hugo von seinen Eltern in das nahe bei Halberstadt gelegene, von seinem Oheim, dem Bischof von Halberstadt gegründete Kloster zu Hamersleben gegeben. Dieses Kloster war ein Haus der regulirten Chorherren nach der Regel Augustins. Das klösterliche Leben sagte Hugo's Gemüthsart vollkommen zu, und zwar jenes klösterliche Leben, das mit den Uebungen der Frömmigkeit immer auch die ernsten wissenschaftlichen Studien verband. Nach mehrern gelehrten Reisen, die er schon als Jüngling von 18 Jahren unternommen hatte, trat er in die genannte Schule von St. Victor ein, die er auch bis zu seinem Tode nicht verlassen hat; er starb als Kanonikus daselbst 1140.

Versuchen wir es, eine kurze Uebersicht über die theologische Denkweise dieses Mannes zu gewinnen.

Hugo unterschied drei Classen von Menschen, welche dem Studium der Theologie sich zuwenden: erstens solche, welche sich dadurch Ehre und Reichthum zu erwerben suchen, die bedauernswürdigsten von allen; zweitens solche, welche nur Befriedigung ihrer Wißbegierde suchen, also vor allen Dingen den Geheimnissen nachforschen und am Wunderbaren sich ergötzen; auch diese sind ihm nicht die wahren Jünger der göttlichen Wissenschaft. Sie behandeln die theologischen Dinge wie ein Schauspiel,

---

*) Es verdient die treffliche Monographie von Liebner (Leipzig 1832) über ihn nachgelesen zu werden. Vgl. auch den Art. von Schneider in Herzogs Realenc. VI. S. 308 ff.

das nur Unterhaltung gewährt, aber nicht Erbauung. Er bekennt sich zu der dritten Classe derer, die aus innerm Herzenstriebe sich dem Studium der Schrift zuwenden, weil sie da die Quelle des Heils finden und dadurch zur Liebe gegen Gott und die Menschen entflammt werden. — „Drei Augen," sagt er hinwiederum, „sind den Menschen gegeben, das sinnliche Auge für die Dinge außer ihm; das Auge der Vernunft, damit er sich selbst erkenne und was in ihm ist; dann aber das Auge der frommen Betrachtung, der Contemplation, zu schauen was über uns ist, das Göttliche." In unsrer jetzigen Schulsprache würden wir sagen, Hugo statuirt ein dreifaches Bewußtsein: das Weltbewußtsein, das Selbstbewußtsein und das Gottesbewußtsein, und damit wird der Denker des zwölften Jahrhunderts auch bei vielen und nicht den unedelsten Denkern des neunzehnten Jahrhunderts seine volle Zustimmung finden. Hugo ist aber weit entfernt anzunehmen, daß jenes dreifache Auge ein ungetrübtes, jenes dreifache Bewußtsein ein ungestörtes sei. Er hätte kein Schüler Augustins, ja kein tieferer Kenner der Schrift und des menschlichen Herzens sein müssen, wenn er nichts gewußt hätte von der Macht der Sünde und von den Trübungen und Störungen, welche durch diese auch in die Seelenorgane gedrungen sind. Eben dieser Trübung wegen ist auch das Auge der Contemplation nicht mehr ausgestattet mit der Klarheit und Schärfe, die zur Erkenntniß der göttlichen Dinge nothwendig sind. Darum tritt einstweilen an die Stelle der Contemplation der Glaube. Der Glaube ist, wie schon im Brief an die Hebräer gelehrt wird, die „Substanz der unsichtbaren Dinge", und dieser Substanz bemächtigen wir uns (wie auch Anselm lehrt) vorläufig, ehe wir zur vollen Einsicht gelangen. Dem Glauben wohnt eine Gewißheit bei, welche weit über das bloße Meinen und Vermuthen hinausgeht, die aber gleichwohl hinter dem eigentlichen Wissen zurückbleibt. So steht der Glaube zwischen dem unsichern Meinen und dem sichern und bestimmten Wissen als ein Drittes in der Mitte. Hugo unterscheidet ferner in dem Glauben den der Erkenntniß zugewendeten Inhalt und die im Gefühle sich bethätigende Form desselben. Der Gläubige bemächtigt sich der göttlichen Dinge durch das Gefühl, noch ehe sie ihm zur klaren Erkenntniß geworden, aber er arbeitet sie zu dieser Erkenntniß aus. Das Geschäft des Theologen und das Geschäft des Logikers (Philosophen) stehen nach Hugo in einem umgekehrten Verhältniß zu einander. Bei dem Theologen geht die Erkenntniß aus dem Glauben, bei dem Philosophen geht der Glaube aus der Erkenntniß hervor. Wem kommt hier nicht das früher besprochene Verhältniß von Anselm und

ailard zu Sinn? Anselm ging den theologischen, Abailard den philo- phischen Weg. — Durch den Glauben, lehrt Hugo weiter, machen r uns erst der Erkenntniß würdig; dem Gläubigen schließt sich die kenntniß nach und nach auf, bis sie zur vollen Klarheit gedeiht. Hugo terscheidet verschiedene Stufen des Glaubens; die erste und unterste ufe ist die, welche nur dem frommen Gefühl folgt, ohne sich über das glaubte Rechenschaft zu geben. Die zweite die, welche diese Rechen- aft sich zu geben versucht, und die dritte und höchste die, welche durch ttes Gnade zur vollen Erkenntniß der göttlichen Dinge hindurchge- ngen ist. Jene innere Arbeit aber, die sich aufringt vom bloßen auben zum Erkennen, ist nicht eine bloße Arbeit des Denkens, nicht e bloße Kopfarbeit, sondern eine sittliche That. Je mehr der ensch innerlich sich reinigt von bösen Leidenschaften, je uneigen- ßiger er sich hingiebt an Gott, desto eher und sicherer gelangt er an das el. Das reine Herz wird durch innere Erfahrung eines täglichen ngangeS mit Gott auch täglich gefördert und gewinnt eine solche wißheit und Sicherheit, daß wenn auch eine ganze Welt von Wundern entgegenstellte, es von dem Glauben an Gott und von der Liebe zu n nicht kann weggerissen werden. —

Es mag dieß genügen, um einen Eindruck von der tief gehenden eologie der Victoriner zu erhalten. In Hugo's Fußstapfen trat der hotte Richard von St. Victor,*) der seit 1160 Prior dieses Klosters r und 1173 starb. Auch Richard nimmt eine ähnliche Stufenfolge religiösen Erkenntniß an, wie Hugo. Er unterscheidet die Medi- tion von der Contemplation. Die eine führt zur andern, beide er werden unterstützt von der göttlichen Offenbarung. Das ist die chste Seligkeit des Menschen, lehrt Richard, wenn der eigene Geist fgegangen ist in Gott, wenn der Friede Gottes alles menschliche Sinnen d Denken, alles menschliche Wollen und Streben in sich aufgenommen t. Auch nach Richard gelangt der Mensch nur zur Erkenntniß Got- , wenn er von der Außenwelt abgezogen einkehrt in sich selbst und reinigt von aller sündlichen Begierde. Wer da Gott schauen will, rt er, der muß vor allen Dingen den Spiegel seines eigenen istes reinigen, damit er das Bild Gottes in sich aufnehme. „Wenn noch nicht fähig bist, in dich selbst einzugehen, wie willst du fähig n zu erforschen, was in dir und über dir ist?“ — Dieses Hinein- isen des Menschen in sich selbst war um so nöthiger in einer Zeit, man glaubte durch die Beobachtung äußerer Satzungen und Cere-

*) Vgl. die Monographie v. Engelhardt (Erlangen 1838).

monien Gott näher zu kommen oder ihn mit der bloßen Schärfe des Begriffs erreichen zu können. Darum bildet die mittelalterliche Mystik eine so wohlthätige Ergänzung sowohl zu der äußern Werkheiligkeit des mittelalterlichen Katholicismus, als zu den Ausartungen einer grübelnden Scholastik. Gegen letztere trat nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts, um's Jahr 1180, ein dritter Victoriner, **Walter** von St. Victor, auf, aus Flandern, der den Abailard und seine Schüler bekämpfte.

Daß nun aber auch die **Mystik** wieder zu Extremen, zu Ueberspannung und Ueberschätzung des **innern** Lebens, zu großen Einseitigkeiten und zu ungerechter Beurtheilung der Wissenschaft führen konnte, wird niemand leugnen. Die Geschichte der Mystik hat ihre Ausartungen wie die der Scholastik. Aber die, welche gewohnt sind in dem Mittelalter eitel **Barbarei** und Verdumpfung des Geistes zu sehen, mögen wohl einige Augenblicke stille stehen vor solchen Gestalten und sich fragen, ob denn die Weisheit unsrer Zeit, wo es sich noch immer um dieselben Fragen, noch immer um die Feststellung der Begriffe von Glauben und Wissen handelt, so gar weit über jene hinaus sei? Wenn in den Dingen des materiellen und socialen Lebens, in allem was die Erkenntniß und die Bearbeitung der äußern uns umgebenden Natur betrifft, ein ungeheurer Fortschritt nicht geleugnet werden kann, so werden **die**, welche über die **ewigen** Wahrheiten Aufschluß suchen, gewiß auch in **unsrer** Zeit sich nicht verlassen sehn, gleich als ob diese, wie man ihr oft vorwirft, in Materialismus versunken und keinem höhern Gedanken zugänglich wäre; aber gewiß ist, daß eben die, welche zu unsrer Zeit eine Antwort haben auf die Fragen nach den göttlichen und ewigen Dingen, sich immer und immer wieder gewiesen sehen an das, was die Männer der Vorzeit erforscht, erfahren, erlebt, erbetet haben. Gewiß ist, daß wir oft auf eine überraschende Weise das schon im eilften und zwölften Jahrhundert einfach schön und klar und gründlich ausgesprochen finden, was die Weisheit unsrer Zeit erst wieder erobern und gleichsam aus dem Schutte ihrer eignen Trümmer wieder hervorrufen zu müssen glaubt. Hat doch gerade die bessere neuere Theologie uns die Quellen auch der mittelalterlichen Gottesgelehrsamkeit wieder eröffnet, aus denen ihrer Zeit auch unsre Reformatoren geschöpft haben und aus denen noch immer weiter zu schöpfen gerade die tiefsten und gediegensten Geister unsrer Zeit sich nicht schämen.

Von der Mystik der Victoriner, wie sie in Form des wissenschaftlich verarbeiteten Gedankens auftritt, d. h. von der **speculativen** Mystik

haben wir zu unterscheiden jene visionäre Mystik, wie sie auch ihre Vertreter im Mittelalter hatte und zwar vorzüglich unter dem weiblichen Geschlechte. Lassen Sie mich hier noch der heil. Hildegard gedenken, der Tochter Hildebrechts von Böckelheim, eines Ritters des Grafen von Sponheim. Sie ist geboren 1097 (1098) zu Böckelheim bei Creuznach. Schon im zarten Alter wurde sie ihrer Tante, der Aebtissin Jutta in dem Kloster auf dem Desenberge zur Erziehung gegeben. Dort nahm sie den Schleier, dort verweilte sie bis zu der Tante Tod. Dann zog sie 1148 auf den Rupertsberg bei Bingen mit eilf Benedictiner-Nonnen. Sie stiftete das Kloster Eibingen im Rheingau und starb den 11. September 1179 in einem Alter von mehr als 80 Jahren. Die heil. Hildegard war als Frau für Deutschland, was der heil. Bernhard als Mann für Frankreich war, natürlich in bescheidenerem Maße. Sie stand auch mit dem heil. Bernhard selbst, so wie mit vielen andern Theologen und Kirchenmännern ihrer Zeit, mit Bischöfen und Aebten, ja sogar mit Päpsten, mit Königen und Kaisern, wie mit den Hohenstaufen Konrad III. und Friedrich I. und andern fürstlichen Personen in Verbindung und brieflichem Verkehr. Was ihr besonders Ansehn gab, war ihre Sehergabe, die auf die Empfehlung Bernhards selbst vom Papst Eugen III. auf einer Synode von Trier (1147) kirchlich anerkannt wurde. Ihre Weissagungen und ihre Briefe waren großentheils gegen das Verderben der Kirche gerichtet, wie es in allen Ständen und in allen Gestalten zu Tage trat. Es findet sich darin wohl auch Ueberspanntes und manches unter dem später Gesammelten ist auch geradezu unächt. Aber manche ihrer Ermahnungen zeugen von einer über ihrer Zeit stehenden christlichen Weisheit und Erkenntniß. Bedeutsam ist, wie sie vorwitzige Fragen, die an sie gestellt wurden, zurückwies und den Fragenden ernstlich befahl, sich an die heilige Schrift zu halten. Auch verwarf sie bei aller ihrer Heiligkeit die Werke selbsterwählter Frömmigkeit, und ermahnte Alle, ihr Heil doch ja nicht bei Menschen zu suchen, sondern bei Christus allein und dem lebendigen Gott. Damit, durch das Hinweisen auf die heil. Schrift als die rechte Quelle der religiösen Erkenntniß, und auf den Glauben an Christus als den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, hat diese Heilige bereits der Reformation in die Hände gearbeitet. Und unter ihren Weissagungen ist die nicht die geringste, daß sie eine Zeit der Sichtung der Kirche verkündigte, nach welcher die Morgenröthe der Gerechtigkeit aufgehn und die durch Drangsale geläuterte Priesterschaft gläubiger werde, wie das geläuterte Gold.

Siebenzehnte Vorlesung.

Des Mittelalters vierte Periode von Innocenz III. bis Bonifaz VIII. — Einleitung. — Innocenz III. Seine Stellung zu Deutschland, Frankreich und England. — Johann ohne Land. — Die Magna Charta.

Wir sind auf dem Höhepunkt des Mittelalters angelangt. Dieser Höhepunkt ist das Papstthum, zu dessen Füßen die Reiche der Welt sich ausbreiten als Provinzen gleichsam des mächtigsten aller Reiche, des Himmelreiches. Neben dem Papstthum freilich, der Spitze der geistlichen Macht, erhebt sich noch kräftig das Kaiserthum mit dem Anspruch, da das weltliche Schwert zu führen, wo nach billigen Anschauungen das geistliche Schwert in der Scheide zu ruhen hat. Aber hier eben zeigte sich uns schon früher das Verhältniß der beiden großen Mächte als ein gespanntes, und mehr als einmal sahen wir das geistliche Schwert gegen das weltliche gezückt. Zwar hatte sich das deutsche Kaiserthum, auch nach den Demüthigungen die es zu Canossa erfahren, wieder kräftig zusammengenommen in dem Hohenstaufen Friedrich I. dem Rothbart: den Sieg errungen hatte es jedoch nicht; auch Friedrich I. war zeitweise unterlegen und gerade da, wo wir jetzt stehen, erhebt sich das Haupt Roms stolzer als je; denn der Mann, den wir den Kampf mit Rom auf's neue werden aufnehmen sehen, Friedrich II., schlummert noch in der Wiege, und was vor der Hand unsern Blicken sich darstellt, die streitige Kaiserwahl in Deutschland, dient nur dazu, das geistliche Ansehn zu befestigen.

Aber nicht Deutschland allein, auch die beiden Länder, die unter sich im Kampf erscheinen, Frankreich und England, bieten jedes für sich dem Papst Gelegenheit, das Gewicht seiner Herrschaft sie fühlen zu lassen. Noch finden wir den Boden Italiens erschüttert von den Kämpfen, deren Zuschauer wir gewesen sind. Rom selbst hat sich von den Erschütterungen noch nicht erholt; noch schwankt es zwischen einer unbeschränkten An-

erkennung der päpstlichen Oberherrlichkeit und den demokratischen Grundsätzen, wie ihnen Arnold von Brescia einen erschreckenden Ausdruck gegeben hatte. In den Vordergrund tritt Sicilien, dessen sich bei Zeiten zu versichern die erste und wichtigste Aufgabe der päpstlichen Politik ist. Aber weit über Italien hinaus spannt sich das Netz dieser päpstlichen Politik. Wir haben früher gesehen, wie in dem scandinavischen Norden, in Dänemark, Schweden, Norwegen, bis nach den fernsten Inseln hin, unter denen Island hervorragt, das Christenthum Eingang gefunden, zumeist auf dem Wege der Gewalt. Noch war es indessen nicht überall befestigt, und ein weites Feld der Eroberungen ist damit auch noch der Zukunft geöffnet. Im fernen Osten ist der Kampf um das heilige Land noch immer nicht beendet. Der große Saladin war unlängst gestorben. Neue Streitkräfte sollten gegen die Ungläubigen entsandt, aber auch neue geistige Kräfte in Bewegung gesetzt, neue Geldmittel herbeigeschafft und vor allem die allmählig erlöschende Gluth der Begeisterung auf's neue angefacht werden. Die griechische Kirche und das griechische Reich standen noch immer, losgerissen von Rom, als schismatische, widerstrebende Mächte dem abendländischen Kirchenthum gegenüber. Auch diesen Widerstand zu überwinden, auch die morgenländische Kirche in den Verband der abendländischen hineinzuziehen, war die Aufgabe, die sich jeder Papst auf's neue stellen mußte, wenn er mit dem Gedanken an eine kirchliche Universalmonarchie Ernst machen wollte.

Wenden wir uns nach dem Innern der Kirche, so haben wir gesehen, wie das, was wir den Katholicismus des Mittelalters nennen, beinahe zu seinem Abschluß gelangt war. Als ein Hauptträger dieses mittelalterlichen Katholicismus ist uns neben dem Papstthum das Mönchthum erschienen. Dieses hatte sich bereits aus den ersten Anfängen des Anachoretenthums heraus zu einem vielverzweigten Ordenswesen entwickelt; noch fehlte einzig zur Vollendung des Ganzen die Gründung jener beiden mächtigen Orden, die wir als Bettelorden ebenso den Schlußstein der Mönchshierarchie bilden sehen, wie die übrige Hierarchie mit Innocenz III. ihren Abschluß erhält.

Und wie mit den äußeren Instituten, so ist es mit dem innern Leben der Kirche, mit der Wissenschaft, der Theologie, dem Cultus. Die Anfänge der sogenannten „Scholastik“ haben wir bereits kennen gelernt; aber noch wartet das künstlich angelegte Lehrgebäude der großen Meister, die es in gleicher Weise vollenden sollen, wie die Dome in den Wunderwerken der deutschen Baukunst ihre Vollendung erhalten und wie der ganze Cultus durch die zum Dogma erhobene Lehre von der Wandlung

das letzte und intensivste mysteriöse Gepräge empfängt. In allen diesen Beziehungen abschließend und vollendend erscheint uns in dieser Hinsicht jenes vierte lateranensische Concil, in welchem die Satzungen und Uebungen der Kirche ihren kanonischen Ausdruck, ihre gesetzliche Bestätigung erhielten.

Mit einem Worte: die Fäden des Gewebes sind alle schon angesponnen, alle schon auf das eine Ziel hin gerichtet, in welchem sie sich begegnen sollen, sie warten alle nur der geschickten und sichern Hand, die sie zusammenziehen und zum Ganzen verbinden soll. Dieß blieb nun eben der Persönlichkeit vorbehalten, mit der wir uns zu beschäftigen haben. Aber freilich galt es nicht nur, diese Fäden zusammen zu ziehen und zusammen zu halten; es galt auch zu wehren nach außen; es galt, mit eiserner Hand die feindlichen, auflösenden Mächte darnieder zu halten, die in Gestalt der Secten, oft sogar unter der Maske des Mönchthums mitten in das künstlich angelegte Gewebe zerstörend eingriffen und es gleich einem Spinnengewebe zu zerreißen drohten.

Wir sind somit auf eine Persönlichkeit gespannt, die viele und scheinbar widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen mußte, wenn sie nach allen Seiten das Papstideal verwirklichen, das von Andern begonnene Werk zum Ziele führen sollte. Wir haben einen hochbegabten, hochverständigen, einen seine Zeit verstehenden und seine Zeit beherrschenden Charakter zu erwarten, der durch Weisheit und Güte seines Waltens ebenso die Herzen zu gewinnen, als durch Entschiedenheit, und wo es sein mußte durch List und Gewalt sich durch alle Schwierigkeiten Bahn zu machen und seinen Willen als den höchsten, ja als den göttlichen Willen durchzusetzen wußte. Und ein solcher Charakter war Innocenz III.*) Lothar (das war sein Taufname), aus dem erlauchten Geschlecht der Conti, war der Sohn Trasimunds, des Grafen von Segni und Anagni. Er wurde frühe in die wissenschaftliche Laufbahn geleitet. Auf den berühmtesten Schulen der Zeit, in Rom, in Paris, in Bologna hatte er Philosophie, Theologie und kanonisches Recht studirt. Auch als Schriftsteller hatte er sich bereits hervorgethan und zwar auf einem Gebiete, wo wir es am wenigsten erwarten. Merkwürdig, der Mann, der die Herrschaft der Welt erstrebte, schrieb einen Traktat über die Verachtung der Welt (de contemtu mundi) oder über das menschliche Elend (de miseria humanae conditionis). Aber gerade die Weltverachtung in

---

*) Hurter, Innocenz III. Hamb. 1834. 4 Bde. — Gasparin, Agénor: Le christianisme au moyen-âge. 3me Série. Innocens III. 1859. — Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. — Neander, Kirchengeschichte.

dem Sinne, in welchem das mönchisch gesinnte Mittelalter sie nahm, führte zur Weltunterjochung. Die Askese und die Hierarchie haben sich gegenseitig in die Hände gearbeitet.

Lothar war noch nicht über 37 Jahre alt, als am Todestage des eben verstorbenen Papstes Cölestin III., den 8. Januar 1198, die Cardinäle — nicht wie sonst in der lateranensischen Basilica, sondern in einem Kloster sich versammelten, in welchem sie sich vor dem Andrange der Deutschen, die bis an die Thore Roms vorgedrungen waren, sicher glaubten. Während der Wahlhandlung wollte man bemerkt haben, daß drei Tauben in dem Versammlungssaale hin- und herflogen, und als nun die Wahl auf Lothar gefallen, da habe sich die schönste der Tauben, von dem reinsten Weiß des Gefieders, auf Lothars rechte Schulter niedergelassen. Der Gewählte selbst aber, im Gefühl seiner Jugend und im Blick auf die Bürde, die mit der Würde ihm sollte aufgelegt werden, bat unter Thränen, ihn damit zu verschonen. Wir kennen diese Scenen bereits; sie wiederholten sich fast bei jeder Papstwahl, und liefen dahin aus, daß der Gewählte sich am Ende doch erbitten ließ und dann nur um so fester und zäher die einmal ergriffenen Zügel in der Hand hielt. Lothar, oder wie er jetzt sich nannte, Innocenz, und zwar der Dritte, hatte die höhern Weihen der Kirche noch nicht erhalten; er war erst Diacon und mußte sich zuvor zum Priester und zum Bischof weihen lassen, ehe er die päpstliche Weihe empfangen konnte. Schon am Tage der Wahl selbst aber, unmittelbar nach derselben, wurde er unter mancherlei Ceremonien und unter dem Gesang: „Herr Gott, dich loben wir," auf den päpstlichen Stuhl gehoben. Da empfing er dreimal aus der Hand des Kämmerlings eine Handvoll Geldes, die er unter das Volk auswarf. Nur wie eine bittere Ironie müssen unsern Ohren die dabei gesprochenen apostolischen Worte klingen: „Silber und Gold habe ich nicht; aber was ich habe, das gebe ich dir." Eine zweite Geldspende wurde unter den Worten ausgeworfen: „Er hat ausgetheilt, er hat den Armen gegeben, seine Gerechtigkeit währet in Ewigkeit!" Die Papstweihe aber ging den 21. Februar in der Peterskirche vor sich; sie ward verrichtet durch den Bischof von Ostia. Hier las Innocenz, mit dem Pallium bekleidet, die erste Messe als Papst; hier legte er den Eid ab und hielt vor Geistlichkeit und Volk eine lange Rede, in der er sein Programm entwickelte. Im Anschluß an die Worte des Heilandes vom treuen und klugen Knecht, den der Herr über sein Gesinde setzt, daß er ihm Speise reiche zu seiner Zeit, betonte es der Redner auf's nachdrücklichste, daß der Mann auf Petri Stuhl kein Herr sei, sondern ein

Knecht, daß er nicht zu herrschen da sei, sondern zu dienen. Dann hob er die Last des Amtes hervor, die ihn fast zu Boden drücke, die Verantwortung, die ihm bange mache. Nur der Glaube und ein recht zuversichtlicher Glaube könne ihn trösten und ermuthigen. „Aber der Glaube ohne Werke (fuhr er fort) ist todt; nicht die Hörer, sondern die Thäter des Wortes sind gerecht vor Gott. Treue und Klugheit sind beides nothwendige, einander ergänzende Eigenschaften. Möchten sie mir von Gott verliehen werden!" Mitten unter diesen demüthigen Bekenntnissen der eigenen Schwäche machte sich aber auch wieder das Bewußtsein der erlangten Würde in stolzen Worten geltend: „Ich bin über das Gesinde gesetzt; — mir sind die Schlüssel des Himmelreichs gegeben; — der Knecht, den der Herr über sein Gesinde gesetzt hat, ist kein anderer als der Statthalter Christi, der Nachfolger Petri. Dieser steht in der Mitte zwischen Gott und den Menschen; weniger als Gott, mehr als der Mensch; er richtet Alle und wird von niemand gerichtet, wie der Apostel sagt: Gott allein ist's, der mich richtet." — Mit der Obermacht des Papstes, die er in solcher Weise betonte, hob dann Innocenz auch die Einheit der Kirche hervor nach den beliebten Ausdrücken und Bildern der Zeit: „Eine ist meine Taube und Auserwählte; einer der ungenähte und unzertheilte Rock Christi; eine die Arche, in die Alle müssen gerettet werden, wenn sie nicht ertrinken sollen in den Fluthen des Verderbens." — Nun aber lenkt der Redner wieder ein, und gleich als wollte er wieder gut machen, was er so eben gesprochen und was ihm den Vorwurf der Selbstüberhebung zuziehen konnte, kehrt er noch einmal zurück zu der hohen Verantwortlichkeit, die seinen schwachen Schultern sei auferlegt worden und redet noch einmal sehr eindringlich von den schweren Pflichten, die er als Hirte zu erfüllen habe und bittet Gott den Herrn um den Beistand seiner Gnade. Nachdem Innocenz diese Rede gehalten, in der seine ganze Gesinnung gleichsam prophetisch enthalten ist, trat er im heiligen Schmuck und gefolgt von der hohen Geistlichkeit den Weg an von der Peterskirche nach dem lateranensischen Palaste. Die heilige Stadt erschien in ihrem reichsten Festschmuck; unter dem Schwingen der Rauchfässer, unter dem Schall der Psalmen und Lobgesänge streute das Volk Blumen auf den Weg und ließ den lautesten Jubel ertönen. Selbst die Juden drängten sich geschmeidig zum Gruße herbei und überreichten dem Papste nach altem Gebrauch ihre Gesetzbücher. Ein Gastmahl beschloß den festlichen Tag.

Jetzt ging es an die Arbeit. Das Erste was Innocenz zu thun fand, war die Wiederherstellung der Oberherrschaft in Rom

und dem Kirchenstaate. Gleich am Tage nach seiner Wahl ließ er sich von dem kaiserlichen Stadtpräfekten den Eid der Treue leisten und traf die ihm nöthigen Aenderungen im städtischen Regimente. Aber auch an seinem eigenen Hofe führte er zweckmäßige Reformen ein. In Einfachheit der Lebensweise ging er mit eigenem Beispiel voran. Goldene und silberne Gefäße wurden an hölzerne und gläserne vertauscht; nicht mehr als drei Gerichte sollten auf der Tafel erscheinen; an die Stelle kostbarer Hermeline trat ein einfacher Mantel von Schafwolle. Auch die Bedienung ward vereinfacht; die Edelknaben abgedankt; schlichte Ordensmänner hatten die Aufwartung zu besorgen. Dem Laster der Simonie, das wir schon aus der frühern Zeit kennen, und den übrigen Gelderpressungen der Curie suchte Innocenz nach Kräften zu steuern; die Verwaltung seines Hauses sollte nach allen Beziehungen eine musterhafte, seine innere Regierung eine untadelige sein.

Aber seine Größe sollte erst hervortreten in seiner Stellung nach außen. Da richtete er denn zuerst seine Blicke auf das Königreich Sicilien, welches nach Tankreds Tod an die Hohenstaufen gelangt war. Nach Kaiser Heinrichs IV. Tode suchte dessen Gemahlin Constantia die päpstliche Belehnung für ihren unmündigen Sohn Friedrich. Noch auf ihrem Sterbebett ernannte sie den Papst zum Obervormund über denselben, den Kanzler Bischof Walter von Troja aber nebst den Erzbischöfen von Palermo, Montreale und Capua zu dessen Räthen. Diesen Anordnungen widersetzte sich aber Herzog Marquard von Ravenna, der mit dem Anspruch hervortrat, der Kaiser habe ihn zum Vormund seines Sohnes ernannt. Nun brachte es der Papst dahin, daß 1208 die Großen Siciliens Friedrich als ihrem rechtmäßigen Könige huldigten.

Ehe dieß geschah, waren in Deutschland Unruhen ausgebrochen wegen der Kaiserwahl. Der Oheim des jungen Friedrich, Herzog Philipp von Schwaben und Tuscien, war am 6. März 1198 durch eine Versammlung deutscher Fürsten zum König von Deutschland erwählt worden. Aber die Partei der Welfen stellte ihm Otto, den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, als Otto IV. entgegen. Ein Bürgerkrieg brach aus, der zehn Jahre das ohnehin schwer heimgesuchte, unter dem Drucke der Hungersnoth seufzende Deutschland bedrängte. Der Süden und Osten war auf der Seite des Hohenstaufen; der Norden Deutschlands und der Niederrhein stand auf des Welfen Seite. Für letztern erklärte sich auch Innocenz nach längerem Schwanken. Er sandte den Bischof von Präneste als Legaten nach Deutschland, um Otto, der ihm auf einem

Convent zu Neuß (1201) den Eid der Treue und des Gehorsams leistete, zum König zu erklären, den Gegnern aber mit dem Bann zu drohen. Auch hier wieder vernehmen wir dieselbe Sprache, an die wir bereits gewöhnt sind. „Die Priester im alten Bunde," so ließ sich der Papst vernehmen, „nahmen den Zehnten und gaben ihn nicht, sie weiheten und wurden nicht geweiht, sie salbeten und wurden nicht gesalbt; darum stehen sie höher als die, welche geweiht und gesalbt werden. Christus hat zu Petrus gesagt: die Pforten der Hölle werden die Gewalt der Kirche nicht überwältigen; mithin erstreckt sich die Gewalt der Fürsten nur auf diese Erde, die der Priester in den Himmel. Jene herrschen über den Leib, diese über die Seele; jene über einzelne Landschaften und Reiche, der Papst, als Statthalter Christi, über den ganzen Erdkreis. Das Priesterthum stammt aus göttlicher Einsetzung, die weltliche Macht gründet sich auf die Anmaßung Nimrods, des gewaltigen Jägers. Das Königthum ward den Juden auferlegt zur Strafe für ihren Abfall von Gott, das Papstthum ist den Völkern gegeben zu ihrer Rettung. Wo immer die weltliche Macht es gewagt hat, der Kirche zu widerstehen, da ist sie zerschmettert worden von der Rotte Korah's bis auf diesen Tag." —

Innocenz hoffte an Otto einen König nach seinem Herzen zu erhalten. Rühmte er es doch an ihm, daß er von gottesfürchtigen Ahnen entsprossen und im Besitze der edelsten Tugenden sei. Als aber Philipp, dem auch ein großer Theil der deutschen Geistlichkeit anhing, immer mehr an Ansehn gewann, als selbst entschiedene Anhänger Otto's von diesem abfielen und zu Philipp übertraten (so auch der Erzbischof Adolf von Köln, der dem Otto die Krone aufgesetzt), da ließ sich auch der Papst zu Friedensunterhandlungen herbei und sprach Philipp 1207 vom Banne los. Hinwiederum suchte Philipp seine christliche, dem Papst ergebene Gesinnung dadurch an den Tag zu legen, daß er in ganz Deutschland eine Steuer für das gelobte Land anordnete. Es fehlte wenig, so wäre der Papst ganz auf Philipps Seite getreten, wenn diesen nicht ein unerwarteter Tod erreicht hätte. Er ward bekanntlich im Jahr 1208 durch Otto von Wittelsbach in Bamberg ermordet. Sofort stand der Papst nun wieder auf Otto's Seite, der sich jetzt auch „von Gottes und des Papstes Gnaden" römischer König nannte und 1209 in Rom gekrönt wurde. Nun ward Otto IV. allgemein als Kaiser von Deutschland anerkannt. Der Bürgerkrieg hatte ein Ende, aber auch der Friede des Kaisers mit dem Papst. Als Otto seine kaiserlichen Rechte in Italien geltend machen wollte, als er namentlich die sogenannte Mathildische

Erbschaft antastete, glaubte der Papst ihn erst vor Uebermuth warnen zu sollen, und als die Warnung nichts fruchtete, sprach er im Jahr 1211 den Bann über ihn aus. Otto hielt sich um diese Zeit in Capua auf, wo er das Winterquartier bezog. Capua selbst ward mit dem Interdict belegt, weil die dortigen Stiftsherren sich unterstanden hatten, in Gegenwart des gebannten Kaisers Gottesdienst zu halten. Das gleiche Schicksal traf Neapel, weil es dem Kaiser gehuldigt. Durch den Erzbischof Siegfried von Mainz ließ der Papst den Bann über Otto auch in Deutschland verkündigen. Dieß wirkte. Von einer Anzahl Fürsten wurde Otto der Kaiserkrone unwürdig und verlustig erklärt. Sie richteten nun ihr Augenmerk auf den jungen Hohenstaufen Friedrich von Sicilien, und auch der Papst unterstützte diesen. Als Otto im Jahr 1212 sich nach Deutschland aufmachte, folgte ihm Friedrich auf dem Fuße nach; er gewann, auch von Frankreich unterstützt, bald die meisten Stände für sich, und nachdem er von dem päpstlichen Legaten in Deutschland, dem Erzbischof Siegfried von Mainz, die Salbung empfangen, ward er im Juni 1215 zu Aachen feierlich gekrönt. Von da regierte er als Friedrich II. — Otto mußte sich bis zu seinem Tode (1218) mit den Braunschweig'schen Erblanden begnügen.

So der Papst in seiner Stellung zu Deutschland. Wir blicken nach Frankreich. Schon bei frühern Päpsten, schon bei einem Nicolaus I. im neunten Jahrhundert haben wir gesehen, wie die Einmischung in die Ehesachen der Fürsten ihnen Gelegenheit gab, dieselben ihre Macht fühlen zu lassen. Ein solcher Fall wiederholte sich unter Innocenz III. Der verwittwete König von Frankreich Philipp August hatte 1193 um die Hand einer jungen dänischen Prinzessin, Ingeburge, der Schwester des Königs Kanut, geworben und sie zur Gattin erhalten. Aber bald stellte sich ein Mißfallen an der getroffenen Wahl bei ihm ein und er dachte auf Scheidung. Er berief ein Concil von Bischöfen, größtentheils Verwandten seines Hauses, nach Compiegne, und diese sprachen durch das Organ des Erzbischofs von Reims die Scheidung aus, indem sie einen Verwandtschaftsgrad vorschützten, der die Ehe nach kanonischen Gesetzen unmöglich mache. Während Ingeburge in einem Kloster ihre Tage vertrauerte, schritt der König zu einer neuen Ehe mit Agnes, der Schwester des Herzogs von Meran, entgegen dem Verbote Cölestins III., der ihm das Eingehn einer neuen Verbindung untersagt hatte. Der schwerbeleidigte Bruder der Verstoßenen, der König von Dänemark, wandte sich nun, nachdem Cölestin nichts hatte ausrichten können, an dessen kräftigern Nachfolger Innocenz. Dieser schickte einen Legaten, den

Cardinal Peter von Capua, nach Frankreich und ließ den König auffordern, seine rechtmäßige Gattin wieder zu sich zu nehmen. Er drohte im Weigerungsfalle mit dem Interdict. Der König ließ es auf das Aeußerste kommen und so schritt auch der Legat im Namen des Papstes zum Aeußersten. Auf St. Nicolaustag des Jahres 1199 berief er ein Concil nach Dijon; es erschienen die Erzbischöfe von Lyon, Reims, Besançon und Vienne; 18 Bischöfe und viele Aebte. Der König erschien nicht. Er hatte die beiden Aebte, die gekommen waren ihn vorzuladen, aus dem Schlosse werfen lassen. In seinem Namen erschienen jedoch zwei Abgeordnete, welche gegen jeden Beschluß des Concils zum voraus protestirten und eine Appellation des Königs nach Rom ankündigten; allein der Legat hatte bereits die Vollmacht erhalten, auf keine derartige Appellation zu achten. Die Synode schritt also vorwärts. Sieben Tage hatten die Verhandlungen gedauert. Jetzt wurde das Interdict in der schauerlichsten Weise über Frankreich ausgesprochen. Um Mitternacht verkündigte der dumpfe Hall der Glocken das Herannahen des Gerichtes. Bei Fackelschein zogen Bischöfe und Priester in die Domkirche. Das Bild des Gekreuzigten war in Trauerflor gehüllt; ein klägliches „Herr, erbarme dich unser" durchwogte die öden Hallen. Nachdem sodann die Reliquien der Heiligen in die untersten Räume der Kirche geflüchtet und die geweiheten Hostien vom Feuer waren verzehrt worden, trat der Legat in einer violettnen Stola, wie sie die Priester am Charfreitag zu tragen pflegen, vor den Altar und sprach im Namen Jesu Christi über das ganze Gebiet des Königs von Frankreich das Interdict. Es sollte so lange auf dem Lande lasten, solange der König seinen ehebrecherischen Umgang mit Agnes von Meranien nicht aufgebe. — Noch sollte indessen eine Gnadenfrist gestattet sein. Die Bekanntmachung des Edicts sollte erst 20 Tage nach dem Weihnachtsfeste erfolgen. Allein auch diese Frist ließ der König vorübergehen, ohne seinen Sinn zu ändern. Nun begab sich der Cardinal nach Vienne in dem vormaligen Königreich Burgund, das jetzt unter der Hoheit des deutschen Kaisers stand. Dort wurde eine Versammlung von Geistlichen veranstaltet, die gleichsam nur eine Wiederholung des Concils von Dijon war. Die Veröffentlichung des schon ausgesprochenen Interdicts wurde hier beschlossen. Von da an hörte aller Gottesdienst in Frankreich auf. Kein Priester weihete hinfort das Sacrament des Altars; die Orgel verstummte mit dem Gesange. Todtenstille herrschte in der Kirche, die all ihres Schmuckes beraubt war. Die Crucifixe lagen auf der Erde, die Reliquienschränke waren verschlossen, verschlossen auch die Thüren der Kirche selbst. Auch die Heiligenbilder

auf den Straßen waren verhüllt. Taufen fanden zwar noch statt, aber in aller Stille. Ehen wurden auf den Gräbern zusammengegeben; dem Sterbenden ward die sogenannte geistliche Wegzehrung (das heil. Abendmahl) nur wie im verstohlenen gereicht in der Morgenstunde des Freitags; die letzte Oelung aber ward ihm verweigert und auch das Begräbniß entbehrte jeder kirchlichen Weihe. Die Feiertage waren zu Trauertagen geworden, und am Tage des Herrn durfte blos auf dem Vorhof der Kirche eine Predigt, und zwar eine Bußpredigt stattfinden. Dieser Stillstand des kirchlichen Lebens, in welchem damals alles Leben pulsirte, hatte natürlich auch einen Einfluß auf die bürgerlichen und geselligen Zustände. Auch da verstummte alles was an Festlichkeit und Freude des menschlichen Daseins erinnert. Selbst Handel und Gewerbe stockten, weil niemand in der Christenheit mit den Gebannten verkehren wollte, und kam dann noch, wie es hier der Fall war, äußere Noth, Unfruchtbarkeit des Landes, Mißernte u. s. w. hinzu, so erblickte der Glaube der Zeit auch hierin eine göttliche Bestätigung des von der Kirche ausgesprochenen Fluches. —

So wurde denn am dritten Tage nach Lichtmeß des Jahres 1200 das Interdict in Vollzug gesetzt. Freilich nicht überall in derselben Strenge. Es fanden sich auch jetzt Priester, die dem päpstlichen Befehl zum Trotz oder aus Furcht vor der weltlichen Rache den Gottesdienst fortsetzten; andere aber verweigerten standhaft jede geistliche Verrichtung. Bald zeigten sich die Folgen auch im äußern Leben. Eifrige Christen, welche des Trostes der Religion nicht länger entbehren wollten, verließen das Land und begaben sich nach der Normandie, unter englische Herrschaft. Das Volk murrte und drohte mit Empörung gegen den König. Dieser verfuhr nun mit der äußersten Härte gegen die Geistlichen, welche der päpstlichen Verordnung sich fügten. Der Bischof von Paris ward aus seinem Palaste vertrieben und seines Gutes beraubt; der Bischof von Senlis rettete sich durch die Flucht. Auch die unglückliche Ingeburgis sollte die Rache des Königs empfinden. Sie ward aus ihrem Kloster weggeschleppt und auf das feste Schloß Etampes in der Nähe von Paris gebracht, wo sie mit aller Strenge als Gefangene behandelt wurde. Aber des Königs Wuth sollte sich legen. Noch hatte der Papst nicht über die Person des Königs und seiner jetzigen Gattin Agnes den Bann verhängt. Geschah dieß, so war eine Revolution unvermeidlich. Das bedachte der König noch zu rechter Zeit; er überwand seine Gefühle und fügte sich in das Unvermeidliche. Er sandte Abgeordnete an den Papst und ließ um eine neue Untersuchung der Sache bitten. Allein Innocenz

wollte nur von Unterwerfung unter den bereits geschehenen Spruch wissen. Da kehrte noch einmal dem König der alte Trotz wieder. Noch einmal warf der ritterliche Degen, der alte Kreuzfahrer, dem Papste den Handschuh hin mit den Worten, vor denen damals wohl mancher gute Christ sich bekreuzt haben mochte: „Ich will ein Ungläubiger werden. Wie glücklich war doch Saladin: er hatte keinen Papst!" — Nun berief der König die Prälaten und Herren seines Reichs, um sich mit ihnen zu berathen. Aber diese wußten keinen andern Rath, als den der Unterwerfung. Und so mußte der König wohl oder übel sich zum zweiten Mal fügen und eine abermalige Gesandtschaft nach Rom gehen lassen. Neue Legaten erschienen in Frankreich; sie wurden mit Jubel aufgenommen. Auf einer Versammlung zu Soissons im Frühling 1201 entsagte Philipp feierlich der Agnes und söhnte sich mit der verstoßenen Ingeburgis aus. Das Interdict war schon früher wieder aufgehoben worden. Agnes ward nach dem Schlosse Poissy gebracht und starb bald an einem gebrochenen Herzen.

Ein ähnliches Verfahren wie gegen den König Frankreichs versuchte Innocenz auch gegen den König von Leon in Spanien, Alfons IX. Er that ihn in den Bann, weil er sich weigerte, von seiner Gemahlin Tarsia sich zu scheiden, die ihm nach geistlichem Rechte zu nahe verwandt war; doch hier gelang es dem Papste nicht, seinen Willen durchzusetzen.

Den größten Sieg aber trug Innocenz über die weltliche Macht davon England gegenüber. Wir erinnern uns, wie schon früher unter Alexander III. heftige Streitigkeiten zwischen der Krone von England und dem römischen Stuhl stattgefunden hatten, in deren Folge das Blut eines Thomas Becket geflossen war. Aehnliche Auftritte drohten sich wiederholen zu wollen.

Im Jahr 1205 war der Erzbischof Hubert von Canterbury gestorben. Es handelte sich um eine neue Wahl; aber die Stiftsherren konnten sich nicht einigen. Da griff Innocenz durch, indem er aus eigener Machtvollkommenheit den gelehrten Cardinal Stephan Langthon einsetzte (1207). Darin aber erblickte der König Johann einen Eingriff in seine königlichen Rechte. Er protestirte gegen die Wahl des Papstes und vertrieb die Stiftsherren, welche dessen Entscheid hervorgerufen hatten. Es muß dem Papste nachgeredet werden, daß er erst durch gütliche Mittel den König umzustimmen suchte. Er hielt ihm das Blut des Märtyrers Becket vor und warnte ihn, sich ähnlicher Verantwortung auszusetzen wie dort sein Ahnherr Heinrich II. Allein der König wollte nichts von Nachgeben wissen. Da befahl der Papst den drei Bischöfen von London, Ely

und Worcester, noch einmal ihren Landesfürsten zum Gehorsam gegen Rom aufzufordern; werde aber dieser verweigert, so sollen sie das Interdict über das Land sprechen. Eine schwere Aufgabe für die Prälaten! Fußfällig und unter Thränen baten sie den König, er möge ihnen diese traurige Ausübung ihres Auftrags ersparen, er möge sich beugen dem allgewaltigen Willen des Papstes. Aber umsonst! In den heftigsten Drohungen erging sich der König, wenn einer seiner Geistlichen es wagen würde, von Interdict zu sprechen. Landesverweisung, Verstümmelung, Blendung sollte die treffen, die sich zur Vollziehung desselben herbeiließen. „Packt euch," so fuhr er die Bischöfe an, „aus meinen Augen, wenn euer Leben euch lieb ist." — Nun blieb den Bischöfen nichts anderes übrig, als zu thun, was sie durch ihr Flehen hatten abwenden wollen. Den 24. März 1208, den Montag vor der Osterwoche, sprachen sie über England das Interdict. Es ist nicht nöthig, die Wirkungen dieser Strafe noch einmal zu schildern. Noch blieb der König ungebeugt. Der Papst richtete ein Schreiben an ihn, worin er ihm allen Ernstes zuredete und die Hoffnung aussprach, daß sein Sinn sich werde erweichen lassen. Sollte er sich aber in dieser Hoffnung täuschen, dann, drohte er, würde er schärfere Zuchtmittel anwenden müssen. „Geliebtester Sohn," so schrieb er unter anderm, „verhärte dich nicht und bringe dich nicht selbst in größere Verlegenheit; denn obwohl wir dich lieben und du kirchliche Strafe nur ungerne aufnehmen würdest, so müßten wir doch, wofern du inner drei Monaten nicht unsern Willen erfüllen solltest, dich aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausschließen. Siehe, der Bogen ist gespannt, fliehe, fliehe vor dem Pfeil, der nicht zurückfliegt, damit er nicht eine schwere Wunde schlage, deren Narbe auch dann noch bleibt, wenn die Wunde selbst auch wieder geheilt werden kann." Die Drohung war keine leere. Als Johann der Warnung nicht folgte, ward der Pfeil abgeschossen, der Bannstrahl auf des Königs Haupt geschleudert. Und so wurden denn wiederum die drei Bischöfe von London, Ely und Worcester, denen schon die Execution des Interdicts war aufgetragen worden, von dem Papste bestimmt, den Bann über ihren König zu sprechen. Allein diese Prälaten hatten bereits sich nach Flandern geflüchtet und hüteten sich wohl, nach England zurückzukehren, um ein solches Wagstück zu vollziehen. So prallte denn dieser Pfeil ab an der Brust des Königs; das Volk aber trug geduldig die Entbehrung des Gottesdienstes oder wußte sich auch ohne Papst zu helfen. Die glücklichen Unternehmungen Johanns gegen die Schotten und Irländer bestärkten ihn in seinem Widerstande gegen den Papst. Dieser hatte aber noch einen Pfeil in seinem Köcher zurück

und auch diesen drückte er auf des Königs Haupt ab. Zum Banne fügte er die Absetzung. Er entband die Unterthauen des Eides gegen ihren König und forderte den König Philipp August von Frankreich auf, sich wider England zu rüsten und es für sich und seine Nachkommen zu erobern. Allen, die an diesem Kriege theilnehmen würden, ward ähnlich wie den Kreuzfahrern in's gelobte Land Vergebung ihrer Sünden zugesichert. Philipp rüstete ein Heer aus. Auf dem Gestade in Boulogne sammelte sich die Flotte. Auch Johann rüstete sich zur Gegenwehr. Inzwischen aber hatte er sich zu neuen Unterhandlungen mit Rom herbeigelassen, welche durch den schlauen Legaten Pandolfo geführt wurden. Anfänglich schienen dieselben zu keinem Ziele zu führen, aber die wachsende Streitmacht Philipps, die Gefahr eines Abfalls der englischen Großen wirkten entmuthigend auf Johann. Im vorigen Jahre hatte ein einfacher Landmann, Peter v. Wakefield, dem aber das Volk Prophetengabe zuschrieb, den Ausspruch gethan, am künftigen Himmelfahrtsfeste werde Johann nicht mehr König sein. Johann hatte ihn dafür grausam hinrichten lassen. Das Himmelfahrtsfest stand nun bevor. Johann mochte sich der Weissagung erinnern. Es ward ihm unheimlich zu Muthe. Da faßte er den Entschluß, den er durch einen Schwur auf das Evangelienbuch bekräftigte, dem Urtheil der Kirche d. h. dem Urtheil des Papstes sich zu unterziehen. Und so geschah es am 13. Mai des Jahres 1213, (dem Montag vor dem gefürchteten Himmelfahrtsfeste), daß König Johann in die Hände des Legaten feierlich gelobte, dem apostolischen Stuhl sich zu unterwerfen und jeglichen Schadenersatz zu leisten. Aber noch mehr als dieß. Am Vorabend des Himmelfahrtsfestes selbst entsagte Johann zu Handen des Papstes seiner Krone und der Herrschaft über England und Irland und stellte dem Pandolfo darüber folgende Urkunde aus: „Um mir für die der heiligen Kirche zugefügten Beleidigungen Gottes Barmherzigkeit zu erwerben und weil ich außer meiner Person und meinem Reich nichts Köstlicheres anzubieten habe, übergebe ich aus Antrieb des heil. Geistes, nicht durch Gewalt oder Furcht genöthigt, sondern aus freiem Willen und mit der Zustimmung meiner Barone — Gott und seinen heiligen Aposteln Petrus und Paulus, meiner Mutter, der heiligen römischen Kirche, meinem Herrn, Papst Innocenz und dessen katholischen Nachfolgern zur Büßung meiner und meines ganzen Geschlechtes Sünden, die Königreiche England und Irland mit allen Rechten und Zubehörden, um dieselben von Gott und der römischen Kirche als Lehnsträger wieder zu empfangen." — Nun legte er auch den Vasalleneid in die Hände des Legaten ab, und verpflichtete sich überdieß außer dem schon

früher üblichen Peterspfennig eine weitere Abgabe von 700 Mark für England und 300 für Irland an den päpstlichen Stuhl zu entrichten. Die besiegelte, von dem Erzbischof von Dublin und vielen Baronen unterzeichnete Urkunde wurde dem Legaten übergeben. Unter einem feierlichen Geleite begab sich sodann Johann in die Kirche. Dort legte er die Krone und alle Insignien der königlichen Würde ab und wiederholte den Lehenseid in feierlicher Weise für sich und seine Nachkommen. Der Legat warf das ihm zum Zeichen des Tributes dargebotene Geld zur Erde und trat es mit Füßen.

Mit dem stolzen Gefühl des errungenen Sieges entfernte er sich aus England, ohne noch den entthronten König vom Banne gelöst zu haben. Erst sollte der König den Ernst seiner Zusagen beweisen: namentlich sollte er die von ihm verbannten Bischöfe, den Erzbischof Stephan Langthon an ihrer Spitze, zurückrufen. Dieß geschah im Juni desselben Jahres. Nun erst sprachen die Bischöfe den König vom Banne los; aber noch blieb das Interdict auf dem Lande. Erst am 2. Juli ward es auf des Papstes Geheiß feierlich aufgehoben, nachdem es 6 Jahre, 3 Monate und 14 Tage auf dem Lande gelastet. Der Legat berief eine Versammlung von Geistlichen und Baronen in die St. Paulskirche und sprach die lösende Formel. Ein „Herr Gott, dich loben wir" war die Antwort darauf. Johann aber, der um einen so theuren Preis den Frieden in Rom erkauft hatte, führt von daher in der Geschichte den schimpflichen Namen Johann ohne Land. Nun sollte auch Philipp August von Frankreich den Krieg wider England einstellen. Aber aus Verdruß darüber kehrte er nun seine Waffen gegen Johanns Bundesgenossen, den Grafen von Flandern, und bemächtigte sich nach der siegreichen Schlacht von Bouvines (1215) eines Theiles seiner Länder. In demselben Jahre aber errangen die Stände den großen Freiheitsbrief Englands, der unter dem Namen Magna charta berühmt ist. Diese Magna charta, die zugleich die Grundlage der politischen Verfassung Englands wurde, gewährte auch dem Klerus die Wahlfreiheit seiner Bischöfe, und es konnte Innocenz unmöglich ihren Bestimmungen seinen Beifall geben. Vergebens schleuderte er jedoch gegen die Barone, die an der Karte festhielten, den Bann. „Es offenbarte sich," wie ein neuerer Geschichtschreiber*) sagt, „die päpstliche Gewalt auf ihrem Gipfel gegenüber der Macht, vor der sie einst untergehen sollte."

Soll ich noch die weitern Verhältnisse zu andern europäischen Län-

*) Hase, Kirchengeschichte.

dern berühren, in welche Innocenz durch seine Regierungsweise sich setzte? Soll ich erzählen, wie er Sancho I. von Portugal nöthigte, den Tribut an den päpstlichen Stuhl zu zahlen? wie er Peter von Aragonien krönte und dessen Land seinem Stuhle zinsbar machte? wie er in Ungarn als Schiedsrichter zwischen den entzweiten königlichen Brüdern Heinrich und Andreas auftrat? wie er, als der Bulgarenfürst Kalojohannes vom griechischen Reiche sich unabhängig machte, nicht unterließ, die alten Ansprüche auf die Bulgarei zu erneuern? Es würde uns zu weit in das politische Gebiet hineinführen. In großen und allgemeinen Zügen haben wir des gewaltigen Papstes Stellung zu den Mächten dieser Welt nun hinlänglich kennen gelernt. Es bleibt nur übrig, seine Stellung zur Kirche, als solcher, noch näher zu betrachten. Aber auch da wieder können wir ein mehr weltliches und ein mehr geistliches Gebiet unterscheiden, die Eroberung für die Kirche mit eisernen Waffen und die geistige Führung derselben unter dem Hirtenstabe des Priesters. Das Erstere führt uns noch einmal auf den Schauplatz der Kreuzzüge.

Achtzehnte Vorlesung.

Der vierte Kreuzzug und die Kinder-Kreuzzüge. — Verbreitung des Christenthums in Liefland. — Der Orden der Schwertbrüder. — Innocenz und die Juden. — Die Häresie. — Albigenser und Waldenser. — Ketzerverfolgungen. Anfang derselben in Orvieto.

Noch hatte die abendländische Christenheit den bereits hundertjährigen Kampf wider die Ungläubigen im heiligen Lande nicht aufgegeben, trotz aller bittern Erfahrungen, die sie gemacht, aller schweren Verluste, die sie erlitten hatte, und wie hätte der Mann, der wie wenige Andere sich berufen fühlte, als Statthalter Christi dessen Sache auf Erden zu führen, wie hätte Innocenz III. nicht auch wieder dahin seine Blicke richten sollen, wo noch immer das Kreuz Christi und die heiligsten Stätten christlicher Erinnerung der Schmach preisgegeben, wo so viele alte Scharten auszuwetzen und, wenn Gott Glück gab, neue Siegeskränze zu erobern waren? Innocenz zögerte damit nicht lange. Gleich nach seiner Thronbesteigung (1198) richtete er ein Schreiben an die geistlichen und weltlichen Herren von Frankreich, England, Ungarn und Sicilien, und forderte sie zur Theilnahme an dem heiligen Werke auf. Jenes Wort des Herrn: „wer mir folgen will, der nehme sein Kreuz auf sich," betrachtete er als einen Ruf des Heilandes, der vom Himmel her an die Christenheit ergehe. Jeder, der sich dem Kampfe entziehe, begehe eine Untreue an dem Herrn. — Doch mahnte er wieder verständig ab vor unbefugter Theilnahme. Arme, die statt mitzufechten nur bettelten, Schwächlinge, deren Gegenwart mehr hinderlich als förderlich sei, die möchten nur zu Hause bleiben. Diese alle, auch die Greise und Weiber können dem heiligen Werke dadurch dienen, daß sie betend ihre Hände gen Himmel aufheben, und wenn Gott sie mit zeitlichen Gütern gesegnet, daß sie solche dafür hingeben. In allen Kirchen sollte also für die Sache Gottes gebetet, neue Steuern sollten erhoben und selbst die Kirchengüter nicht geschont werden. — Auch jetzt

wieder durchzogen Bußprediger das Land und forderten unter Anerbietung des Ablasses zur Uebernahme des Kreuzzuges auf. Außer dem päpstlichen Legaten Peter von Capua war es besonders Fulco, Kaplan von Neuilly bei Paris, welcher den Eifer anzuschüren suchte. Fulco war hierzu ganz geeignet. Seine Worte drangen wie spitzige Pfeile in die verhärteten Herzen und lockten Thränen der Buße hervor. Er durchzog die Normandie, Flandern und Burgund und wurde, wo er erschien, wo er seinen Mund aufthat, gleich einem Heiligen verehrt. Nur seine Kleider zu berühren gereichte den Gläubigen zum Trost, denn man schrieb ihnen Heilkraft zu, obgleich er selbst vor solchem Aberglauben warnte, aber desto nachdrücklicher zur Buße und zu Werken der Buße ermahnte. Fulco's Predigt war von den glänzendsten Erfolgen begleitet. Freudig schaarte sich der Adel Frankreichs unter das Kreuz. In ähnlicher Weise hatte im Elsaß, im Breisgau und dem Bisthum Basel der Cisterziensermönch Martin Litz das Kreuz gepredigt und einen großen Theil des oberdeutschen Adels an sich gezogen. Um nun die nöthigen Geldmittel aufzubringen schloß Innocenz einen Vertrag mit dem Dogen von Venedig, Heinrich Dandalo. Dieser machte sich anheischig, 85,000 Mark Silber herzugeben, um damit eine Kriegsflotte von 50 Galeeren und ein Heer von 30,000 Mann auszurüsten, welches vorerst nach Aegypten sollte übergesetzt werden. Zur Sammlung und Organisirung des Heeres fand sich Graf Bonifaz von Montferat bereit, und schon im Frühling 1202 konnte unter Graf Balduin von Flandern ein Theil der Mannschaft aufbrechen. Die Insel St. Nicolaus bei Venedig ward zum Sammelplatz bestimmt. Dort warteten die schon Ausgerüsteten derer, die noch kommen sollten, aber sie warteten lange vergebens. Die Zeit verstrich im Müssiggange. Da suchte der schlaue Doge die Kreuzfahrer inzwischen zu seinem Vortheil zu verwenden. Er benützte sie, die ihm feindliche Stadt Zara in Dalmatien zu belagern. Innocenz betrachtete dieß als einen Verrath an der heiligen Sache; er schleuderte den Bann gegen den Dogen. Bald zeigte sich ein neues Arbeitsfeld für die Kreuzfahrer. In Constantinopel sah es traurig aus unter der Regierung des schwelgerischen und ausschweifenden Isaak Angelus. Dagegen stand sein Bruder Alexius bei dem Volk und dem Heere in Gunst. Eine Verschwörung ward angezettelt. Isaak Angelus suchte sein Heil in der Flucht, ward aber von den Verfolgern an den Bruder ausgeliefert, der ihn blenden ließ. Nun schwang sich Alexius III. auf den Thron des Bruders; doch bald wurde das Volk auch seiner Regierung überdrüssig. Da erhob sich der Sohn des geblendeten und entthronten Vaters, der

ebenfalls den Namen Alexius trug (er war kaum in's Jünglingsalter getreten) mit dem Gedanken, den Vater zu rächen und dessen Thron an sich zu ziehen. Nachdem er in Rom dem Papst sein Leid geklagt und in Deutschland seinen Schwager, Philipp von Schwaben, um Hülfe gebeten, erschien er in Venedig und ging die Kreuzfahrer flehentlich um Schutz an. Sie folgten seiner Einladung. Obwohl mit geringen Streitkräften machten sie sich nach Constantinopel auf, belagerten die Stadt und setzten den Prinzen Alexius wieder auf den Thron. Allein dieser konnte sich nicht halten; er machte sich verhaßt gleich seinem Vorgänger; er ward von dem Protovestiarius Murzuphlus (Alexius Ducas) verstoßen und dieser ward mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet. Aber auch diesem Reich ward ein Ende gemacht. Die Kreuzfahrer nahmen den 12. April 1204 Constantinopel mit Sturm ein und richteten große Verwüstung an. Ein neuer Usurpator, Theodor Lascaris, mußte über den Hellespont entweichen. Und nun wurde, nachdem das griechische Kaiserthum, an dem schon lange die Fäulniß gearbeitet, für einmal unhaltbar geworden, das lateinische Kaiserthum in Constantinopel eingesetzt. Balduin, Graf von Flandern, ward zum Kaiser von Constantinopel erwählt und schlug daselbst seine Residenz auf, während die griechischen Schattenkaiser ihren Sitz in Nicäa nahmen. Siebenundfünfzig Jahre dauerte dieses lateinische Kaiserthum, bis dann endlich im Jahr 1261 Michael Paläologus sich wieder auf den Thron schwang und eine neue griechische Dynastie begann. *) Neben dem lateinischen Kaiserthum hatte auch ein lateinisches Patriarchat sich aufgethan. Ein venetianischer Subdiacon, Thomas Morosini, ward in dieser Würde von Innocenz III. bestätigt. Auch die übrigen Metropolitan- und Bischoffitze wurden mit Lateinern besetzt, und als sie später wieder weichen mußten, behielten sie wenigstens die Titel.

Das Erzählte bildet eine Episode, aber eine wichtige Episode in der Geschichte der Kreuzzüge, wichtiger in ihren Folgen als die damaligen Unternehmungen in Syrien selbst, die zu keinem befriedigenden Ziele führten. Innocenz ließ es zwar seinerseits nicht an Zureden und Ermunterungen fehlen, aber vorerst schien die Begeisterung nur die Kinderwelt ergriffen zu haben. Indessen zeigt uns gerade diese Erscheinung, die Erscheinung der Kinder-Kreuzzüge, die einzig in ihrer Art ist, wie tief die Nachwirkungen der frühern Begeisterung gingen und wie das

*) Die Namen der lateinischen Kaiser sind: Balduin I. (1204. 5.), Heinrich II. (bis 1216), Peter von Courtenay (bis 1218), Robert (bis 1228), Johann von Brienne (bis 1237) und Balduin II. (bis 1261).

dem Erlöschen nahe Feuer noch immer unter der Asche fortglimmte.*) Ein Hirtenknabe, Stephan, in der Gegend von Vendôme, gab im Jahr 1212 eine göttliche Vision vor, die freilich Andere für ein Blendwerk des Teufels erklärten. Der Heiland, sagte er, sei ihm in Gestalt eines armen Pilgers erschienen und habe ihm einen Brief an den König von Frankreich eingehändigt, den er ihm überbringen solle. Er durchzog nun Städte und Dörfer mit dem Rufe: Herr Jesu Christ! stelle das heilige Kreuz uns wieder her!**) Eine Masse Knaben und junge Leute schloß sich dem Hirtenknaben an und zog im Triumph durch Stadt und Land. „Wir gehen zu Gott und wollen das Kreuz jenseit des Meeres suchen." Das war die Antwort, die sie auf die an sie gerichteten Fragen gaben. So zogen sie bis Marseille. Auch Erwachsene, und unter ihnen Gesindel der schlimmsten Art, schloß sich ihnen an.***) Die Zahl wird auf 30.000 angegeben. Viele der mitgelaufenen Kinder wurden schon unterwegs durch Hunger und Blöße aufgerieben. In Marseille wurden sie die Beute der Sklavenhändler. Sieben Schiffe wurden mit diesen Unglücklichen befrachtet; zwei derselben scheiterten bei der Insel San Petro in der Nähe von Sardinien (Gregor IX. errichtete daselbst eine Kapelle der unschuldigen Kindlein), die übrigen fünf Schiffe wurden nach Aegypten gelenkt und die Kinder als Sklaven verkauft. Aehnliches wie hier in Frankreich geschah gleichzeitig in Deutschland. Ein Knabe Nicolaus (sein Alter wird doch wohl zu niedrig als unter 10 Jahren angegeben,) sammelte in der Gegend von Köln und Mainz eine Schaar von andern Knaben um sich. Sie trugen Pilgerkleider mit dem Kreuz bezeichnet und nahmen ihren Weg stracks nach Genua. Sie hofften auf göttliche Wunder zu ihren Gunsten; der Allmächtige werde, meinten sie, das Meer trocken legen und sie also hinüber geleiten in das gelobte Land. Ihre Zahl wird auf 7000 angegeben, unter ihnen junge Leute von Adel. Auch von diesen gerieth ein großer Theil schon unterwegs in die Hände von Gaunern und Räubern; der Rest erreichte Genua im August 1212. Viele blieben da hängen; die Muthigern und Rüstigern setzten den Weg bis Brundusium fort mit dem festen Entschluß, sich dort einzuschiffen; doch zerschlug sich die ganze Sache.

Verschieden waren schon damals die Stimmen über dieses kindische Unternehmen. Innocenz sah darin etwas Großes. „Diese Knaben,"

*) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. Hurters Innocenz, und meine Mittheilung in der Christoterpe 1853.

**) Domine Jesu Christe, crucem sanctam nobis restitue.

***) Ribaldi ipsis associati et mali homines.

sagte er, „gereichen uns zum Vorwurf." Aus Viterbo erließ er 1215 eine neue Kreuzbulle. Auch neue Kreuzprediger, Cardinal Robert und Jakob von Vitry, durchzogen das Abendland, aber ohne Erfolg. Der Papst bot 30,000 Mark Silber und erklärte sich bereit, von seinen eigenen Gütern und denen seiner Cardinäle den Zehnten zu entrichten, allein das Jahr darauf starb er.

Wenden wir nun vom Morgenlande weg unsre Blicke nach dem Abendlande, so sehen wir den blutigen Wiederschein der orientalischen Kreuzzüge in den Kreuzzügen, welche das eine Mal gegen die noch im Heidenthum versunkenen Völker des nördlichen Deutschlands, das andere Mal gegen die von der Kirche abgefallenen Ketzer im Süden Frankreichs aufgeboten werden, beides unter der Regierung Innocenz III.

An den Gestaden der Ostsee, in Liefland, hatten schon im 12. Jahrhundert Glaubensboten das Christenthum auszubreiten gesucht, aber ohne Erfolg. Kam es auch bis zur Taufe, so wuschen die Getauften bei der nächsten Gelegenheit ihr Taufwasser wieder ab in den Fluthen der Dwina. Auf Meinhard von Segeberg war der Abt Berthold von Loccum gefolgt, aber als er mit Gewalt durchgreifen wollte, den Keulenschlägen der Feinde erlegen. Schon Papst Cölestin III., der Vorfahr Innocenz', hatte einen Kreuzzug gegen die Widerspenstigen ausgeschrieben, und zu weiterer Durchführung der Gewaltmaßregeln gründete der Bischof Albrecht von Apeldern den Orden der Schwertbrüder. Innocenz III. war es aber, der diesem Orden die päpstliche Bestätigung und die Regel der Templer gab. Ja, er entband alle die Geistlichen, welche das Kreuz nach Jerusalem genommen und alle die Weltlichen, welche zu arm an Hülfsmitteln oder zu schwach am Leibe waren in das heilige Land zu ziehen, ihres Gelübdes unter der Bedingung, daß sie ihren Eifer in der Bekämpfung dieser Heiden bewährten. Und so ließen sich Viele in den neuen Orden aufnehmen. Innocenz gestattete demselben viele Vorrechte. So sollte ihnen der Bischof von Riga einen Drittheil von Liefland und Lettland zu Lehen geben; sie selbst aber sollten für alles, was sie außer den Landschaften gewönnen, von jeder Verpflichtung gegen den Bischof befreit sein. Als sodann König Waldemar von Dänemark den Entschluß gefaßt hatte, die Bekehrung jener Ostseegegenden auch von sich aus zu betreiben, fand er an Innocenz einen warmen Unterstützer. Diesem Waldemar gelang es auch (freilich erst nach Innocenz' Tod), dem Christenthum jener Landschaft einen festern Herd zu geben, indem er die Stadt Reval in Esthland gründete, von der mancher geistliche Segen für das Land ausging. Wir würden Innocenz falsch beurtheilen, wenn wir

glaubten, die Verbreitung des Christenthums durch Gewalt sei oberster Grundsatz bei ihm gewesen. Wo er der Bekehrung mildere Wege öffnen konnte, da that er es gerne, und nutzlose Grausamkeiten, an Ungläubigen geübt, wies er mit Indignation ab.

Das zeigt sich uns namentlich in seinem Benehmen gegen die Juden. Innocenz setzte dem Fanatismus der Zeit sein ganzes päpstliches Ansehn entgegen. Zwar dürfen wir bei ihm noch nicht die modernen Humanitätsideen erwarten, die bis zu einer Gleichberechtigung der Juden mit den Christen im christlichen Staate fortgeschritten sind! Da müßten wir ja eine gänzliche Verleugnung seines Systems voraussetzen. Als Oberster der Christenheit zog Innocenz eine scharfe Grenze zwischen den Anhängern des alten und des neuen Bundes; aber er suchte auch den Erstern gerecht zu werden. Er sah in den Juden seiner Zeit „die lebendigen Zeugen des christlichen Glaubens“, und als solche waren sie ihm unantastbar. „Der Christ darf sie nicht vertilgen, damit er der Erkenntniß seines Gesetzes nicht vergesse.“ Innerhalb ihrer Synagogen sollten die Juden alles üben dürfen, wozu sie ihr Gesetz verpflichtet; niemand soll sie darin stören oder kränken. Kein Christ soll einen Juden zur Taufe zwingen; denn ein gezwungener Glaube ist kein Glaube. Wollen sie den Uebertritt zum Christenthum freiwillig und offen thun, dann soll sie niemand deßhalb verunglimpfen. Kein Christ soll ohne ergangenes Rechtsurtheil sich an ihrer Person oder an ihrer Habe vergreifen. An ihren Feiertagen sollen sie weder durch Hiebe noch durch Steinwürfe gestört, noch weniger zu Dienstleistungen gezwungen werden, welche sie an andern Tagen verrichten können. Es soll niemand in ihre Gottesäcker einbrechen oder für Geld ihre beerdigten Leichname ausgraben, alles bei Strafe des Bannes. Solche negative Bestimmungen mögen uns freilich seltsam berühren. Wir denken, das versteht sich von selbst. Aber damals verstand sich's nicht von selbst. Gerade daß solche Bestimmungen nöthig waren, zeigt uns, wie weit die Rohheit des Fanatismus gediehen war und läßt uns das Verdienst des Papstes nur um so besser würdigen. Wie aber Innocenz die Juden einerseits vor roher Gewaltthat schützte: so suchte er andrerseits jeder Vermischung der jüdischen Bevölkerung mit der christlichen durch die schärfsten Verordnungen vorzubeugen. Hier zog er eine bestimmte Scheidewand. Nicht nur machte er den Fürsten, die sich der Juden zu wucherischen Geschäften bedienten, die heftigsten Vorwürfe, sondern auch das fand er unwürdig, daß die, welche Christi Tod freigemacht, denen sollen dienstbar werden, die noch unter der Knechtschaft des Gesetzes stehen. Darum sollen Christen unter keiner

Bedingung bei Juden als Dienstboten eintreten, christliche Ammen sich nicht bei Juden verdingen. Auch christliche Taglöhner sollten nicht in der Juden Häuser wohnen. Daß vor Gericht ein Jude nicht gegen einen Christen zeugen durfte, verstand sich von selbst; aber auch das gerichtliche Zeugniß eines Christen zu Gunsten eines Juden schien dem Papst unzulässig. Auch im gemeinen Leben, in Handel und Wandel, wo die jüdischen Gebräuche zum Nachtheil der Christen ausgebeutet wurden, legte Innocenz sein Veto ein. Er fand es unziemlich, daß die Juden Thiere schlachteten und, was ihnen zu essen nicht erlaubt wäre, für die Christen gut genug fänden; daß sie in der Weinlese die Trauben träten, den besten Most vorweg nähmen und den befleckten Rest den Christen überließen, die doch das Blut des Herrn beim Abendmahl aus diesem Wein bereiten müßten. Vor allen Dingen aber suchte Innocenz als der Vormund der Christenheit dem jüdischen Wucher zu steuern, unter dem oft christliche Wittwen und Waisen zu leiden hatten. Und dazu war er berechtigt. Aber über das Maß des Gerechten hinaus ging dann wieder die Bestimmung, daß die, welche in den heiligen Krieg zogen, mit allen Zinsforderungen von Seiten der Juden verschont bleiben sollten. Wenn endlich Innocenz den Juden verbot, an christlichen Festen, namentlich zur heiligen Osterzeit sich öffentlich sehen zu lassen, und wenn er es billigte, daß sie durch ihre Kleidung sich jedem Christen auf den ersten Blick als Juden bemerklich machen sollten, so paßt das auch nicht zu unsern heutigen Gewohnheiten; aber es geschah dieß wohl eben so sehr aus humaner Vorsorge für die Juden, als aus Abneigung gegen sie. Sie sollten dadurch vor Verfolgung geschützt, nach außen gesichert sein.

Wenn nun das Benehmen Innocenz' gegen die Juden bei allem Seltsamen und Auffälligen uns doch verhältnißmäßig als ein mildes und gerechtes erscheint, so können wir nicht dasselbe sagen von den Maßnahmen, die er solchen Christen gegenüber ergriff, die vom katholischen Glauben abgefallen waren, die als Ketzer und als Feinde der Kirche betrachtet wurden. Gegen diese fielen alle jene Rücksichten weg. Und wir dürfen uns auch darüber nicht wundern, wenn wir bedenken, daß Abfall vom wahren Christenthum (und als ein solcher galt ja der Abfall vom Papstthum) für weit strafbarer erschien, als das gleichgültige Verhalten solcher, die, wie die Juden, niemals zur Kirche gehört hatten. Man hatte sich schon längst an die Ansicht gewöhnt, daß das Taufgelübde zeitlebens verbindlich sei, auch in Absicht auf die Formulirung der Glaubenssätze und der gottesdienstlichen Gebräuche, selbst da verbindlich, wo dieses Gelübde (wie es ja bei der Kindertaufe der Fall war) von einem Andern im Namen

des Täuflings war abgelegt worden. Jedes andere Verbrechen, so urtheilte die katholische Rechtgläubigkeit jener Zeit, ist am Ende ein Verbrechen gegen Menschen, aber der Abfall von der Kirche ist ein Verbrechen gegen Gott. Damit schien die äußerste Grausamkeit gegen die Ketzer gerechtfertigt. Das geistliche und das weltliche Schwert gegen sie zu wetzen erschien als die höchste Pflicht des Papstes und der Könige dieser Welt. Und nun wer waren diese Ketzer zur Zeit Innocenz III.? Die frühere Kirchengeschichte hat uns gelehrt, wie von Anfang gewisse Irrlehren in die Kirche eindrangen oder vielmehr sich innerhalb der Kirche bildeten, dann von ihr ausgestoßen unter veränderten Formen und Namen wieder in sie einzudringen suchten. Wir haben aber auch seiner Zeit bemerkt, wie gar manches als Irrthum und Ketzerei verdammt wurde, was eine Berechtigung hatte in der Kirche als wohlthätiges Salz, als ein Sauerteig zu wirken, und wie zu allen Zeiten die Bequemlichkeit, die Herrschsucht, der Gewissenszwang alles das fern zu halten und niederzudrücken suchte, was Bewegung in die Geister brachte. Nun aber trat die sogenannte Ketzerei zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Gestalt auf. Im vierten und fünften Jahrhundert, als die Lehrbestimmungen obenan standen, da waren es dogmatische Häresien, gegen welche die Kirche ankämpfte und denen sie auf den Concilien die orthodoxen Satzungen entgegenstellte. Nachdem nun aber einmal die Kirchenlehre festgestellt war, da trat auch in der Kirche das dogmatische Interesse zurück, und an den einzelnen Schulstreitigkeiten, die auch jetzt noch auftauchten, nahm das christliche Volk nicht mehr den lebhaften Antheil wie früher. Jetzt warf sich die Opposition, wo eine solche sich bildete, weit mehr auf das Kirchenwesen im Ganzen, als auf einzelne Lehren: auf das Papstthum, die Hierarchie, die Priesterschaft und den ganzen Complex der kirchlichen Ordnungen und Gebräuche. Das Dogmatische kam allerdings dabei auch mit in Betracht, aber doch mehr nur in untergeordneter, ja in unbewußter Weise. Es waren nicht scharf markirte Lehrsätze über einzelne Glaubensartikel, es waren vielmehr von der Kirche abweichende Lebensanschauungen und Lebensrichtungen, die sich Geltung zu verschaffen suchten gegenüber der herrschenden kirchlichen Richtung. Diese gegnerische Richtung war freilich bisweilen versetzt mit phantastischen, dem alten Gnosticismus und Manichäismus entlehnten oder doch ihm verwandten Religionsideen. Die fromme Begeisterung war nicht selten eine unklare, wobei ein eigenthümliches Gemisch von Wahrheit und Irrthum, von apostolischer Einfachheit und wildem Fanatismus zu Tage trat. Der Kampf gegen die Mißbräuche der Kirche führte dann oft auch zu Angrif-

fen auf die kirchliche Ordnung überhaupt, zur Gesetzlosigkeit, zur Verbannung und Verwerfung aller geschichtlichen Entwicklung, zum Umsturze alles Bestehenden, ja zur Lästerung des Heiligen. Nur allmählig konnte eine besonnenere, auf die Grundlagen der Schrift gebaute, evangelische Opposition gegen verhärtete Mißbräuche der Kirche sich heranbilden, nur nach vielen Kämpfen und mißlungenen Versuchen eine von der Revolution scharf sich unterscheidende Reformation der Kirche sich anbahnen. In der Mitte des Mittelalters, in der wir stehen, also zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts, da gährten die Elemente noch gewaltig durcheinander und es bedarf einer geschickten Hand, die Fäden alle zu entwirren, die sich da ineinander verschlungen finden. Die Ketzergeschichte des Mittelalters gehört daher auch zu den schwierigsten Aufgaben der Kirchengeschichte.*)

Nun haben wir schon in der ersten Hälfte des Mittelalters im Morgenlande die Paulicianer und Bogomilen, im Abendlande die Katharen, die Anhänger eines Peter von Bruis oder Heinrich von Lausanne und Arnold von Brescia, die Schwärmer Tankhelm, Eudo von Stella auftreten sehen und haben schon dort bemerkt, wie die Kirche ihnen mit Feuer und Schwert entgegentrat. Aber zum Schweigen gebracht, erstickt werden konnten solche Stimmen trotz diesen Maßregeln nicht. Im Gegentheil, die Verfolgung war das geeignetste Mittel, die Opposition zu reizen, und je mächtiger und stolzer der Riesenbau der herrschenden Kirche sich erhob, desto größer waren auch die Anstrengungen, welche von außen gemacht wurden, diesen Bau zu stürzen. Mit verdoppelter Energie sehen wir daher zur Zeit Innocenz' das Ketzerwesen sich erheben. So traten alte Katharen im südlichen Frankreich hervor unter dem Namen der Albigenser, und mit ihnen häufig zusammengenannt, mit ihnen häufig verwechselt und darum auch mit ihnen verfolgt die edlere Gestalt der Waldenser.

Reden wir zuerst von den Albigensern. Sie heißen so von der Landschaft Albigeois im südlichen Frankreich. Sie hingen, wie eben bemerkt, mit den schon früher betrachteten Katharen zusammen, ja waren im Grunde eins mit ihnen, bloß daß sie von ihrem Aufenthalte ihre besondere Benennung erhielten. Sie waren entschiedene Gegner der römischen Kirche und ihrer Satzungen; sie bezeichneten sie als das Babylon der Apokalypse; aber sie waren auch nicht frei von phantastischen Trübungen, die, wenn sie auch nicht gerade von dem ältern Manichäismus hergeleitet wer-

*) Hahn, Geschichte der Ketzer im Mittelalter. 2 Bde. 1845—47.

den können, doch mannigfach an denselben erinnern. Faßten doch Einige unter ihnen, was vom historischen Christus erzählt wird, als bloße Hülle und hielten sich an den idealen Christus ihrer Einbildung. So verschmähten sie auch den Gebrauch der kirchlichen Sacramente und setzten an die Stelle der Wassertaufe eine geistige Weihe mit Handauflegung, die sie consolamentum nannten. Die Materie galt ihnen an sich schon als der Sitz des Bösen, weßhalb sie auch von einer Auferstehung des Leibes nichts wissen wollten. Sie verwarfen jede äußere Kundgebung des religiösen Lebens in bestimmten Formen. Auch waren ihnen die Kirchengebäude ein Gräuel; denn man kann Gott aller Orten anbeten. Die Glocken hießen ihnen des Teufels Trompeten. Aber nicht blieb es bei diesen Außendingen. Auch was die Kirche und die christliche Sitte über die Ehe festgesetzt hatte, galt ihnen als Menschensatzung; Viele verwarfen geradezu die Ehe als etwas Fleischliches. Diese Secte, die übrigens unter verschiedenen Namen auftritt (sie hießen auch bons hommes) und sich in mehrere Abarten zerspaltete und verzweigte, hatte sich schon längere Zeit im südlichen Frankreich ausgebreitet und schon Papst Alexander III. hatte einen Kreuzzug gegen sie predigen lassen und Truppen gegen sie geschickt, aber vergebens hatte er sie auszurotten versucht. Gehörten doch schon die angesehensten Fürsten und Barone des Südens zu dieser Secte und machten ihre Burgen und Schlösser zu Sitzen und Zufluchtsstätten derselben.

Nun aber blieb es Innocenz vorbehalten, auf ihre Ausrottung zu denken. Aber wie, wenn mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerottet wurde? Wir haben schon angedeutet, daß mit diesen Katharen und Albigensern auch die Waldenser verwechselt und mit ihnen verfolgt wurden. Reden wir nun auch von ihnen.

Ueber den Ursprung der Waldenser ist viel geredet, vermuthet, auch wohl gefabelt worden.*) Man hat ihnen ein weit höheres Alter angewiesen und auch ihren Namen Vaudois von den Thälern Piemonts

*) Eine Uebersicht der hieher gehörigen Literatur, mit Berücksichtigung der kritischen Forschungen von Dieckhoff (1851) und Herzog (1853), habe ich in Gelzers Monatsblättern (Dec. 1854) gegeben. Waldensischerseits sind außer dem alten Léger besonders Muston und Monastier hervorzuheben. — Die Bestimmungen über das Alter der Secte hängen zusammen mit denen über das Alter des Gedichtes la nobla leyczon, in welchem allerdings der Name Vaudes (Waldenser) schon vorkommt; allein die neuere Kritik hat auch diesem Gedichte ein späteres Alter angewiesen. Was aber die Ableitung des Namens von „Thal" (vallis) anbelangt (die „Thalleute"), so findet sich diese auch erst später, und zwar in figürlichem Sinne a valle densa u. s. w.; vgl. überdieß: Herzogs Realenc. XVII. S. 502 ff.

abgeleitet, in denen man sie schon seit den Zeiten eines Claudius von Turin im 9. Jahrhundert hat finden wollen, wenn man nicht gar vorgezogen hat, sie schon von den Zeiten Constantins und Papst Sylvesters oder gar unmittelbar von den Zeiten der Apostel herzuleiten. Die neuere Geschichtsforschung hat mit unwiderleglichen Gründen dargethan, daß die Ableitung des Namens „Waldenser" von Peter Waldo die richtige und mithin auch die Geschichte dieses Mannes der Anfang ihrer Geschichte ist. Wir haben also, wollen wir auf den Ursprung der Waldenser zurückgehn, mit der Biographie Waldo's zu beginnen, und um dieß zu thun, müssen wir in unsrer Chronologie um ein halbes Jahrhundert zurückgehn.

Peter Waldo (Pierre de Vaux*) war ein Kaufmann in Lyon. Aus seiner frühern Jugend ist uns nichts bekannt. Aehnlich wie Luther soll auch er durch ein erschütterndes Ereigniß auf den Ernst des Lebens hingewiesen worden sein. Er befand sich zur Sommerszeit mit einigen Freunden vor seinem Hause, als ein Gewitter heranzog und plötzlich einer seiner Freunde vom Blitz niedergestreckt wurde. Dieß bewog ihn, in sich zu gehen und den unsichern Freuden dieser Welt zu entsagen. Er verkaufte alle seine Güter und schenkte den Erlös den Armen: dann reiste er seit 1160 als Bußprediger umher. Gleichgesinnte schlossen sich ihm an; ihre Predigt fand Eingang bei den Einen, bei den Andern traf sie auf Widerstand. Es war nicht das Dogma der Kirche, wohl aber waren es die vielfachen praktischen Mißbräuche, es waren die Sünden sowohl der Kleriker als der Laien, gegen welche ihre Predigt sich richtete. Dieß erregte den Unwillen der Geistlichen, die sich getroffen fühlten. Der Erzbischof Johann von Lyon verbot ihnen das Predigen. Sie aber antworteten, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, und fuhren fort zu thun was sie nicht lassen konnten. In so fern erscheinen sie nun freilich als Renitenten gegen die kirchliche Obrigkeit, nicht aber als Häretiker in der Lehre. Von ihrem Ausgangspunkte Lyon hießen sie Leonenses, Leonistæ und von ihrer einfachen dürftigen Lebensweise die Armen in Lyon (Pauperes de Lugduno, Pauvres de Lyon). Auch der Name Sabatati kommt vor. Sie sollen so genannt worden sein nach

---

*) Der Vorname Peter findet sich übrigens erst in einem Straßburger Manuscript vom Jahr 1404. Der Zuname Waldo wurde sonst wohl hergeleitet von einer Stadt Walden in Frankreich; eine solche findet sich aber nicht. Mit mehr Grund hat man an den Comitatus Waldensis, das heutige Waadtland gedacht, wie denn auch jetzt noch der Name Vaudois sowohl den Waadtländer, als den Waldenser bezeichnet.

den Holzschuhen (sabots) die sie trugen und auf welchen das Zeichen des Kreuzes gebildet war; Andere meinen, weil sie nur den Sabbath d. h. den Sonntag und nicht auch die übrigen Feste der Kirche feierten. Auf ihre reformatorischen Grundsätze werden wir später zurückkommen.

Schon unter Papst Alexander III. traten die Waldenser offen hervor; zwei ihrer Abgeordneten überreichten dem Papst auf dem 3. lateranensischen Concil 1179 eine romanische Bibelübersetzung und baten ihn, dieselbe gutzuheißen, ein Beweis, daß sie damals noch die Autorität des Papstes anerkannten. Der Papst wollte sich aber darauf nicht einlassen, ja er verbot ihnen das Lehren. Eine förmliche Verfolgung leitete er nicht gegen sie ein. Sein Nachfolger Lucius III. dagegen verhängte über sie 1184 den Bann, und schon jetzt traf sie dieses Schicksal gemeinschaftlich mit den Albigensern und Katharen. Aber auch unter den Verfolgungen verbreiteten sie sich weiter von Frankreich, nach Ober-Italien und auch nach Deutschland. So stand es, als Innocenz III. seine Regierung antrat.*) Daß dieser Papst, dem die Alleinherrschaft der Kirche, die in seiner Person sich zusammenschloß, das höchste Ideal war, alles werde aufgewendet haben, die Ketzerei zu unterdrücken — in welcher Form sie auch erscheine, läßt sich erwarten. Kaum hatte er den apostolischen Stuhl bestiegen, als er auch die Befürchtungen aussprach, zu welchen die Kirche gedrängt werde; die Irrlehre, klagte er, erhebe immer frecher ihr Haupt und immer weiter fresse das Krebsgeschwür der Häresie um sich. Er verglich die sich immer weiter verbreitenden Secten den Heuschreckenschaaren, von deren Verheerung Joel eine so ergreifende Schilderung macht, oder jenen Füchsen Simsons, die zwar ihrer Natur nach verschieden, aber deren Schwänze doch in einen Knoten verschlungen seien, wo es gelte, das Feld der Kirche zu verwüsten. Heißen sie Waldenser, Katharen, Patarener, oder wie sie wollen, ein Bestreben vereinigte sie Alle, den Weinberg des Herrn zu durchwühlen. Nie mehr als jetzt sei Wachsamkeit der Kirche nothwendig, und zu dieser forderte er vor allen Dingen die Geistlichkeit auf. Der Kirche Diener möchten sich nicht geberden wie stumme Hunde, die nicht bellen können. „Der Bund der Ketzer," sagte er in einer seiner Predigten, „muß durch treue Belehrung von Seiten der Kirche und ihrer Diener gelöst werden; denn Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.

*) In Frankreich hatte noch kurz vor Innocenz' Thronbesteigung der Erzbischof Bernhard von Narbonne ein Religionsgespräch mit den Waldensern veranstaltet (1181—1191), worin ihnen namentlich der Ungehorsam gegen die römische Kirche und das unbefugte Predigen von Seiten der Laien vorgeworfen wurde.

Darum sollen die Priester in die silbernen Posaunen stoßen, auf daß unter dem Ruf der Gemeinde, die Arche des Bundes voran, die fluchwürdigen Mauern Jericho's zusammenstürzen." — Daß die Irrlehre müsse durch die Macht des Wortes, durch Predigt und Unterricht überwunden werden, darin werden wir Innocenz beistimmen. Aber wenn wir nun weiter vernehmen, wie er es gerade war, der die Bibel als die Quelle der Ketzereien bezeichnete, so werden wir anders urtheilen. Innocenz betrachtete zwar die Bibel an sich als Quelle der Offenbarung, ja wir dürfen mehr sagen, er kannte die Schrift durch und durch, er lebte in ihr und vertiefte sich in ihre Anschauungen, wenn auch von einem hierarchischen Standpunkte aus; er selbst führte ihre Sprüche, ihre Gleichnisse, ihre Geschichten unzählige Male an, wo es galt seine Schritte zu rechtfertigen, und das gewiß nicht aus Heuchelei und blos zum Schein; denn wenn er es auch an willkürlichen Auslegungen, an falschen Allegorien nicht fehlen ließ, wovon wir Beweise gehabt, so stand er damit nicht allein; ähnliche willkürliche Erklärungen finden wir auch auf gegnerischer Seite. Hierin hatte Keiner dem Andern etwas vorzuwerfen. Aber ganz der Gesinnung gemäß, wonach nur der Geistliche über Geistliches richten darf, beharrte er darauf, das was dem Papst und der Priesterschaft zustehe, das stehe nicht auch dem christlichen Volke zu. Die Bibel, lehrte Innocenz (und so lehrt ja mit ihm die römische Kirche bis auf diesen Tag), sei ein Buch, das nur von denen verstanden werden könne, die mit den gehörigen Mitteln seines Verständnisses ausgerüstet seien; von den unwissenden Laien aber gelesen und gedeutet könne dieses Buch eben so wohl auf Abwege führen, als auf die Wege des Heils. — Nun hatten sich um diese Zeit, besonders durch die Waldenser angeregt, schlichte Laien aus dem Handwerkstande zusammengethan, Männer und Frauen, um die Schrift zu lesen; namentlich geschah dieß in der Diöcese von Metz, und zwar in geheimen Zusammenkünften. Daß bei solchem Lesen auch manches Mißverständniß mit unterlaufen konnte, muß zugestanden werden. Wem aber hätte es besser angestanden als den Priestern, das Volk mehr und mehr in das Verständniß der Schrift einzuführen, es anzuleiten zum rechten Gebrauch der Bibel? Aber das lag nicht in den Anschauungen der Zeit, nicht in den Anschauungen der Priesterschaft und ihres Oberhauptes. Der Bischof von Metz verklagte die Leute bei'm Papst (1199), und dieser gab zur Antwort: die Begierde, die göttliche Schrift zu kennen und sich aus ihr zu erbauen, sei zwar löblich, aber diese Begierde dürfe nicht im Geheimen befriedigt werden, nicht in Anmaßung zu predigen ausarten, nicht zu Gering-

schätzung der Geistlichen führen. „Gott will," so fährt das Schreiben fort, „daß sein Wort nicht in Winkelversammlungen (Conventikeln) verkündigt werde, sondern öffentlich in der Kirche; denn wer Gutes thut, braucht das Licht nicht zu scheuen. — Nun aber können die Geheimnisse des Glaubens nicht von jedermann ausgelegt werden, nicht in eines jeden Verstand kann die Lehre der Bibel eindringen. Sie ist so tief, daß nicht blos Einfältige und Ungelehrte, sondern auch Einsichtsvolle und Gelehrte dieselbe nicht auszuforschen vermögen." — Das Bibel-Verbot hatte aber auch noch einen tieferen praktischen Hintergrund. Es war nicht selten vorgekommen, daß Laien, mit der Schrift in der Hand, die Geistlichen ihres ungeistlichen Wandels wegen zur Rede stellten, daß sie der Kirche ihre Ueppigkeit, ihr unapostolisches Weltwesen vorwarfen. Aber eben dieses Strafrecht wollte Innocenz den Laien in keiner Weise einräumen. Nur dem Bischof, nicht dem Volke gezieme es, untreue Priester zurechtzuweisen. — Wie weit nun diese Weisungen des Papstes von den Bibellesern in Metz beachtet wurden, wissen wir nicht. Jedenfalls war Innocenz nicht der Mann, der die Nichtachtung seiner Befehle ungestraft ließ. Wohl suchte er die Irrenden, oder die er für solche hielt, erst auf dem Wege der warnenden Belehrung von ihrem Irrwege zurückzubringen und gerne nahm er die Rückkehrenden wieder in den Schooß der Kirche auf, wenn sie sich der Buße unterwarfen; aber gegen Widerspenstige schritt er mit all der Macht vor, die ihm zu Gebote stand. Die Pflichten gegen die Gesunden, pflegte er dann zu sagen, ständen ihm höher, als die Schonung der Kranken. So erklärte er denn die hartnäckig Verharrenden der Gewalt des Satans anheimgefallen. Er schloß sie aus von der Gemeinschaft der Gläubigen: waren es Adliche, so wurden sie aller Lehen und Besitzungen, die sie von der Kirche hatten, beraubt, ihre Besitzungen eingezogen, ihre Wohnhäuser niedergerissen, sie selbst des Landes verwiesen; den Todten wurde ein ehrliches Begräbniß verweigert, oder wenn sie schon begraben waren, so wurden sie wieder ausgegraben und in ungeweihter Erde verscharrt.

Nach diesen Grundsätzen sehen wir nun Innocenz zuerst im Kirchenstaat verfahren; denn der sollte vor allen gesäubert werden. Hier war besonders sein Augenmerk auf die Stadt Orvieto gerichtet, in der sich mehrere Häretiker niedergelassen hatten. Dem greisen Bischof wurde ein junger Römer, Peter Parentius, an die Seite gegeben, um mit aller Macht einzuschreiten. Im Jahr 1199 hielt dieser seinen Einzug in Orvieto. Oeffentlich ließ er bekannt machen: wer bis zu einem gewissen Tag in die Gemeinschaft der Kirche zurückkehre, solle Verzeihung erhalten,

aber die Widerspenstigen sollen bestraft werden. Viele kehrten zurück; um so theurer mußten die Standhaften ihre Ueberzeugungstreue bezahlen. Sie wurden in Ketten gelegt, öffentlich gegeißelt, mehrere am Leben bestraft. Der Papst, dem Peter einen Besuch in Rom abstattete, belobte sein Verfahren, ermunterte ihn auf der betretenen Bahn weiter fortzuschreiten und gab ihm schon im voraus Ablaß, falls er im Kampfe für die gute Sache der Kirche sein Leben lassen müßte. Diese Vorsorge war nicht umsonst. Peter wurde bei einbrechender Nacht des 21. Mai von Anhängern der Secte überfallen und niedergemacht, vom Papst aber als ein Märtyrer gepriesen und heiliggesprochen. Die Ketzerei war aber darum aus der Stadt nicht ausgerottet, sie wucherte noch längere Zeit fort; Anhänger derselben wurden sogar zu den höchsten Municipalämtern befördert. Dagegen erhob nun Innocenz auf's neue seine Stimme und forderte die Bevölkerung der Stadt zur Empörung gegen ihre Beamten auf, indem er sie ihres Eides entband. Aber das alles half nichts. Erst bei seinem persönlichen Erscheinen im Jahr 1207 gelang es dem Papste, die Bürgerschaft von Orvieto auf's neue zum Gehorsam gegen die Kirche zu verpflichten.

Wir haben diesen Fall von Orvieto als vorläufiges Beispiel angeführt. Der Hauptschauplatz für die Ketzerverfolgung, der Schauplatz eines förmlichen Kreuzzuges wurde das südliche Frankreich.

Neunzehnte Vorlesung.

Der Albigenserkrieg. — Das vierte lateranensische Concil. — Amalrich von Bena. — Anfänge der Inquisition. — Die Ohrenbeichte. — Innocenz III. Verschiedene Urtheile über ihn.

Zu den schauerlichsten Partien in dem Gemälde der mittelalterlichen Geschichte gehört unstreitig der Albigenserkrieg.

Wir haben bereits bemerkt, daß im südlichen Frankreich auch mehrere angesehene Herren des Adels der schwärmerischen Partei der Albigenser sich anschlossen. Im Languedoc war es Graf Raymund VI. von Toulouse, der den 6. Januar 1194 seinem Vater in der Regierung gefolgt war. Toulouse hatte sich von alten Zeiten her auch großer bürgerlicher Freiheiten erfreut, und so fanden auch die Propheten der kirchlichen Freiheit hier vielen Anhang. Raymunds Herrschaft umfaßte aber ein größeres und weiteres Gebiet als das von Toulouse allein. Fünfzig Städte und viele volkreiche Flecken und viele Edle auf ihren Burgen stellten sich unter sein Banner. Nächst dem Grafen Raymund galt der Vicegraf Raymund Roger von Béziers, Herr von Carcassone als ein Heger und Pfleger des albigensischen Irrglaubens, außer ihm noch andere Grafen und Herren des Südens, unter welchen der Graf Raymund Roger von Foix als einer der erbittertsten Gegner der Kirche sich darstellte. Diese Erbitterung machte sich auf alle Weise Luft. Die Geistlichen wurden von den fürstlichen Herren nicht selten verhöhnt und mißhandelt und ihnen Zehnten und Einkünfte entzogen. Der Bischof von Toulouse mußte sich unter anderm gegen Ueberfälle durch ein Geleit sicherstellen. Die Klagen der Geistlichen drangen zu den Ohren des Papstes. Der heil. Vater sandte zwei seiner Legaten, Rainer und Guido, in die aufrührerischen Gegenden, um das Feld zu säubern. Dem Rainer, der inzwischen auch Spanien bereist hatte, gab er den Cisterciensermönch Peter von Castelnau an die Seite. Dieser trat 1203 in Toulouse

auf. Er ward in seinem Thun wesentlich unterstützt durch den im Juni 1206 neugewählten Bischof von Toulouse, den Genueser Fulco, der aus einem heitern, lebensfrohen Troubadour ein finstrer Ketzerhasser geworden war. Aber bei dem albigensischen Anhange machte Peter von Castelnau sich durch sein hartes Verfahren so verhaßt, daß er zu St. Gilles von einem Dienstmann des Grafen Raymund mit einer Lanze erstochen wurde, als er eben die Messe las, den 15. Januar 1209. Er soll selbst sich früher dahin geäußert haben, die Sache Christi d. h. der Kirche könne in diesen Gegenden nicht zum Siege gelangen, bevor einer ihrer Vertheidiger das Leben lasse. „Möchte ich," soll er hinzugesetzt haben, „als das erste Opfer fallen." Sein Tod ward als Märtyrertod bewundert. Der Papst, dem die That nach Rom gemeldet wurde, ergrimmte in seinem Innersten und beschloß blutige Rache zu nehmen. Der erste Verdacht fiel auf den Grafen selbst, und obwohl dieser jede Theilnahme an dem Morde des Mönches standhaft leugnete, so war er doch zum ersten und nächsten Opfer der Rache ausersehen. Im Banne war er schon der Ketzerei wegen. Nun aber entband Innocenz die Unterthanen des Grafen jedes Eides. Jeder Katholik, so verordnete er weiter, habe das Recht, die Person des Grafen zu verfolgen und seines Eigenthums sich zu bemächtigen. Zugleich wandte sich Innocenz an den König von Frankreich, Philipp August, den allerchristlichsten König, um ihn als Schutzherrn der Kirche um Beistand gegen die Ketzer anzurufen, die ärger seien als die Sarazenen. Ja, er sandte einen besondern Legaten an ihn mit der Aufforderung die Grafschaft zu besetzen, und ließ Allen Ablaß verkündigen, die an dieser Heerfahrt theilnehmen würden. Als Raymund das Gewitter sah, das über seinem Haupte sich zusammenzog, besann er sich, ob es nicht besser sei, sich zu demüthigen, als es auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Er schickte mehrere seiner Prälaten nach Rom, um seine Unschuld an dem Verbrechen zu betheuern; er selbst aber begab sich an den Hof seines Oberlehnsherrn und Verwandten, des Königs, um dessen Rath einzuholen. Auch der König rieth zu versöhnlichen Schritten. Ein päpstlicher Legat, Milo, erschien in des Grafen Gebiet. In der Kirche zu St. Gilles sollte Raymund die Ketzerei abschwören. Man führte ihn entblößt bis auf den Gürtel in den Vorhof der Kirche, wo ein Altar stand mit der geweihten Hostie und den Reliquien. Hier schwor er alles ab, wegen dessen er vom Papst in den Bann gethan worden und versprach, alles wieder gutzumachen, was in seinen Kräften stehe. So sollte er die katholischen Bischöfe, die er verdrängt hatte, wieder einsetzen und sie entschädigen, seine Söldlinge entlassen u. a. m. Aehnliche Eide

hatten auch die Barone und Vasallen des Grafen zu leisten. Nachdem alles dieß in weitläufigen Formen geschehen war, legte der Legat dem Grafen eine Stola um den Hals, ergriff dieselbe an den beiden Enden und zog ihn so wie an einer Halfter in die Kirche, während er mit einer Ruthe seinen Rücken peitschte. Und dieß alles unter dem Zulauf einer großen Volksmenge! Im Rückweg aus der Kirche wurde er am Grabe des Ermordeten vorübergeführt. Jetzt erst nach dieser schimpflichen Demüthigung, die als mütterliche Züchtigung der Kirche galt, ließ die päpstliche Milde auch wieder den Balsam in die geschlagenen Wunden träufeln. Ein huldvolles Schreiben erfolgte von Rom, worin dem Grafen Friede und ewiges Heil zugesichert wurde. Möge er forthin, hieß es, ein fruchtbarer Baum sein unter den Gläubigen, würdig des Wohlwollens, das ihm von nun an der Papst erzeigte. — Raymund konnte nun aber den Ernst seiner Reue nicht besser beweisen, als wenn er selbst zur Ausrottung der Ketzer mitwirkte, sich selbst in die Reihen der Kämpfer stellte, die zu dem ausgeschriebenen Kreuzzug sich herbeiließen. In Lyon, dem Sammelplatz des ganzen Kreuzheeres, kamen um Johannis des Täufers Tag 1209 an 50,000 streitbare Männer zusammen, mit dem rothen Kreuz auf der Brust. Sie trugen es, zum Unterschied von den Kreuzfahrern in's gelobte Land, auf der rechten, wie diese auf der linken Schulter; viele trugen neben dem Schwert auch den Pilgerstab, um anzudeuten, daß der Krieg eine Pilgerfahrt d. h. ein heiliger Krieg sei. Eine Menge der höchsten Würdenträger der Kirche erschienen neben den Rittern und Adlichen im Heer. So die Erzbischöfe von Reims, Sens und Rouen, die Erzbischöfe von Autun, Clermont, Nevers, Bajeux, Lisieux, Chartres, viele Aebte mit ihren Vasallen und eine Unzahl andrer Geistlichen. Nun galt es, einen Feldherrn zu wählen. Alle vereinigten sich, nachdem sie den heil. Geist um seinen Beistand angerufen, auf den Grafen Simon von Montfort. Er stammte aus edlem, dem königlichen verwandtem Geschlechte. Schön von Gestalt und wohlgewachsen galt er nach seiner ganzen Haltung als ein ritterlicher Mann und vor allem als ein zuverlässiger Freund der Kirche. Er hatte bereits in den Kreuzzügen in's gelobte Land seine Tapferkeit und seine Gesinnung bewährt, und nun wollte er dasselbe thun im Kampfe gegen die innern Feinde der Kirche. Als geistlicher Heerführer aber ragte unter allen hervor Arnold, der Abt von Citeaux. Das Heer ging über die Rhone und machte zu Montpellier Halt. — Roger, der Vicegraf von Béziers, der bisher besonders die Albigenser unterstützt hatte, erschien im Lager des katholischen Heeres und bezeugte mit der Kirche leben und sterben zu

wollen. Allein man traute seinem Worte nicht. Erbittert zog er sich in seine Stadt zurück, die nun auch entschieden war, sich auf's äußerste zu vertheidigen. Selbst die katholischen Einwohner stimmten diesem Entschlusse bei. Es galt die Ehre der Stadt. Vergebens suchte der Bischof von Béziers, der mit Erlaubniß Arnolds in die Stadt gegangen war, als Friedensbote aufzutreten. „Unsre Stadt ist fest," erwiederten sie dem Bischof; „eher zehren wir unsre eigenen Kinder auf, als daß wir die Thore öffnen." Als der Bischof diese Kunde in das Lager zurückbrachte, da schwor der Abt von Citeaux: „Nun soll auch kein Stein auf dem andern und kein Leben geschont bleiben." Die Stadt wurde erstürmt und ein gräßliches Blutbad erfolgte bei der dreistündigen verzweifelten Gegenwehr. In den Straßen, in den Kirchen, an den Stufen der Altäre setzte sich das Gemetzel fort. Kein Alter, kein Geschlecht wurde geschont. Siebentausend fanden allein in der Magdalenenkirche ihren Tod, zwanzigtausend Leichen bedeckten die Straßen der Stadt. Auf die Frage der Stürmenden, ob man nicht Katholiken oder Ketzer unterscheiden solle, ward die Antwort: „Schlagt sie Alle nieder, Gott kennt die Seinen schon." Dieß waren die Worte des Abtes von Citeaux.

Nachdem Béziers bis auf den Grund zerstört war, wandte sich das Heer nach Carcassone, wo sich der Vicegraf Raymund Roger mit dem Kern seines Heeres verschanzt hatte, entschlossen, mit den ihm Getreuen für seinen Glauben zu sterben. Als man ihm auf Fürsprache seines Oberlehnsherrn, des Königs von Aragonien, freien Abzug anbieten ließ, während die übrigen Belagerten sich auf Gnade und Ungnade ergeben sollten, gab er die Antwort: „Lieber lasse ich mir die Haut vom Leibe ziehn, als daß ich den geringsten meiner Gefährten opfere." Nun kehrte sich das Verhältniß um. Er selbst sollte geopfert werden. Weil man es aufgab, die Stadt mit Sturm zu nehmen, so sollte den Belagerten am Tage Mariä Himmelfahrt freier Abzug gestattet sein, jedoch in der schimpflichsten Weise. *) Der Vicegraf aber ward als Geißel zurückbehalten. Alles was die Abgezogenen hatten zurücklassen müssen, fiel in die Hände der Eroberer. Die Beute war beträchtlich. — An die Stelle des entsetzten Roger trat der Sieger Simon von Montfort. Den 22. August ward er unter dem Jubel der Menge zum Vicegrafen von Carcassone und Béziers ausgerufen. Bald wurden nun auch die übrigen Burgen und Schlösser, die als Nester der Ketzerei berüchtigt waren, genommen und geschleift. Mit der Stadt Albi, die der Ketzerei den

---

*) Nur in Hemd und Hosen.

Namen gegeben, gewann Simon zuletzt die ganze Landschaft. Der Papst bestätigte, wie sich erwarten läßt, alle diese Eroberungen. Der Vicegraf Roger dagegen wurde in einem Thurme des Schlosses Béziers in strengster Haft gehalten. In diesem Thurme hauchte er seine Seele aus den 10. Nov. 1209, nachdem er zuerst gebeichtet und von dem Bischof die Sterbesacramente empfangen hatte. Ob durch Gift seine Tage abgekürzt worden, wie vermuthet wird, lassen wir dahingestellt. Aber auch Simon von Montfort konnte seines Besitzes nicht froh werden. Seine Regierung, auf Gewalt gegründet, war verhaßt. Mehrere Städte und Plätze fielen wieder von ihm ab. Die Uebergriffe, die er sich in das Gebiet des Grafen Raymund von Toulouse erlaubte, weil auf diesem noch immer ein Makel der Ketzerei haftete, verwickelten ihn in einen längern Krieg mit ihm und dessen Sohn. Eine Versammlung zu St. Gilles 1210 sprach auf's neue über Raymund von Toulouse den Bann. Die Sache kam zuletzt vor Innocenz auf dem vierten lateranensischen Concil 1215. Innocenz fand sich in großer Verlegenheit, da er das von Simon verübte Unrecht nicht gutheißen, ihn aber, den Vertheidiger des katholischen Glaubens, auch nicht bloßstellen wollte. Er suchte den Sohn Raymunds VI., Raymund VII., dadurch zu entschädigen, daß er ihm die Grafschaft Venaissin mit Beaucaire und der Provence übergab und ihn auf ein späteres Concil verwies, wobei er ihm Treue gegen die Kirche befahl. Simon von Montfort, der den Krieg fortsetzte, kam 1218 bei der Belagerung von Toulouse um's Leben. — So weit der Krieg gegen die Albigenser. Was die Waldenser betrifft, auf deren Lehre und Schicksale wir später zurückkommen werden, so bemerken wir einstweilen, daß ein Theil derselben während der Regierung Innocenz' im Jahr 1210 unter Durandus von Osca wieder zur katholischen Kirche zurückkehrte. Innocenz bestätigte diese religiöse Brüderschaft als einen Verein der „katholischen Armen" (Pauperes catholici). Jedoch traute man ihnen nie recht und immer wurde ihre Rechtgläubigkeit auf's neue verdächtigt, während ihre Frömmigkeit, ihre Bibelfestigkeit, ihre sittliche Haltung auch von den Feinden mußte anerkannt werden. Die Kirche des Mittelalters, wie sie nun einmal angelegt war, konnte keine freie Entwicklung des religiösen Lebens gestatten, sobald dieses nicht in ihre Formen sich fügte. Jedes Sichzusammenthun der Gläubigen, wenn es nicht in Gestalt eines vom Papst genehmigten Ordens auftrat, mußte als das Auftreten einer gefährlichen Secte erscheinen, als ein Sichauflehnen gegen die Einheit der Kirche. Diese Einheit auch äußerlich zu befestigen, die Kirche auch nach innen stark zu machen und ihr ein immer imposanteres

Ansehn nach außen zu geben, das war das unausgesetzte Streben Papst Innocenz III. Was die Secten mit Recht angriffen, die Zuchtlosigkeit der Geistlichen, die weltlichen Mißbräuche, das ging auch Innocenz zu Herzen. Aber die Heilmittel suchte er in der Kirche selbst. Dieses auf Consolidation, aber auch zugleich auf Reformation der Kirche gerichtete Streben zeigt sich uns denn vor allem in den Beschlüssen des schon genannten vierten lateranensischen Concils.

Es war dieß eine der größten und glänzendsten Kirchenversammlungen, die je gehalten worden, und besonders dadurch ausgezeichnet, daß nicht nur die abendländische, sondern auch die morgenländische Kirche auf demselben vertreten war. Es erschienen die Patriarchen von Constantinopel und Jerusalem; die von Antiochien und Alexandrien sandten Stellvertreter; auch der Patriarch der Maroniten war gegenwärtig. Es war eine ökumenische Synode im vollen Sinne des Wortes. Man zählte im Ganzen 71 Primaten und Metropoliten, 412 Bischöfe, 900 Aebte und Prioren. Als Bevollmächtigter Kaiser Friedrichs erschien der Abt Ulrich von St. Gallen. Auch der Kaiser von Constantinopel, die Könige von Frankreich, England, Aragonien, Ungarn und Cypern, viele andre Fürsten und Große Europa's, auch mehrere Städte hatten ihre Boten gesandt. Es waren im Ganzen 2283 Personen. Mit dem Fest des heil. Martinus ward die Synode in der Kirche des heil. Johann vom Lateran eröffnet. Das Gedränge war so groß, daß der Erzbischof von Amalfi im Vorhof der Kirche durch das Volk erdrückt wurde. Innocenz eröffnete die Verhandlungen durch eine Thronrede, in der er in Vorahnung seines baldigen Todes an die Worte des Herrn anknüpfte: „Mich hat herzlich verlanget, das Osterlamm mit euch zu essen, bevor ich sterbe." — Er erging sich nach der Weise der Zeit in allegorischen Anspielungen an das Alte Testament und dessen prophetische Stellen; er bezog dieselben auf das leibliche, geistliche und ewige Passah, das er zu essen verlange. — Auch die folgenden Sitzungen pflegte er mit Ansprachen zu eröffnen, worin er die Geistlichen zur Wachsamkeit in Lehre und Wandel ermunterte. Das Concil dauerte drei Wochen, von Martini bis zum Andreastage. Zuerst wurde der Glaube der Kirche nach allen Seiten festgestellt und das Verdammungsurtheil über die Häresie gesprochen; namentlich wurden die mystischen und pantheistischen Lehren des Amalrich von Bena verworfen, bei dem wir einen Augenblick verweilen wollen.

Amalrich (Almerich) war gebürtig aus Bena, einem Flecken der Diöcese Chartres, und trat als Lehrer zu Paris auf. Er erwarb sich

bald großen Ruf und auch der damalige Dauphin, Ludwig, zog ihn in seine Dienste. Aber bald wurde sein Ruf getrübt durch den Vorwurf der Ketzerei, den er durch seine allerdings kühnen Behauptungen sich zuzog. Seine Sprache bewegte sich zum Theil in den mystischen Ausdrucksformen, aber der Hintergrund seiner Lehre war pantheistisch. Jeder Gläubige, lehrte er, ist ein lebendiges Glied am Leibe Christi. Das klang unverfänglich und erbaulich. Aber was verstand er unter dem Leibe Christi? was unter Christus selbst? was unter Gott? — Da finden wir, daß er mit dem berühmten Denker Joh. Scotus Erigena im 9. Jahrhundert Gott als den Grund aller Dinge betrachtete, als die Quelle und das Ziel alles Seienden. Er ist es, von dem alles ausgeht, in den alles zurückkehrt. Gott offenbart sich in seinen Creaturen; in ihnen allein wird er sichtbar, wie das Licht erst sichtbar wird durch das Medium der Luft. — Amalrich lehrte mit der Kirche eine Menschwerdung Gottes; aber diese hat schon vor Christus begonnen. Im Alten Testament hat Gott der Vater sich geoffenbaret in Abraham, er hat in ihm Menschheit angenommen, als Sohn hat er sich dann im Neuen Testament geoffenbaret in Christo, und nun ist die dritte Periode der Offenbarung eingetreten, in welcher die Incarnation des heil. Geistes stattfindet. Da bedarf es denn auch keiner äußern Heilsmittel und Gnadenmittel mehr, keiner Sacramente, sondern die Seligkeit wird jedem unmittelbar zu Theil, der diese Incarnation an sich erfährt, der sich als ein lebendiges Glied am Leibe Christi weiß. Was bis daher äußerlich im Sacrament des Altars dargestellt worden, das vollzieht sich nun innerlich, die Verbindung Gottes mit der Creatur. Wie mit der Menschwerdung des Sohnes die alten Formen des Gesetzes gefallen sind, so müssen jetzt, nachdem der Geist Mensch geworden, auch die äußern Formen der Kirche dahinfallen, und so verwarfen denn auch Amalrichs Anhänger folgerecht die ganze Kirchenordnung der Hierarchie. Wie den Albigensern, so mußte auch ihnen die römische Kirche als ein Babylon, der Papst als Antichrist erscheinen. Wie die Katharen und Albigenser, so faßten auch die Amalrichianer die Lehre von der Auferstehung spiritualistisch, als eine moralische Auferstehung vom geistlichen Tode; eine leibliche Auferstehung leugneten sie, ebenso einen Himmel und eine Hölle jenseits. Die Hölle, lehrten sie, trage jeder, der nicht dem Zuge des Geistes folge, mit sich selbst herum wie einen faulen Zahn im Munde. Bedenklich lautete dann auch in sittlicher Beziehung die Lehre, daß ein Mensch, in welchem der Geist wohne, nicht mehr sündigen könne; was er thut, das thut er aus des Geistes Trieb, mithin aus Gott; was aus der Liebe geschieht, das ist gut, ist

göttlich. Auch das Heidenthum mußte von diesem Standpunkt aus in einem günstigern Lichte erscheinen, als die Kirche es faßte: denn auch dort hat sich der Geist Gottes in eigenthümlicher Weise offenbart. Ja, dieser Gottesgeist ist in den Schriften Ovids eben so wohl zu finden, als in den Schriften des heil. Augustinus. *)

Es ist nun allerdings schwer zu unterscheiden, welche von diesen Lehren Amalrich selbst angehören, welche seinen Schülern. Daß diese die Lehre des Meisters in Einzelnem auch mißverstanden und übertrieben, daß sie das Geistige fleischlich gefaßt und dann auch in moralisch gefährlicher Weise ausgebeutet haben, ist nach den neuern Forschungen wohl mehr als gewiß. **) So war es namentlich außer David von Dinanto noch ein Glied der Amalrich'schen Secte, Wilhelm der Goldschmied, welcher die Lehren seines Meisters in der unverhülltesten und krassesten Gestalt vortrug, so daß er unter anderm sich selbst für den Propheten des heil. Geistes und der neuen Zeit ausgab. Und so mögen auch manche von den vorhin erwähnten Sätzen eher ihm, als Amalrich selbst zugeschrieben werden. Wenigstens zeigt uns Amalrichs Proceß während seines Lebens, daß er es nicht auf's Aeußerste treiben und mit der Kirche wo möglich in Frieden bleiben wollte. Er hatte es nicht verhindern können, daß schon im Jahr 1204 seine Lehre von einer Synode zu Paris verdammt wurde. Da entschloß er sich sogar zu einer Appellation an den Papst Innocenz III. Aber dieser bestätigte das Urtheil der Synode 1207. Amalrich blieb nichts übrig, als in Paris einen Widerruf zu leisten. Die Sache grämte ihn so, daß er 1209 starb. Nun aber wurden in demselben Jahr auf Veranlassung der unvorsichtigen Aeußerungen Wilhelms neue Untersuchungen angestellt, neue Verfolgungen eingeleitet und die Folge davon war, daß im Jahr 1210 die Lehre Amalrichs auf's neue verdammt, zehn seiner Anhänger vor den Thoren der Stadt verbrannt, vier davon lebenslänglich eingesperrt wurden. Ja, trotz des geleisteten Widerrufes ward Amalrich selbst noch im Tode beunruhigt. Seine Gebeine wurden ausgegraben und sammt seinen Schriften verbrannt und die Asche in die Luft zerstreut. Und eben dieses Urtheil wurde nun auf dem vierten lateranensischen Concil in allen Theilen bestätigt, und noch einmal über Amalrichs Lehre als über eine häretische und wahnsinnige Lehre das Verdammungsurtheil gesprochen.

*) Man könnte erwarten, daß es hieße, so gut als in der Bibel! So weit scheinen sie doch nicht vorgeschritten zu sein.

**) S. die Abhandlungen von Hahn (Studien und Kritiken 1846) und Krönlein (1847).

Bei diesem Anlasse wurde dann auch das Verfahren gegen die Ketzer überhaupt, wie wir es bis dahin kennen gelernt haben, von der Synode grundsätzlich gebilligt und die Pflicht ausgesprochen für jeden guten Katholiken, nach Kräften zur Ausrottung derselben mitzuwirken. Ja, wir finden hier schon die Grundzüge gegeben zu dem kirchlichen Institute, das sich bald in den schrecklichsten Formen entwickelte, die Grundzüge zur Inquisition. Jeder Bischof, so lautete die Anordnung des Concils, soll alljährlich ein- oder zweimal seinen Erzdechanten, so er nicht selbst gehen mag, in die Gemeinden schicken welche im Rufe der Ketzerei stehen, und durch Beeidigte genaue Nachforschung halten lassen, ob heimliche Zusammenkünfte stattfinden; er wird die, die ihm verzeigt werden, vor sich bescheiden und ihnen Buße auflegen, die Rückfälligen aber mit ernsteren Strafen ansehen. Dann wurden Verordnungen gegeben über Sittenverbesserung und Kirchenzucht. Die Geistlichen sollen ihres Amts in aller Treue warten durch Predigt und Seelsorge, sie sollen sich auszeichnen durch Keuschheit und Nüchternheit, Trinkgelage und Würfelspiel meiden, auch den Gauklern und Possenreißern nicht zuschauen, wenn sie vor dem Volke ihre Künste sehen lassen. Sie sollen keinen Handel treiben und auch der Wundarzneikunst sich enthalten, weil die Kirche und ihre Diener kein Blut vergießen dürfen, und so noch weitere, im Ganzen heilsame, zeitgemäße Vorschriften, aus denen wir auch auf den sittlichen Standpunkt der Zeit, d. h. auf ihr sittliches Verderben zu schließen vermögen. Auch über den Gottesdienst wurden allerlei Vorschriften gegeben. Das Wichtigste in dieser Beziehung ist der Beschluß des 12. Kanons über die Ohrenbeichte. Christen beiderlei Geschlechts sollen, sowie sie zu den Jahren sittlicher Entscheidung gekommen (man nahm das siebente Jahr an), verpflichtet sein, wenigstens einmal im Jahr (namentlich in der heil. Osterzeit) eine geheime Beichte abzulegen über alle ihre Sünden und nichts verschweigen. Dabei aber wurde auch wieder dem Beichte hörenden Geistlichen die größte Verschwiegenheit und Discretion anbefohlen. Der Beichtvater soll, heißt es, einem klugen Arzte gleichen, der die rechten Mittel anwendet, um dem Kranken zur Genesung zu verhelfen. Die schon in der vorigen Vorlesung erwähnten Verordnungen wegen der Juden wurden auch hier erneut. Sodann wurden Vorkehrungen zu einem neuen Kreuzzuge in's gelobte Land getroffen und der Fluch über alle die gesprochen, welche durch Seeräuberei die Kreuzfahrer beunruhigen oder gar den Saracenen Beistand leisten würden. Besonders wichtig und weitgreifend waren endlich die Verord-

nungen des Concils in Betreff der beiden neu entstandenen Bettelorden, der Franciskaner und der Dominikaner.

Ehe wir die Geschichte dieser beiden wichtigen, einflußreichen Orden uns vorführen, betrachten wir jetzt noch das Ende unsres Papstes Innocenz III. Eine Fehde zwischen Genua und Pisa verlangte sein schiedsrichterliches Urtheil. Er war auf der Reise nach Pisa begriffen, als er in Perugia vom Fieber befallen wurde. Mehrere Tage lag er krank, ohne die Gefahr einzusehen. Der unvorsichtige Genuß von Orangen soll das Uebel verschlimmert haben. Es stellte sich zuletzt eine Lähmung und den 16. Juli 1216 der Tod ein. Er starb im 56. Jahr seines Lebens, nachdem er 18 Jahre, 6 Monate und 7 Tage auf dem Stuhle Petri gesessen. In der Domkirche zu Perugia wurde seine Leiche beigesetzt.

Die Urtheile über Innocenz sind in älterer und in neuerer Zeit verschieden ausgefallen. Zeitgenossen rühmen seinen außerordentlichen Geist, seine Weisheit, seine Tugend und Rechtschaffenheit, während Andere über seine Habsucht sich beklagen. Walter von der Vogelweide, der überhaupt der welschen Priesterschaft nicht hold („das deutsche Silber fällt in welschen Schrein, ihr Pfaffen esset Hühner und trinket Wein und laßt die Deutschen fasten") nannte ihn einen Wolf, statt einen Hirten der Schafe. So der weltliche Dichter. Aber auch eine Heilige der Zeit, die heil. Luitgardis hatte eine Vision, in welcher sie den Papst im Fegfeuer erblickte, und von ihm die Erklärung hörte, er würde ohne Fürbitte der heiligen Jungfrau die ewige Verdammniß erdulden. In dieser Anekdote liegt indessen eben so gut die Tendenz, das Dogma vom Fegfeuer und die Macht der Maria zu erhöhen, als die Tugend des Papstes herabzusetzen. „Wenn selbst," so wenigstens können wir es uns interpretiren, „wenn selbst ein Innocenz nicht dem Fegfeuer zu entgehen vermag, ohne die Fürbitte der Maria, wie viel weniger ein andrer armer Sünder?"

Daß die neuern Historiker im Zeitalter der Aufklärung Innocenz ähnlich beurtheilen wie Gregor VII., läßt sich erwarten. So sagt Spittler: Gregor VII. war gewaltthätig gewesen, aber Innocenz war planmäßig herrschsüchtig; doch müssen auch diese Historiker die großen Eigenschaften unsres Papstes anerkennen. Dagegen haben Männer wie Johann von Müller und Friedrich von Raumer ein günstiges Urtheil über ihn gefällt. Ersterer nennt ihn „einen Herrn voll Güte und Anmuth, voll Standhaftigkeit, äußerst einfach und sparsam in seiner Lebensart, in Wohlthaten bis zur Verschwendung freigebig", und in einem Brief an Gleim sagt er: Innocenz habe die höchsten Tugenden in seiner Aufsicht über die christliche Welt ausgeübt. Raumer nennt ihn „einen aufrichtigen Beschützer der

Unterdrückten und einen wachsamen Beförderer der Zucht und Ordnung". Andere haben ihn „die personificirte Gerechtigkeit" genannt. Wie dann vollends die Persönlichkeit dieses Papstes mit allem, was daran hängt, sogar einen reformirten Antistes bis zu dem Grade begeistern konnte, daß er ihm ein großes biographisches Denkmal in vier Bänden setzte, und wie der Verfasser über dieser Arbeit immer mehr in den Sympathien der römischen Kirche sich bestärkte, bis er endlich offen zu ihr übertrat, das haben wir in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts erlebt. Friedrich Hurter in seinem Innocenz weiß nicht, ob er die Frömmigkeit und die Demuth, oder die Standhaftigkeit und Geistesgröße seines Helden mehr bewundern soll. Er gesteht es uns selbst,*) er habe in seiner Phantasie das ganze Wesen dieses Mannes so durchlebt und repristinirt, als hätte er nicht nur alle Eindrücke der damaligen Weltereignisse an sich erfahren, sondern dabei mitgewirkt und gehandelt. Und die Leser seines Buches werden es bestätigen, daß sein Verfasser in der That mehr als eine Geschichte vergangener Größe giebt, daß er es darauf anlegt, das ganze Mittelalter wieder heraufzubeschwören, in welchem allein die Gestalt eines Innocenz redivivus gedenkbar wäre. Das sind nun freilich Extreme. Aber dadurch sollen wir uns nicht in ein andres Extrem treiben lassen. Wir können uns nur freuen, wenn auch entschiedene Protestanten es über sich gewinnen, einem Papste wie Innocenz gerecht zu werden. Dieß müssen wir einer der neuesten Schriften über Innocenz III. nachrühmen, der des Grafen Agenor von Gasparin. Auch Gasparin anerkennt in Innocenz eine sittliche Größe, die ihn vor Vielen seines Gleichen auszeichnet. „Wie man auch immer," sagt er schon in Beziehung auf die frühern Päpste, „die päpstlichen Anmaßungen hassen mag, man wird (im Blick auf die schändlichen Päpste des 10. Jahrhunderts) sich gewissermaßen erquickt fühlen, wenn man nach der sittlichen Verworfenheit der Tyrannei begegnet. Ein großer Charakter von mächtiger Ueberzeugung hat immer etwas Schönes, und ich darf diese Huldigung weder Gregor VII., noch demjenigen seiner Nachfolger verweigern, der sein Werk vollendet hat, einem Alexander III." Und in gleicher Weise rühmt er denn auch an Innocenz III. die Reinheit von sittlichen Ausschweifungen, deren sich so manche andre Päpste schuldig machten; er rühmt seine Selbstbeherrschung, seine unermüdliche Thätigkeit. „Innocenz hat," sagt Gasparin, „der Welt das Beispiel gegeben von einem Papste, der sich gewissenhaft und ungetheilt seinem Werke hingegeben." Auch seiner Frömmigkeit, die wir uns

*) Geburt und Wiedergeburt I. S. 305.

freilich im Geiste seiner Zeit zu denken haben, läßt er insoweit Gerechtigkeit widerfahren, als er sie für eine aufrichtige hält. Nur ein höchst befangener und einfältiger Geist kann nach dem Urtheil Gasparins in Innocenz blos einen Ehrgeizigen, einen Heuchler sehen. Er war von seinen Rechten wie von seinen Pflichten auf's innigste überzeugt — es war ein Mann aus Erz gegossen und aus einem Gusse. Selbst reinere, evangelische Züge glaubt Gasparin an seinem Wesen zu entdecken. „Ich wage nicht zu behaupten," sagt er, „daß die Wahrheit, wie sie in Jesu Christo uns geoffenbaret ist, ihm fremd gewesen. In dem Satze: der Gerechte wird seines Glaubens leben, den er in seiner Installationsrede aussprach, begegnet er sich sogar mit Luther." — So urtheilt über Innocenz ein entschiedener Protestant, den gewiß noch niemand einer Hinneigung zum Romanismus beschuldigt hat. — Aber freilich ist er denn auch nicht blind gegen des großen Papstes Fehler. „Derselbe Mann," sagt er, „aus einem Stück war auch wieder ein schlauer Italiäner, dessen Klugheit mitunter an Falschheit streifte und der auch seinen eigenen Vortheil und den seines Hauses nicht vergaß."

Fügen wir zu diesen Urtheilen noch einige andre unsrer berühmtesten Kirchenhistoriker. So bemerkt Hase in seiner Kirchengeschichte*) von Innocenz: „Er hat mit seinem zersetzenden Verstande zuweilen das Recht nach den Umständen gebeugt, und durfte sich doch rühmen, daß selbst seine aufgefangenen Briefe nur seine Geradheit bezeugten; er war habsüchtig, noch habsüchtiger seine Legaten, denen er zu viel vertraute: aber seine Reichthümer dienten seinen Gedanken und standen den Kreuzfahrern wie den Armen offen; er für seine Person lebte einfach wie Cincinnatus, darum beugten ihn auch Geschenke nicht. Er war ein Vater der Wittwen und Waisen, und als Stellvertreter des höchsten Versöhners ein Friedensvermittler zwischen Städten und Fürsten. Das Unglück hat ihm nicht die Prüfungen aufgelegt, in denen sich ein großer Charakter bewährt. Glückliche Verhältnisse hat er mit altrömischer Besonnenheit benützt, noch einmal hat Rom durch ihn die gebildete Welt beherrscht." Neander sagt in seiner schlichten Weise: „Innocenz hat die Eigenschaften wirklich besessen, die sein Vorfahr Alexander III. zu besitzen wünschte. Als nämlich ein Schmeichler Alexander III. Lob spendete, antwortete der Papst: ja, wenn er ein guter Regent, ein guter Prediger und ein guter Beichtiger wäre, so wäre er auch ein guter Papst. Innocenz verband diese drei Eigenschaften, er war eifrig im Predigen,

*) Neunte Ausg. 1867. S. 229.

tüchtig in der Kirchenregierung und in der Verwaltung des Bußwesens. Er war mit den Verhältnissen und den Bedürfnissen der Kirche seiner Zeit wohl bekannt, durch die Universitätstheologie seiner Zeit gebildet; er war von der Idee der päpstlichen Weltmonarchie ganz erfüllt und wußte zur Verwirklichung derselben die Umstände mit Klugheit und Kraft zu nützen. Seine Thätigkeit war von ungeheurem Umfange; sie verbreitete sich nach allen Weltgegenden. Aufmerksam war er auf alles, was in Kirche und Staat überall vorfiel. Ueber Bischöfe und Fürsten machte er seine höchste richterliche Gewalt mit Festigkeit geltend. Seine zahlreichen Briefe und Urkunden beweisen, daß ihn nicht blos der Eifer für die Behauptung der päpstlichen Macht und Herrschaft, sondern auch der Eifer für die Förderung des wahren Besten beseelte. Doch da er für jenes System der Weltmonarchie, in welchem Geistliches und Weltliches miteinander vermischt werden, als ein auf göttlichem Recht gegründetes eiferte, da er dieses System gegen die von einem guten wie von einem schlechten Geist ausgehenden Reactionen vertheidigen mußte, so wurde er durch die schlechte Sache zum Gebrauch schlechter Mittel fortgerissen."*)

Auch Sugenheim**) anerkennt, daß bei Innocenz das leidenschaftliche Streben nach Macht im Dienst einer höhern Idee gestanden, von der er beseelt und getragen war. Er sieht in ihm mehr den scharfsinnigen und klugen Mann, als den Mann von schöpferisch-thätigem Geiste, der seine Meisterschaft weniger in der Bestimmung als in der Benützung der Verhältnisse bewies. „Wachsamen Auges den Gang der Ereignisse und die Handlungen der Menschen verfolgend, verstand er sich darum nicht minder auf die Kunst, in mißlichen Fällen zu schweigen und von nichts zu wissen. Je nachdem es seine Zwecke erheischten, war er hartnäckig oder nachgiebig, strenge oder milde, trotzig oder schmiegsam." — Hören wir endlich noch den kritisch-nüchternen Baur:***) „Es ist nur eine Stimme darüber, daß mit Innocenz III. das Papstthum den Gipfel seiner Größe erstieg und in der langen Reihe der Jahrhunderte in keiner andern Periode einer so ungestörten Ruhe und einer so glänzenden Macht und Herrlichkeit sich erfreute, wie unter der Regierung dieses Papstes, welcher nicht blos durch alle Herrschereigenschaften, sondern auch durch persönliche Vorzüge, wie durch hohe Geburt,

*) Kirchengeschichte II. S. 425, 426.
**) Geschichte des Kirchenstaates S. 120 ff.
***) Kirche des Mittelalters S. 220.

so auch durch Geist, Bildung und Gelehrsamkeit wie kein Anderer auf dieser höchsten Stufe sich auszeichnete."

Was soll ich zu diesen Urtheilen verschiedener Männer von den verschiedensten Lebensstellungen, Richtungen und Ueberzeugungen noch weiter hinzusetzen? Werden nicht auch wir den Tugenden des Papstes alle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, zumal in einer Zeit, in der sie ihre wohlthätigen Strahlen nach allen Seiten verbreiteten? Aber daß eben diese Tugenden sowohl an den eigenen Leidenschaften des gewaltigen Mannes, als an den Vorurtheilen des Jahrhunderts, die er mit demselben theilte, ihre Schranken fanden, wer möchte es leugnen? Gemessen am Maßstabe des Papstthums ist Innocenz unstreitig der größte aller Päpste; gemessen an der ewig-gültigen Regel des Evangeliums Jesu Christi wird, wie überall, so auch hier, das was groß und gewaltig ist vor der Welt, als klein erscheinen im Himmelreich, und auch unter dem, was Menschen an ihm bewundern, wird nur das Bestand haben, was der Geist Gottes, der sich zu keiner Zeit von seiner Kirche getrennt hat, auch in dem Innersten seiner Seele gewirkt hat. Wie weit und mit welchem Erfolge dieß geschehen, wer will das ermessen? Darüber ist Gott allein Richter.



Zwanzigste Vorlesung.

Rückblick auf die Größe Innocenz III. — Die Bettelorden. — Dominicus und die Dominikaner. — Franz von Assisi und die Franciskaner.

Wie selten oder nie eine große Persönlichkeit in der Geschichte allein dasteht, sondern wie ihr gewöhnlich Andere zur Seite stehen, die entweder ihr Werk fördern und tragen helfen, oder die ihr entgegenwirken, so zeigt sich uns dieß auch in der Geschichte Innocenz III. Und zwar findet hier mehr das Erstere statt, als das Letztere. Nicht daß es nicht auch dem Papst Innocenz an Opposition gefehlt hätte (ich erinnere an das früher Berichtete); aber es fand diese Opposition keine bedeutende Persönlichkeit, die ihr Halt und Nachdruck gegeben und die es auf die Dauer ausgehalten hätte. Wir sehen wohl Gegner sich erheben; aber bald sehen wir sie wieder reumüthig zu den Füßen des Papstes oder seiner Legaten. Es war kein Friedrich Barbarossa, kein Arnold von Brescia, der hier in die Schranken trat, und so hatte Innocenz allerdings im Vergleich mit seinen Vorfahren und seinen Nachfolgern eine glückliche Stellung, die einzig in ihrer Art genannt werden kann. Oder wo hätten wir ihn je in einer Verlegenheit, in einer Klemme gesehen, aus der er nicht sofort sich befreit hätte? Kein Gegenpapst ist ihm gestellt worden, wie Gregor VII. und Alexander III. Nie hat er auch das Land oder die Stadt verlassen, nie im Exil leben müssen, wie so viele Päpste vor und nach ihm. Man kann also sagen, Innocenz III. fiel in eine für die Universalmonarchie des Papstes überaus günstige Zeit. Und so finden wir denn auch, daß die großen Persönlichkeiten, die neben ihm auftraten, nur dazu dienten, sein Werk zu stützen und zu fördern. Dieß gilt nun ganz besonders von den beiden Stiftern der sogenannten Bettelorden, von Dominicus und Franciscus. Es hat sich uns schon früher gezeigt, wie die Geschichte des Mönchthums mit der des Papstthums parallel geht. Was hatte nicht Bernhard von Clairvaux für eine wichtige Stellung zum Papstthum des 12. Jahrhunderts

eingenommen! Was aber Bernhard von Clairvaux für das zwölfte, das wurden Dominicus und Franz von Assisi, das wurden die von ihnen gestifteten Bettelorden für das dreizehnte und die folgenden Jahrhunderte, nur wieder in anderer Weise.

Man kann beinahe zweifelhaft sein, ob man das Wort „Mönchthum" noch anwenden will auf eine Erscheinung wie die, welche uns jetzt zu betrachten vorliegt. Wenn man unter dem Mönchthum die Abgeschiedenheit von der Welt und ihrem Treiben versteht, so zeigen die Mönche, von denen wir jetzt reden werden, das gerade Gegentheil. Sie erscheinen uns recht eigentlich als die Triebräder der damaligen Welt, zunächst freilich als die Triebräder der Kirche; aber da die Welt nach ihrer idealen Seite in der Kirche aufging, so waren sie auch die Triebräder der Welt. Daß das Mönchthum nach und nach aus seiner Zelle heraus den Weg gefunden in alle die Gänge, die zu den höchsten, einflußreichsten Stellen in Kirche und Staat führten, das hat uns schon das frühere Mittelalter, das hat uns die Geschichte eines Dunstan, Damiani, Hildebrand und die so eben erwähnte Geschichte eines Bernhard von Clairvaux gezeigt. Aber noch enger verwachsen mit der sie umgebenden Welt müssen uns die Orden erscheinen, die ja auch schon äußerlich nicht mehr in stillen entlegenen Thälern oder gar in der Wildniß sich anbauten, sondern mitten in den volkreichsten Städten selbst ihre Sitze wählten,*) bei denen auch nicht mehr die Gebundenheit an ihr Kloster (stabilitas loci) einer vielseitigen Wirksamkeit Schranken setzte, sondern die durch ein unstätes, bewegliches Wanderleben sich gleichsam eine Allgegenwart schufen. Von der Stiftung dieser beiden Orden, ohne welche die Geschichte des Pontificats Innocenz III. unvollständig wäre, lassen Sie uns jetzt noch zum Abschluß unserer Zeitbilder in dieser Vorlesung reden.

Beginnen wir mit Dominicus. Er ist im Jahr 1170 zu Caleruogo in dem spanischen Sprengel von Osma in Alt-Kastilien geboren, ob aus dem Geschlechte der Guzman, wie gewöhnlich angegeben wird, mag dahingestellt bleiben. Sein Vater hieß Felix, seine Mutter Johanna. Letztere war eine fromme Frau im Geiste ihrer Zeit. Sie hatte ihren Sohn schon vor dessen Geburt einem Heiligen des Namens geweiht, den sie ihm in der Taufe geben ließ, und so bestimmte sie ihn denn auch zum geistlichen Stande. Er studirte zu Valencia und befliß sich schon dort der größten Enthaltsamkeit. Nur aus Gehorsam gegen

*) Bezeichnend ist (zugleich mit Rücksicht auf die spätern Jesuiten) der Vers:
Bernhardus montes, valles Benedictus amabat:
Oppida Franciscus, celebres Ignatius urbes.

den Bischof ließ er sich bewegen, etwas Wein zu trinken. Sein Trieb zur Wohlthätigkeit war so groß, daß er seine Bücher verkaufte, um den Armen Almosen geben zu können. Einst bot er seine eigene Person an zur Auslösung eines in Sklaverei Gerathenen. Männer von solcher Richtung fanden bald ihre Verwendung. Eben war Dominicus im Begriff, in den Orden der Cistercienser oder einen verwandten Orden zu treten, als ihn der Bischof Diego von Osma in seine Nähe rief, um durch ihn die Geistlichen seines Kapitels nach der Regel des heil. Augustin zu reformiren. Dominicus nahm den Ruf an; er erhielt die Priesterweihe und das Amt eines Subpriors im Kapitel, und schon jetzt wurde er zur Bekehrung von Muhammedanern und Ketzern ausgesandt. Auf wiederholten Reisen durch das südliche Frankreich seit 1204, auf welche Diego den Dominicus als Gefährten mitnahm, lernte dieser die Zustände jenes Landes näher kennen. Schwer fiel ihm neben der Gesunkenheit und Zuchtlosigkeit der Geistlichen auch das Umsichgreifen der Ketzerei auf das Herz. Wohl waren schon früher Versuche gemacht worden, die Abgefallenen wieder in die Kirche zurückzuführen und besonders hatten die Cistercienser diese Mission betrieben. Allein Dominicus, der mit ihnen in Montpellier zusammentraf, tadelte ihr vornehmes Auftreten. „Ihr ziehet," warf er ihnen vor, „mit Saumrossen einher, die eure Kleider und Lebensbedürfnisse tragen; darum widersetzen sich die Irrgläubigen eurer Predigt und sprechen: ei schauet doch, wie diese Ritter uns Christum unsern Herrn verkündigen, der zu Fuß ging, und wie diese Reichen den Armen und Verachteten ehren. Wollt ihr einen Erfolg eurer Arbeit sehen, so müßt ihr allen Prunk zurücklassen, ihr müßt wie die Apostel einfach, paarweise schlicht und barfuß einhergehen, dann werdet ihr etwas ausrichten." Wie er es Andern anbefahl, so machte es nun Dominicus selbst. Ganze Nächte brachte er in den Kirchen zu und schlief, wenn ihn je der Schlummer überfiel, auf dem harten Stein des Altars. Kirchliche Würden, die ihm angeboten wurden, schlug er aus; er nannte sich den Geringsten unter den Predigern.

Zehn Jahre lang arbeitete Dominicus unverdrossen als Reiseprediger, hauptsächlich aber als Ketzerbekehrer im südlichen Frankreich, und in dieser Arbeit unterstützte ihn besonders der uns schon bekannte Bischof Fulco von Toulouse. Um die weiblichen Gemüther vor Verführung zur Irrlehre zu bewahren oder den schon Verirrten Gelegenheit zur Buße zu geben, gründete Dominicus in dem Sprengel von Toulouse, zu Prouille ein Mädchenasyl mit klösterlichen Einrichtungen. Dahin kamen die Töchter der Adelichen des Landes; durch sie hoffte man auch

ihre Väter wieder für die Kirche zu gewinnen. Zwei Brüder, Thomas und Peter Cellani aus Toulouse schenkten ihm nun ein Haus, in welchem er selbst mit seinen Genossen, deren Zahl indessen auf 16 gestiegen war, ein gemeinschaftliches kanonisches Leben führte. Auch dieses Haus erhielt neben dem von Prouille ansehnliche Schenkungen. Unter den mächtigsten Gönnern des Dominicus und seiner Verbindung erscheint dann auch jener Simon von Montfort, den wir an der Spitze des Albigenserkrieges erblickt haben. Seinem Heere schloß sich Dominicus als Prediger an. Der Prediger aber ward zum Inquisitor: er nahm die Schuldigen in's Verhör, er überführte sie ihrer Ketzerei, und wenn sie sich nicht bekehren wollten, war er es, der dem Scheiterhaufen sie überlieferte. Und gewiß, Dominicus glaubte damit Gott und der Kirche einen Dienst zu thun; für sich selbst konnte er dabei weder etwas suchen, noch gewinnen. Um so bedauerlicher erscheint uns die Verirrung bei einem Manne, der bei seinen Gaben und seiner Aufopferungsfähigkeit zu Besserem berufen schien. Eine Auszeichnung jedoch, die er als Lohn für seine zehnjährigen Dienste verdient zu haben meinte, sollte ihm werden, die Auszeichnung eines Ordensstifters. Allein eben um die Zeit, als er mit diesem Gedanken umging, dachte die Kirche darauf, der Stiftung neuer Orden ein Ziel zu setzen. Die vierte lateranensische Synode faßte den Beschluß, daß niemand mehr eine „neue Religion" erfinden soll. „Religio" hieß im kirchlichen Sprachgebrauch so viel als Ordensregel. Und dennoch wagte es der Bischof Fulco von Toulouse zu eben der Zeit, da jenes Concil gehalten ward (1215), den Papst zu einer Ausnahme zu Gunsten des Dominicus zu bewegen. Wie weit der Papst selbst entsprochen, ist schwer zu sagen. Er gab mündlich zu verstehen, daß nur dann eine Genossenschaft wie die des Dominicus von der Kirche gutgeheißen werden könnte, wenn sie an eine schon bestehende Ordensregel sich anschlösse. Dominicus ließ sich dieß gefallen; er wählte die Regel des heil. Augustinus, nahm aber auch einiges von den Prämonstratensern in seine Bestimmungen auf. Strenge Enthaltsamkeit, Armuth, Fasten, Stillschweigen (außer in den Fällen, wo die Oberen zu reden gestatten) waren die Grundzüge der Regel. Als Ordenstracht wurde für den Anfang die gewählt, welche Dominicus selbst als Domherr trug: ein langer schwarzer Rock mit weißem Ueberwurf ohne Gürtel; später ward die Tracht etwas verändert und eine Kapuze hinzugethan, was sie der Mönchstracht näher brachte. Ueber dem war Innocenz III. gestorben und Honorius III. ihm auf dem päpstlichen Stuhle gefolgt. Dieser nahm den Dominicus, als er wieder in Rom sich zeigte,

freundlich auf, und noch ehe das Jahr 1216 abgelaufen war, fertigte er vor Weihnachten die Bestätigungsbulle aus. Er verlieh den Dominikanern oder, wie sie nun hießen, den Predigern viele Freiheiten, als den ächten Vorkämpfern der Kirche. Dominicus selbst wurde zum General des Ordens ernannt. Im Jahr 1217 kehrte er nach Toulouse zurück und verpflichtete seine Genossen förmlich auf die vom Papst bestätigte Regel. Von da sandte er die Einen in sein Heimathland Spanien, die Andern nach der Hauptstadt Frankreichs, um dort Ordenshäuser zu stiften. In Paris geschah solches 1218 durch den Bruder Matthäus in der Straße, die nach dem heil. Jakobus benannt war, und so hießen denn auch die Bewohner des von ihm gegründeten Ordenshauses Jakobiner. (Bekanntlich ging in der Revolution diese Benennung auf jene blutige Partei über, die in den Räumen des ehemaligen Jakobinerklosters sich versammelte.)

Den Dominicus aber, der sich auf's neue nach Rom begab, fesselte Honorius dadurch an den päpstlichen Stuhl, daß er ihn zu seinem Oberhofprediger (magister sacri palatii) machte, ein Amt, welches bis dahin dem Dominikanerorden als ein hohes Ehrenamt verblieben ist. Der Orden breitete sich ungemein schnell aus, so daß Dominicus auf dem Generalkapitel zu Bologna im Jahr 1221 die bereits bestehenden 60 Häuser in 8 Provinzen abtheilen konnte: Spanien, die Provence, Frankreich, die Lombardei, die Romagna, Deutschland, Ungarn, England. Schon im Jahr zuvor (1220) war ebenfalls ein Concil in Bologna im Kloster St. Niclaus gehalten worden, auf welchem die Besitzlosigkeit als Grundsatz ausgesprochen, der Orden mithin als Betteorden erklärt worden war. Dieß letztere geschah offenbar im Blick auf den Nebenbuhler, den gleichzeitig entstandenen Orden des heil. Franciscus. Auf einem zweiten Concil von 1221 wurde dann auch die nähere Verfassung des Ordens festgesetzt. Wir können sie eine demokratische Verfassung nennen, die jedoch in eine monarchische Spitze ausläuft. An dieser Spitze steht der Ordensgeneral mit bedeutenden Vollmachten; er hat seinen Sitz in Rom. Jede Provinz hat dann zum Vorsteher ihren Provinzial, jedes Haus seinen Prior und Subprior. Außerdem gab es noch „Diffinitoren", welchen die Visitationen oblagen und bei denen man Beschwerden über den Orden anbringen konnte. — Alle Jahre sollte ein Generalkapitel gehalten werden. In Bologna war es auch, wo Dominicus, nachdem er noch einige Städte Oberitaliens besucht hatte, sein Grab fand. Er belegte noch kurz vor seinem Tode denjenigen mit seinem Fluch, der es wagen würde, sichere Einkünfte und Güter in den Orden einzuführen. Sein Ende ent-

sprach ganz der von ihm gewählten und festgehaltenen Lebensweise. Auf der Erde, in Asche liegend, in einem härenen Gewande, mit einer eisernen Kette umgürtet, erwartete er seine Auflösung. Er starb den 6. August 1221. Sein Leichenbegängniß war glänzend. Viele Wunder wurden von ihm erzählt. Schon zwölf Jahre nach seinem Tode (1233) wurde er von seinem Freund Ugolino, der inzwischen Papst geworden war (Gregor IX.), heilig gesprochen. Der Orden wuchs zusehends. Viele namhafte Gelehrte, die größten Denker des Jahrhunderts gingen aus demselben hervor. Mit der Aufgabe, theologische Erkenntniß zu verbreiten, verband der Orden aber auch wesentlich die, über der Rechtgläubigkeit zu wachen. Die Dominikaner wurden bekanntlich die eifrigsten Träger und Förderer der Inquisition (Konrad von Marburg, Hogstraten u. a.). Die doppelte Bestimmung des Ordens, zu leuchten und zu wachen, ist symbolisch ausgesprochen in seinem Wappen: ein Hund, das Bild der Treue, mit einer Fackel im Munde! Der Volkswitz nannte sie wohl auch Domini canes (des Herrn Hunde). Und nun das Gegenbild des Ordens, der heil. Franciscus.*)

In dem Bergstädtchen Assisi im Herzogthum Spoleto wurde einem reichen Tuchhändler Peter Bernardone 1182 ein Knäblein geboren, dem seine Mutter Dominica Pica in der Taufe den Namen Johannes geben ließ. Der junge Johann sollte Kaufmann werden und begab sich deßhalb auf Reisen. Er war ein lebensfroher, in allen Spielen gewandter Jüngling. Er ward als der Meister der Spiele, die Blume der Jugend gerühmt. Das Französische sprach er mit großer Leichtigkeit und von da sollen ihn seine Genossen den Franzosen (il francesco) genannt haben. Nach Andern hat ihm schon der Vater diesen Namen gegeben. Als die Mutter von dem weltlichen Leben ihres Sohnes vernahm, der wie der Sohn eines Fürsten lebe und das Geld mit vollen Händen ausstreue, soll sie geantwortet haben: er wird noch durch die göttliche Gnade ein Sohn Gottes werden. Schon in seiner weltlichen Periode liebte er das Auffällige (so in der Kleidung) und zeichnete sich durch Freigebigkeit gegen Arme aus. Auch an ritterlichen Proben der Tapferkeit ließ er's nicht fehlen. Er schloß sich 1201 in einer Fehde zwischen Assisi und Perugia der Kriegerschaar seiner Vaterstadt an; er wurde gefangen und trug die Gefangenschaft mit heiterm Muthe. Nun aber gab eine schwere Krankheit seinem Leben eine ernste Wendung. Die Welt schien keine Reize

---

*) Hase, Franz von Assisi, ein Heiligenbild, 1856. Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen. II, 2. Neander, Kirchengeschichte.

mehr für ihn zu haben. Weder die schöne Natur, noch die geselligen Kreise konnten ihm eine freudige Stimmung abgewinnen. Noch einmal mischte er sich in das Getöse der Waffen. Er wollte Walter von Brienne auf seinem Zuge nach Apulien begleiten; allein in Spoleto verließ er das Heer und kehrte wieder nach Assisi zurück. Den Freunden fiel sein verändertes Wesen auf. Sie fragten ihn neckend, ob er seiner Geliebten gedenke? „Ihr habt es errathen," antwortet er, „ich habe eine Geliebte gefunden, von der ich nicht mehr lasse, eine adliche, schöne, reiche; mit ihr bin ich verlobt." Er verstand darunter die Armuth Christi. Nun suchte er die Einsamkeit. Tage- und wochenlang verweilte er in einer Höhle vor der Stadt, nur ein Diener des väterlichen Hauses reichte ihm die nöthige Nahrung. Seine Träume wurden zu Visionen. Auf eine solche Vision hin begab er sich nach Rom. Dort setzte er sich auf die Stufen der Peterskirche in Lumpen gehüllt unter die Bettler und scheute sich nicht, den Aussätzigen den Bruderkuß zu ertheilen. — In einer alten Kapelle vor der Stadt, in der er seine Andacht vor dem Bilde des Gekreuzigten verrichtete, glaubte er die Worte zu vernehmen: „Franciscus, mache dich auf und stelle mein Haus wieder her, das verfallen ist." *) Sein Lebensbeschreiber Bonaventura bemerkt, der höhere Sinn dieser Worte sei auf das geistliche Haus des Herrn, auf die Kirche Christi gegangen, die er sich mit seinem Blut erkauft. Franciscus aber faßte sie zunächst vom Bau einer zerfallenen Kapelle der Kirche des heil. Damianus bei Assisi. Das Geld sollte sich bald finden. Franciscus verkaufte die seinem Vater gehörigen Tuchwaaren und sein Pferd, um aus dem Erlös die Kirche zu bauen. Dieß erregte den Zorn des Vaters. Er ließ ihn einsperren und mißhandeln. Franciscus aber kehrte sich nicht daran. Er entsagte dem irdischen Vater und berief sich auf den Vater im Himmel, — ja, er wählte sich, nachdem er sich vom Hause getrennt, einen alten Bettler zum Vater, daß er ihn segne, so oft sein leiblicher Vater ihm fluche. Nun vertauschte er auch sein bisheriges Kleid mit der Kutte, seine Schuhe mit Sandalen und auferlegte sich die härtesten Büßungen. Er bettelte sich so viel Geld zusammen, daß er nicht nur die Kirche des heil. Damianus, sondern noch zwei andere verfallene Kirchen in der Nähe von Assisi bauen konnte; eine derselben war die kleine verlassene Kirche Mariä der Engel, Porticella (Portiuncula) genannt, welche den Benediktinern gehörte, und die von nun an sein liebster Aufenthalt wurde. Zwei Jahre brachte er hier in andächtiger Betrachtung zu, ohne sich

*) Vade, Francisce! restaura domum meam, quae labitur.

durch den Spott und die Mißhandlungen der Leute stören zu lassen. Vielmehr als er einst über der Messe das Evangelium Matth. 10 verlesen hörte von der Aussendung der Jünger, da warf er, um den Worten buchstäblich nachzukommen, auch noch die Sandalen weg, vertauschte den Gürtel seiner Kutte mit einem einfachen Strick und warf auch den Stab von sich. In diesem Aufzuge, in der Kutte mit der damit verbundenen Kapuze, (die Landestracht der Hirten, die nachmals die Ordenstracht wurde,) zog er als Bettler und zugleich als Bußprediger in den Straßen von Assisi umher. Jeden, der ihm begegnete und auch die, welche seiner spotteten, grüßte er mit dem evangelischen Friedensgruße. Aus dem rauhen Aeußern leuchtete eine die Herzen gewinnende Liebe hervor. Die Gelassenheit, womit er die Angriffe des Pöbels ertrug, der ihn mit Koth und Steinen bewarf, erregte die Bewunderung edlerer Gemüther. Bald gesellte sich ein reicher Bürger von Assisi, Bernardo de Quintevalle zu ihm. Auch dieser verkaufte was er hatte und gab es den Armen. Drei Priester schlossen sich an und bald auch Einige aus dem Laienstande. Mit diesen Genossen bezog Franciscus eine Zelle am Ufer des Flusses Rivotorto. Von da aus sandte er ihrer je zwei nach allen vier Weltgegenden, um das Evangelium zu predigen. Die Aufnahme, welche sie fanden, war verschieden: von den Einen wurden sie freundlich aufgenommen, von den Andern höhnisch abgewiesen. Als die Verbrüderung im Jahr 1210 auf 11 Mann angewachsen war, glaubte Franciscus, der Zeitpunkt sei gekommen, sie durch eine Regel zu binden. Die drei Mönchsgelübde, Gehorsam, Keuschheit und Armuth erklärte er für die Grundpfeiler eines Gott und dem Seelenheil geweihten Lebens. Besonders legte er auf die freiwillige Armuth großen Nachdruck. „Die Armuth ist die Braut Christi, die Wurzel, der Eckstein, die Königin aller Tugenden. Des Betteln soll sich Keiner schämen, denn der Bettler verschafft dem, der ihm giebt, Anlaß zur Seligkeit, weil Christus gesprochen: Geben ist seliger, als nehmen.“ Nach diesen Grundsätzen schmeckte ihm kein Brot besser als das erbettelte. Der geistreiche Hase nennt ihn einen „Gourmand auf Bettelbrot.“*) Mit der Armuth ist die Demuth innig verbunden; darum nannten sich die Brüder die mindern, d. i. die geringern Brüder (fratres minores, Minoriten), während die Dominikaner die größern Brüder (fratres majores) hießen. Es handelte sich nun wie bei Dominicus, und zwar noch etwas früher als bei diesem, um die päpstliche Bestätigung. Sein in Rom anwesender Bischof verschaffte ihm Audienz bei Innocenz III. Der Mann im Bettelrocke, in struppigem Bart und ungekämm-

*) Franz von Assisi, S. 44.

tem Haare trat vor den Statthalter Christi, der in seiner päpstlichen Herrlichkeit auf der Terrasse seines Gartens sich erging. Es wird erzählt, aber wohl kaum mehr von jemand im Ernste geglaubt, Innocenz habe den schmutzigen Mönch zu den Schweinen gewiesen. Franciscus, um eine Probe seines buchstäblichen Gehorsams zu geben, habe sich unter eine Heerde dieser unreinen Thiere gemischt, und sei mit den Spuren, die dieser Aufenthalt auf seinem Leibe zurückgelassen, abermals vor das Angesicht des heil. Vaters getreten. Dieser von solchem Gehorsam gerührt und überwunden habe die Bitte gewährt. Nach einer andern, idealer gehaltenen Version soll ein göttliches Gesicht den Papst umgestimmt haben. Er sah im Geiste die Laterankirche einstürzen, und siehe! ein armseliger Mönch ist es, der sich ihr als Stütze unterlegt und sie vor dem Ruin bewahrt. In den Gesichtszügen des Mönches erkannte der Papst die des schäbigen Bettlers, den er abgewiesen. Und abermals von einem Gesichte wird uns gemeldet, von einer Palme, die zu des Papstes Füßen zu einem mächtigen Baume heranwuchs. Neben diesen wunderlichen und wunderbaren Berichten lesen wir dann freilich auch die einfache und nüchterne, aber um so glaubwürdigere Notiz, daß im Cardinalcollegium die Sache berathen wurde. Den bedenklichen Stimmen gegenüber, welche meinten, Franciscus verlange von den Menschen das Unmögliche, habe einer der frömmern Cardinäle sich dahin geäußert, man verwerfe mit der Sache des heil. Franciscus auch die des Evangeliums; denn wer da sage, die evangelische Vollkommenheit, wie dieser Mann sie anstrebe, sei etwas Unmögliches, der lästere Christum selbst, der ein Gleiches verlange. Wie dem auch immer sei, wir trauen einem Innocenz III. Scharfsinn genug zu, daß er bei reiferer Ueberlegung es für gerathener fand, eine Kraft, wie sie sich in Franciscus darbot, lieber zu rechter Zeit für die Kirche zu gewinnen, als sie durch abstoßende Härte den Secten zuzuweisen. Die Geschichte des Peter Waldus und der Armen von Lyon mochte ihm dabei warnend vorschweben. Genug, Innocenz ertheilte dem Franciscus und seinen Genossen den apostolischen Segen: „Gehet hin mit dem Herrn, meine Brüder! und wie es dem Herrn euch einzugeben gefallen wird, so predigt Allen Buße. Wenn aber der Allmächtige euch mehren wird an Zahl und Gnade, dann berichtet es mir mit Freuden und ich werde ohne Besorgniß euch Größeres zugestehen." Nun ließen sich die Brüder die Tonsur ertheilen; die förmliche Priesterweihe erhielt Franciscus nie; er lehnte sie aus Demuth ab.

Kaum von Rom nach Assisi zurückgekehrt erhielt Franciscus Gelegenheit, auch einen weiblichen Orden auf derselben Grundlage wie die

männliche Verbrüderung zu stiften. Die achtzehnjährige Tochter eines reichen Mannes, Clara (Sciffi) hatte, obgleich ihre Schönheit ihr Ansprüche an die Welt gab, schon frühe dieser Welt entsagt und von Kindheit an der strengsten Askese sich beflissen. Auf diese Gott geweihte Jungfrau machte der Heilige ihrer Vaterstadt einen mächtigen Eindruck; ihm nachzufolgen war sie entschlossen. Auf seinen Rath verließ sie heimlich das väterliche Haus und eilte in die Portiunculakirche. Dort ließ sie sich am Palmtag 1212 von ihrem Freunde das Haar abschneiden; dann begab sie sich in die Kirche des heil. Damianus, um das Gelübde abzulegen. Mit ihrer Schwester Agnes und einigen Freundinnen stiftete Clara 1212 den Orden der Damianistinnen oder Clarissinnen. Franz bestätigte denselben (1224) und führte die Oberaufsicht. Der Orden hieß auch der zweite Orden des heil. Franciscus und breitete sich weiter aus. Die Stifterin wurde nach ihrem Tode heiliggesprochen. Von dem dritten Orden werden wir später reden.

Nachdem Franciscus an verschiedenen Orten in Italien neue Klöster errichtet und in Perugia, in Florenz und anderwärts neue Anhänger gefunden, richtete er nun auch sein Augenmerk auf die Ungläubigen der muhammedanischen Welt. Schon hatte er sechs seiner Brüder nach Marokko vorausgeschickt, ohne daß sie etwas ausgerichtet hätten, als er im Jahr 1213 den Entschluß faßte, selbst nach Afrika zu gehn. In Spanien aber erkrankte er und mußte vor der Hand von seinem Vorhaben abstehn. Dagegen hatte er die Befriedigung, daß die mehrerwähnte vierte lateranensische Synode im Jahr 1215 seinem Orden wie dem des Dominicus die Bestätigung ertheilte. Wenige Jahre darauf (1219) fand die erste Generalversammlung der Brüder statt. Ihre Zahl wird, doch wohl übertrieben, auf 5000 angegeben. Es wurde nun der Beschluß gefaßt, Boten nach Spanien, nach Aegypten, Afrika, Griechenland, England, Ungarn auszusenden. Und so nahm nun Franciscus für seine Person den Plan mit Aegypten wieder auf. Im Sommer 1219 schiffte er sich mit zwölf Gefährten nach Akkon ein und begab sich nach Damiette. Dort gerieth er in Gefangenschaft der Sarazenen. Er ließ sich vor den Sultan Malek al Kamel führen, der am jenseitigen Nilufer mit seinem Heere stand. „Ich komme," sprach er, „nicht von Menschen, sondern von Gott zu dir und deinem Volke gesandt, euch den Weg des Heils zu zeigen." Er erbot sich vermittelst einer Feuerprobe die Wahrheit seines Glaubens zu erweisen. Der Sultan ließ sich darauf nicht ein, entließ aber den Gefangenen reich beschenkt zum christlichen Heere. Ja, er soll ihn um seine Fürbitte gebeten haben.

Während der Abwesenheit des Franciscus hatten im Orden selbst sich Dinge ereignet, die seine Rückkehr nothwendig machten. Der Bruder Elias von Crotona, dem Franciscus die Leitung des Ordens übertragen, hatte eigenmächtige Aenderungen vorgenommen: er hatte die strenge Regel bedeutend gemildert; den Einen gefiel dieß, Andere aber rügten es. An der Spitze der strengen Partei stand Antonius von Padua, der von den Augustinern ausgetreten war, um in den strengen Orden des heil. Franciscus zu treten; ein Mann, der es in den Entbehrungen bis zur Virtuosität seines Meisters gebracht hatte; er übernachtete, wenn es sein mußte, gleich einem Vogel auf dem Ast eines Baumes und stand als gewaltiger Bußprediger im höchsten Ansehn. So war also der Grund zu einer Spaltung gelegt zwischen der strengen und der laxen Observanz. Als Franciscus in die Heimath zurückgekehrt war, setzte er den Elias ab und wählte an seine Stelle Peter Cataneo. Später aber söhnte er sich mit Elias wieder aus.

Franciscus verlangte von den Seinen unbedingten Gehorsam. Ja, der Gehorsam stand ihm höher als alles Wissen. So entsetzte er unter Andern auch den Novizenmeister zu Bologna, weil dieser auf seine eigene Hand hin daselbst eine Studienanstalt errichtet hatte und mehr darauf sann, die Brüder für Gelehrsamkeit als für die Frömmigkeit zu erziehen. „Die Bücher," pflegte er zu sagen, „helfen nicht zum Reich Gottes. Gebet, Demuth, Geduld in Leiden und Krankheit sind höher als alles Wissen." — Das Gebet stand Franciscus' sehr hoch, höher als die Predigt. Die Predigt, meinte er, wirkt nach außen und zerstreut; das Gebet führt nach innen zu Gott. — Einst wollte Franciscus in Rom vor einer Versammlung, der der Papst beiwohnte, eine wohlstudirte Rede halten. Er blieb stecken, aber das irrte ihn nicht. Er sammelte sein Gemüth, brach in einen gewaltigen Strom von Thränen aus und gewann sich alle Herzen mehr als durch die schönste Predigt. Wir eilen mit seiner Biographie zu Ende. Ein Leben, das sich wie das seinige in Fasten, Nachtwachen und Gebetskämpfen verzehrte, konnte nicht auf eine lange Dauer rechnen. Im 43sten Lebensjahre waren seine Kräfte bereits erschöpft. Erst meldete sich ein Augenübel; seine Jünger leiteten es von den vielen Thränen her, die er über das Leiden Christi vergossen. Er unterzog sich einer schmerzhaften Operation: er ließ sich brennen. „Mein Bruder Feuer," so redete er das glühende Instrument des Wundarztes an, „der Höchste hat dich vor vielen Dingen schön und nützlich erschaffen, sei mir freundlich zu dieser Stunde; ich bitte den hohen Herrn, der dich geschaffen, mir deine Gluth zu ermäßigen, auf daß ich sie vermag aus-

zuhalten." Nun machte er das heil. Kreuz über das glühende Eisen und ließ sich die Wunde brennen. — Aber es fehlte nicht an den Augen allein. Sein ganzer Leib war siech und müde geworden. Da er nicht mehr gehen konnte, ließ er sich auf einem Esel im Lande herumführen und predigte, schon eine halbe Leiche, zum Volke. Als er den Tod immer näher rücken sah, verlangte er in seiner Lieblingskirche, in der Kirche Mariä der Engel (Portiuncula) zu sterben. Dort ließ er sich hintragen. Er streckte seine Hand aus, seine Jünger zu segnen. Nun lag er mit Asche bestreut auf dem Boden und erwartete mit gen Himmel gerichteten Blicken unter Hersagen des 104. Psalms und unter Anhörung von Stellen aus dem Evangelium Johannis seine Auflösung. Diese erfolgte in der Abenddämmerung des 4. Oktobers 1226. Am darauffolgenden Morgen, es war an einem Sonntag, ward seine Leiche in Prozession nach der Stadt geleitet und in der Kirche des heil. Georg beigesetzt. Schon zwei Jahre nach seinem Tode wurde auch er von Gregor IX. heilig gesprochen.

Von keinem Heiligen sind vielleicht so viele und so ungeheuerliche Wunder erzählt worden, wie von diesem. Viele dieser Wunder sind den Wundern Christi geradezu nachgebildet. Erschien doch im 14. Jahrhundert von einem Franciskaner, Bartholomäus von Pisa († 1401) ein eigenes Buch, worin 40 Aehnlichkeiten zwischen Christus und dem seraphischen Lehrer (so hieß Franciscus) nachgewiesen wurden, eine Lästerung, die Luther dann in seiner derben Weise travestirte (er und seine Freunde nannten jenes Buch „der Franciskaner Eulenspiegel und Alkoran"). Allein noch andere Wunder, die weit über die Analogie der biblischen Wunder hinausgehen und etwa an die apokryphischen Evangelien erinnern, werden dem Heiligen von Assisi zugeschrieben. Als er einst in Rom predigte und mit seiner Bußpredigt nichts ausrichtete, brach er in die Worte aus: „Weil ihr den Herrn Christum in mir, seinem Diener verachtet, so will ich zu eurer Beschämung das göttliche Wort den vernunftlosen Geschöpfen predigen; gewiß, sie werden es freudiger hören." Und so begab er sich auf einen benachbarten Hügel und predigte den Vögeln im Walde, die aufmerksam zuhörten. Sein Schüler, der heil. Antonius von Padua, setzte diese Predigt im Thierreiche fort, indem er sogar den Fischen predigte. Die Kunst hat solche Scenen künstlerisch verherrlicht. Einige Wunder haben geradezu einen komischen Charakter. Franciscus, der die Regel des Herrn befolgte, „was man euch vorsetzet, das esset," aß einst bei einem reichen Gastfreund von einem Kapaun und nahm den Rest mit sich. Das kam einem Ketzer zu Ohren und er nahm

sich vor, den Heiligen als Heuchler an den Pranger zu stellen. Er meldet sich bei Franciscus als Bettler und dieser giebt ihm einen Flügel des Kapaun. Der Ketzer hebt ihn auf und als Franciscus am nächsten Tage dem Volke predigt, zeigt der Ketzer dem Volke den fetten Bissen mit den Worten: „Seht, was für Fleisch dieser Bruder verspeist, den ihr als einen Heiligen ehrt." Allein als das Volk verwundert aufschaute, da sieht es in der Hand des Ketzers nicht den Flügel des Kapaun, sondern eine Fischgräte, und damit war der Heilige gerechtfertigt, der Verläumder beschämt. Zu ernsterem Nachdenken aber hat eine wunderbare Begebenheit im Leben unsres Heiligen geführt, über die viel auch vom physiologischen und psychologischen Standpunkte aus geredet worden ist, der Empfang der Wundenmale Christi an seinem Leibe.

Bekanntlich schreibt Paulus am Schlusse seines Briefes an die Galater (6, 17): „Hinfort mache mir niemand Mühe, denn ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe." Die meisten Schriftausleger denken dabei an die Narben und Wunden, von den Mißhandlungen her, die der Apostel im Dienste seines Herrn ausgestanden. Von einem wunderbaren visionären Empfang solcher Wundenmale ist dort nicht die Rede. Aber einer Zeit, die an Wundern nie genug hatte, lag auch der Gedanke nicht ferne, daß der Herr aus besondrer Gnade denen sichtbar und fühlbar seine Wundenmale eindrücke, die sich in seinen Dienst begeben, und das Verlangen nach solcher Gnade mochte sich in Einzelnen so steigern, daß sie im Zustande der Ekstase nicht mehr unterschieden, was wirklich und was eingebildet war und daß sie auch wohl unwillkürlich der Einbildung nachhalfen, ohne dabei betrügen zu wollen. Dem sei wie ihm wolle. Von Franciscus wird Folgendes erzählt: Zwei Jahre vor seinem Tode, als er in den Apenninen auf dem Berge Alverno fastete und betete (es war am Morgen des Festes der Kreuzerhöhung) und in andächtiger Stimmung die Passionsgeschichte las und betrachtete, erhielt er die fünf Wundenmale (στίγματα) des Herrn an seinem Leibe, an den beiden Händen, an den beiden Füßen und die Seitenwunde. Nach den Einen hat ein Seraph, nach Andern Christus selbst ihm diese Male aufgedrückt.*) Der Demüthige hielt das Wunder geheim; nach seinem Tode aber wurden die Wunden entdeckt und von den Andächtigen geküßt. Augenzeugen haben die Thatsache berichtet und niedergeschrieben. Päpste, wie Gregor IX. und Alexander IV., haben die Wahrheit derselben mit ihrem

*) Unzählige Male findet sich die Begebenheit in Gemälden der Franciskaner dargestellt.

Ansehn bestätigt und Benedict XII. gestattete in der Folge sogar dem Orden ein eigenes Fest der Wundenmale seines Heiligen. *)

Mit den Wundern der Heiligen steht jeweilen die Askese in engster Verbindung. Je höher diese getrieben wird, desto empfänglicher wird der Mensch für die Eindrücke der unsichtbaren Welt; das ist die durchgehende Anschauung des Mittelalters. Und so grenzt denn auch an's Wunderbare, was von den Selbstpeinigungen unsres Heiligen erzählt wird. Jede Nacht geißelte er sich dreimal mit eisernen Ketten, das eine Mal für seine eignen Sünden, das andre Mal für die Sünden der Welt, das dritte Mal für die Seelen im Fegfeuer. Er stürzte sich in dornichte Hecken und ließ sich den Leib zerritzen, woraus dann Rosen hervorblühten, oder er wälzte sich im Schnee. Schmackhafte Speisen verdarb er sich absichtlich durch eckelerregende Substanzen, mit denen er sie vermengte. Den Leib nannte er nach einer geläufigen Terminologie der Frommen jener Zeit nur den Bruder Esel; diesen zu bezwingen und ihn kurz zu halten erschien ihm als erste Bedingung aller Religion und Sittlichkeit. Müssen wir darin eine Verirrung erkennen, die durch das ganze Mittelalter hindurchgeht und die auf einer falschen Scheidung von Geist und Materie, von Vernunft und Sinnlichkeit beruht, so wäre es doch höchst einseitig, in einem Manne wie Franciscus nur den tollen Schwärmer zu erblicken oder ihn gar mit gewissen Kirchenhistorikern des vorigen Jahrhunderts für einen an Seele und Leib siechen Menschen, für einen verrückten, verkrüppelten Kopf zu erklären, „für einen Menschen, dem man alle Ehre anthue, wenn man glaube, es habe ihm im Kopf gefehlt.“**) Daß Franciscus hohe geistige Fähigkeiten besaß, (auch die Dichtergabe war ihm nicht versagt, ***) wird kein Verständiger leugnen. Er war ein genialer Mann. Was ihn aber groß machte, das war nicht blos seine Genialität, es war das reiche Maß seiner Liebe, die der größten Opfer fähig war. Oder wen hätte nicht schon die Innigkeit seines ganz in Gott versenkten Gemüthslebens, die sich auch auf seinem Gesicht ausdrückt, wie die Kunst es uns darstellt, im Tiefsten der Seele ergriffen, und wem hätte sich dabei nicht die Frage aufgedrängt: wo finden wir heutzutage diese Gluth der Liebe, diese Seligkeit in der Armuth? Bei all den Vorzügen des Reichthums und der Bequemlichkeit, deren

*) Eine ausführliche historische Untersuchung und Berichterstattung, die Wundenmale betreffend, findet sich bei Hase a. a. O. S. 143 ff.

**) Siehe die Urtheile von Spittler und Henke.

***) Berühmt ist sein Lied von der Sonne; mitgetheilt von Hase a. a. O. S. 88. ff. und Böhringer, S. 561. Wir geben es in der Beilage zu dieser Vorlesung.

unsre Zeit sich rühmt, werden wir doch sagen müssen: in der Brust dieses Menschen lebte etwas, um das man wohl alle Schätze der Welt hingeben möchte. Hören wir die Stimmen der Zeitgenossen und Jünger über ihn: Bonaventura sagt von ihm: „Die Gütigkeit war ihm angeboren, seine Seele schmolz, wenn er Arme und Kranke sah, und welchen er nicht wirklich Hülfe leisten konnte, denen bewies er doch Mitleid." — Eine weitere Schilderung macht uns Thomas von Celano: „In seinen Sitten war er liebreich, von Natur gefällig, einnehmend in seiner Rede, treffend in seinen Ermahnungen, treu in Erfüllung seines Berufes, vorsichtig im Rath, wirksam in der That. Auch mitten in den anhaltenden Betrachtungen, in die er sich versenkte, bewahrte er die Anmuth, Heiterkeit und Nüchternheit seines Geistes. Zum Verzeihen war er schnell, zum Zürnen langsam, eines aufgeweckten Kopfes und guten Gedächtnisses, fein im Vortrag, bedächtlich in der Auswahl, in allem einfach. Er war strenge gegen sich selbst, gütig gegen Andere, leutselig gegen Alle; ein sehr beredter Mann, von fröhlichen Mienen und sanftem Blick, fern von aller Trägheit, weit entfernt von aller Ueppigkeit. Sein Kleid war rauh, sein Schlaf war kurz, seine Hand überaus freigebig, und weil er von Herzen demüthig war, so bewies er auch allen Menschen die größte Sanftmuth und wußte in alle Sitten sich zu schicken. Unter den Heiligen war er ein Heiliger, unter den Sündern war er wie ihres Gleichen." — Auch sein Aeußeres hat uns Celano beschrieben. „Er war ziemlich klein von Gestalt, hatte zarte Glieder fast ohne Fleisch, ein länglichtes Gesicht, dunkle Haare, einen schwarzen, doch nur spärlichen Bart. Unter einer nicht hohen Stirne funkelten schwarze Augen; die Nase war fein gebildet, die Haut zart; hinter den dünnen Lippen zeigte der Mund eine Reihe schöner weißer Zähne. Seine Stimme war heftig und weittönend, seine Kleidung nachläßig, ja schmutzig."

Die Zeit gebietet uns abzubrechen. Ueber die Einrichtung des Franciskanerordens, über die Bedeutung der Bettelorden überhaupt werden wir in der folgenden Vorles. noch ein Wort zu sagen haben. Unwillkürlich wird aber jetzt noch unser Blick zurückgelenkt von dem Bilde des heil. Franciscus auf das zuerst betrachtete des heil. Dominicus.

Ob sich die beiden Männer selbst im Leben begegnet, ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln: denn daß dieß geschehen sei in Rom auf der vierten lateranensischen Synode beruht auf spätern Nachrichten, denen man die Tendenz ansieht, die Eifersucht der beiden Orden auszugleichen.

Stellen wir aber ihre Bilder zusammen, so kann uns nicht ent-

gehen, daß bei aller Gemeinschaft ihres Thuns und Strebens doch wieder die beiden Männer sehr verschieden sind. Beide gehören der südeuropäischen, der romanischen Welt an; aber in den Adern des Einen rollt das Blut des ernsten gemessenen Spaniers, in dem Andern das des beweglichen Italieners. Beide sind strenge Anbeter und der größten Opfer fähig; aber aus den ernsten Zügen des Dominicus spricht die imposante Strenge des Inquisitors, aus denen des Franciscus die herzgewinnende Leidenschaft einer opferfreudigen Seele. Dominicus war eine hierarchische, Franciscus eine poetische Natur; die eine konnte ausarten in vernichtenden Glaubensdespotismus, die andre in sectirisches Treiben und cynische Verwilderung. Das Feuer, das in Dominicus brannte, obgleich in seinen Anfängen ein Liebesfeuer, erinnert uns bei seinem weitern Umsichgreifen nur allzusehr an die Scheiterhaufen, welche die Kirche den Ketzern errichtete; bei Franciscus denken wir von Anfang bis zu Ende an ein flammendes Herz, das sich selbst verzehrt im Dienst einer schwärmerischen, sich nie genugthuenden Liebe, die, wenn sie auch bis zur Unnatur getrieben wird, doch ihren edlern Ursprung nicht verleugnet.

Beilage.

Des heil. Franciscus Gedicht von der Sonne.

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist das Lob, die Herrlichkeit, die Ehre und jegliche Segnung.
Dir allein gebühren sie
Und kein Mensch ist würdig dich zu nennen.

Gepriesen sei, Gott mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,
Vornehmlich mit unsrer edlen Schwester, der Sonne,*)

Die den Tag wirkt und uns leuchtet durch ihr Licht.
Und sie ist schön und strahlend mit großem Glanze,
Von dir, o Herr! trägt sie das Sonnbild.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, den Mond und die Sterne,
Die du hast am Himmel gebildet so schön und helle.

---

*) Im Original erscheint die Sonne als Bruder, der Mond als Schwester. „Da aber die deutsche Sprache," sagt Hase, „nun einmal den Eigensinn hat, die Sonne weiblich und den Mond im Geschlechte des Mannes zu denken, so steht es einem verdeutschten Gedicht nicht an zu reden von dem Bruder Sonne und der Schwester Mond."

unsre Zeit sich rühmt, werden wir doch sagen müssen: in der Brust dieses Menschen lebte etwas, um das man wohl alle Schätze der Welt hingeben möchte. Hören wir die Stimmen der Zeitgenossen und Jünger über ihn: Bonaventura sagt von ihm: „Die Gütigkeit war ihm angeboren, seine Seele schmolz, wenn er Arme und Kranke sah, und welchen er nicht wirklich Hülfe leisten konnte, denen bewies er doch Mitleid." — Eine weitere Schilderung macht uns Thomas von Celano: „In seinen Sitten war er liebreich, von Natur gefällig, einnehmend in seiner Rede, treffend in seinen Ermahnungen, treu in Erfüllung seines Berufes, vorsichtig im Rath, wirksam in der That. Auch mitten in den anhaltenden Betrachtungen, in die er sich versenkte, bewahrte er die Anmuth, Heiterkeit und Nüchternheit seines Geistes. Zum Verzeihen war er schnell, zum Zürnen langsam, eines aufgeweckten Kopfes und guten Gedächtnisses, fein im Vortrag, bedächtlich in der Auswahl, in allem einfach. Er war strenge gegen sich selbst, gütig gegen Andere, leutselig gegen Alle; ein sehr beredter Mann, von fröhlichen Mienen und sanftem Blick, fern von aller Trägheit, weit entfernt von aller Ueppigkeit. Sein Kleid war rauh, sein Schlaf war kurz, seine Hand überaus freigebig, und weil er von Herzen demüthig war, so bewies er auch allen Menschen die größte Sanftmuth und wußte in alle Sitten sich zu schicken. Unter den Heiligen war er ein Heiliger, unter den Sündern war er wie ihres Gleichen." — Auch sein Aeußeres hat uns Celano beschrieben. „Er war ziemlich klein von Gestalt, hatte zarte Glieder fast ohne Fleisch, ein längliches Gesicht, dunkle Haare, einen schwarzen, doch nur spärlichen Bart. Unter einer nicht hohen Stirne funkelten schwarze Augen; die Nase war fein gebildet, die Haut zart; hinter den dünnen Lippen zeigte der Mund eine Reihe schöner weißer Zähne. Seine Stimme war heftig und weittönend, seine Kleidung nachläßig, ja schmutzig."

Die Zeit gebietet uns abzubrechen. Ueber die Einrichtung des Franciskanerordens, über die Bedeutung der Bettelorden überhaupt werden wir in der folgenden Vorles. noch ein Wort zu sagen haben. Unwillkürlich wird aber jetzt noch unser Blick zurückgelenkt von dem Bilde des heil. Franciscus auf das zuerst betrachtete des heil. Dominicus.

Ob sich die beiden Männer selbst im Leben begegnet, ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln: denn daß dieß geschehen sei in Rom auf der vierten lateranensischen Synode beruht auf spätern Nachrichten, denen man die Tendenz ansieht, die Eifersucht der beiden Orden auszugleichen.

Stellen wir aber ihre Bilder zusammen, so kann uns nicht ent-

gehen, daß bei aller Gemeinschaft ihres Thuns und Strebens doch wieder die beiden Männer sehr verschieden sind. Beide gehören der südeuropäischen, der romanischen Welt an; aber in den Adern des Einen rollt das Blut des ernsten gemessenen Spaniers, in dem Andern das des beweglichen Italieners. Beide sind strenge Anbeter und der größten Opfer fähig; aber aus den ernsten Zügen des Dominicus spricht die imposante Strenge des Inquisitors, aus denen des Franciscus die herzgewinnende Leidenschaft einer opferfreudigen Seele. Dominicus war eine hierarchische, Franciscus eine poetische Natur; die eine konnte ausarten in vernichtenden Glaubensdespotismus, die andre in sectirisches Treiben und cynische Verwilderung. Das Feuer, das in Dominicus brannte, obgleich in seinen Anfängen ein Liebesfeuer, erinnert uns bei seinem weitern Umsichgreifen nur allzusehr an die Scheiterhaufen, welche die Kirche den Ketzern errichtete; bei Franciscus denken wir von Anfang bis zu Ende an ein flammendes Herz, das sich selbst verzehrt im Dienst einer schwärmerischen, sich nie genugthuenden Liebe, die, wenn sie auch bis zur Unnatur getrieben wird, doch ihren edlern Ursprung nicht verleugnet.

Beilage.

Des heil. Franciscus Gedicht von der Sonne.

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist das Lob, die Herrlichkeit, die Ehre und jegliche Segnung.
Dir allein gebühren sie
Und kein Mensch ist würdig dich zu nennen.

Gepriesen sei, Gott mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,
Vornehmlich mit unsrer edlen Schwester, der Sonne,*)

Die den Tag wirkt und uns leuchtet durch ihr Licht.
Und sie ist schön und strahlend mit großem Glanze,
Von dir, o Herr! trägt sie das Sonnbild.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, den Mond und die Sterne,
Die du hast am Himmel gebildet so schön und helle.

*) Im Original erscheint die Sonne als Bruder, der Mond als Schwester. „Da aber die deutsche Sprache," sagt Hase, „nun einmal den Eigensinn hat, die Sonne weiblich und den Mond im Geschlechte des Mannes zu denken, so steht es einem verdeutschten Gedicht nicht an zu reden von dem Bruder Sonne und der Schwester Mond."

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, den Wind.
Und durch die Luft und durch den Nebel,
Durch heitere und durch jegliche Witterung,
Durch welche du allen Geschöpfen Erhaltung schenkst.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, das Wasser,
Das sehr nütz ist und demüthig und köstlich und keusch.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, das Feuer,
Durch das du die Nacht erhellst,
Und es ist schön und freudig und stark und gewaltig.

Gepriesen sei mein Herr durch unsre Mutter, die Erde,
Die uns ernährt und trägt
Und mannigfache Früchte erzeugt
Und bunte Blumen und Kräuter.

Gepriesen sei mein Herr durch die, welche verzeihen
Aus Liebe zu dir, und Schwachheit ertragen und Trübsal,
Selig, die da bestehen werden im Frieden,
Denn von dir, o Höchster! sollen sie gekrönt werden.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder, den leiblichen Tod,
Dem kein lebender Mensch entrinnen mag;
Wehe dem, der in einer Todsünde stirbt!
Selig die, welche ruhn in deinem heiligen Willen,
Denn der zweite Tod kann ihnen nichts anthun.

Preiset und benedeiet meinen Herrn und danket ihm,
Und dienet ihm in großer Demuth.



Einundzwanzigste Vorlesung.

Noch Einiges über den heil. Franciscus und dessen Orden. — Die Tertiarier. Die Bedeutung der Bettelorden überhaupt. Entstehung noch anderer kleinerer Orden (Serviten, Trinitarier=Mathuriner). — Die Päpste nach Innocenz III. (Honorius III., Gregor IX., Innocenz IV.) in ihrem Kampfe mit Friedrich II. von Hohenstaufen. — Der fünfte Kreuzzug. — Die Pfaffenkönige. — Weitere Kämpfe bis zu Conradins Tod. — Das Interregnum. — Rudolf von Habsburg und Gregor X. — Das Conclave. — Martin IV. — Sicilien und die sicilianische Vesper. — Cölestin V. — Der Eremit auf dem Stuhle Petri.

Die Erscheinung des heil. Franciscus gehört, wie so manche andere Erscheinungen des Mittelalters, z. B. die Kreuzzüge, zu denen, die wir nur aus ihrer Zeit heraus zu begreifen vermögen. Sie haben für unsre Phantasie, ja mehr als dieß, sie haben für unser Gemüth, für unsern ganzen innern Menschen auch nach seiner sittlichen und religiösen Seite, etwas Anziehendes, etwas Mahnendes und Erhebendes für unser Gewissen, und doch sagen wir uns jeden Augenblick: wir wünschten solche Erscheinungen nicht für unsre Zeit zurück, ja, wir betrachten sie um so idealer, je weiter sie hinter uns liegen. Wir befinden uns beim Betrachten solcher Bilder zunächst in derselben Stimmung, in der etwa der Wanderer in unsern Hochalpen sich befindet, wenn die letzten Spuren der Vegetation allmählig vor seinen Blicken verschwinden, wenn er nur noch die genügsamen Ziegen an den Felsen herumklettern und ihr Futter suchen sieht und eine schlechte Hütte ihm vor einem herannahenden Sturme ein Obdach gewährt. Wir zählen solche Gegenden zu den poetischen, wir wenden auf sie auch den Ausdruck des „Romantischen" an, wir erinnern uns auch gerne von Zeit zu Zeit des Aufenthaltes in denselben; aber für immer da uns niederzulassen, die Gegend zu vertauschen mit der, die wir bewohnen und in der wir uns heimisch fühlen,

werden wir uns nicht entschließen, und wer diesen Einfall im Ernst hätte, den würden wir einen Phantasten nennen. Aehnlicherweise verweilen wir etwa auch gerne mit innerer Bewegung vor den Betteljungen eines Murillo oder noch lieber vor dem Bilde des heil. Franciscus selbst, wie es uns die fromme Hand geschickter und ungeschickter Maler vorgeführt hat; wir vertiefen uns weit mehr in ein solches Bettlerbild, als etwa in das Porträt eines reichen modernen Fabrikherrn, der Tausende von Händen beschäftigt und der Verarmung wehrt durch Errichtung von Sparkassen und andern nützlichen Dingen der Art. Nichts desto weniger werden wir bei ruhiger Besonnenheit Gott dafür danken, wenn die Bettelei aus den Landen der Christenheit gründlich vertilgt wird, und dieselben Romantiker, die von Zeit zu Zeit ihre Stoßseufzer darüber ertönen lassen, daß die Polizei des modernen Culturstaates aller Romantik, zumal wo sie im Bettelgewande auftritt, ein Ende mache, sie freuen sich doch auch gelegentlich dieser Polizei, und möchten im Ernste wohl nicht zurück in die Zeiten des Faustrechts, in welchen sie gerade schwerlich als die Sieger erscheinen würden.

Wir fühlen jedoch wohl, daß damit noch nicht alles, ja gar wenig gesagt ist. Was an einem Franciscus uns bewegt, ist wahrlich nicht nur das Romantische, das die Phantasie besticht; es ist nicht das Costüm allein, das bei aller Bettelhaftigkeit ihm, dem Ideal der Bettler, so wohl zu Gesicht steht. Wir fühlen es, es schlägt unter der Kutte des Mannes ein Herz für Gott und für die Brüder. Damit treffen wir erst auf den Kern seines Wesens, und diesen festzuhalten ist unsre höhere historische Aufgabe. Wir lassen das Costüm gerne dem Maler, dem Dichter, und er mag es verwenden im Dienste der Kunst, und auch diese künstlerische Verwendung mag wieder der Geschichte zu gut kommen, soweit sie Vorübergegangenes und Entschwundenes für unsre Phantasie festzuhalten sucht. Aber da wir in allem Veränderlichen auch das Bleibende zu suchen und nachzuweisen haben, so freuen wir uns doppelt der Entdeckung des bleibenden Kernes. Dieses Kernes suchen wir uns also zu bemächtigen. Vor seinem Inhalte beugt sich auch der moderne Mensch unsres Jahrhunderts. Ja, in der demüthigen Anerkennung, daß eben doch der moderne Mensch dieses Jahrhunderts bei all seinem Reichthum noch lange nicht die Idee der Menschheit vollständig in sich faßt, erweitert sich sein Herz, um das in sich aufzunehmen, was der Mensch der Vorzeit in sich ausgebildet und zu einer Virtuosität gebracht hat, vor der wir nur staunen können, ohne Vermögen, es ihr nachzuthun. Mögen wir auch mit vollem Rechte die Bestrebungen der heutigen Zeit loben,

die der Armuth und der Bettelei gründlich begegnet und weit gründlicher als die alte, so werden wir uns doch auch erinnern, wie die tausenderlei Versuche der neuern Zeit, durch bloße Combinationen des Verstandes, durch bloße Rechenexempel das große Problem des Pauperismus zu lösen, gescheitert sind, wo sie nicht sind unterstützt worden von dem von innen stammenden Zug und Trieb der freien Liebe. Sind wir auch schon längst zu der Einsicht gekommen, daß nicht das Wegwerfen des Geldes unter die Armen, daß nicht das Theilen des Schicksals der Bettler, wie wir es bei dem heil. Franciscus und bei so vielen Heiligen jener Zeit finden, daß noch viel weniger jene Selbstpeinigung der Askese, das harte Kasteien des eignen Leibes, wie es jene übten, das Rechte, das Gott Wohlgefällige, das zum Ziel Führende ist, ja, daß vielmehr der umgekehrte Weg zum Ziele führt, wonach wir die Armuth aus dem Schmutz herausheben, statt uns freiwillig mit ihr in sie zu versenken; sind wir auch vollkommen theoretisch überzeugt, daß der Reiche durch sein wohlverwendetes Capital gründlicher helfen kann, als durch Wegwerfen von Almosen, so werden wir doch noch immer von jenem Wort des Herrn im Innersten ergriffen werden, das er dort zum reichen Jüngling sprach: Eines fehlt dir noch, — willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe was du hast und gieb's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Je geistiger und innerlicher wir dieses Wort fassen, fern von aller Buchstäblichkeit, gerade desto tiefer werden wir davon ergriffen werden, und bringen wir dieses Wort in Verbindung mit unserm Franciscusbilde, so werden wir sagen müssen: Was bei allen Extravaganzen und Verirrungen dieses Mannes, bei all seinen Mißgriffen in der Wahl der Mittel uns unwiderstehlich zu ihm hinzieht, das ist doch eben jenes liebende Erbarmen, das all diesem Thun und Streben zu Grunde lag. Wir werden uns sagen, es ist dasselbe Erbarmen, wie es uns später in einem Wesley, in einem A. H. Francke, einem Pestalozzi, einem Oberlin, einer Miß Fry, einer Amalie Sieveking, einer Nightingale und in all den Männern und Frauen entgegentritt, die in verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise der verkommenen, der hülfsbedürftigen verwahrlosten Menschheit sich angenommen haben. Was Franciscus mehr symbolisch und prophetisch dargestellt in abenteuerlicher Form, die leicht zur Karikatur werden konnte, das hat der evangelische Geist, der Geist der wahren christlichen Humanität veredelt und in die rechte Bahn geleitet. Und so mögen wir denn immer mit voller Nüchternheit unsres protestantischen Bewußtseins und ohne alle Einmischung falscher romantischer Sympathien in dem heil. Franciscus den „Heiligen der

Armuth" verehren, die in der Armuth Christi ihre göttliche Berechtigung gefunden. So gefaßt wird sein Bild aus dem dunkeln Grunde, der es umgiebt, dennoch als ein freundlicher Stern am Himmel der Geschichte hineinleuchten in die folgenden Jahrhunderte, selbst in das aufgeklärte und blasirte Jahrhundert unsrer modernen Bildung.

Doch wir kehren wieder zu den geschichtlichen Dingen zurück. Welchen tiefen Eindruck die Erscheinung des Franciscus auf seine Zeit gemacht, zeigt die enorme Verbreitung, welche der Orden schon zu den Lebzeiten des Stifters und nach denselben erfahren hat. Ein halbes Jahrhundert nach der Stiftung zählte man bereits in 33 Provinzen 8000 Häuser und 200,000 Franciskaner oder mindere Brüder (Minoriten). In Frankreich treten sie unter dem Namen Cordeliers auf, von dem Strick, den sie um den Leib trugen; in der Schweiz werden sie oft als „Barfüßer" aufgeführt, obgleich dieser Name auch andern Orden zukommt. In Basel haben sie schon im Jahr 1230 ihre Ansiedlung gefunden. Es wurde ihnen innerhalb der Stadtmauer ein Platz eingeräumt, der sich bald weiter ausdehnte und der jetzt noch von den Barfüßern den Namen hat. Da erhob sich denn auch unter dem Bischof Heinrich von Isni, der selbst aus dem Orden hervorgegangen war und darum der „Gürtelknopf" hieß, die schöne Kirche, von deren Chor die Sage ging, er sei der höchste am Rheinstrom. Drei Jahre nachher (1233) siedelten sich die Dominikaner in der Vorstadt zum Kreuz (der heutigen St. Johann Vorstadt) an und dehnten sich durch Ankauf des sogenannten Pfaffenackers bis nach der jetzigen neuen Vorstadt aus. Könige, Fürsten, Erzbischöfe und Bischöfe, Adeliche vom geistlichen und weltlichen Stande sah man in den einen oder andern der beiden Orden eintreten, oder doch sich eine Ruhestätte in ihren Kirchen sichern auf den Fall des Todes. So fanden in Basel die Geschlechter der Thierstein, Hochberger, Eptinger, Reichenstein und Ramstein ihre Grabmäler bei den Franciskanern, andre wieder, wie die Burckhardt-Mönch von Landskron, bei den Dominikanern.*) In einer Franciskanerkutte begraben zu werden war vollends ein Angeld auf die Seligkeit. Aber auch schon bei Lebzeiten suchten Viele dem seraphischen Orden näher zu kommen dadurch, daß sie, ohne die eigentlichen Mönchsgelübde abzulegen, sich doch einer Lebensregel unterwarfen, die der mönchischen verwandt war, und unter sich selbst eine Brüderschaft bildeten. Dieß ist der sogenannte dritte oder Tertiarierorden des heil. Franciscus, der noch zu seinen Leb-

*) Basler Neujahrsblatt 1855. (Die Bettelorden in Basel.)

zeiten gestiftet wurde. Bei all seiner Ueberschwenglichkeit hatte Franciscus doch so viel Menschenkenntniß und praktischen Sinn, daß er wohl voraussah, das strenge Leben, wie die Ordensregel es forderte, sei nicht jedermanns Sache. Auch konnte es dem Orden selbst nur förderlich sein, wenn er seine Aeste und Zweige auch in das bürgerliche Leben hineinschlingen konnte, ohne dieses selbst in seinen Grundlagen aufzuheben. Franciscus gab daher solchen, die sich um Aufnahme in den Orden meldeten, je nach Umständen den Rath, in ihren Familien, mithin im Stande der Ehe, im Besitz ihrer Güter, im Betrieb ihres Berufes zu bleiben nach wie vor; nur sollten sie von Zeit zu Zeit gewissen Andachts- und Bußübungen sich unterwerfen und ein Bußgewand tragen. Solche Bußbrüder (Sackbrüder) treffen wir auch in Basel; sie werden erwähnt neben dem weiblichen Orden der Clarissinnen, der sich ebenfalls hier niedergelassen hatte.

Was dem Orden des heil. Franciscus in der Folge noch einen besondern Gewinn verschaffte, das war ein ihm von Innocenz' Nachfolger, Honorius III. (1223) verliehener Ablaß. Allen Gläubigen nämlich, welche jeweilen am 2. August, als dem Einweihungstage der Portiunculakirche, in jener Kirche ihre Andacht verrichten würden, die sollten Ablaß für ihre Sünden erhalten. Dieser Portiuncula-Ablaß wurde in der Folge an jede Franciskanerkirche geknüpft und in den Zeiten nach der Reformation wußten ihn auch die aus den Franciskanern hervorgegangenen Kapuziner sich zuzuwenden.

Noch bleibt uns übrig, ein Wort von der innern Einrichtung des Franciskanerordens zu sagen. Sie ist folgende: Den einzelnen Häusern steht ein Wächter vor (Guardian, Custos) und dem Ganzen ein General, der in Rom seinen Sitz hat; der Provinz ein Provinzial, der von der ganzen Bruderschaft um Pfingsten auf drei Jahre gewählt wird.

Richten wir unsern Blick nun auf beide Orden zusammen, so kann uns die hohe Bedeutung, die sie für die ganze weitere Entwicklung der mittelalterlichen Kirche hatten, nicht entgehen. Wir bezeichnen sie mit dem Namen Bettelorden (Mendicanten). Zwar gehörten noch andre Orden zu dieser Familie. So der früher gestiftete Karmeliterorden und der später von Innocenz IV. 1244 gestiftete Orden der Augustiner-Eremiten, aus welchem bekanntlich Luther hervorging. Aber wenn man im Allgemeinen von dem Einfluß der Bettelorden im Mittelalter redet, so denkt man gewöhnlich an diese beiden Orden der Dominikaner und Franciskaner, die wie zwei Bäume auf einer Wurzel, wie zwei hohe Thürme des einen Doms ihre Gipfel und Spitzen hoch über alle andern

hervorragend dem Himmel zustreben. Auf diese beiden Orden bezog man denn auch jene Weissagung des Abtes Joachim von Floris in Kalabrien im 12. Jahrhundert: die Weissagung von den zwei Säulen der Kirche, die sich erheben werden, auf sie geht die Vergleichung mit den Posaunen Mose, welche die in Sünden und Lastern versunkene Welt aus ihrem Schlummer wecken werden. Vollends bezeichnend für die Zusammengehörigkeit der beiden Orden und zugleich für die hohe Verehrung, in der sie standen, ist jenes Wort König Ludwigs IX. von Frankreich, des Heiligen: daß wenn er sich selbst in zwei Theile spalten könnte, er den einen Theil seines Wesens dem heil. Franciscus, den andern dem heil. Dominicus geben würde. Man sieht, die Zeit hatte eine richtige Ahnung von den mächtigen Einflüssen, die von daher ausgingen. Wie viele Mönchsorden waren früher entstanden, von denen man kaum Notiz nahm! In der Stiftung der beiden großen Bettelorden aber mußte jeder ein Ereigniß erkennen. Schon das gleichzeitige Zusammentreffen zweier Orden, die so vieles miteinander gemein haben und die doch wieder verschieden, ja im scharfen Gegensatz zu einander sich ausbildeten, so daß sie uns bald als Zwillingsbrüder, bald wieder als feindliche Brüder erscheinen, schon dieser ganz eigenthümliche Parallelismus und Dualismus muß uns von jeder Zufälligkeit absehen, muß uns eine nothwendige Entwicklungsstufe des mittelalterlichen kirchlichen Lebens in dieser Erscheinung erkennen lassen. Und in der That, wir mögen von jetzt an in der Kirche hinblicken wo wir wollen, überall werden wir den Spuren des heil. Dominicus und des heil. Franciscus, überall ihrer zahlreichen Nachkommenschaft begegnen, die gleich dem Sand am Meere über das Kirchenfeld sich ausbreitet; Päpste aus dem einen und dem andern Orden werden wir von nun an den Stuhl Petri besteigen sehen. Auf den Lehrstühlen der Universitäten werden wir Männer ihres Ordens erblicken und auf ihre Namen werden sich hinfort die Schulen berufen. Die Predigt und den Beichtstuhl, die Erziehung der Fürsten und die Leitung des Volkes, die äußere und innere Mission, die Armenpflege und die Inquisition finden wir fast ausschließlich in ihren Händen.*) Dadurch erregen sie freilich auch die Eifersucht der Bischöfe und der Domkapitel, der Akademien und der hohen Schulen. Und wir können diese Eifersucht begreifen, wenn wir vernehmen, wie einzelne Bettelmönche mit einer an Unverschämtheit grenzenden Zudringlichkeit sich

---

*) Gieseler, Ueber die Wirksamkeit der Bettelorden im 13. Jahrhundert, in den Studien und Kritiken I, 1.

Einfluß zu verschaffen suchten. Dem gemeinen Mann seine Seelsorger zu verdächtigen und an deren Stelle sich einzuschleichen, daraus machten sie sich kein Bedenken. Sie fragten etwa einen Vorübergehenden: „Hast du gebeichtet?“ Er antwortet: „Ja.“ „Bei wem?“ „Bei meinem Seelsorger.“ „Nun wie heißt denn der Tropf? Der hat nie einen Meister der Theologie gehört, nie über dem kanonischen Recht geschwitzt, versteht keine verwickelten Fragen zu lösen; zu uns müßt ihr kommen!“*) — Es liegt auch auf der Hand, wie es Vielen bequemer und angenehmer erscheinen mochte, ihre Sünden einem fremden Bettelmönche zu beichten, den sie vielleicht nie mehr im Leben wieder sahen, der das anvertraute Geheimniß über Berg und Thal mit sich forttrug, als dem eigenen Seelsorger, dessen Blicken sie täglich wieder begegneten und vor dem sie sich sowohl schämen als fürchten mußten. War ein Seelsorger gewissenhaft und wollte Unbußfertige nicht absolviren, so sprachen die Beichtkinder trotzig: „Wir thun was uns gefällt und beichten dann einem Mindern oder einem Prediger, den wir nie mehr sehen werden.“ Aber so groß die Eifersucht war, welche die beiden Orden nach außen erregten, eben so groß, wo nicht größer war die, welche unter ihnen selbst entstand. Jeder mißgönnte dem andern seinen Vorzug, einer suchte den andern zu verdächtigen und zu verkleinern. Die unverschämten Erdichtungen von den Wundern ihrer Stifter haben großentheils darin ihren Grund, daß sie einander zu überbieten strebten. Wir werden später einmal auf diese Eifersucht zurückkommen. Für einmal mögen wir nur, im Rückblick auf das, was wir von diesen Stiftern selbst vernommen haben, an der Beobachtung uns genügen lassen, daß die Dominikaner im Ganzen mehr die ernste, strenge, kirchliche Orthodoxie, verbunden mit der Zierde theologischer Gelehrsamkeit und Tiefe repräsentiren, während die Franciskaner mehr die dem Praktischen zugewendete Rührigkeit und Geschäftigkeit auf Grundlage einer mystischen, oft schwärmerischen Askese. Starre Objectivität in festen, an die Kirche sich anschließenden Formen tritt uns im Dominikaner-, individuelle Begabung, subjective Bewegung, religiöse Innigkeit, auch wohl mit phantastischen Auswüchsen und aufregenden Elementen im Franciskanerorden entgegen. Darum darf es uns auch nicht wundern, wenn wir den Franciskanerorden eine größere Popularität gewinnen sehen, als den Dominikanerorden; aber eben so wenig darf es uns wundern, wenn wir mit der Zeit aus dem Franciskanerorden sectirische Bewegungen werden hervorgehen sehen, zu denen der Keim in den überspannten

*) Hurter, Innocenz III. Bd. IV. S. 311, 312.

Forderungen lag, wie sie Franciscus selbst stellte, weit über das Maß dessen hinaus, was die Kirche zu fordern den Muth hatte. Das mußte zu Conflicten führen. Der gährende Most, den Innocenz für die Belebung und Verjüngung der Kirche zu verwenden gedachte, sprengte zuletzt das Gefäß und rief eine Explosion hervor, die dem römischen Stuhle mehr als einmal gefährlich zu werden drohte. Wir dürfen wohl sagen, bis zu dem Orden Loyola's im 16. Jahrhundert ist kein Orden mehr entstanden, der mit den Bettelorden, namentlich mit dem des heil. Franciscus hätte wetteifern können.

Ueber die kleinern Orden, die noch weiterhin im Mittelalter entstanden sind, in Kürze nur Folgendes: Die Humiliaten waren anfänglich eine Gesellschaft von Laien, welche gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Mailand zusammen traten, um in aller Einfalt und Demuth (humilitas cordis) ihrer Handarbeit zu leben (sie waren Weber und Tuchmacher) und dabei gemeinschaftliche Andachten zu halten. Innocenz III. gab dem Orden 1201 die päpstliche Bestätigung. Später artete derselbe aus. — Im Jahr 1233 stifteten sieben Kaufleute aus den vornehmsten Geschlechtern von Florenz den Servitenorden. Sie verkauften ihre Güter zu Gunsten der Armen und bezogen ein Haus vor der Stadt, wo sie sich frommen Uebungen hingaben. Sie nannten sich Servi beatæ Mariæ Virginis. Später ließen sie sich auf dem Berge Sanario nieder und erhielten von Alexander IV. die Bestätigung ihres Ordens. — Noch etwas früher entstand der Orden der Trinitarier, gestiftet von Johannes de Mattha, dem Sohn eines Edelmanns aus der Provence. Er verband sich mit einem Einsiedler Felix von Valois und einem Ritter Roger, der früher in muselmännischer Gefangenschaft gewesen und ihr entronnen war und der nun gerne etwas für die Pilger und Gefangenen im heil. Lande thun wollte. Loskauf der Gefangenen aus den Händen der Ungläubigen war sonach der Zweck der Verbrüderung. Innocenz III. bestätigte dieselbe 1198. Johann von Mattha begab sich in der That mit einem päpstlichen Empfehlungsschreiben an den Emir von Marokko, ebenso nach Tunis und bewirkte unter großen Gefahren den Loskauf gefangener Christen. Der Orden erhielt dann später den Namen „Trinitarier" (Ordo S. Sanctæ Trinitatis S. de redemtione Captivorum). Die Ordensfarbe war, die Dreieinigkeit symbolisirend, Tricolor. Von der Kirche des heil. Mathurinus in Paris erhielten sie auch den Namen Mathuriner. Der Orden verbreitete sich außer in Frankreich auch in Schottland, Irland, Spanien und Italien. Weil die Brüder meist auf Eseln ritten, erhielten sie auch

spottweise den Namen Ordo Asinorum (frères aux ânes). Der Sitz des Generals und des Generalkapitels war Cerfroi, welcher Name verschieden erklärt wird (cervus frigidus?).*)

Mit Innocenz III. hatte das Papstthum seine Höhe erreicht und auf dieser suchte es sich von nun an zu halten, wenn auch unter mancherlei schweren Kämpfen. Auf Innocenz war eben der Papst gefolgt, der den beiden Bettelorden die Bestätigung ertheilte, Honorius III., ein geborner Römer, Cencio Savelli, Cardinal von St. Peter und St. Paul. Er war mäßiger und friedfertiger Gesinnung. Vor allem lag ihm die Ausrüstung eines Kreuzzuges am Herzen und dazu brauchte er Friedrich II., der von ihm im Jahr 1220 war gekrönt worden. Honorius glaubte in dieser Hinsicht ein Recht auf den Kaiser zu haben. Er hatte zwischen ihm und der Erbin des Königreichs Jerusalem, Jolanthe, der Tochter Johanns von Brienne, eine Ehe gestiftet und darin sollte für den Kaiser eine Aufforderung mehr liegen, den Besitz des Landes sich wieder zu erobern. Friedrich zeigte sich anfänglich zur Uebernahme des Kreuzzuges geneigt, allein später zögerte er mit der Ausführung. Dieß verdroß den Papst. Er ruhte nicht, bis der Kaiser auf einem Vertrag zu San Germano 1225 sich durch einen Eid verbindlich machte, bis zum August 1227 ein Heer auszurüsten bei Strafe des Bannes. Allein Honorius starb im März des genannten Jahres und überließ seinem Nachfolger die Pflicht, den Kaiser an sein Versprechen zu erinnern und falls er dasselbe nicht hielte, an ihm die gedrohte Strafe zu vollziehen. Dieser Nachfolger war der Cardinal Ugolino de Segni, der Neffe Innocenz III., der Freund des Dominicus, der Mann, der auch die beiden Ordensstifter heiliggesprochen hat. Obgleich ein Greis von 77 Jahren, als er den Stuhl Petri bestieg, fühlte sich Gregor IX. (so hieß er als Papst) kräftig genug, mit der Entschlossenheit eines Innocenz die päpstliche Würde gegen jeden zu vertheidigen, der es wagen würde, sie anzutasten. Kaiser Friedrich erkannte in ihm einen Mann von tadellosem Ruf und reinem Wandel, ausgezeichnet sowohl durch Wissenschaft und Beredsamkeit, als durch persönliche Frömmigkeit. Er sollte bald an seiner eigenen Person dessen Ernst erfahren. Kaum auf den heiligen

*) Unter dem Namen de redemtione captivorum erscheint noch ein andrer Orden, auch Ordo B. Mariae Virginis de mercede genannt, gestiftet von Petrus Nolascus aus dem Languedoc (+ 1256) 1223, bestätigt von Gregor IX. 1230 und 35 mit der Regel des heil. Augustinus. Der Orden constituirte sich 1237 zu Barcelona. Die Ordenstracht war ein weißes Gewand mit Scapulier. Die Mitglieder gingen selbst über's Meer in fremde Länder, um mit eigener Lebensgefahr Sklaven zu befreien; s. Zöckler unter: Nolascus in Herzogs Realenc. Supplement II.

Stuhl gelangt, richtete Gregor die Aufforderung zum Kreuzzuge an den noch immer zögernden Kaiser. Friedrich schien gehorchen zu wollen und traf die nöthigen Anstalten. Er sammelte ein Heer bei Brindisi. Nun aber brach eine ansteckende Krankheit aus, in welcher Friedrich einen hinlänglichen Grund zum Aufschub erblickte. Nicht so der Papst. Dieser erklärte die Entschuldigung des Kaisers für eine reine Ausflucht und sprach um Martini 1227 den Bann über ihn aus. Er entband die apulischen Unterthanen ihres Gehorsams, und als er vor den römischen Ghibelinen nach Viterbo und Perugia fliehen mußte, schleuderte er den Bannstrahl zum zweiten und dritten Mal auf des Kaisers Haupt. Friedrich aber unternahm jetzt den Kreuzzug auf eigene Hand und in seinem eigenen Namen, um der Christenheit zu zeigen, daß es ihm damit Ernst sei. In seinem Ausschreiben an die christlichen Fürsten beschwerte er sich bitter über die Anmaßungen der römischen Kurie. „Das ist," so schrieb er, „die römische Weise, die auch ich erkannt habe. Hinter widerlichen Redensarten, die von Honig und Oel überfließen, verbirgt sich die unersättliche Blutsaugerin; sie, die sich meine Mutter nennt, behandelt mich wie eine Stiefmutter, die alles Uebel stiftet. Wenn das römische Reich von Feinden und Ungläubigen angefallen wird, so greift der Kaiser zum Schwert und weiß, was seines Amtes ist und was seine Ehre erheischt; wenn aber der Vater der Christenheit, der Nachfolger Petri, der Statthalter Christi uns bedrängt, was sollen wir da beginnen?"

Den 11. August 1228 trat Friedrich den Kreuzzug an, den er im Namen Gottes an die Christenheit ausgeschrieben hatte. Es ist dieß der fünfte in der Reihe der Kreuzzüge. Was aber früher als eine löbliche That erschienen wäre, das erschien jetzt als Trotz, als heilloser Frevel in den Augen des Papstes. Daß ein Gebannter es wagte, einen heiligen Kreuzzug auszuschreiben im Namen Gottes und mit gänzlicher Umgehung des päpstlichen Namens, war ein Verbrechen, das nicht strenge genug konnte geahndet werden. Sofort untersagte der Papst Allen in der Christenheit, sich bei diesem Zuge zu betheiligen; auch die christlichen Bewohner des gelobten Landes suchte er gegen den Kaiser aufzuregen. Nichts desto weniger hatte das kaiserliche Unternehmen einen glänzenden Erfolg. Der Kreuzzug fiel ohne Blutvergießen aus. Friedrich schloß mit dem Sultan von Aegypten Malek al Kamel einen zehnjährigen Waffenstillstand, nach welchem ihm Jerusalem, das freilich jetzt keine Stadt mehr, sondern ein offener Ort war, Bethlehem, Nazareth, Sidon und von da an das Gebiet von Ptolemais abgetreten wurde. Er selbst setzte sich die Krone eines Königs von Jerusalem auf. Und das alles

mußte der Papst geschehen lassen. Als dann Friedrich im Jahr 1229 siegreich nach Europa zurückkehrte, wurde es ihm ein Leichtes, die Schlüsselsoldaten des Papstes über den Haufen zu werfen. Gregor griff zu den geistlichen Waffen, aber auch sie zeigten sich kraftlos. Er mußte sich wohl oder übel zum Frieden herbeilassen. Diesen Frieden vermittelte, in Form eines Waffenstillstandes, der Deutsch-Ordensmeister Hermann von Salza. In Anagni, der Geburtsstadt des Papstes, fand den 1. Sept. 1230 eine Zusammenkunft zwischen Kaiser und Papst statt; sie reichten sich die Hände zum Zeichen der geschehenen Versöhnung. Aber bald brach der Zwist auf's neue aus. Die lombardischen Städte hatten sich auf die Seite des Papstes geschlagen; als nun der Kaiser an ihnen seine Rache ausließ, reizte er damit den Zorn des Papstes, und als er dann vollends seinem Sohne Enzio das Königreich Sicilien zuwandte, das nach Gregors Ansicht ein päpstliches Lehen war, traf ihn am Palmtag 1239 zum fünften Mal der Bann. Nun entspann sich zwischen den beiden Häuptern der Christenheit, zwischen Kaiser und Papst ein Schriftstreit, der einzig in seiner Art ist. Von beiden Seiten wurde mit apokalyptischen Waffen gefochten. Verglich der Papst den Kaiser mit dem Thier in der Offenbarung, das aus dem Meer aufsteigt mit Füßen eines Bären und dem Rachen eines Löwen, im Uebrigen einem Leoparden ähnlich: so sah der Kaiser in dem Reiter auf dem rothen Pferde, der den Frieden wegnimmt von der Erde, das leibhafte Bild des Papstes. Weiter nannte er ihn den großen Drachen, den Antichrist und einen zweiten Bileam, welcher um Geld fluche und segne. Wie weit solches im Munde des Kaisers Ernst oder Satire war, ist schwer zu sagen. Glauben wir den Worten des Papstes, so war Friedrich II. von Hohenstaufen ein Ungläubiger, und ein Freigeist der ärgsten Art. Soll er doch in der Verwegenheit seines Unglaubens behauptet haben, die Welt sei von drei Betrügern verführt worden, von Moses, Christus und Muhammed; von diesen dreien sei Christus am schimpflichsten aus der Welt geschieden, da er am Holze der Schmach gehangen. Die Geschichte von der Geburt Jesu sei eine Fabel, man dürfe überhaupt nichts glauben, was wider die Gesetze der Natur und der Vernunft geht. Längere Zeit glaubte die Christenheit diesen Beschuldigungen. Ein berüchtigtes Buch: Von den drei Betrügern (de tribus impostoribus) wurde in der That Friedrich II. zugeschrieben; allein es ist erwiesen, daß das Buch aus einer spätern Zeit stammt und also keinen Beweis gegen Friedrich liefert. Was es aber mit den Beschuldigungen des Papstes auf sich gehabt, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls nahm der Kaiser die ihm gemachten Vorwürfe nicht gleichgültig hin, er fand für gut, seine Rechtgläubigkeit

von einem Gelehrten seiner Zeit vertheidigen zu lassen; er selbst aber vertauschte nun die Feder mit dem Schwert. Aber auch der Papst, obwohl nunmehr ein Neunziger, scheute sich nicht, den Kampf mit dem rüstigen Gegner noch einmal aufzunehmen. Er that es im Vertrauen auf seine Bundesgenossen, die lombardischen Städte. Allein auch dießmal zog er den Kürzern. Der Kaiser drang siegreich gegen Rom vor und warf das päpstliche Heer in die Stadt zurück. Nun griff der Papst auf's neue zu den geistlichen Waffen. Er berief eine Kirchenversammlung (1241); aber der Kaiser ließ die italienischen Bischöfe, welche dahin reisten, durch seinen Sohn Enzio bei der Felseninsel Meloria aufgreifen und sie in's Meer stürzen; andere wurden nach Neapel in die Gefangenschaft geschleppt. Mitten in diesen Bedrängnissen starb der greise Papst, den 21. August 1241. Auch sein Nachfolger Cölestin IV. starb bald. Eine längere Vacanz erfolgte. Erst nach anderthalb Jahren wurde ein bisheriger Freund des Kaisers, Sinibald gewählt, ein Genuese aus dem Geschlecht der Fieschi, ein in geistlichen und weltlichen Rechten wohl bewanderter Mann, der als Innocenz IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, entschlossen, in die Fußstapfen des dritten Innocenz zu treten. Friedrich äußerte sich, er habe durch diese Wahl einen Freund verloren und einen Feind erhalten. Und so war's. Friedrich war noch im Banne. Vergeblich suchte er einen Vergleich mit dem Papste und die Absolution. Der Kaiser wollte sich der Person des Papstes bemächtigen, aber Innocenz floh auf einer genuesischen Flotte nach Lyon und schleuderte von da den Bann auf den ehemaligen Freund. Zugleich schrieb er (1245) ein allgemeines Concil nach Lyon aus. Friedrich schritt zu Unterhandlungen; er sandte einen geschickten Diplomaten, den Thaddäus von Suessa, nach Lyon. Der Papst aber verlangte, daß der Kaiser persönlich erscheine und gewährte ihm hiezu eine Frist von zwölf Tagen. Als Friedrich diesem Rufe keine Folge leistete, vielmehr gegen die Beschlüsse des Concils protestirte, so sprach nun auch die ganze Versammlung den Bann über ihn aus und zwar in feierlichster Weise. Die brennenden Lichter, welche die Geistlichen in der Hand hielten, wurden zur Erde gesenkt, anzudeuten, daß also Friedrichs Ruhm erlöschen möge. Als Friedrich, den nun schon der siebente Bannstrahl getroffen, von diesem Vorgang Kunde erhielt, da erhob er sich in stolzem Selbstgefühl wider den Papst und die päpstliche Partei. Er setzte sich die Krone auf's Haupt mit den Worten: „Noch trage ich meine Krone und werde sie nicht ohne vieles Blutvergießen mir entreißen lassen, weder durch die Gewalt des Papstes, noch durch die eines Concils.“ Zugleich erließ er ein Schreiben an die christlichen Fürsten,

worin es hieß: „Die Söhne unsrer Unterthanen vergessen, wenn sie Päpste geworden sind, was sie früher waren, und wollen Kaiser und Könige erniedrigen.“ Er forderte die Fürsten zu seinem Beistand auf. Aber auch der Papst war nicht unthätig. Ein Aufruhr, den er in Sicilien erregte, konnte noch gedämpft werden; aber nun drohte die Revolution in Deutschland auszubrechen. Bettelmönche, vom Papste ausgesandt, hatten das Feuer geschürt. Es war am Himmelfahrtstage 1246, da traten zu Hochheim bei Würzburg eine Anzahl deutscher Prälaten zusammen und erwählten einen Gegenkaiser in der Person des thüring'schen Landgrafen Heinrich Raspe. Der „Pfaffenkönig“ fand nur wenig Anhang; die meisten Städte waren auf ihres Kaisers Seite. Trug er auch im August 1246 einen augenblicklichen Sieg über Konrad von Hohenstaufen, den Sohn Friedrichs, davon, so war doch sein Sieg von keiner Dauer. In der Nähe von Ulm ward er geschlagen und verwundet. Er starb in seiner Heimath 1247. Der Papst suchte einen neuen Gegenkaiser aufzustellen. Es gelang auch dem päpstlichen Legaten, dem Cardinal Peter Capoccio, einen solchen zu gewinnen; es war der zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland, der im Oktober 1247 ausschließlich von geistlichen Herren gewählt ward. Auch dieses Pfaffenkönigs Reich war von kurzer Dauer. Indessen war auch Friedrichs II. Stunde gekommen. Er starb den 13. Dec. 1250 zu Fiorentino in den Armen seines natürlichen Sohnes Manfred.*) Das Volk wollte so wenig an seinen Tod glauben, wie an Friedrichs I. Er werde wieder kommen, hoffte man, und der Pfaffenherrschaft ein Ende machen. Ihm folgte sein Sohn Konrad IV. Bald trat Innocenz IV. vom Schauplatz ab. Er starb im December 1254 in Neapel und wurde in dortiger Kathedrale begraben. Er war es, der den Cardinälen zuerst einen rothen Hut zur Auszeichnung gab, anzudeuten, daß sie jederzeit bereit sein sollten, für die Kirche ihr Blut zu lassen.

Noch kurz vor seinem Tode hatte ein englischer Prälat, der Bischof von Lincoln Groshead (Großkopf, Capito) vor dem päpstlichen Hof zu Lyon eine freimüthige Rede gehalten, worin er die Gebrechen der Kirche offen rügte und den Papst in erster Linie dafür verantwortlich machte, und im Blick auf die blutigen Kriege, welche die Päpste führten, an das Wort des Herrn erinnert, daß wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkomme.

Schon unter Innocenz war der Streit wegen Sicilien auf's neue entbrannt. Dieser Streit setzte sich auch unter seinem Nachfolger Alex-

*) Vgl. über ihn: Lorenz in v. Sybels Zeitschrift. Bd. II.

ander IV. fort, Reynald, Graf von Segna, später Bischof von Ostia und Velletri, einem Neffen Gregors IX. Vom Hohenstaufen'schen Hause war nach Konrads IV. Tode einzig noch der letzte Sprößling übrig, sein jüngerer Bruder, Conradin. Trotz des Bannes, den der neue Papst über ihn schleuderte, drang sein Halbbruder Manfred mit bewaffneter Macht in den Kirchenstaat ein und nöthigte den Papst zur Anerkennung seiner königlichen Würde.

Nichts desto weniger fuhr der Papst fort, Manfred entgegen zu arbeiten. Er sandte Legaten nach England, mit welchem schon sein Vorfahr Innocenz IV. Verbindungen angeknüpft hatte. König Heinrich III. von England ließ seinen Sohn Edmund zum König von Sicilien ausrufen, aber es blieb bei dem Titel, den er sich um schweres Geld vom Papste erkauft hatte. Uebrigens wird Alexander IV. von den Geschichtschreibern der Zeit manches Gute nachgerühmt. Hatte er doch gleich beim Antritt seines Pontificates eine Encyklica (Kreisschreiben) an die sämmtlichen Würdenträger der Kirche gerichtet, worin er sie bat, sich im Gebete zu vereinigen, damit ihm Gott Gnade schenke wohl zu regieren. Ausdrücklich wird bemerkt, daß dieß früher sei unterlassen worden. Dazu stimmte dann freilich manches wieder nicht, das er sich während seiner Regierung zu Schulden kommen ließ, so daß er dem Vorwurf der Heuchelei oder doch der Charakterlosigkeit nicht entging.*)

Unter Urban IV. (1261—64) kam es zu neuen Kämpfen um Sicilien, bis endlich unter Clemens IV., einem gebornen Provençalen, Karl von Anjou, Graf von der Provence, der päpstlichen Einladung folgte und des schönen Landes sich bemächtigte, nachdem Manfred 1266 in der Schlacht bei Benevent gefallen war. Nach der unglücklichen Schlacht von Scurcola (Tagliacozzo) den 23. August 1268 ward der Herrschaft der Deutschen in dem Süden Italiens ein Ende gemacht. Conradin, der letzte Sprößling des erlauchten Hohenstaufengeschlechts, die letzte Hoffnung der Ghibellinen, starb mit seinem Jugendfreunde Friedrich von Baden unter dem Beil des Henkers auf dem Karmeliterplatze zu Neapel, belastet mit dem Banne des Papstes. Mit diesem Tode schloß sich der letzte Akt des großen Drama's, das ein ganzes Jahrhundert die Christenheit bewegt hat, des Kampfes der Päpste mit den Hohenstaufen. Bald nachher starb auch im November 1268 der Papst selbst, und erst nach einer dreijährigen Erledigung des heil. Stuhles, im September 1271 bestieg denselben Tebaldo de Visconti, der bisherige Archidiacon von Lüttich, als Gregor X.

*) Vgl. die Urtheile von Matthäus von Paris bei Neander I. S. 433.

Nun blieb das deutsche Kaiserthum auf längere Zeit verwaist; es war die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ eingetreten, wie der Dichter sie nennt, das Interregnum, bis es endlich den Wählern in Frankfurt gelang, im Jahr 1273 den Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen Könige zu wählen. Mit Gregor X. und König Rudolf I. tritt nun in Beziehung auf die Kämpfe zwischen den beiden Häuptern der Christenheit ein Stillstand ein. Gleich nach der Wahl legte der Reichskanzler Otto in seines Königs Namen dem Papste zu Lyon einen feierlichen Eid ab, daß er die Rechte der Kirche unverletzt erhalten, den Kirchenstaat niemals angreifen, vielmehr alle die Ländereien, worauf die Kirche Anspruch habe, ihr wiederherstellen wolle.*) Auch mit Gregors Nachfolgern (Johann V., Hadrian V., Johann XXI., Nicolaus III.) die alle nicht lange regierten, blieb Rudolf im besten Einvernehmen. Er bestätigte ihnen auf's feierlichste alle die Besitzungen, welche sie in Italien erworben hatten, und auch die sieben Kurfürsten gaben dieser sogenannten Restitution ihre Zustimmung. Die Regierung dieses Papstes, Gregors X., ist noch durch eine Einrichtung bekannt, die für die künftigen Papstwahlen von großer Wichtigkeit war und die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, die Einrichtung des Conclave.

Schon Nicolaus II. hatte bekanntlich im 11. Jahrhundert die Papstwahlen in die Hände der Cardinäle gelegt; aber die Cardinäle versammelten sich frei und banden sich an keine Zeit; daher die langen Zwischenräume zwischen dem Tode eines Papstes und der neuen Wahl. Um solche in Zukunft zu verhindern und um auch Intriguen abzuschneiden, verordnete Gregor Folgendes: Nach dem Absterben eines Papstes soll blos 10 Tage lang auf die Cardinäle gewartet werden, die aus den verschiedenen Gegenden in Rom einzutreffen haben. Nach Verlauf dieser Frist sollen die anwesenden Cardinäle in dem Palaste sich versammeln, da der Papst gewohnt hat, jeder in Begleit eines Dieners. Dort sollen sie in ein Gemach (Conclave) versammelt und gegen jeden Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt werden; niemand darf zu ihnen hinein, sie dürfen nicht hinaus; blos durch ein einziges Fenster soll ihnen ihre Nahrung gereicht werden. Diese Nahrung wird immer spärlicher, je länger sich die Wahl verzieht. Haben sie in den ersten drei Tagen nach ihrem Eintritt sich noch nicht vereinigt, so erhalten sie in den folgenden

*) In dem päpstlichen Bestätigungsschreiben wurde bereits der Ausdruck gebraucht: Te regem Romanorum nominavimus, ich habe dich zum König der Deutschen ernannt, oder auch nur ich habe dich als solchen genannt, d. h. anerkannt.

fünf Tagen nur ein Gericht. Ist auch bis dahin noch kein Papst aus der Wahlurne hervorgegangen, dann sollen sie sich mit Brot, Wein und Wasser begnügen. So stand es auf dem Papier; gehalten wurde es, wie es die Umstände erlaubten, und weder längere Sedisvacanzen noch Intriguen waren damit abgeschnitten.

Auf Gregor X. waren mehrere Päpste schnell auf einander gefolgt, bis Martin IV., ein geborner Franzose, 1280 den päpstlichen Stuhl bestieg. Unter ihm trat eine neue Wendung der Dinge in Sicilien ein. Die Sicilianer waren der französischen Gewaltherrschaft überdrüssig geworden. Ein Parteigänger des Königs Peter III. von Aragonien, Johann Procida, ein seiner Habe beraubter Ghibelline, hatte eine Verschwörung angezettelt, in die er die Großen von Sicilien hineinzog und an der auch der griechische Kaiser sich betheiligte. Auf den dritten Ostertag des Jahres 1282 war es abgeredet, da sollten, wenn die Glocke zur Vesper läutet, die Verschwornen zusammentreten, über die sämmtlichen Franzosen auf der Insel herfallen, sie umbringen und Peter, den Schwiegersohn Manfreds, als König proklamiren. Und so geschah es denn auch. In Palermo und Messina ward ein furchtbares Blutbad angerichtet, die sicilianische Vesper. — Martin IV. schleuderte den Bann wider die Aufrührer. Er belegte Sicilien und Aragonien mit dem Interdict, aber Peter kehrte sich nicht daran. Er befestigte sich in seiner Macht trotz den Bemühungen der folgenden Päpste, wie eines Nicolaus IV., und nach ihm führte sein zweiter Sohn Friedrich den Titel eines Königs von Sicilien. Hundertundsechzig Jahre blieb Sicilien von Neapel getrennt. In letzterem behauptete sich das Haus Anjou unter dem erkauften Schutz der Päpste.

Die Anordnungen, welche Gregor X. wegen des Conclave getroffen, zeigten sich nach Nicolaus IV. Tod, 1292, völlig unzureichend; denn $2^1/_4$ Jahre blieb der päpstliche Stuhl wiederum erledigt. Endlich gelang es den Bemühungen Karls II. von Anjou, Königs von Neapel, einen Mann dahin zu bringen, von dem man hoffen durfte, daß er friedlich und im Sinne apostolischer Demuth regieren werde. In den Abruzzen lebte ein alter, 80jähriger Eremit, Peter Murone, der sich schon, nachdem sein Vater gestorben, als ein Jüngling von 20 Jahren dahin zurückgezogen und der Welt den Abschied gegeben hatte. Diesen harmlosen Mann führte der König, nachdem er zuvor in den Abruzzen selbst in der Kirche Santa Maria zu Aquila war gekrönt worden, in Neapel ein; denn in Neapel, nicht in Rom sollte in Zukunft die päpstliche Residenz sein. Der Papst, der sich nun Cölestin V. nannte, ergab sich in sein

Schicksal, aber er bezeugte wenig Lust, die ihm übertragene Würde mit Energie zu behaupten. Er zog sich in eine Zelle zurück, in der er nach wie vor seiner Andacht lebte, und überließ die Regierung zwölf Cardinälen. Seinem geheimen Wunsche, die Stelle niederlegen zu dürfen, kam der schlaue Cardinal Gansani (Cajetan) entgegen. Durch die Oeffnung des Zimmers, in welchem der Papst sich befand, soll dieser durch ein Sprachrohr eine Stimme vernommen haben, die ihn zur Abdankung aufforderte, und die der einfältige Mann für eine göttliche Stimme hielt. Ob Gansani wirklich zu einem solchen niedrigen Bubenstück sich hingegeben oder ob seine Feinde, die Colonna, das Märchen erfunden haben, lassen wir dahingestellt. Letzteres erscheint uns als das Wahrscheinliche. Genug, Cölestin war bereit, die Schlüssel Petri niederzulegen. Aber nun entstand die große Frage: darf der Papst freiwillig hinuntersteigen von dem Stuhle, auf den Gottes Hand ihn gesetzt? Es war der erste Fall dieser Art; wer sollte ihn entscheiden? doch wohl niemand anders, als der Papst selbst. Cölestin entschied in einer Bulle die Frage im bejahenden Sinn und entsagte dem Amte im December 1294. Der Schritt wurde von den Zeitgenossen und der Nachwelt verschieden beurtheilt. Petrarca lobte die Demuth des Mannes, Dante verwies ihn seines feigen Sinnes wegen in die Hölle. Er schaut dort den Schatten dessen,

„den feiger Sinn zu großer Weig'rung brachte."

Ein Zeitgenosse, Johann de Voragine, sagt von Cölestin, er habe vieles aus Machtvollkommenheit, aber noch mehr kraft seiner Einfalt gethan.*) Und nun bestieg eben jener Cardinal Gansani den päpstlichen Stuhl als Bonifaz VIII. den 12. Dec. 1294, fast 100 Jahre nach Innocenz III. Wir brechen hier die Geschichte der Päpste ab, um die gleichzeitigen Begebenheiten und Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiete nachzuholen, und da werden uns zunächst noch einmal, aber zum letzten Mal die Kreuzzüge beschäftigen.

---

*) Multa fecit de plenitudine potestatis, sed plura de potestate simplicitatis.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Die letzten der Kreuzzüge. — Ludwig IX. (der Heilige). — Weitere Verbreitung des Christenthums in Preußen. — Das Christenthum in Asien. — Priester Johannes. — Die Mongolen.

Mit dem blutigen Tode Conradins, des letzten der Hohenstaufen, und mit der Zeit des Interregnums war eine Wendung der Dinge eingetreten, mit welcher die ganze Physiognomie der Geschichte sich zu ändern beginnt. Die eigentliche Romantik, die ideal-poetische Zeit des Mittelalters ist vorüber. Unverkennbar tritt mit den Habsburgern eine Zeit der Ernüchterung ein, und es darf uns daher nicht wundern, wenn auch die höchst romantische Erscheinung der Kreuzzüge ihrem Ende entgegengeht, und wenn uns für jetzt nur noch der letzte Akt des großen ritterlichen Schauspiels zu betrachten übrig bleibt.

Als der mit Friedrich II. geschlossene Waffenstillstand abgelaufen, unterdessen auch Malek al Kamel gestorben und sein Sohn Ejub an seine Stelle getreten war, begann der Kampf auf's neue. Unter Thibaut I., König von Navarra und Graf von Champagne, war ein Heer nach Syrien aufgebrochen, unter dem sich viele Große Frankreichs befanden. Aber ungeschickte Führung ließ auch dieses Unternehmen mißlingen. So geschah es denn, daß im Jahr 1244 Jerusalem durch das wilde Heer der Chowaresmier erstürmt wurde und den Christen auf immer verloren ging. Nicht weniger verderblich war für sie die Schlacht bei Gaza im Oktober desselben Jahres. Da fiel die Blüthe der geistlichen Ritterorden unter dem Schwert der Feinde. Askalon, die wichtigste Veste des Landes, fiel gleichfalls dahin, und bald sah sich die ganze Herrlichkeit der Christen im Orient auf das Fürstenthum Antiochien und auf Ptolemais (St. Jean d'Acre) beschränkt.

Aber noch gaben die Christen das heilige Land nicht auf. Ihre Hoffnung ruhte auf einem Manne, der vor vielen andern gerade jetzt von der Vorsehung zum Heerführer erwählt schien. War es doch ein Mann, in welchem die Frömmigkeit des Mönchs mit der Tapferkeit und Würde des Ritters sich vereinigt zeigte, wie später nie mehr. Es war dieß König Ludwig IX. von Frankreich, der Sohn jenes Ludwig VIII., der sich unter Innocenz III. an den Albigenserkriegen betheiligt hatte, und der Bianca von Castilien. Diese treffliche Mutter hatte die Erziehung des Knaben geleitet und von Jugend auf mit Aengstlichkeit über seiner Seele gewacht. Pflegte sie doch ihrem Sohne täglich zu sagen: „Ich liebe dich über alles in der Welt, und doch wünschte ich dich lieber todt, als daß du eine Todsünde begingest.“ Bei aller strengen Kirchlichkeit, in der sie ihren Sohn auferzog, unterließ sie gleichwohl nicht, ihm alle die Regententugenden einzuschärfen, durch die er sein Land einst glücklich machen könnte, und ihre Arbeit war nicht umsonst. 1226 gelangte er zur Regierung. Noch bis auf den heutigen Tag muß es die Geschichte an Ludwig IX. rühmen, daß eine unparteiische Gerechtigkeitspflege, wie sie bis dahin nicht stattgefunden, sein Werk war. Ein Zeitgenosse Friedrichs II. von Hohenstaufen, nahm Ludwig in dessen Streitigkeiten mit dem Papste eine neutrale und vermittelnde Stellung ein. Er war durchaus kirchlich, ja mehr als dieß, er war mönchisch asketisch gesinnt. Die heil. Taufe, die er als Kind in Poissy empfangen, war ihm für sein ganzes Leben wichtig; er nannte sich auch von daher am liebsten Ludwig von Poissy. Wie günstig er über die Bettelorden geurtheilt, wissen wir ebenfalls. Und doch wußte Ludwig, ja wir möchten sagen eben deßhalb wußte er der Hierarchie gegenüber eine rühmliche Unabhängigkeit zu behaupten und ihren Uebergriffen mit Erfolg zu steuern. Was ihn bewog das Kreuz zu nehmen, war nicht der Befehl eines Papstes, es war sein eigener königlicher Entschluß. Es war im Jahr 1244, in eben dem Unglücksjahr der Niederlage der Christen im Orient, als König Ludwig von einer schweren Krankheit befallen wurde. Da gelobte er, daß, wenn ihn Gott genesen lasse, er einen Zug in das heilige Land unternehmen wolle. Er genas und hielt sein Versprechen. Weder seine Mutter, noch seine Gemahlin konnten ihn durch ihr Zureden von Erfüllung seines Gelübdes abhalten. Er erklärte, nicht eher Speise und Trank zu sich nehmen zu wollen, ehe er Hand an's Werk gelegt habe. Schon mit Anfang 1245 erschien das königliche Schreiben, worin Ludwig seinen Willen den syrischen Christen kundgab und im August desselben Jahres sandte der Papst Innocenz IV. auf seine Bitte den Cardinal-

legaten Otto von Chateauroux nach Frankreich, um das Kreuz zu predigen. Der König berief das Parlament nach Paris. Auch hier fand sich der Legat ein. Seine Predigt war so eindringlich und gewaltig, daß sofort die drei Brüder des Königs, Robert, Graf von Artois, Alfons, Graf von Poitiers, und Karl von Anjou die Kreuzfahrt gelobten. Viele andere geistliche und weltliche Herren zeigten sich bereit, unter ihnen auch Johann von Joinville, Seneschal der Champagne, der nachmals als Augenzeuge sowohl den Kreuzzug, als das Leben des Königs beschrieben hat.*) Mit Venedig ward ein Vertrag abgeschlossen wegen Erstellung der Flotte. Seine eigenen Dienstmannen aber gewann der König durch List. Es war Sitte, daß der König von Frankreich am heil. Weihnachtsfeste seine Diener mit neuen Kleidern beschenkte. Als nun am Christabend 1245 die Ritter des königlichen Hofes erschienen, das königliche Geschenk in Empfang zu nehmen, erhielten sie prächtige Gewänder, feiner und schöner als je; sie bemerkten noch nichts Besonderes; aber als sie am Morgen des Weihnachtstages in den neuen Kleidern sich in der Kirche einfanden, da bemerkten sie, daß ihre „Livreen" sämmtlich das Zeichen des Kreuzes trugen. Nun durften sie, ohne ihre Ehre zu verlieren, dem heiligen Kampfe sich nicht entziehen; halb weinend, halb lachend nannten sie den König einen Pilgerjäger und Menschenfischer und fügten sich in seinen Willen.

Nachdem die weitern Vorbereitungen getroffen waren, empfing Ludwig den 12. Juni 1248 in St. Denis aus den Händen des päpstlichen Legaten die heil. Oriflamme, nebst Pilgertasche und Pilgerstab; auch die übrigen Kreuzfahrer ließen sich ausrüsten. Wie zur Zeit des ersten Kreuzzuges, so erblickte man auch jetzt Zeichen am Himmel, die zum Kampfe aufriefen. In Aiguesmortes schiffte sich Ludwig mit den Seinigen ein. Zum Sammelplatz des ganzen Heeres war die Insel Cypern bestimmt. Aber schon hier brachen Streitigkeiten unter den Pilgern und verheerende Krankheiten aus, zwei Uebel, die wohl geeignet waren, den Muth herabzustimmen; nur Ludwig ließ sich nicht irre machen. Auch die nachtheiligen Berichte, die ihm aus dem heil. Lande selbst zugingen, beugten seinen Muth nicht, sondern entflammten ihn auf's neue. Hoffnungsfreudig trat er die Meerfahrt nach Aegypten an und im Juni 1249 landete er mit den Seinigen auf der Küste von Damiette. Er warf sich in seiner Waffenrüstung nieder auf die Knie und erflehte sich die Hülfe des Herrn. Fast

*) Außer dieser Quelle vgl. Villeneuve-Trans (Marquis de) Histoire de S. Louis, roi de France. III. Par. 1839.

ohne Schwertstreich fiel Damiette in die Hände der Kreuzfahrer. Solches erschien ein Wunder in ihren Augen, und auch die Sarazenen waren über ihre Niederlage so betroffen, daß mehrere von ihnen eilten sich taufen zu lassen. Ludwig zeigte sich auch als Sieger groß und menschlich. Vor vielen seiner Vorgänger, die im Erwürgen der Ungläubigen eine Gott wohlgefällige That erblickten, zeichnete sich Ludwig dadurch aus, daß er auch die Feinde schonte, so gut er konnte, sie milde behandelte und ihnen Gelegenheit verschaffte Christen zu werden; daher freute er sich mehr, wenn die Ungläubigen von den Christen gefangen, als wenn sie von ihnen getödtet wurden. Allein nicht lange sollte Ludwig seines Sieges sich freuen. Die größten Schwierigkeiten für ihn und sein Heer zeigten sich nur zu bald bei dem Vordringen in das Innere des Landes, nilaufwärts. Da wurde das Landheer eingeklemmt zwischen die durchstochenen Dämme und die Flußarme des Nils, und bald sah Ludwig seine Seemacht im Gefechte bei Mansurah (1250) durch griechisches Feuer vernichtet. Nun brachen auch Hungersnoth und ansteckende Krankheiten ein und rafften eine große Menge der Krieger dahin. Der Bruder des Königs, Graf von Artois, war im Kampfe gefallen. Der König aber sah sich genöthigt, wieder nach Damiette zurückzukehren. Er gerieth in Gefangenschaft der Sarazenen, mit ihm auch Joinville und Andere. Er für seine Person wurde mit Achtung und Schonung behandelt; in Gegenwart der Moslim selbst feierte er ungehindert die Messe mit seinen mitgefangenen Geistlichen. Der größte Theil der übrigen Gefangenen aber, namentlich die Geringern, von denen man kein Lösegeld erwarten konnte, wurden ohne Schonung getödtet, wenn sie ihr Leben nicht mit dem Uebertritt zum Islam erkaufen wollten. Für die Losgebung der gefangenen christlichen Barone verlangte der Sultan Turanschah eine Million Byzantiner (oder 500,000 französische Livres), für die Befreiung des Königs aber die Räumung von Damiette. Der Vertrag wurde angenommen; das Lösegeld freiwillig vom Sultan auf die Hälfte ermäßigt, aus Achtung vor dem nobeln Benehmen des Königs. Ueberhaupt hatte Ludwig während seiner einmonatlichen Gefangenschaft durch die Standhaftigkeit und Ergebung, womit er sein Geschick trug, die Achtung der Moslim in hohem Grade erworben. So viel, äußerten sie ganz naiv, wie er für seinen Christus ausgestanden, würden sie für ihren Muhammed nicht ausstehen, wenn er sie also im Stiche ließe.*) Es wurde dem König sogar vorgespiegelt, die ägyptischen Emire hätten ihn nach Ermordung des Sultans

*) Joinville Fol. LXXXV.

Turanschah zum Sultan erheben wollen, und blos sein christlicher Glaube sei der Ausführung dieses abenteuerlichen Gedankens im Wege gestanden. Der König begab sich nun mit dem Reste seiner Truppen nach Syrien. Unter anderm unternahm er eine Wallfahrt in's gelobte Land und feierte den festlichen Tag Maria Magdalena in Nazareth. Nachdem er während seines Aufenthaltes in Syrien vergebens versucht hatte, seine Streitkräfte wieder zu sammeln und zu stärken, kehrte er nach Frankreich zurück. Die Trauerbotschaft von dem Tode seiner Mutter Bianca, welche indessen im Lande das Scepter geführt hatte, beschleunigte seine Schritte, obgleich er noch längere Zeit gezweifelt, ob es denn wirklich der Wille Gottes sei, daß er so unverrichteter Sache das heil. Land verlasse. Nach einer Fahrt von zehn Wochen, wobei es nicht an mancherlei Gefahren fehlte, lief die königliche Flotte im Juni 1254 in den Hafen von Hières ein und Ludwig erreichte im Juli Paris. Damit endete der fünfte Kreuzzug. Sechszehn Jahre widmete nun der König von da an der innern Verwaltung seines Reiches. Unter anderm gab er durch die pragmatische Sanction, die er im Jahr 1269 mit dem päpstlichen Stuhle abschloß, der Reichskirche ihre festen Grundlagen. Aber während dieser ganzen Zeit mahnte ihn sein Gewissen, daß das Gelübde noch nicht gelöst, das vorgesteckte Ziel nicht erreicht sei. Und zu diesen innern Mahnungen kamen die äußern Geschicke. Im Jahr 1260 hatte der Sultan Bibars den Thron von Aegypten bestiegen und innerhalb sechs Jahren im Kriege mit den syrischen Christen auch das Königreich Jerusalem in seine Gewalt bekommen. Er hatte die Kirchen in Nazareth und auf dem Berge Tabor zerstört, Cäsarea und Joppe erobert, und nun hatte er auch noch die Stadt und die Gegend von Antiochia in seine Gewalt bekommen. Das alles ging Ludwig tief zu Herzen. Im Jahr 1267 erneuerte er sein früheres Gelübde. Inzwischen hatten auch die Päpste, zuletzt Papst Clemens IV., sich bemüht, einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen. Endlich im Frühjahr 1270 konnte Ludwig zum zweiten Male (und jetzt im Greisenalter) die heilige Oriflamme vom Altar der Kirche zu St. Denis in Empfang nehmen. Der Zug sollte zunächst nach der Nordküste von Afrika, nach Tunis gerichtet sein, welches der Bruder des Königs, Karl von Anjou, König von Sicilien, weil es ihm gut gelegen war, zu erobern wünschte. Einem solchen, mehr von Selbstsucht als von frommer Begeisterung eingegebenen Wunsche würde der fromme König nicht entsprochen haben, hätte er sich nicht zugleich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Ungläubigen jener Gegend für das Christenthum gewinnen zu können. Allein seine Hoffnung wurde getäuscht. Die Einnahme der

Citadelle von Karthago war das Einzige, was gelang. Nur zu bald entwickelten sich auch hier bei der Hitze des Sommers verderbliche Krankheiten; Viele wurden von dem Fieber und der Ruhr befallen; unter ihnen der einst in der ägyptischen Gefangenschaft geborne Sohn des Königs, Johann Tristan, Graf von Nevers; er wurde am 3. August ein Opfer der Krankheit. An eben demselben Tage erkrankte der ohnehin schon vielfach geschwächte König selbst. Er lag auf seinem Bette mit Asche bedeckt, die Hände auf der Brust, den Blick gen Himmel. Am 25. August 1270, dem Tage nach dem Feste des heil. Bartholomäus gab er in der neunten Stunde des Tages seinen Geist auf mit den Worten des Psalmisten: „Herr, ich will in dein Haus gehen auf deine große Güte und anbeten gegen deinen heiligen Tempel in deiner Furcht.“ Die königliche Leiche ward nach Paris geschafft und dann in feierlicher Prozession nach St. Denis geleitet, um in der Gruft der Könige beigesetzt zu werden. Schon 27 Jahre nach seinem Tode ward er von Bonifaz VIII. (1297) heiliggesprochen. Er verdiente den Namen des Heiligen, wenn wir den Maßstab der Kirche anlegen, nach welchem die Heiligkeit gemessen wurde. In seinem Bilde, wie der schon genannte Joinville es uns vorführt, stellt sich uns die Frömmigkeit des Mittelalters, wie sie auch zeitweise die Großen dieser Welt erfaßte und durchdrang, nach ihren Licht- und Schattenseiten dar. Schon seine Mutter Bianca hatte ihn im Geist der Kirche erzogen; Mönche hatten ihn von Jugend auf umgeben und geleitet. Die peinliche Religiosität des Mönchthums beherrschte ihn auch im männlichen Alter. Nie ging er aus, ohne sich zu bekreuzen; strenge hielt er die Fasten und alle Gebote der Kirche; jeden Freitag legte er seinem Seelsorger die Beichte ab und ließ sich darauf die Disciplin geben, d. h. er ließ sich mit eisernen Ketten geißeln, die er in einer elfenbeinernen Kapsel bei sich trug, und wenn der Beichtvater den königlichen Rücken schonen wollte, so ermunterte er ihn, tapferer zuzuschlagen. Er machte auch seiner Tochter Isabella von Navarra ein elegantes Geschenk mit einer solchen Kapsel und ermunterte sie in einem beiliegenden Briefe, sich ebenfalls mit der darin befindlichen Kette geißeln zu lassen sowohl für ihre eigenen Sünden, als für die ihres Vaters. Er versäumte weder Messe noch Vesper und hielt gewissenhaft seine Morgen- und Abendandacht.

Aber er ließ es nicht bei den äußern Ceremonien bewenden. In der rauhen Schale wohnte unstreitig ein tiefer religiöser Kern, ein grundfrommer Sinn, der ihn auch in schweren Anfechtungen nicht verließ. Wie oft hat er mitten in den Kriegsgefahren, denen er sich nach seiner besten Meinung um Christi willen aussetzte, im Gebete Trost und Er-

hörung gefunden! Das Wort Gottes war ihm eine Erquickung und dessen Verkündigung Bedürfniß. Auf seiner Rückreise aus dem Morgenlande glich sein Schiff einer Kirche. Wöchentlich dreimal wurde gepredigt und fleißig gebeichtet. Der König selbst ermahnte das Schiffsvolk, und um die Matrosen von der Beichte nicht abzuhalten, legte er selbst Hand an's Werk und verrichtete unter der Zeit ihre nichts weniger als königlichen Geschäfte. In seinem ganzen Wesen war er keusch und enthaltsam. Er enthielt sich alles Fluchens und Schwörens; der Name des Teufels ging nie über seine Lippen, außer wenn er ihn beim Lesen der Schrift in den Mund nehmen mußte. Was er und seine Zeit Gotteslästerung nannte, wurde mit äußerster Härte bestraft. Er kleidete sich, besonders seit der Rückkehr aus der Gefangenschaft, höchst einfach, war aber desto wohlthätiger gegen die Armen; fleißig besuchte er die Stätten des Elends, die Spitäler und Leprosenhäuser und half die Kranken pflegen. Hungrige speisten an seinem Tische und er wartete ihnen selbst auf. Am hohen Donnerstage vollzog er die Fußwaschung an den Armen und befahl auch Andern solches zu thun. Die Erziehung seiner Kinder lag ihm sehr am Herzen. Oefters ließ er sie vor sich kommen und hielt ihnen die großen Vorbilder der Geschichte vor, nach denen sie sich bilden sollten.

Ein schönes Zeugniß seiner frommen Gesinnung ist sein Testament, das er seinem Sohne Philipp III. hinterließ: „Das Erste, das dir empfohlen und vorgeschrieben ist, ist, daß du von ganzem Herzen und über alles Gott lieben mögest; denn ohne dieß kann niemand selig werden. Hüte dich wohl, etwas zu thun, was Gott mißfalle; eher sollst du alle Marter erleiden, als zu einer Todsünde dich fortreißen lassen. Wenn Gott dir Unglück zuschickt, so nimm es willig an und danke ihm dafür; denke, daß du es wohl verdient hast und daß dir alles zum Besten gereichen wird. Wenn er dir Glück verleiht, so danke ihm in aller Demuth und siehe dich vor, daß du nicht durch Stolz oder auf andere Weise schlechter werdest.“ — „Ich ermahne dich,“ heißt es dann weiter, „fleißig zu beichten und besonnene, rechtschaffene Beichtväter dir zu wählen, die dich zu lehren wissen, was du zu meiden und zu thun habest. Sei freundlich gegen sie, damit sie den Muth behalten, dich zu tadeln und zu strafen. Gegen deine Unterthanen verhalte dich gerecht und weiche weder zur Rechten noch zur Linken. Sei immer eher auf der Seite des Armen als des Reichen, und wenn Einer gegen dich eine Klage hat, so stelle dich auf die Seite des Gegners, bis du die Wahrheit vernommen hast; dann werden auch deine Richter leichter für die Sache des Rechtes sich erklären. — Zum Schlusse gebe ich dir all den Segen, den ein liebender Vater seinem Sohne geben

kann. Die ganze heil. Dreieinigkeit und alle Heiligen mögen dich vor allem Bösen bewahren, und möge dir der Herr die Gnade geben, seinen Willen so zu thun, daß er durch dich geehrt werde, auf daß wir nach diesem Leben zusammenkommen mögen, ihn ohne Ende zu schauen, zu lieben und zu preisen." —

Mit wenigen Worten lassen Sie mich noch das Ende der Kreuzzüge berichten. — Bald nach dem Tode Ludwigs zogen die Führer des Heeres ab, nachdem sie einen Vertrag geschlossen. Im heiligen Lande selbst aber fuhr Sultan Bibar fort, die Christen zu bedrängen. Da unternahm der englische Prinz Eduard I. in Verbindung mit einer Anzahl Friesen einen Zug nach Palästina. Aber auch er konnte nur auf kurze Zeit sich behaupten. Unter Bibars Nachfolger, Kalavun, machten die Mameluken immer weitere Fortschritte; auch Tripolis fiel in ihre Hände. Noch stand das letzte Bollwerk der Christen, Akkon (St. Jean d'Acre, Ptolemais), die Pforte zu den Stätten des heil. Landes. Diese Veste auf's äußerste zu vertheidigen, waren die Bürger der Stadt und mit ihnen die christlichen Ritter, denen die Vertheidigung des heil. Landes oblag, entschlossen. Der Patriarch von Jerusalem segnete ihren Entschluß und sandte an den Papst Nicolaus IV., um ihn um Hülfe anzugehen. Alle Veranstaltungen zum Kampfe wurden getroffen, auch von Seiten des Sultans. Dieser aber fand auf dem Wege nach Syrien seinen Tod, und an seiner Stelle kämpfte nun sein Sohn Malek al Aschraf an der Spitze des ägyptischen Heeres. Im April 1291 nahm die Belagerung von Ptolemais ihren Anfang und den 18. Mai ging auch dieser letzte Posten nach verzweifelter Gegenwehr für die Christen verloren. Die auch sonst wegen ihres Reichthums und ihrer Pracht berühmte Stadt ward von Grund aus zerstört, und mit ihrem Untergange waren alle weitern Hoffnungen der Christen in Absicht auf das heil. Land vernichtet. —

Billig bleiben wir einen Augenblick auf diesen Trümmern stehen und fragen uns, was haben denn die Kreuzzüge, die an zwei Jahrhunderte gedauert, die die edelsten Geister in Bewegung gesetzt, den Boden Syriens mit Blut getränkt und unzählige Menschenleben verschlungen haben, was haben sie der Christenheit, was der Menschheit gebracht im guten und im schlimmen Sinne? wie weit haben sie die Civilisation, die Humanität, das Christenthum gefördert? wie weit es gehindert? Es ist das eine von den großen Fragen der Geschichte, mit denen sich die Wissenschaft zu verschiedenen Malen beschäftigt hat und die auch schon

als gelehrte Preisfrage ist aufgestellt worden.*) Die Antwort auf diese Frage läßt sich etwa in Folgendes zusammenfassen:

1) wird es niemand entgehen, daß die engen Schranken, in welche das Leben der Völker bis dahin eingeengt war, durchbrochen, neue Wege und Bahnen geöffnet wurden, durch welche auch neue Anschauungen, neue Kenntnisse von Menschen und Dingen gewonnen wurden. Zu strengen wissenschaftlichen Forschungen und Beobachtungen war die Zeit allerdings nicht angethan, und wir haben daher auch für Länder- und Völkerkunde, für das große Gebiet der Naturwissenschaften nicht die Früchte zu erwarten, die unsre moderne Zeit von solchen großartigen Expeditionen sich versprechen würde; allein die Pilger brauchten am Ende nur offene Augen mitzubringen, um doch Manches zu sehen, das ihnen neu war, und das, wenn sie es auch mit phantastischem Beiwerk vermischt wieder erzählten, die Wißbegierde anregte und zu weiterer Vertrautheit mit den fremden Gegenständen hinführte. Das begeisterte Staunen über die neuen Wunder ging der nüchternen Kritik voraus, und das war natürlich. Literatur, Philosophie und Poesie zogen überdieß ihren Gewinn aus der Bekanntschaft mit den Arabern; wenn auch in dieser Hinsicht manches mag überschätzt worden sein. — Näher liegt

2) der Einfluß, den die Kreuzzüge auf das Ritterthum übten. Sie verliehen ihm, indem sie seine Waffen in den Dienst der Kirche, ja in den Dienst Christi stellten, einen idealen, romantischen Zug; sie veredelten dasselbe, freilich nur auf so lange, als die ganze Vorstellung einer solchen Ritterschaft Christi eine haltbare war. Leider ward auch von dieser Seite viel gesündigt, und mit den Kreuzzügen sank dann auch die Bedeutung des Ritterthums vollends dahin, wie uns die traurige Geschichte der Templer später zeigen wird. Die Kreuzzüge trugen

3) vieles bei zur Hebung der päpstlichen Macht. Die Päpste hatten ja von Anfang an das heilige Werk an ihre Hand genommen. Sie sandten die Kreuzprediger aus in alle Welt, verfaßten die Kreuzbullen; sie verhießen den Ablaß, sie ertheilten den Segen. Wie es von Rom her als ein Verbrechen betrachtet wurde, ohne diesen päpstlichen Segen auf eigene Hand einen Kreuzzug zu unternehmen, hat uns die Geschichte Friedrichs II. gezeigt. Zu dieser ideellen Erhebung des Papstthums gesellte sich aber auch eine materielle. Die Entfernung der weltlichen Fürsten aus ihren Ländern gab den Päpsten Gelegenheit, sich in's weltliche Regiment einzumischen. Waren doch Könige und Herren, solange

*) Heeren, Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa. Gött. 1808.

sie den heiligen Krieg führten, gleichsam die Soldaten des Papstes, dieweil sie die Soldaten Christi waren. Indem ferner die Päpste die Veranstaltung der Kreuzzüge durch ihre Bevollmächtigten, ihre Legaten betrieben, so erhielten sie Gelegenheit, durch dieselben Organe auch anderes zu betreiben und sich so einen beständigen Einfluß auf die regierenden Häupter und Obrigkeiten der Christenheit zu sichern. Dadurch wurde zugleich die Macht der Landesbischöfe beschränkt, alles mehr unmittelbar an Rom und den römischen Stuhl geknüpft. Auch für die Gegenden, die dem römischen Kirchenglauben sich verschlossen, wurden Bischöfe ernannt, die mit diesem Titel zugleich auch den Anspruch auf Anerkennung verbanden (Episcopi in partibus infidelium) und die Allgewalt des Papstes durch ihr Ansehn unterstützten.

4) wurden die Kreuzzüge eine Hauptquelle der kirchlichen Reichthümer. Geld und wieder Geld ist bekanntlich die Forderung eines jeden Krieges, und so wurden auch immer neue Geldforderungen gestellt, so oft eine Kreuzpredigt erscholl. Nun verschlang freilich der Krieg selbst wieder eine Menge des eingegangenen Geldes; aber die Kirche und namentlich die römische Schatzkammer kam dabei doch nicht zu kurz. Die Fürsten verpfändeten, um das bare Geld, das in den Händen der Kirche war, aufzubringen, ihre Ländereien an dieselbe. So hatte schon im ersten Kreuzzug Robert von der Normandie sein ganzes Herzogthum versetzt, und Gottfried von Bouillon hatte einen Theil seiner Besitzungen an die Kirche zu Verdun verkauft, einen andern an den Bischof von Lüttich verpfändet. — Kehrten die Schuldner nicht zurück, lösten sie das Pfand nicht ein, so verblieb es der Kirche. Am wichtigsten aber erscheinen uns die moralischen Folgen der Kreuzzüge, der Einfluß, den sie auf die sittliche und religiöse Gesinnung im Allgemeinen geübt haben. Dieser war zunächst kein vortheilhafter. Durch nichts wurde vielleicht die Werkheiligkeit mehr befördert, als durch die Anpreisung der hohen Verdienste, welche der Mensch sich vor Gott erwerben könne, wenn er Gut und Blut für die Kirche dahin zu geben bereit sei. Ein geistlicher Stolz bemächtigte sich namentlich der Ritterorden, der zu allerlei Bösem und zuletzt zu ihrem Untergange führte. Was aber die große Menge betrifft, so hat die verderbliche Wirkung des Ablasses, die uns noch später begegnen wird, schon bei den Kreuzzügen ihren Anfang genommen. Die Kreuzprediger waren zwar das eine Mal strenge Bußprediger, das andere Mal aber auch wieder gefällige Ablaßprediger, die mit vollen Händen die päpstlichen Indulgenzen denen spendeten, die Gut oder Blut oder auch Beides einzusetzen bereit waren. Dann aber ist auch noch daran

zu erinnern, wie mit der Werkheiligkeit und dem Vertrauen auf den Ablaß auch noch die Intoleranz und der Fanatismus in den erhitzten Gemüthern sich einwurzelten und die Menge zu Unthaten fortrissen, wovon die Judenverfolgungen ein schreckendes Beispiel sind. Auch haben wir ja bereits gesehen, wie der Vorgang der Kreuzzüge auch ansteckend gewirkt hat auf die Weise, das Christenthum bei heidnischen Völkern zu verbreiten, oder die Ketzereien innerhalb der Kirche auszurotten.

So sehr nun aber auch die Kreuzzüge die Hebung und Förderung des Papstthums und der Hierarchie und alles dessen, was damit zusammenhängt, beigetragen haben, so bargen sie doch schon in sich den Keim einer neuen Zeit, den Keim der Auflösung des alten und der Gestaltung eines neuen Lebens. Eben das, was ich als erste Folge derselben genannt habe, die Erweiterung des Gesichtskreises, führte auch zu den Anfängen einer am Rechte des Bestehenden zweifelnden, über die weiter liegenden Ursachen der Dinge nachdenkenden, kritisch aufklärenden Gesinnung. Wir haben gesehen, wie Friedrich II. den Trotz gegen den Papst und die Pflichten eines Kreuzfahrers in sich zu vereinigen suchte, ja, wie er möglicherweise in seinen persönlichen Ansichten zur Freigeisterei hinneigte oder doch derselben beschuldigt wurde. Wie jede kriegführende Macht auch von den Feinden lernt und von ihnen Gutes und Schlimmes sich aneignet, so blieb auch Muhammeds Religion oder vielmehr die Religion seiner Bekenner nicht ohne Einfluß auf die Christen im Morgenlande. Ich will nicht reden von den einzelnen Renegaten, von solchen, die offen oder geheim zum Islam übertraten. Aber wie weit aus dem Muhammedanismus sich bereits ein über alle positiven Religionen sich stellender Deismus, etwa in der Person eines Saladin herausgebildet habe, wie weit einige Mitglieder des Tempelordens im Geheimen einem solchen mehr oder minder ihnen selbst klar gewordenen Deismus gehuldigt, sind Fragen, die sich schwer mit Bestimmtheit entscheiden lassen. Jedenfalls wurde die katholische Orthodoxie, der Glaube an die Autorität der Kirche durch die Kreuzzüge und durch den Verkehr mit den Ungläubigen eben so wohl erschüttert, als gekräftigt.

Aber auch auf die politischen Folgen der Kreuzzüge ist endlich zu achten. Durch die Verarmung des Lehnsadels, wie ihn die Kreuzzüge herbeiführten, war in Frankreich die souveräne Macht des Königs gehoben worden und diese kehrte sich nun nachgerade gegen den Papst. Ludwig IX. zwar wurde noch von Rom aus heiliggesprochen; doch hatte auch er dem Papste gegenüber seine politische Selbstständigkeit zu bewahren gewußt. Die Geschichte Philipps des Schönen aber in seinem Verhält-

niß zu Bonifaz VIII. wird uns einen augenscheinlichen Beleg zu dem eben Gesagten geben. An demselben König, der den Tempelorden vernichtet, brach sich auch die Macht des Papstes, wie die spätere Geschichte uns zeigen wird. —

Damit ist nun auch die Frage beantwortet, warum in den folgenden Jahrhunderten keine Kreuzzüge mehr zu Stande kamen trotz den feurigen Predigten, die auch dann noch erschollen, trotz den Anstrengungen einzelner Päpste; — die Zeit war eben vorüber, und so wenig wir die Kreuzzüge, da wo sie in ihrer Blüthe waren, ein künstliches Erzeugniß der Priesterherrschaft nennen dürfen (denn nicht in den Köpfen der Priester und der Päpste, sondern in dem Herzen des christlichen Volkes haben wir die Lebenskraft der Kreuzzüge zu suchen), eben so wenig dürfen wir von der Klugheit und Berechnung der Menschen erwarten, daß es ihr je gelingen werde, einen Funken wieder anzublasen, wenn er einmal in der Brust der Völker erloschen ist.

Uebrigens erhoben sich auch vom Standpunkte der mittelalterlichen Frömmigkeit aus ernste Stimmen gegen die Kreuzzüge. So suchte am Ende des zwölften Jahrhunderts der Abt Joachim in Kalabrien aus der heil. Schrift zu beweisen (1 Kön. 16, 34. Josua 6, 26), daß der Wiederaufbau Jerusalems (wegen des über die Stadt ergangenen Fluches) Gott mißfällig sei. „Mögen die Päpste zusehen und Leid tragen über ihr Jerusalem, d. h. die allgemeine, nicht durch Menschenhände erbaute Kirche, welche Gott mit seinem eigenen Blute erlöst hat, und nicht über das gefallene Jerusalem. Wenn aber von den Völkern für das glorreiche Grab des Herrn gestritten wird, so mögen sie wissen, daß der Herr nicht dieses in den Himmel erheben wird, sondern vielmehr, daß es die heiligen Seelen sind, in denen der Herr täglich durch das Mysterium der Frömmigkeit begraben wird, ruhet und wohnet, bis er sie in das Reich seiner ewigen Herrlichkeit erheben wird." Ebenso mußte der Dominikaner-General Humbert de Romanis auf dem Concil zu Lyon (1245) im Namen des Papstes die Einwendungen widerlegen, welche gegen die Kreuzzüge erhoben wurden, weil es dem Sinne Christi zuwider sei, mit dem Schwerte der Religion Eingang zu verschaffen und in seinem Namen das Blut der Ungläubigen zu vergießen; es heiße dieß Gott versuchen, und es sei weder zeitlicher, noch geistlicher Gewinn aus solchen Unternehmungen zu hoffen.*)

Richten wir jetzt noch zum Schluß unser Augenmerk auf die Ver-

---

*) Weiteres bei Neander, Kirchengesch. II. S. 434, 35.

suche, welche auch in dieser Zeit gemacht wurden, das Christenthum unter den Heiden zu verbreiten!

Noch immer leisteten die Völker an der Ostsee Widerstand, und wiederholt zogen Kreuzheere nach Preußen. Die Schwertbrüder hatten schon unter der Anführung ihres tapfern Heermeisters Herrmann von Salza einen schweren Stand und noch schwieriger ward ihre Lage nach dessen Tode. Erst nach einem hartnäckigen 54jährigen Kampfe, nach unsäglichem Blutvergießen wurde die Eroberung Preußens vollendet. Einmal war es der mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg verbundene König Ottokar von Böhmen, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, unterstützt von zahlreichen Rittern Deutschlands, unter denen wir auch den Grafen Rudolf von Habsburg finden, mit Feuer und Schwert das Land verwüstete, bis endlich die Bewohner desselben dem christlichen Bekenntniß sich unterwarfen, nachdem ihr heidnischer Tempel Romove war zerstört worden. Um nun dem Christenthum auch einen äußern Halt zu geben, ward auf einer waldigen Anhöhe am Pregel, nicht weit vom frischen Haff eine Burg erbaut, die zu Ehren König Ottokars den Namen Königsberg erhielt. Von da aus wurden noch mehr Stämme unterworfen. Aber auf's neue traten Abfälle und Empörungen von heidnischer Seite ein. Urban IV. und Gregor X. veranstalteten abermalige Kreuzzüge, und erst seit dem Jahr 1283 konnte Preußen als ein christliches Land betrachtet werden. Die letzten Reste der Heiden hatten sich nach Litthauen, dem Landstriche längs der Memel, geflüchtet, welches Land nach der Mitte des 14. Jahrhunderts für das Christenthum konnte gewonnen werden. Es geschah auf folgende Weise: Seit 1381 herrschte über Litthauen der Großfürst Jagello. Nun starb 1382 Ludwig, König von Baiern und Ungarn. Seine jüngere Tochter Hedwig ward Königin von Polen. Bereits war sie mit Herzog Wilhelm von Oestreich verlobt; allein Jagello erbot sich, wenn sie ihm ihre Hand gebe, mit seiner ganzen Nation zum Christenthum überzugehen und sein Großfürstenthum mit der Krone Polens zu vereinigen. Die Königin willigte ein und Jagello ließ sich 1386 taufen. Als Christ führte er den Namen Wladimir II., König von Polen. Er baute Kirchen im Lande und suchte theils mit Gewalt, theils mit List das Christenthum weiter zu verbreiten. Wer sich taufen ließ, erhielt einen wollenen weißen Rock als Pathengeschenk. Ganze Haufen wurden zusammen getauft und erhielten zusammen einen Namen! Einen äußern Halt sollte das Bisthum Wilna geben; doch auch jetzt noch erhielten sich Reste des Heidenthums neben dem Christenthum.

Unter den christlichen Bischöfen Preußens verdient einer, der Bischof von Samland, Christian von Mühlhausen, genannt zu werden, der eines Dieners Christi würdig nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Worte der Ermahnung und des Unterrichts die Herzen zu gewinnen suchte.

Aber nicht nur den europäischen Völkern wandte sich der christliche Bekehrungseifer zu; auch in's Innere von Asien sehen wir Missionare eindringen. Schon seit den Tagen der alten Kirche hatten die Nestorianer sich die Aufgabe gestellt, Christi Namen immer weiter unter die asiatischen Völker zu bringen. Wie weit es ihnen im 11. Jahrh. gelungen, die Kerait im Lande Tenduch und ihren tatarischen Fürsten zu bekehren,*) von welchem dann wieder jener Priesterkönig Johann (Wang-Chan) abgestammt sein soll, von dessen Pracht und Herrlichkeit im 12. Jahrhundert viel Abenteuerliches erzählt wurde (denn er soll den Papst des Abendlandes an Glanz übertroffen haben, wie die Sonne die Sterne an Glanz übertrifft), ist hier nicht des weitern zu erörtern; nur so viel sei erwähnt, daß nach besonnenen historischen Untersuchungen**) der Priester Johannes keine historische, sondern eine mythische Collectiv-Person ist, wahrscheinlich eine Umbildung des Dalai-Lama! Wie viel dabei auf Rechnung absichtlicher Prahlerei von Seiten der Nestorianer oder auch gewisser Kreuzfahrer, die sich wichtig machen wollten, wie viel auf Rechnung einer in abenteuerlichen Bildern sich ergehenden Phantasie zu schreiben sei, wer will das bestimmen?

Nachdem nun unter dem gewaltigen Eroberer Dschinggiskhan die alte Herrscherfamilie der Tataren gestürzt worden und der bis dahin wenig beachtete Stamm der Mongolen auch dem christlichen Namen im Abendlande gefährlich zu werden drohte, (man fürchtete eine zweite europäische Völkerwanderung,) da waren es die missionseifrigen Bettelmönche, die den Päpsten sich als Werkzeuge darboten, auch unter diesem Volke (dessen Religion sich als ein seltsames Gemisch von buddhistischem Heidenthum, von Muhammedanismus und Indifferentismus zu erkennen gab) das Christenthum zu verbreiten. Unter diesen Missionaren hebt sich zunächst ein Schüler des heil. Franciscus, Johannes de Plano

---

*) Der Fürst soll sich auf der Jagd verirrt haben und von einem Heiligen, der ihm erschien, zurechtgewiesen worden sein. Der Erzbischof Ebed-Jesu (Knecht Jesu) von Maru in Corasan in Persien soll ihn dann im Christenthum des weitern unterrichtet haben. Asseman, Bibl. orient. t. III. Neander, Kircheng. II. S. 356, 57.

**) s. C. Ritter in dessen Geographie (Asien). Oppert, Gesch. des Presbyter Johannes in Sage und Geschichte. Berlin 1864.

Carpine hervor. Er drang, von Innocenz IV. ausgesendet, über Polen und Rußland, dann nördlich am kaspischen Meer und dem Aralsee vorbei, längs der Nordgrenze Central-Asiens bis an das tatarische Hoflager, welches in der Nähe der Stadt Korakorum südlich vom Baikalsee aufgeschlagen war; aber seine Sendung war fruchtlos. Die große Aehnlichkeit der Gebräuche der Buddhisten mit den römisch-katholischen Kirchengebräuchen verführte ihn zu dem Irrthum, als ob das Christenthum dort schon früher Fuß gefaßt hätte. Als er aber den Gajuk-Khan, Dschinggiskhans Enkel fragte, ob er ein Christ sei, gab ihm dieser die höhnische Antwort: das wisse Gott schon, und wenn der Papst es wissen wolle, solle er nur selbst kommen. Einen zweiten Franciskaner sandte dann später der König Ludwig IX. von Frankreich in der Person des Wilhelm Rubruquis, 1253. Auch dieser drang nach der Hauptstadt Korakorum vor. Rubruquis war ein frommer Mann und zugleich ein nüchterner Beobachter. Bald überzeugte er sich, daß was bis dahin vom Priester Johannes im Abendlande Wunderbares berichtet worden war, auf übertriebenen, in's Fabelhafte ausgeschmückten Nachrichten beruhe. Außer einigen Nestorianern wollte niemand etwas von dem Priester Johann wissen. Er ließ sich dem Khan der Mongolen (Mangu-Khan) vorstellen und erklärte offen seine Absicht, das Wort Gottes verbreiten zu wollen. Auf die verfänglichen Fragen, die ihm von den Umgebungen des Königs gestellt wurden, gab er eine kluge Antwort. Der Khan ordnete sogar eine Disputation an zwischen Rubruquis, den Muhammedanern und Buddhisten, wobei auch Nestorianer, als die einzigen Christen im Reiche, zugegen waren. Rubruquis führte seine Sache mit Geschick und verdunkelte namentlich durch sein Auftreten die an Erkenntniß weit zurückstehenden Nestorianer. Der Khan vermied indessen, sich weiter in persönliche Religionsgespräche mit Rubruquis einzulassen; er suchte ihn mit Glimpf aus dem Lande zu schaffen. Unter anderm sagte der Khan: „Wir Mongolen glauben, daß nur ein Gott sei, durch welchen wir leben und sterben; aber wie Gott der Hand verschiedene Finger gegeben hat, so gab er den Menschen verschiedene Wege: euch Christen gab er die heil. Schrift, uns aber, den Mongolen, gab er die Wahrsager." — Nichts desto weniger meinte Rubruquis, wenn ihm Gott die Gabe verliehen hätte, solche Wunder zu thun wie Moses, so würde er den Khan vielleicht bekehrt haben.

Eine ähnliche Ausflucht gegen christliche Sendboten brauchte später der Khan Kubilai, der Stifter des Mongolenreiches in Sina, als der berühmte Reisende Marco Polo, der gegen Ende des 13. Jahrhun-

derts die wichtigsten Aufschlüsse über das Innere von Asien nach Europa gebracht hat, an seinem Hof erschien. „Es giebt vier Propheten," sagte der Großkhan zu Marco Polo, „welche von den vier verschiedenen Geschlechtern der Welt angebetet werden: die Christen betrachten Jesum Christum als ihren Gott, die Sarazenen den Muhammed, die Juden den Moses, und den Heiden ist Sogomombar-Chan (d. h. Buddha) der höchste ihrer Götter. Ich achte und ehre alle Vier und bitte den, welcher in Wahrheit der Höchste unter ihnen ist, daß er mir helfen wolle." Daß dieser mit skeptischer Ironie versetzte Indifferentismus dem Verkündiger des Christenthums ein spröderes Hinderniß entgegenstellte, als ein keckes, naturkräftiges Heidenthum, liegt auf der Hand.

Gleichwohl gaben es die Päpste und mit ihnen die Mönche nicht auf, auf's neue Missionen in jene Gegenden zu senden. Und da verdient besonders zu Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts noch der Franciskaner Johann de Monte Corvino genannt zu werden,*) der zuerst in Persien, sodann in Indien und China mit großer Aufopferung und unter Verfolgungen das Evangelium verkündigte und sogar nach Kambalu, dem heutigen Peking vordrang; er baute daselbst zwei Kirchen, in denen er die römische Liturgie einführte, predigte in der Landessprache, in welche er auch einen Theil der heil. Schrift übersetzte und soll an 5- bis 6000 Seelen zum Christenthum geführt haben. Papst Clemens V. machte ihn 1307 zum Erzbischof von Kambalu und sandte ihm noch sieben Brüder aus dem Orden des heil. Franciscus, um den im Dienste der Mission ergrauten Mann zu unterstützen. Bleibende Erfolge wurden indessen nicht erzielt; und als dann vollends im 14. Jahrhundert Tamerlan dem Reiche Dschinggiskhans ein Ende machte, wurden auch diese ersten Pflanzungen wieder zerstört. In unsern Tagen, wo nach China die Augen der christlichen Welt in politischer und religiöser Beziehung gerichtet sind, mochte es nicht unangemessen sein, aus der Geschichtsbetrachtung der mittelalterlichen Kirche heraus an diese ersten Anfänge der chinesischen Mission zu erinnern.

*) Vgl. W. Hoffmann in Pipers evangel. Kalender 1855.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Das Inwendige der Kirche. — Hierarchie und Cultus. — Die Heiligen und die Legende. — Das christliche Leben und die christliche Sitte. — Die heil. Elisabeth von Thüringen. — Konrad von Marburg. — Ausgelassenheiten des Klerus. — Die geistlichen Schauspiele. — Das Narren- und Eselsfest.

Nachdem wir das Papstthum, das Mönchthum, die Kreuzzüge, die drei Hauptfaktoren des Mittelalters an unsern Blicken haben vorbei gehen sehen, dürfen wir nicht mehr länger säumen, auch einen Blick in das innere Geäder des kirchlichen Lebens zu thun und uns ein Bild zu entwerfen von der Gestaltung der Kirche im Allgemeinen, vom Cultus, dem christlichen Leben und der christlichen Sitte, so wie von der Theologie der Zeit. Wir fassen dieses Bild in den chronologischen Rahmen, den wir bereits ausgebreitet haben, vom Ende des zwölften bis an das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, mit andern Worten in die Zeit von Innocenz III. bis Bonifaz VIII. Allzu genau können wir jedoch uns an diese Grenzen nicht binden: wir werden auch einige Jahre zurück oder vorwärts greifen, wie es der jedesmalige Gegenstand erheischt. Reden wir zuerst im Anschluß an das Papstthum von der Hierarchie.

Mit einer ausführlichen Darstellung der hierarchischen Rangordnung, mit den Benennungen, den Pflichten und Rechten der Erzbischöfe, der Bischöfe und ihrer Gehülfen, der Archidiaconen, der bischöflichen Vikare, Officialen, Suffraganen, Weihbischöfe, mit den Competenzstreitigkeiten, die sich jeweilen zwischen den verschiedenen Kirchenfürsten erhoben, will ich Sie nicht aufhalten. Für den Forscher sind auch solche Dinge von größtem Interesse, dem Hörer aber, der nach fertigen Thatsachen und lebendigen Bildern verlangt, mögen sie leicht trocken

erscheinen.*) Daß die ganze Hierarchie ein weitschichtiges, kunstreich zusammengefügtes Gebäude war, das in dem Gipfel des Papstthums auslief, das ist die Grundanschauung, wie wir sie aus den frühern Vorlesungen und auch aus den bisherigen gewonnen haben. Die Bischöfe selbst, früher so eifersüchtig auf ihre Rechte, sonneten sich jetzt gerne im Glanze der römischen Curie; ja sie setzten ihren Stolz darein, sich als Gottes und des apostolischen Stuhles Bischöfe zu unterzeichnen. Die Erzbischöfe empfingen das Zeichen ihrer Würde, das Pallium, aus des Papstes Hand und mußten diese Auszeichnung hoch und theuer bezahlen. Dabei mußten sie sich's gefallen lassen, wenn der Papst unmittelbar durch seine Legaten in ihre ursprünglichen Rechte eingriff und durch sie die Kirchenvisitationen vornehmen ließ. Die Päpste selbst, wie Clemens IV., verglichen die Gewalt der Legaten der proconsularischen Gewalt im alten Rom. Selbst die Patriarchenwürde, früher die höchste in der Kirche, schmiegte sich jetzt zu den Füßen dessen, der sich als den Statthalter Christi betrachtete. „Der apostolische Stuhl," sagt Innocenz III.,**) „ist der Stuhl, von welchem in der Offenbarung Johannis geschrieben steht, daß vier Thiere vor demselben stehen mit Augen vorn und hinten. Das sind die vier Patriarchen, welche ihn gleich Dienern umgeben, als den Stuhl des Lammes, als den Stuhl dessen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt über sie hinaus." Daß bei dieser Anschauung der Dinge, wonach der Herzschlag der Kirche in Rom war, die Nationalität der Landeskirchen mehr und mehr verwischt wurde, liegt auf der Hand. Allem ward der römische Stempel, der Stempel der Einheit, aber auch der Einerleiheit aufgedrückt.

Das zeigt sich uns am auffallendsten in dem Cultus, der sich im Norden wie im Süden, bei Germanen wie bei Normannen und Slaven in der einen lateinischen Kirchensprache nach der einen gegebenen Regel vollzieht. Eine solche Erscheinung war nur möglich bei einem Cultus, der, wie wir schon früher gesehen haben, nicht sowohl auf dem Worte, als auf dem Symbole ruhte. Das Symbol war unabhängig von der Sprache; gerade die unverstandenen Worte, die es begleiteten,

---

*) Daß in diese Zeit auch die Ausbildung des kanonischen Rechtes fällt, ist nicht zufällig. Der Camaldulensermönch Gratian zu Bologna hatte schon 1143 den Grund zu dem kirchlichen Rechtsbuch (Corpus juris canonici) gelegt. Nun ließ Gregor IX. gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts durch den Dominikaner Raymund a Pennaforte eine neue Sammlung von Kirchengesetzen anfertigen, zu welchen die folgenden Päpste (Bonifaz VIII., Clemens V., Johann XXII.) noch Weiteres hinzufügten. Dieses kanonische Recht wurde von Vielen fleißiger studirt als die Bibel.

**) bei Hurter a. a. O. III. S. 178.

gaben ihm für die Menge einen eigenthümlichen Zauber. Das Symbol ist seiner Natur nach der verschiedensten Deutung fähig; es kann, weil es das Unaussprechliche uns versinnbildet, der Ausdruck eines innigen Glaubens, aber eben so gut kann es, rein äußerlich und mechanisch gefaßt, die Handhabe des Aberglaubens werden. Wer möchte es leugnen, daß etwas Großartiges, Erhebendes in der Symbolik liegt, wie sie die Kirche des Mittelalters ausgebildet hat? Am großartigsten tritt sie uns entgegen in den Kirchengebäuden, die jetzt noch als Zeugen einer untergegangenen Größe sich erheben. Eben der Baustil, den man unrichtig längere Zeit den gothischen genannt hat,*) und den man jetzt einfacher und richtiger als den deutschen bezeichnet, dessen charakteristisches Merkmal der kühn aufspringende Spitzbogen ist, im Unterschied von dem frühern Rundbogen des romanischen Stiles und auch im Unterschiede von der gemischten Bauart, wie wir sie etwa in unserm Münster finden, gehört wesentlich der Periode an, in welcher wir mit unsrer Betrachtung stehen, d. h. der Zeit des 13. Jahrhunderts. Schon im 11ten und besonders im 12. Jahrhundert war der Spitzbogen neben dem Rundbogen aufgetreten; im 13ten aber erringt er sich die Herrschaft. In dieser Zeit sehen wir denn auch die berühmtesten Kathedralen sich erheben oder ihrer Vollendung entgegengeführt werden, wie in Deutschland das Freiburger Münster, den Dom zu Magdeburg, die Liebfrauenkirche zu Trier, die St. Elisabethenkirche zu Marburg, den Kölner Dom (von Erzbischof Konrad von Hochstaden gegründet, der als der zweite Salomo gepriesen ward), das Straßburger Münster (dessen Erbauer Erwin von Steinbach), St. Lorenz in Nürnberg, in Frankreich die Kirche Notre Dame und die Ste Chapelle in Paris, die Kirchen in Rouen, Laon, Soissons, Chartres, Reims, Amiens, Beauvais, in Italien die Dome von Florenz, von Siena und Orvieto, die Kathedrale und den Campo-Santo von Pisa, der spätern vor und in die Zeit der Renaissance fallenden Bauwerke hier nicht zu gedenken. Zu den Kathedralen kommen dann auch noch die vielen Klosterkirchen, besonders die zahlreichen Barfüßer- und Predigerkirchen, die allenthalben aus dem Boden wachsen in dem Maß, als die Bettelorden selbst sich verbreiteten. Indem ich mich außer Stand fühle, über diese Denkmäler des kirchlichen Baugeistes mehr zu sagen, als einem jeden sein eignes Gefühl sagt, enthalte ich mich aller Worte und verweise an

---

*) „Die Gothen waren längst vom Schauplatze abgetreten, bevor die ersten Anfänge der heute so genannten gothischen Kunst sich entwickelten." Lotz, a. a. O. S. 145.

die Schriften, in denen sowohl die Technik als die ihr zu Grunde liegende religiöse Symbolik des weitern entwickelt wird. *)

Es ist aber nicht die christliche Baukunst allein, der freilich hier der Vorrang vor allen Künsten gebührt, welche sich in den Dienst der Kirche stellten, auch die Dichtkunst des Mittelalters trug zu dieser Verherrlichung das Ihrige bei. Erwarten Sie nicht, daß ich hier von ihr in ihrem ganzen Umfange rede. Dieses Gebiet muß ich der Literaturgeschichte, wie jenes über die Bauten der Kunstgeschichte überlassen. Nur erinnern will ich daran, wie das Jahrhundert, in dem wir mit unsrer Geschichte stehen, auch das der deutschen Minnesänger und der französischen Troubadours ist. Sind es doch eben die großen Heldengedichte der Nation, das Lied der Nibelungen, der Parcival des Wolfram von Eschenbach, die Dichtungen eines Walter von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg u. a., welche sämmtlich in diese Zeiten fallen. **) In allen diesen Dichtungen finden sich, wenn wir sie auch der weltlichen Poesie zuweisen, Anklänge an die christlichen Zustände und Ueberlieferungen der Zeit. So gehört die wunderbare Sage vom heil. Gral, die im Parcival besungen wird, dem christlichen Legendenkreise an. Gleichwohl wendet sich diese Poesie zur Zeit der Hohenstaufen auch gegen die Kirche oder vielmehr gegen die Geistlichkeit und den Papst, wie dieß bei einem Walter von der Vogelweide deutlich hervortritt. Dieselbe antipäpstliche ghibellinische Richtung begegnet uns dann später auch in Italien in jener großartigen Dichtung Dante's, die unter dem Namen der göttlichen Komödie bekannt ist. Die ganze Dichtung ruht auf den christlichen mittelalterlichen Anschauungen der Hölle, des Fegfeuers, des Himmels. Die tiefsinnigste Theologie erscheint uns da in poetischer Form; aber auch die freimüthigste Sprache, gegenüber dem Papstthum und der Hierarchie. Doch hierüber uns weiter zu verbreiten ist unsers Orts nicht. ***) Wir beschränken uns auf die eigentliche Kirchenpoesie

*) Vgl. zu den Werken von Kugler, J. Burckhardt, Schnaase, Zestermann, Kreuser u. a. den Vortrag von W. Lotz: Ueber die gothische Baukunst, ihre Entstehung und ihre Bedeutung für unsere Zeit im christlichen Kunstblatt 1868. Nr. 10—12. „In der gothischen Baukunst,“ heißt es dort (S. 184) „triumphirt der Geist über die todte Materie, so daß dieselbe nicht so sehr ihren eigenen Gesetzen, als dem Geiste zu gehorchen scheint.“

**) Wackernagel, Literaturgeschichte des Mittelalters und Vilmars Literaturgeschichte.

***) Wir verweisen auf Göschel, Dante Alighieri in Herzogs theol. Realencyklopädie III. S. 286 ff., und auf Hase, Kirchengeschichte, 9. Aufl. S. 340, wo auch die weitere Literatur. Hase nennt ihn den „erstgebornen Sohn der Kirche unter

oder die Hymnologie, die auch in der lateinischen Kirchensprache sich bewegte, obgleich sie dann später auch in unser deutsches Kirchenlied theilweise übergegangen ist. So ist ja das uns allen bekannte und theure Lied Paul Gerhards: „O Haupt voll Blut und Wunden," eine Nachbildung des Liedes, das schon im 12. Jahrhundert der heilige Bernhard gedichtet hat: Salve caput cruentatum. Zu diesem kommen nun im 13. Jahrhundert das Dies iræ des Franciskaners Thomas von Celano († 1260), das Pange lingua und Lauda Sion des Thomas von Aquino zur Verherrlichung des Sacramentes, und das Stabat mater des Jacoponus († 1306) u. a. m. — Daß auch die Tonkunst um diese Zeit ihre künstliche Ausbildung erhielt, nachdem der Benediktiner Guido von Arezzo schon im 11. Jahrhundert das Notensystem und Franco von Köln um's Jahr 1200 die Taktmessung erfunden, auch daran sei nur im Vorbeigehn erinnert. Unsre Aufgabe muß sich auf den Cultus als solchen beschränken, dem die Künste dienend zur Seite standen.

Treten wir diesem Cultus selbst näher, so haben wir sein Wesen bereits als einen symbolischen bezeichnet. Hinter die symbolische Darstellung, die symbolische Handlung tritt die Verkündigung des Wortes, die Predigt auffallend zurück. Nicht daß es dem Mittelalter an bedeutenden, ja an gewaltigen Predigern gefehlt hätte. Ich erinnere an Bernhard von Clairveaux, an Fulco von Neuilly, die in ihren Buß- und Kreuzpredigten eine hinreißende Beredsamkeit entwickelten. Ebenso zeigen uns die Predigten eines Bruder Berthold aus Regensburg aus dem Franciskanerorden (nach der Mitte des 13. Jahrhunderts), wie viel das mit Nachdruck verkündigte Wort auch in dieser Zeit vermochte. Wohl mag die Zahl übertrieben sein, wenn von Sechzig- ja Hunderttausenden gesprochen wird, die sich zu diesen Predigten hinzudrängten, aber daß er gewaltig predigte, dafür sprechen die äußern Zeugnisse sowohl, als der innere Gehalt seiner Reden. „Sein Wort brannte," sagt ein Chronist, „wie eine Fackel! Gott machte seinen Mund wie ein scharfes Schwert."*) Allein die Wirksamkeit solcher Predigten lag als etwas Außerordentliches weit mehr außer als in dem Cultus; die Predigt des Mittelalters, zumal die in der Landessprache, war mehr Missionspredigt, Straßenpredigt, als ein regelmäßiger, durch die wiederkehrende Ordnung des Gottes-

---

den Dichtern". Ueber Dante's Theologie vgl. Graul, in der Berliner evangelischen Kirchenzeitung 1841 und 42.

*) Seine Predigten sind herausgegeben von Kling, Berlin 1824; vgl. auch die von Kling mitgetheilten Nachrichten über des Bruders Leben in Pipers evang. Kalender 1853.

dienstes gegebener, den Inhalt des Evangeliums ruhig darstellender Vortrag an die versammelte Gemeinde. Diese war vielmehr gewöhnt, sich durch unmittelbares Schauen und Genießen der geistlichen Dinge zu erbauen. Den gegenwärtigen Heiland in der Hostie zu haben und ihn verkörpert da gegenwärtig zu wissen, galt für mehr, als von ihm reden und erzählen zu hören wie von einem Abwesenden. Heilige Schauer durchdrangen die Gemüther der Andächtigen, wenn nach der Wandlung das hochwürdige Gut feierlich in der Monstranz emporgehoben wurde. Wer, der diesen Glauben theilte, hätte da nicht auf den Schall des Glöckleins, das die Wandlung ankündigte, niederfallen sollen, wenn auch nicht die Kirche es geboten hätte? Die Kirche aber gebot solches ausdrücklich im vierten lateranensischen Concil. Die erhöhte Stimmung der Andächtigen giebt sich kund durch das Bezeichnen mit dem Kreuze. Auch von dieser Symbolik des Kreuzes ist ein Wort zu reden. Schon ein alter Gebrauch der Kirche hatte von Jugend auf die Christen gelehrt, mit dem heil. Kreuzeszeichen sich zu bezeichnen. Diese Kreuzessymbolik zieht sich nun tief durch den ganzen Cultus des Mittelalters hindurch. Nicht nur sind die Kirchen auf die Form des Kreuzes gebaut und laufen in des Thurmes Spitze auf das Kreuz hinaus, nicht nur steht das Kreuz auf dem Altar und auf den Gräbern und an den Straßen und Scheidewegen, nicht nur wird es mit der Fahne vorgetragen in den Prozessionen und erscheint auf den Prachtgewändern der Priester, wenn sie das Heilige verwalten, wie auch auf den Kleidern der Pilger und Kreuzfahrer; sondern unzähligemal wird es auch mimisch nachgebildet bei allen Gebeten und religiösen Handlungen, bei jeder sich nahenden Versuchung oder Gefahr, besonders um vor Zauberei oder der Arglist des bösen Feindes sich zu schützen. Der Gläubige bekreuzt sich bei Tische, beim Schlafengehen und Aufstehen, ganz besonders aber in Gegenwart der Hostie und während der Feier der heil. Messe. Papst Innocenz III. giebt die Zahl der Kreuzeszeichen bei einer Messe auf 25 an, während der spätere Ordo romanus schon 55 zählt. *)

Auch das Geläute hat einen symbolischen Charakter, wogegen der praktische Zweck der Glocken, die Gemeinde zusammenzurufen, zurücktritt. Es hat uns schon eine frühere Periode gezeigt, wie man die Glocken, auch nachdem Karl der Große ein Verbot dagegen erlassen, taufte und ihnen Namen beilegte, wie man von ihnen Vertreibung der bösen Geister in der Luft, Stillung der Gewitter, der Feuersbrünste u. s. w. erwartete.

---

*) Hurter IV. S. 402.

Aber auch ihr friedlicher Klang sollte zu den verschiedenen Tageszeiten die Stimmung der Andacht hervorrufen und der Welt ein Mahnzeichen geben, daß sie ihrer himmlischen Bestimmung über dem Erdenleben nicht vergessen soll. So hatte schon Papst Urban II. im Jahr 1100 verordnet, daß abends beim Untergang und morgens beim Aufgang der Sonne die „Betzeit“ geläutet werden soll. Und dieß Gebot erneute Papst Gregor IX. (1239). Dazu kam auch noch das Läuten am Mittag zum Andenken an die Passion. Und so findet sich das Leben überhaupt mit seinen mannigfachen Erscheinungen immer einer Weihe unterworfen, die von der Kirche ausgeht, immer durchzogen von den Erinnerungen an Christi Leiden und Auferstehung. Aber das Centrum des Heiligthums, vor dem auch symbolisch die Lampe brennt mit dem ewigen Lichte, das ist der heilige Leib des Herrn, wie er gegenwärtig ist im Sacrament des Altars. Das ist das große, schauerliche Geheimniß (tremendum mysterium), das große Wunder, das sich alltäglich wieder vollzieht. Christus ist nicht nur einmal gekommen in's Fleisch und dann wieder eingegangen in die unsichtbare Herrlichkeit des Himmels: er kommt immer wieder herab und wohnt unter den Menschen sichtbar unter der Gestalt des Brotes (der Hostie). Schon sein Dasein, noch abgesehen von dem sacramentalen Genusse, bringt den Menschen Heil. Nur schon das Anschauen des Heiligen wirkt beseligend. Nun aber vollends die heilige Handlung des Meßopfers selbst! Denn eine Opferhandlung war die Feier des Abendmahls schon längst geworden. Zwar wurde die persönliche Theilnahme an der Communion den Gläubigen fortwährend zur Pflicht gemacht: ja Innocenz III. gebot auf der vierten lateranensischen Synode bei Strafe der Excommunikation, daß wenigstens jeder einmal im Jahr (um die Osterzeit) das heil. Abendmahl genieße, aber dieses Gebot stand in genauer Verbindung mit dem früher erwähnten Gebot der Beichte; die Messe als priesterliche Handlung wurde davon weiter nicht berührt, sie blieb nach wie vor das eigentliche große Mysterium, um das sich alles drehte. Gegen die tägliche Communion des Priesters trat die Communion der Gemeinde mehr und mehr zurück. Ja, diese Laiencommunion wurde um eben diese Zeit bedeutend beschränkt, um nicht zu sagen verkümmert. Wir wollen nicht das hervorheben, daß seit dem 12. Jahrhundert die Kindercommunion verboten wurde, was seine guten Gründe haben konnte, sondern die Verkümmerung und Verstümmelung des Sacraments bestand darin, daß den Laien der Genuß des Kelches entzogen ward. Es sollen auch dazu erst Schicklichkeitsgründe mitgewirkt haben, wie beim Verbot der Kindercommunion; man wollte

vermeiden, daß bei dem Zudienen von dem heil. Wein d. h. vom Blute Christi etwas auf die Erde verschüttet werde. Eine Zeit lang hatte man, um solches zu hindern, Saugröhren (fistulae) an den Kelchen angebracht, durch welche von den Communikanten getrunken wurde, oder man hatte auch das Brot in den Wein eingetaucht und so gereicht; aber dieß letztere erinnerte zu sehr an den eingetauchten Bissen, der dem Judas gereicht wurde, als daß man dabei sich hätte beruhigen können. Das Einfachste schien also, den Kelch den Laien ganz zu entziehen. Man rechtfertigte dieses Verfahren dogmatisch damit, daß unter jeder Gestalt und also namentlich unter der Gestalt des Brotes (Hostie) der ganze Christus vorhanden sei nach Leib und Blut, ja, nicht nur nach Leib und Blut, sondern auch nach Leib und Seele, nach Gottheit und Menschheit, und daß also dem Communikanten nichts Wesentliches entgehe, wenn er auch nur die eine Gestalt empfange. Wohl hatte Christus gesagt, als er den gesegneten Kelch reichte: „trinket Alle daraus," aber er hatte dieß zu seinen Aposteln gesagt; die Nachfolger der Apostel aber sind die Priester und darum haben sie vor der großen Menge der Laien den Genuß des Kelches als ein Vorrecht anzusprechen. Sind sie es doch auch, die den Leib Christi bereiten und ihn täglich wieder opfern, ein unblutiges Opfer für die Sünden der Welt.

Wie nun die heil. Messe der Mittelpunkt ist des ganzen Cultus, so muß auch unter allen Festen der Kirche das Fest als das höchste erscheinen, welches den heiligen Leib des Herrn selbst, den Fronleichnam zu seinem Inhalte hat. Nicht etwa die Einsetzung des heil. Abendmahls, die schon längst ihr Fest hatte im hohen Donnerstag, sondern der auch außerhalb des Abendmahlsgenusses in der Hostie wohnende Christus oder eigentlich die in den Leib Christi verwandelte Hostie ist das Object des Fronleichnamsfestes. Ueber dessen Entstehung wird Folgendes berichtet: Eine Nonne, Juliana von Lüttich, bemerkte mit andern Nonnen eine Lücke im Vollmond, und berichtete solches, doch erst zwanzig Jahre nachher, einem Kononikus von Lüttich. Dieser deutete das Phänomen dahin, daß im Cyklus der Kirchenfeste noch eines und ein wesentliches fehle. Selbst Männer wie Thomas von Aquino beschäftigten sich mit der Sache. Zwar traf die eigentliche Bestätigung des Festes erst unter einem der folgenden Päpste ein, unter Clemens V. auf der Synode zu Vienne 1311, und dieß mit der Bestimmung, daß das Fest jeweilen am Donnerstag nach der Pfingstwoche oder nach Trinitatis begangen werde und damit ein Ablaß verknüpft sei; die erste Anregung zum Feste geschah aber bereits im 13. Jahrhundert.

Mit der Verehrung des Kreuzes und des heiligen Leichnams Christi kann nur noch eine zusammengestellt werden, die ihr gleichkommt, die Verehrung der Jungfrau Maria. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie der Mariencult mit dem Frauendienst des Mittelalters im innigsten Zusammenhange steht. Sie wird als die süße Braut und zugleich als die Mutter und Tochter des dreieinigen Gottes, als die Magd des Herrn, als die Magd aller Mägde, als die Himmelskönigin, als die Lilie und die Rose unter den Blumen, als der Morgenstern, als das Uebergut alles Guten, als der Hauptschatz aller Schätze von den Dichtern besungen und gepriesen, namentlich hat ihr unter den mittelalterlichen Dichtern Conrad von Würzburg in der „goldenen Schmiede" ein Denkmal gesetzt. Die ganze Schöpfung mit all ihren Blumengärten, der Himmel mit all seinen Sternen reichen ihm nicht hin, ihr Lob zu besingen. Ihr ist unter den Monaten des Jahres der Mai, unter den Tagen der Woche der Sonnabend geweiht, ihr auch der Rosenkranz, der den englischen Gruß mit dem Vaterunser (Paternoster) äußerlich vermittelt. Der ganze Psalter ward umgedichtet und sogar die Bibel verfälscht*) zu ihrer Verherrlichung; namentlich wurden dem Salomonischen Hohenliede seine glühenden Farben entlehnt, die Braut Gottes zu erhöhen. Und diese Farben haben besonders jene Dichter verwendet. Dem silbenstechenden Witze wurde es ein Leichtes, geheime Beziehungen auf die Jungfrau Maria in einzelnen Worten der Schrift zu finden. Wenn der Engel sie grüßt mit dem Worte Ave, so bezeichnet er sie als die zweite, die umgekehrte Eva. Wie durch diese die Sünde, so ist durch sie das Heil in die Welt gekommen. Wie der Dichter seinen Minnegesang, so stellte der Ritter in ihren Dienst sein Schwert, das er gegen die Ungläubigen kehrt; ein Aufblick zu ihr, der Hochgebenedeiten, der gnadenreichen Spenderin alles Heils stärkt ihn wieder, wenn er muthlos werden will im Kampfe.

Wenn nun schon die frühere Zeit mehrere Feste dem Andenken an die Maria geweiht hatte, wie denn auch die schönsten Kirchen als Liebfrauenkirchen (Notre Dame) unter ihren Schutz gestellt waren, so sollte nun noch ein neues Fest zu ihren Ehren eingeführt werden, das Fest

*) So wurde das Wort vom Zertreten des Schlangenkopfes (Gen. 3, 15.), statt auf Christus, auf die Maria bezogen (ipsa conteret caput tuum. Vulg.). Das sogenannte Psalterium Mariæ magnum, welches, jedoch mit Unrecht, dem Bonaventura zugeschrieben wird, ist eine förmliche Travestie der 150 Psalmen auf die Maria. So heißt es im 110. Psalm: „Der Herr sprach zu meiner Herrin: setze dich zu meiner Rechten," u. s. w.

ihrer Empfängniß. Es lag diesem Feste das Dogma zum Grunde, daß Maria ohne Erbsünde sei empfangen worden. Dieses Dogma, das erst in unserm Jahrhundert durch einen Ausspruch Papst Pius IX. zum eigentlichen Dogma der Kirche gestempelt worden ist, bewegte schon damals die Geister. Schon im Jahr 1140 traten einige Kanoniker von Lyon mit einem Feste zu Ehren des Dogma's hervor; aber damals widersetzte sich der heil. Bernhard mit seinem ganzen Ansehn sowohl dem Dogma als dem Feste. Christus allein, lehrte er, sei der Unsündliche und man trete seiner Würde zu nahe, wenn man das, was ihm allein zukomme, auch auf seine Mutter übertrage. In der Folge wurde die Lehre ein Zankapfel zwischen den beiden großen Bettelorden, indem die Dominikaner sich dem Dogma widersetzten, die Franciskaner es vertheidigten. Eine Synode von Oxford (1222) sprach bereits ihre Anerkennung des Festes aus, zählte es aber unter die, welche nicht nothwendig gefeiert werden müssen. Und so blieb es bis zum 15. Jahrhundert, wo die Synode von Basel das Fest sanctionirte, die dogmatische Frage selbst aber als offene Frage behandelte.*)

Was nun die Fest- und Feiertage der Kirche überhaupt betrifft, so mehrte sich ihre Zahl zusehends, so daß der Kalender mit unzähligen Namen von Heiligen bedeckt ward. Zum Glück mußten nicht alle Feste von allen Kirchen und allen Gläubigen gefeiert werden; es gab Ortsheilige, die nur von den Bewohnern des Ortes, Schutzheilige eines Berufes, die nur von den Genossen dieses Berufes gefeiert wurden. So feierte Basel den Kaiser Heinrichstag den 13. Juli zum Andenken an den Erbauer und Patron seiner Kathedralkirche. Auch gab es besondere Feste, die nur von der Geistlichkeit im Chor, andere, die von allem Volk begangen wurden (festa chori und festa fori). Die Heiligen regierten übrigens das ganze Jahr; unter ihrem Namen wurden alle wichtigen Kontrakte geschlossen, nach ihnen die neugebornen Menschenkinder in der Taufe benannt, nach ihnen alle Termine gezählt, zu ihnen, als den Nothhelfern,**) Zuflucht genommen in allen Nöthen. Die Thier- und

*) Von weitern Marienfesten ist noch zu nennen das Fest der Ohnmacht der Maria oder der sieben Schmerzen (Festum Spasmi seu septem dolorum). Auf letztere bezieht sich die obenerwähnte Hymne »Stabat mater«. Außer den unzähligen kleinern Marienfesten und Marienandachten, wie sie auch noch später entstanden, heben sich die sieben Hauptfeste heraus: 1) Mariä Empfängniß (8. Dec.), 2) Mariä Geburt (8. Sept.), 3) Mariä Opferung (Darstellung, 21. Nov.), 4) Mariä Verkündigung (25. März), 5) Mariä Heimsuchung (Besuch bei Elisabeth, 2. Juli), 6) Mariä Reinigung (Lichtmeß, 2. Febr.), 7) Mariä Himmelfahrt (1. Aug.).

**) Die Kirche kennt 14 „Nothhelfer“ („Apotheker“ nennt sie das Volk), denen auch

Pflanzenwelt stand unter ihrem Schutze, indem die einen Heiligen der Seuche, andere dem Froste wehrten. Man lebte und webte in ihrer Geschichte. Und wo die Geschichte nicht zureichte, da wurde sie ergänzt und fortgepflanzt durch die Legende. Am berühmtesten wurde die im 13. Jahrhundert von dem Dominikanermönch und Erzbischof von Genua Jakob de Voragine herausgegebene Legenda aurea. Die Legende begnügte sich aber nicht allein mit der Geschichte heiliger Zeitgenossen, deren Wunder sie darstellte, sie griff zurück in die ältere und älteste Zeit. Sie erfand Namen für solche Personen, deren Namen die Geschichte uns verschweigt. So erhielten die drei Weisen aus Morgenland, die man zu Königen machte, die Namen Caspar, Melchior, Balthasar.*) So wurde der Soldat, der mit der Lanze die Seite Christi durchstochen, zum heil. Longinus, der nach seiner Bekehrung Mönch in Kappadocien und später selbst ein Märtyrer wurde. Die ihm zugeschriebenen Wunder gehen in's Ungeheuerliche. Als er den Götzen nicht opfern wollte, ließ ihm der heidnische Statthalter die Zähne ausschlagen und die Zunge ausreißen; aber das hinderte ihn nicht, muthig fort zu reden. Er trieb die Teufel aus, die von den Götzenbildern Besitz genommen; diese fuhren in die Verfolger, die zu Hunden umgewandelt zu den Füßen des Heiligen webelten. Longin erbarmt sich ihrer; er bittet den Statthalter, ihn doch ja bald hinrichten zu lassen, damit er dann im Himmel für sie beten könne.

Auch an Pontius Pilatus, unglückseligen Andenkens, knüpften sich die wunderlichsten Sagen, die weiter und weiter fortgesponnen wurden bis in den schweizerischen Gebirgsstock hinein, der von ihm den Namen trägt. — Pilatus hatte nämlich die Ungnade des Kaisers Tiberius auf sich gezogen. Aus Furcht der auf ihn wartenden Strafe entleibte er sich im Gefängniß. Der Kaiser ließ die Leiche in den Tiber werfen, aber dieser

---

eigene Kirchen geweiht sind. Es sind dieß: 1) der heil. Blasius, 2) Georgius, Patron der Kriege, 3) Erasmus, 4) Sanct Vit, 5) Margaretha, 6) Christophorus, 7) Pantaleon, 8) Cyriakus, 9) Aegidius, 10) Dionysius, der Schutzheilige von Paris, 11) Eustachius, 12) Katharina (die griechische Ἀεικαθαρίνα), 13) Acatius von Antiochien, 14) Barbara, später die Schutzheilige der Kanoniere. Darauf bezieht sich auch wohl der Vers in dem lutherischen Kirchenliede von G. Weißel: „Such wer da will, Nothhelfer viel" u. s. w.

*) Sie haben auch noch andere Namen erhalten: Apellus, Amerus, Damascus, oder: Magalach, Galgaloth, Saracin, oder auch: Ator, Sator und Peratoras. Ihre heiligen Leiber wurden im 12. Jahrhundert unter dem Erzbischof von Köln, Raimund von Dassel († 1167) von Mailand nach Köln gebracht, um dort beigesetzt zu werden. Ihre Geschichte steht in engster Verbindung mit der des Dombaues, vergl. Floß, Dreikönigenbuch. 1864.

ward schrecklich aufgeregt; nun brachte man die Leiche nach Vienne in Gallien und versenkte sie in die Rhone; aber dieselben Stürme erhoben sich auch hier. Darauf kam der unglückliche Leichnam nach Lausanne, wo er auf dem Genfersee gleiches Unheil anrichtete. Endlich ward er auf ein hohes Gebirge, auf den Fragmont gebracht; aber der Todte stürzte sich nun in den kleinen See und in diesem tobt er fort und zwar nach des Volkes Glauben bis zu dieser Stunde.*) — Aus der gleichen Zeit schreibt sich die Sage vom ewigen Juden. Es ist noch nicht jener Ahasverus, der unselige Schuster, der den unter dem Kreuze niederfallenden Jesus von seiner Thüre wegtreibt. Diese Ahasverussage hat sich erst im 16. Jahrhundert gebildet. Nach der frühern Legende im 13. Jahrhundert war es ein Pförtner im Palaste des Pilatus, Namens Kartophilus, der dem Herrn unter dem Thor einen Faustschlag in den Nacken versetzte mit den Worten: „Gehe hin, was zögerst du?" Ihm antwortete der Geschmähte: „Ich gehe, du aber sollst warten, bis ich wieder komme." Der Pförtner war damals 30 Jahre alt; aber immer, nachdem er wieder 100 Jahre seines Lebens zurückgelegt hat, wird er von einer unheilbaren Schwäche ergriffen und fällt in Ohnmacht. Dieß hinderte jedoch nicht anzunehmen, daß Kartophilus sich bekehrt habe. Nachdem Ananias ihn getauft, erhielt er den Namen Joseph (man hat ihn sogar mit Joseph von Arimathia vereinerleit); als Christ führte er ein frommes Büßerleben in Hoffnung auf einstige Begnadigung.**) Oft wurde auch die christliche Legende geradezu mit der alten heidnischen Sage in Verbindung gebracht, die mit zähen Wurzeln in den Boden des Volkslebens verflochten war, so daß es schwer ist, die Gewirre der Fäden zu lösen, die sich da ineinander schlingen. — In dem Maße nun als der Mariendienst zunahm, erhielt auch die Marienlegende neuen Zuwachs. So bildete sich um diese Zeit die Sage, daß, als die Christen ihre Besitzungen im heil. Lande verloren, das Haus der Maria von den Engeln von Nazareth erst nach Tersato in Dalmatien, und als es auch da nicht mehr sicher war, nach Loretto sei getragen worden. Und so wurde Loretto ein berühmter Wallfahrtsort.

Ueberhaupt stand das Wallfahrts- und Reliquienwesen mit dem Heiligen- und Bilderdienst in genauester Verbindung. Nach Trier, wo der heilige Rock Christi aufbewahrt wird, fand im Jahr 1196 die erste Wallfahrt statt, und im Jahr 1247 ließ Heinrich III. von Eng-

*) Runge, Pilatus und St. Dominik, Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft von Zürich, 1859.

**) Gräße, J. G., Die Sage vom ewigen Juden. Lpz. 1844.

land seinen Großen melden, daß er durch Vermittlung eines Tempelherrn das wahre Blut Christi in einer schönen Krystallflasche erhalten habe. Alle Priester von London mußten in der Paulskirche erscheinen, die Reliquie in Empfang nehmen und sie unter feierlicher Prozession nach Westminster bringen. So wurde auch im Jahr 1270 aus Auftrag des Bischofs Heinrich von Basel der Kopf des heil. Pantalus, des ersten Baslerbischofs, aus dem Kloster der Makkabäer zu **Köln**, wo er bis dahin geruht, als kostbare Reliquie nach Basel gebracht.

Wenn indessen die Kirche einerseits den Reliquiendienst beförderte, so suchte sie dagegen wieder andrerseits, soweit ihre Einsicht und Macht reichte, dem Betrug zu steuern. Die vierte lateranensische Synode verordnete, daß neuaufgefundene Reliquien nicht dürften zur Verehrung aufgestellt werden, sie seien denn zuvor vom Papste anerkannt. Die Reliquien durften überhaupt nur in Gefäßen gezeigt und nicht zum Verkauf ausgeboten werden.*) Aehnliches verfügten Honorius III. und Gregor IX., allein der Hang nach dem Wunderbaren war so groß und allgemein, daß auch die Schutzmaßregeln der Kirche nicht vor Mißbräuchen sicherten.

Daß aber auf einem solchen fruchtbaren Boden auch immer wieder neue Heilige hervorwuchsen, wer wird sich darüber wundern? Jeder, der ein Heiliger auf Erden werden wollte, nahm sein Vorbild an einem der frühern Heiligen, der ihm besonders zusagte und nach dessen Namen er dann auch gewöhnlich sich nannte.

Dieß führt uns auf das christliche Leben und die christliche Sitte. Bei dem schroffen Gegensatz von Weltlichem und Geistlichem, wie er das ganze Mittelalter theoretisch beherrscht, darf es uns nicht wundern, wenn diese Gegensätze auch praktisch auseinandertreten oder rein äußerlich einer sich gegen den andern wieder austauscht. Das eine Mal sehen wir den Geist, das andere Mal das Fleisch die Oberhand erhalten, oft auch eins wieder in das andere überschlagen. Ueppige Weltmenschen werden nach ihrer Bekehrung strenge Asketen. Dagegen sehen wir Geistliche und selbst Mönche der strengsten Observanz gelegentlich wieder in die krasseste Sinnlichkeit und Ueppigkeit versinken. Wer es aber am weitesten bringt in der Unterdrückung der natürlichen Triebe, im Fasten, in Kasteiungen, der hat den höchsten Gipfel der Heiligkeit erlangt. Mit dieser asketischen Heiligkeit, mit der Entsagung auf alle Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens zeigt sich dann großentheils verbunden jene

*) Hurter IV. S. 526. Hefele, Concilien. V. S. 802.

freudige Hingabe an Andere um Gottes willen. Wohlthätigkeit, Dienstfertigkeit gegen Arme und Nothleidende, das ist unstreitig die Lichtseite der mittelalterlichen Tugend. Oft mag diese Tugend freilich erscheinen in Form von Werkheiligkeit, der das Almosen nur ein Angelt ist auf die reiche Belohnung, die den Barmherzigen verheißen ist, sei es in diesem, sei es in jenem Leben. Aber daß sie auch häufig wie bei jener Sünderin zu den Füßen Jesu aus einer dankbar liebenden, bußfertigen Gesinnung hervorquoll, daß das einmal von Gottes und Christi Liebe erfaßte Herz sein süßestes Genügen fand in Uebung der Liebe gegen Andere, wer dürfte dieß leugnen? Das Opfer, welches den Mittelpunkt des Cultus bildete, es sollte sein Gegenbild finden und fand es in dem Opfer, das der Mensch seinem Gott und Erlöser bringt. Ein Beispiel solcher Hingebung haben wir bereits an dem heil. Franciscus gefunden. Besondere Erwähnung verdient aber auch jener Dominikaner Ambrosius von Siena im dreizehnten Jahrhundert, der sich noch als Jüngling von seinem reichen Vater die Erlaubniß erbeten hatte, jeden Sonnabend fünf Fremde bei sich aufzunehmen und sie zu bewirthen. Er machte es wie jener Mann im Evangelium, der ein Gastmahl bereitete, wozu er am Ende die Krüppel und Lahmen von den Zäunen und Landstraßen herbeiholte. Er stellte sich unter die Thore der Stadt, und wo er eines Armen habhaft wurde, führte er ihn in sein Haus und bewirthete ihn, ging dann aber auch des andern Tags mit seinen Gästen zur Messe. An den Feiertagen besuchte er die Gefängnisse, und an den Sonntagen die Spitäler und legte selber Hand an zur Verpflegung der Kranken. Besonders waren es aber die Frauen, welche nach dieser Seite hin ihre sittliche Thätigkeit entfalteten. „Keine Zeit," rühmt Hurter*) (und hier wohl mit Recht), hat so viele Fürstentöchter gesehen, deren Lebenslauf für alle Zeiten als Spiegel der reinsten Gottesliebe, der glänzendsten Tugenden, der menschenfreundlichsten Widmungen könnte aufgestellt werden. Keine Zeit hat so viele Weiber und Mädchen aufzuweisen, die durch ein zu Gott gewendetes inneres oder durch ein an eben dieser Quelle sich erkräftigendes Wirken das Christenthum als Leuchte und als Kraft in sich aufgenommen hätten. Maria und Martha durften zahlreicher Jüngerinnen sich rühmen, manche vereinten das Wesen beider."

Ein Frauenbild tritt hier in den Vordergrund, dem wir für einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, es ist die heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Diese „lieblichste Heiligengestalt

---

*) a. a. O. S. 443.

des Mittelalters, der auch der Protestant den Charakter einer Heiligen gerne zugesteht,"*) war eine Tochter Andreas' II. von Ungarn, 1207 zu Presburg geboren. Schon als Kind wurde sie dem damals 10jährigen Landgrafen Ludwig von Thüringen angelobt und mit ihm gemeinschaftlich auf der Wartburg bei Eisenach erzogen. Schon jetzt zeigte sich in ihr eine von der Welt abgekehrte, den göttlichen und ewigen Dingen zugewandte Gesinnung. Selbst in ihre Spiele mischte sich dieser religiöse Zug. „Von Jugend an," bezeugt ihre Dienerin Jutta, „hatte sie Gott vor Augen, indem sie ihn in allen Dingen anrief und auf ihn alles bezog." Der frühe, gewaltsame Tod ihrer Mutter, die ihr zweimal im Traume soll erschienen sein, stimmte sie noch ernster. Sie legte die goldene Krone, die sie bis dahin getragen, zu den Füßen des Gekreuzigten in der Schloßkapelle nieder und vertheilte all ihr Geld unter die Armen. Aehnlich, wie wir von Ludwig dem Heiligen gehört haben, so wusch auch sie jedesmal am hohen Donnerstage zwölf Armen die Füße und schenkte ihnen Silbermünzen. Sie versagte sich alle feinern Speisen, hüllte sich in die geringsten Kleider; sie trug ein härenes Bußgewand auf dem Leibe, den sie jeden Freitag, zuletzt täglich geißelte. Ihr Beichtvater, der finstere Konrad von Marburg, der Schrecken der Ketzer, leitete diese Exercitien und schlug gelegentlich die Gräfin selbst, sogar mit Fäusten. Mit ihrer Dienerin setzte sie sich an den Spinnrocken und spann für Arme. Sie besuchte Kranke und Wöchnerinnen, sprach ihnen Trost zu und reichte ihnen Erquickung.**) Gerne wohnte sie der Bestattung der Todten bei. Die Kinder der Armen hob sie aus der Taufe und sorgte dann für sie wie eine Mutter. Als im Jahr 1225 eine Hungersnoth in Thüringen ausbrach, that sie die Vorrathskammern des Schlosses auf, und speiste die Armen zu Hunderten. Sie verkaufte ihre Kleinodien, um nach Herzenslust Almosen zu spenden. Am Abhange der Wartburg erbaute sie mit Erlaubniß ihres Gemahls ein Hospital, in welchem sie die Aussätzigen verpflegte; auch gründete sie eine Rettungsherberge für arme verwahrloste Kinder. Nichts machte ihr größeres Vergnügen, als wenn sie Kleider und Speisen den Schloßberg hinunter den Nothleidenden bringen konnte. Ihrem Gemahl, der im Uebrigen ihre Gesinnungen theilte, soll es mitunter doch zu viel geworden sein, so daß er ihrer Wohlthätigkeit Schranken zu setzen suchte. So wenigstens nach der bekannten

*) Kahnis in seinem zu Leipzig gehaltenen Vortrag über die heil. Elisabeth. (Gotha 1868.) Vgl. auch die dort angeführte Literatur S. 9 ff.

**) Als einst eine Wöchnerin großen Durst nach Milch an den Tag legte, versuchte Elisabeth eine Kuh zu melken, die sich aber „unverschämt benahm". Kahnis S. 25.

Legende, wonach sie eines Tages in der Schürze Brot hinunterträgt und auf die Frage des Landgrafen, was sie da trage, zu einer Nothlüge ihre Zuflucht nimmt und antwortet, sie trage Rosen. Der Mann will aber die Rosen sehen, sie deckt die Schürze auf und wirklich fallen Rosen statt des Brotes heraus. Der Himmel hatte ihre Lüge zur Wahrheit gemacht. Im Jahr 1227 verlor sie in einem Alter von 20 Jahren ihren Gatten, der auf dem Kreuzzug Friedrichs II. in Unteritalien starb. Auch als Wittwe fuhr sie fort in der Uebung der Buß- und Liebeswerke, in denen ihr ganzes Leben aufging. Zu den Leiden, die sie sich selbst auflud, kam dann auch noch das Kreuz, das ihr Gott schickte. Sie wurde von ihrem Schwager dem uns als Gegenkaiser bekannten Heinrich Raspe, sammt ihren Kindern von ihrem Wittwensitz vertrieben und in's Elend geschickt. Mitten im kalten Winter, zu Anfang des Jahres 1228 stieg Elisabeth von der Wartburg herab nach Eisenach. Niemand wollte sie beherbergen, bis endlich ein Wirth ihr eine kalte Stube bewilligte, die gelegentlich auch den Schweinen zum Aufenthalt diente. Selbst solche, denen die edle Frau früher Wohlthaten erwiesen, stießen sie von sich wie eine Landstreicherin. Nach mancherlei Schicksalen wurde ihr endlich Marburg von ihrem Schwager als Wittwensitz angewiesen, in der Mitte des Jahres 1229. Auch in Marburg brachte sie ihre Zeit mit Gebet, mit Selbstpeinigung und mit Pflege der Kranken und Armen zu. Die ekelhaftesten Kranken waren ihr die liebsten, sie küßte sie und ihre Wunden; denn auch das gehörte mit zu der Askese, die natürlichsten Gefühle zu überwinden. Diese Unnatur ging bei Elisabeth so weit, daß sie Gott bat, er möge ihr die Liebe zu ihren eigenen Kindern nehmen, damit sie andern desto mehr Liebe erweisen könne. Auch jetzt stand sie, und noch mehr als früher, unter der eisernen Zucht Konrads, der ihr übrigens auch die krankhaften Ausschreitungen ihrer Wohlthätigkeit verwies, wenn auch nicht auf die lieblichste Weise. Die Rohheit der Behandlung erreichte hier den höchsten Grad.*) Nachdem sie noch ein Hospital und Armenhaus um 5000 Mark Silber erbaut hatte, das sie ihrem Zeitgenossen, dem heil. Franciscus weihte und den Franciskanern in Marburg übergab, starb sie daselbst den 19. Nov. 1231 in einem Alter von noch nicht mehr als 24 Jahren. Vier Jahre nach ihrem Tode (1235) sprach Gregor IX. sie heilig. Es geschah dieß auf Antrag des Erzbischofs von Mainz und ihres Beichtvaters Konrad. Und schon ein Jahr darauf (1236) wurde sie als Heilige verehrt, indem am 1. Mai dieses Jahres ihr Sarg aus der Gruft

*) Er bediente sie nicht nur mit Ohrfeigen, sondern mit Stockschlägen, deren Spuren noch nach Wochen zu sehen waren.

gehoben wurde, im Beisein Kaiser Friedrichs II., des Erzbischofs von Mainz und vieler Fürsten und Prälaten. Der Sarg ward in der Kirche aufgestellt, und unter der Feier des Hochamtes setzte der Kaiser der Heiligen eine goldne Krone auf. Ueber ihrem Sarkophag erhob sich dann später die schöne Kirche, die noch jetzt ihren Namen führt.

Dicht neben diesen Beispielen der sich hingebenden Liebe, freilich auf dem Hintergrund einer mißverstandenen, bis zum Unnatürlichen sich verzerrenden Frömmigkeit, finden wir nicht nur bei Weltlichen, sondern auch bei Geistlichen die Ausbrüche der rohesten Leidenschaften. Bei den Einen war es die Leidenschaft des Fanatismus, die sie bis zu Verbrechen fortriß, bei den Andern die gemeinere Leidenschaft persönlicher Selbstsucht. Zu den Erstern rechnen wir den eben genannten Dominikaner Konrad (Meister Kurt) von Marburg, den Beichtvater der heil. Elisabeth, den Großinquisitor und Ketzermeister Deutschlands, der besonders in den Rheingegenden unzählige Menschenleben auf den Scheiterhaufen gebracht hat. Durch seine vielen Grausamkeiten, die er durch die verworfensten Subjecte ausüben ließ, machte er sich bei Geistlichen und Weltlichen so verhaßt, daß er zuletzt in der Nähe von Marburg von einigen deutschen Edelleuten erschlagen wurde, den 30. Juli 1233. Bei all seiner Härte war indessen Konrad ein Mann, der vor allen Dingen es streng nahm mit sich selbst. Sein Verfahren kann Abscheu erregen, aber nicht Verachtung. Er war ein Fanatiker, nicht ein Heuchler, sein Eifer war unrein und verkehrt, aber nicht erlogen. Dagegen waren Andere geschmeidiger in ihrem Benehmen, aber von gemeiner Denkart und einem wüsten Treiben ergeben.

War es doch nichts so Ungewöhnliches, Bischöfe oder ihre Gehülfen als Wegelagerer reisenden Kaufleuten oder Pilgern aufpassen und sie plündern zu sehen. Selbst der sonst gefeierte Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, ließ einen dänischen Prinzen, der aus Frankreich nach Hause zurückkehrte, aufgreifen, im Kerker halten und erst um ein starkes Lösegeld wieder freigeben.*) Ein Archidiacon Richmond wurde des Kirchenraubes, des Todtschlags, der Brandstiftung beschuldigt. Schlägereien unter den Geistlichen oder den Stiftsherren, wüste Gelage, die zu Schlägereien und andern Ausschweifungen hinführten, waren nichts Seltenes. Manche rühmten sich noch ihrer Ruchlosigkeit. Ein Domdechant von Lüttich that groß damit, daß er nicht in die Kirche gehe, sondern am Geläute sich genügen lasse. Jagd und Würfelspiel, so sehr

*) J. Burckhardt, Konrad von Hochstaden. S. 64. Vgl. Hurter, Bd. III. S. 422.

sie auch grundsätzlich bei Geistlichen verpönt waren, zogen immer wieder Viele an als einziger Zeitvertreib. Auch in ihrem äußern Aufzug erschienen manche Bischöfe so, daß man sie eher für weltliche Herren gehalten hätte. Sie ließen über der Tonsur, der sie sich schämten, das Haar wachsen, trugen bunte, prachtvolle Kleider, erschienen bewaffnet, oft sogar in der Kirche, wohnten den Waffenspielen und Turnieren bei. Zu welchen sittlichen Verirrungen, ja Verbrechen vollends das Cölibat führte, will ich hier nicht weiter ausführen. Wir können es begreifen, wie dann das Volk schwere Rache nahm an solchen, die es auf den Wegen der Sünde ertappte, *) wie namentlich die Sekten an solche Beispiele sich hielten, wenn sie die katholische Kirche als ein Babel, ein Sodom und Gomorrha darstellten.

Einer eigenthümlichen Erscheinung lassen Sie mich noch gedenken, die uns wieder in die Geschichte des Cultus zurückführt, und die uns zeigt, wie auch hier das Heilige in seinen Gegensatz, das Profane, umschlagen kann, ich meine die geistlichen Schauspiele. **) — Wie der Cultus mit seinen mannigfachen Ceremonien, seiner reichen Draperie, seinen dramatischen Elementen, den Antiphonien und Responsorien, seiner weitgehenden Mimik, seinen Umzügen und Prozessionen zu einer Art von Schauspiel für die Menge werden kann, hat wohl jeder bei sich schon im Stillen beobachtet. Man wird sich also auch nicht wundern, daß sich das mittelalterliche Schauspiel aus dem Cultus heraus entwickelt hat. Den nächsten Anlaß dazu boten die biblischen Feste, wo die heilige Geschichte nicht nur erzählt und besungen, sondern förmlich dargestellt wurde. So am Palmtag der Einzug Christi in Jerusalem, so die Fußwaschung, die Passion. Auch das Weihnachtsfest bot dramatische Motive, besonders in dem Aufzuge der drei Könige oder in der Hirtengruppe zu Bethlehem. Solche Weihnachts- und Osterspiele kamen schon mit dem 11. Jahrhundert auf, aber besonders haben sie im 12. und 13. Jahrhundert geblüht. In Frankreich erschienen sie unter dem Namen der Mysterien, ***) in England als miracle-plays (Wunderspiele), in

---

*) Ein Beispiel der Art giebt schon im Jahr 1125 die Geschichte des Cardinallegaten Johannes Cremensis. Er hatte eine Synode in London gegen die Priesterehe gehalten und wurde nachher selbst bei einer H . . . gefunden.

**) Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur. — Mone, Die Schauspiele des Mittelalters. — Grüneisen in Herzogs Realencyklopädie, Bd. IV. — Hase, Das geistliche Schauspiel. Leipzig 1858.

***) Wackernagel vermuthet, daß das Wort aus ministerium entstanden sei Indessen waren es die Mysterien der Kirche, die da zur Aufführung kamen. Es waren

Spanien als autos (Akte); später kam der Name Moralität auf, als an die Stelle der heil. Geschichte allegorische Darstellungen getreten waren von Tugenden und Lastern. Die Aufführungen geschahen anfänglich durch die Geistlichen in den Kirchen selbst, doch verwies sie Innocenz III. 1210 aus denselben, und so nahmen sie ihren Weg über den Kirchhof auf den Schauplatz der Welt hinaus. Ursprünglich wurden solche Spiele mit Ernst und Würde gefeiert, die Geistlichen selbst hatten die Rollen übernommen als liturgische Funktion;*) doch auch dieß untersagte Innocenz. Aber trotz dem Verbote betheiligten sich die Geistlichen fortwährend bei diesen Spielen, indem sie entweder ihre Schüler dazu anzogen oder die ernsten Rollen selbst übernahmen, wie die des Engels oder der Maria; denn auch die Frauenrollen wurden, wie bei den Alten, von Männern gespielt. Und die Kirche selbst scheint nach den Zeiten Innocenz' sich wieder mit den Spielen versöhnt zu haben, indem sogar Urban IV. an den Besuch derselben einen Ablaß knüpfte. Hie und da hatten diese Spiele eine sehr ernste Folge. Als im Jahr 1322 nach Ostern die Geschichte von den klugen und unklugen Jungfrauen durch die Geistlichen und ihre Schüler zu Eisenach vor dem Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange gespielt wurden und die fünf unklugen Jungfrauen trotz der Fürbitte der Maria und aller Heiligen keine Gnade finden konnten, da fuhr der Landgraf heftig auf mit den Worten: „Was ist denn der Christenglaube, wenn der Sünder trotz der Fürbitte der Mutter Gottes und aller Heiligen keine Gnade erlangen kann!“ Er versank von da an in tiefe Schwermuth.

Mit den geistlichen Schauspielen dürfen nicht verwechselt werden die grotesken und possenhaften Aufzüge, die ebenfalls im Mittelalter und zwar in Frankreich unter dem Namen der Narren- und Eselsfeste aufkamen. Das Eselsfest wurde, wie man mit ziemlicher Sicherheit vermuthet, seit dem 13. Jahrhundert auf verschiedene Weise begangen. In Rouen war es Bileams Esel, durch den die Priesterschaft, als wollte sie das Heilige auf's frechste verhöhnen, die Geburt des Heilandes weissagen ließ, indem ein Geistlicher, der sich unter den Beinen des Thieres versteckt hielt, die weissagenden Worte sprach. Zu Beauvais und anderwärts bezog sich das Eselsfest auf die Flucht nach Aegypten. Es wurde den 14. Januar gefeiert. Eine Jungfrau mit einem Kinde im Arm wurde auf einem reich verzierten Esel von dem Münster aus nach der

actus sacramentales. Auch dem englischen Ausdruck »miracle-plays« liegt dieselbe Anschauung zu Grunde.

*) Die zu sprechenden Worte wurden abgelesen: daher wohl der Name „Rolle“?

Stephanskirche bis vor den Altar geführt. Hier wurde eine Messe gelesen, aber durchaus in komischer, das Heilige parodirender Weise. Statt des Dominus vobiscum — und des Ite missa est wurden thierische Naturlaute gehört und das Volk respondirte in gleicher Weise. Aehnliches geschah zu Sens. In Cambrai begnügte man sich damit, einen gemalten Esel hinter den Altar zu stellen. — Fast noch anstößiger als diese Karikatur des Heiligen, wovon sich übrigens noch schwache Nachklänge in den Vermummungen erhalten haben, die noch jetzt manchmal im Begleite des Christkindes sich sehen lassen, war das Narrenfest, eine Nachahmung der heidnischen Saturnalien. Wie dort die Sklaven eine Zeit lang zur Erinnerung an ein goldenes Zeitalter die Herren spielten, so wollten nun auch die bei der Messe zudienenden Knaben einmal den Bischof spielen, darum hieß das Fest, das zwischen die Zeit der Weihnacht und der Epiphanie fiel, auch anfänglich das Fest der untern Diaconen (festum hypodiaconorum). Die erste sichere Erwähnung davon finden wir im Laufe des 12. Jahrhunderts. Ursprünglich hatte es die Gestalt eines unschuldigen Kinderspiels, indem die Schüler sich einen Abt oder einen Bischof wählten und ihm Ehre erwiesen; aber bald mischten sich auch die Erwachsenen mit ein, und so wurde daraus ein Mummenschanz, an den sich allerlei Unfug hängte, und von da an führte es mit vollem Rechte, aber auch zur Schande der Kirche, die solches duldete, den Namen Narrenfest. Es wurde förmlich ein Narrenbischof gewählt, der mit allen Abzeichen der bischöflichen Würde angethan die Litaneien der Kirche nachäffte, und dann fand auf heil. Stätte ein wüstes Gelage statt.

Indessen schwieg die Kirche doch nicht ganz still zu solchem Unfug. Als es gar zu arg wurde, begann sie einzuschreiten. Kirchenversammlungen von Paris und Rouen zu Anfang des 13. Jahrhunderts erließen ernstliche Verbote und ebenso Innocenz III. und Innocenz IV. Aber jeder weiß, was Verbote helfen, wo die Unsitte einmal zur Sitte geworden. Päpste, vor denen Könige sich beugten, die ganze Länder mit dem Interdikt belegten, konnten der Rohheit und Thorheit der Zeit nicht wehren sich einmal auszutoben. Dasselbe Volk, das am Aschermittwoch sich mit Asche bestreute, das einem gewaltigen Bußprediger mit Andacht, ja mit Zerknirschung der Herzen lauschte und in Thränen zerfloß, wurde auch wieder hingerissen in den Strom der Ausgelassenheit, wenn einmal die Dämme los waren. Wie wir an den herrlichsten Bauwerken des Mittelalters oft widerwärtige Fratzenbilder erblicken, so saß auch der strengsten Askese des natürlichen und sinnlichen Menschen gelegentlich

auch wieder der Schalk im Nacken; neben der tiefsinnigsten Symbolik schleppte sich die Trivialität, neben der kirchlichen Erbauung auch das kirchliche Aergerniß fort, und das bis in die Zeiten der Reformation und drüber hinaus.

Aber die Wissenschaft? Hat sie nicht veredelnd und bildend auf das Volk gewirkt? Wir merken davon wenig. Wohl haben tiefere Studien auf einzelne Geistliche, die sich ihnen hingaben, einen wohlthätigen Einfluß geübt; aber die Wissenschaft stand eben als bloße Schulwissenschaft (Scholastik) dem Leben nicht nur der Laien, sondern auch der großen Masse der Geistlichen viel zu ferne, als daß eine direkte Einwirkung hätte können erwartet werden.

Nichts desto weniger liegt es in unsrer Aufgabe, nun auch noch dem wissenschaftlichen Leben der Zeit uns zuzuwenden, und da eben die Wissenschaft fast ausschließlich von der Kirche in Besitz genommen, von ihr beherrscht und geleitet war, da die Summe des Wissens fast ganz aufging in der Theologie, so wird vor allem dieses theologische Wissen und die davon beherrschte Kirchenlehre unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Die mittelalterliche Theologie. — Die Universitäten. — Die Scholastik. — Alexander von Hales, Albert der Große, Thomas von Aquino, Bonaventura, Duns Scotus. Gegenwirkung. Roger Baco, Raymund Lull. — Uebersicht der herrschenden Kirchenlehre.

Von dem gottesdienstlichen Leben des Mittelalters und von dessen Sitten und Gewohnheiten wenden wir uns nun dem wissenschaftlichen Leben zu und bringen damit in Verbindung die Lehre der Kirche, wie sie unter dem Einflusse dieser Wissenschaft ihre feste Gestalt, ihre volle Abrundung zu einem in sich geschlossenen Ganzen erlangt hat. Wenn wir aber von dem wissenschaftlichen Leben reden sollen, wie es sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters, wie es namentlich im 13. Jahrhundert sich entwickelt hat, so müssen wir an früher Gesagtes anknüpfen. Wir haben gesehen, wie einseitig die Behauptung ist, daß mit dem Untergang des römischen Reiches im Abendlande nach der Völkerwanderung alles Licht der Wissenschaft ausgelöscht und eine völlige Barbarei eingedrungen sei, und haben schon vorläufig darauf aufmerksam gemacht, wie theils die Ueberreste der antiken, classischen Welt hinübergerettet worden sind in die Welt des Mittelalters, und wie zugleich eine der christlichen Denkweise entsprechende Philosophie, für die wir nun einmal den nicht immer zureichenden Namen der Scholastik haben, sich auszubilden anfing. Neben der achtungswerthen historischen Sammlerthätigkeit, wie sie im karolingischen Zeitalter in den Klosterzellen geübt wurde, neben den linguistischen und exegetischen Studien haben wir schon im 9. Jahrhundert die Anfänge einer auf die letzten Gründe der Erkenntniß zurückgehenden Religionsphilosophie und Dogmatik kennen gelernt in einem Scotus Erigena; dann im 11. und 12. Jahrhundert in einem Anselm von Canterbury, einem Abälard, einem Hugo von St. Victor, einem Peter dem Lombar-

den. An diese Männer und ihre Werke werden wir nun die großen Kirchenlehrer des Mittelalters, die Theologen und Philosophen des 13., theilweise schon des 14. Jahrhunderts, einen Alexander von Hales, einen Albertus Magnus, einen Thomas von Aquino, einen Bonaventura und Duns Scotus und noch viele andere sich anschließen sehen, deren Namen die Geschichte mit Achtung nennt. Doch bevor wir diese Männer selbst uns vorführen, verweilen wir einen Augenblick bei den Bildungsanstalten und Bildungsmitteln der Zeit. Im frühern Mittelalter waren es die bischöflichen Domschulen und die Klosterschulen, besonders der Benediktiner und Prämonstratenser, in denen die Geistlichen ihre Bildung erlangten, oder es geschah auch wohl in Italien und anderwärts, daß Pfarrer junge Leute zu sich in's Haus nahmen und sie auf ihren Beruf vorbereiteten. So wurde auf der dritten und vierten lateranensischen Synode verordnet, daß nicht nur an jeder Kathedrale, sondern an jeder hinlänglich reichen Kirche ein Lehrer (magister) bestellt werde, um die Kleriker der Diöcese in der Grammatik u. s. w. zu unterrichten. Jede Metropolitankirche aber sollte überdieß ihren „Theologen" haben, der die Priester in der heil. Schrift und in der Seelsorge unterweiset. Dafür wurden solchen Männern Kanonikatspfründen angewiesen, ohne daß sie Mitglieder des Kapitels zu sein brauchten.*) Weiterhin sehen wir nun aber, und zwar in schneller Aufeinanderfolge die großen wissenschaftlichen Körperschaften entstehen, welche den Namen Universitäten erhielten. Nicht, wie oft irrig angenommen wird, von der alle Kreise des Wissens umfassenden Einrichtung (studia generalia), sondern von der zunftartigen Verbindung ihrer Glieder zu einem Ganzen (Universitas) führten sie diesen Namen. Eine ausführliche Darstellung des Universitätswesens im Mittelalter liegt außer unserm Plane. Für das kirchenhistorische Bild, soweit wir es zu entwerfen haben, genüge Folgendes: Schon im 12. Jahrhundert zeichnete sich die Schule von Paris als die Schule der Theologen, und die zu Bologna als die der Juristen und Kanonisten aus. Für die Mediciner erlangte Salerno einen hohen Ruf. Im 13. Jahrhundert vollends galt Paris bereits als die Stadt, der alle andern weichen mußten, „als der Born aller Weisheit, als der Baum des Lebens, die weithin strahlende Leuchte im Hause des Herrn". Schon Ludwig VII. hatte die Universität mit großen Vorrechten bedacht, sein Sohn Philipp dieselben erweitert. Die berühmtesten Männer der Zeit lehrten daselbst, und die es nachmals wurden, hatten dort

*) Hurter IV. S. 573. Hefele a. a. O. S. 790.

ihre Studien gemacht. Die Zahl der Studenten ging in's Ungeheure.*) Auch andere theologische Schulen, wie die von Bourges und Toulouse hatten sich hoher Gunst zu erfreuen. In England hob sich Cambrigde, aus dem Meister und Lehrer für das ganze Land hervorgingen, und bald darauf Oxford, das unter Heinrich III. 30,000 Studenten zählte. In Spanien, dem Königreich Leon, wetteiferte die hohe Schule von Salamanca, gestiftet 1222 von Alfons IX., mit den Schulen Frankreichs. Alle diese Anstalten hatten ihre besondern Rechte und Privilegien. Um eben diese Zeit kamen auch die akademischen Grade auf, die Magister und Doctoren, auch in der Theologie. Zur Unterstützung der Studierenden, die schon damals unter sich ihre Landsmannschaften und Verbindungen hatten, wurden wieder besondere Collegien gegründet mit eigenthümlicher gesonderter Verwaltung. So hob sich auf der Pariser Universität um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein Collegium besonders hervor, das Collegium der Sorbonne, das für die Theologie von der höchsten Bedeutung wurde. Ein gewisser Robert, aus dem Flecken Sorbonne in der Champagne, Dr. der Theologie und Kanonikus zu Paris, war der Stifter desselben 1250; es hieß auch, weil es zur Unterstützung armer Theologen diente, das arme Collegium. Später ging der Name auf die theologische Facultät, ja auf die ganze Universität von Paris über. Es kam bald dahin, daß die Sorbonne auf Jahrhunderte hinaus eine theologische Autorität wurde, die der der Päpste und Concilien an die Seite trat. Um eben die Zeit nun aber, als die Universitäten anfingen ihren Glanz zu verbreiten, hatten auch die Bettelorden jene allgemeine Verbreitung gefunden, deren wir früher erwähnt haben. Einer der vorzüglichsten Pariser Lehrer, Wilhelm von St. Amour, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, die Rechte der Universitäten und namentlich der Universität von Paris gegen die Jünger des Dominicus und Franciscus zu vertheidigen, indem sich diese, wie zur Kanzel und zum Beichtstuhl, nun auch zu den akademischen Lehrstühlen hinzudrängten; allein er unterlag in diesem Kampfe. Papst Alexander IV. entschied durch eine Bulle (quasi lignum vitæ) zu Gunsten der Bettelmönche. Und sie sind es nun auch, die auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft in der vorderſten Reihe erscheinen, sie, die den Ton angeben und nach denen die Schulen und Parteien sich benennen und gruppiren; denn sie unterließen nicht,

*) Eine anziehende Schilderung (nach Bulläus) giebt Hurter gleich im Anfang seines Innocenz III. (Bd. I. S. 13 ff.). Ueber die Universitäten im Mittelalter überhaupt vgl. Tholuck in Herzogs Realenc. XVI. S. 730 ff. und über die Sorbonne: Matter, ebend. XIV. S. 552 ff.

ihre gegenseitigen Eifersüchteleien auch auf das Gebiet der Wissenschaft überzutragen.

Wir haben schon bemerkt, daß die Form der mittelalterlichen Theologie die scholastische war. Ich will nicht wiederholen, was ich über diese Benennung und über die frühere Geschichte der Scholastik gesagt habe. Nur so viel sei bemerkt, daß, wie das Papstthum, das Mönchthum, der mittelalterliche Cultus und die mittelalterliche Kunst im 13. Jahrhundert eine bisher noch nicht erstiegene Höhe erreichten, dieß auch mit der Scholastik der Fall war. Eine merkwürdige Parallele fällt uns sogleich in's Auge zwischen dem Aufschwung, den die kirchliche Baukunst in dieser Zeit genommen und dem Aufschwung, den die Philosophie nahm. Es ist, als ob die Baumeister des kirchlichen Lehrgebäudes hätten wetteifern wollen mit den Baumeistern der Dome. Zu diesem kühnen Aufschwung trug namentlich bei die genauere Bekanntschaft mit der Philosophie des Aristoteles; man verdankte diese Bekanntschaft den Arabern, deren Commentare über diesen größten Denker des Alterthums durch die Kreuzzüge in Europa waren bekannt geworden. Das Studium des Aristoteles war aber unstreitig für die Entwicklung der mittelalterlichen Philosophie von großem Belang. Es schärfte sich an demselben das logische Denken; der Geist gewöhnte sich an Strenge der Methode, an Präcision des Ausdrucks, und das war ohne Zweifel ein großer Gewinn. Aber freilich, wenn die religiösen Wahrheiten, die nur dem religiösen Sinne zugänglich sind, die mehr mit dem Glauben erfaßt, als mit dem Verstande begriffen sein wollen, dieser Denkoperation unterworfen wurden, dann konnte auch leicht ein künstlich gefügtes, aber dürres Gerippe von Lehrsätzen entstehen, das wohl Bewunderung verdient, dem aber doch die Seele fehlte, der lebendige Odem des Geistes. Und so geschah es wirklich. Nicht nur ihrer kühnen Form wegen erinnern jene Lehrsysteme uns an die Dome des Mittelalters; es ist, als ob auch sie aus Stein gehauen wären. Nur besteht der Unterschied darin, daß unter den Händen des Baumeisters dem Stein ein Leben eingehaucht, hier aber umgekehrt das Leben bisweilen in Stein verwandelt wurde. Was an dem einen Orte uns erfreut und erhebt, mag an dem andern, bei aller Bewunderung, die wir ihm zollen, uns leicht beengen und in seiner unheimlichen Kälte uns anstarren. Auch darin zeigt sich die Verschiedenheit, daß die steinernen Denkmale noch stehen und von Allen können bewundert, von Vielen verstanden werden, während die Lehrgebäude der Scholastik schon längst in ihre Urstoffe aufgelöst, und die Bausteine, soweit sie brauchbar waren, zu neuen Construktionen sind verwendet worden. Nur die Bibliotheken

bewahren noch die urkundlichen Belege des Baues in den aufgeschichteten Folianten, aus denen der Fleiß gelehrter Forscher bis heute noch neue Funde zu Tage fördert. Treten wir nun unsrer Aufgabe näher und betrachten wir, wenn auch nur in allgemeinen Grundzügen, das Gebäude der mittelalterlichen Scholastik und seine ganz eigenthümliche Stellung zur Kirche!

Wenn eine Zeit, die gewohnt war sich an Autoritäten zu binden, die Autorität des heidnischen Philosophen Aristoteles neben die Autorität eines Augustin und der Kirche, ja neben die Autorität der Schrift hinstellte, so mußte dieß zu seltsamen Collisionen hinführen, die in der Regel nicht zum Vortheil des Glaubens ausschlugen. Die Kirche als solche konnte es nicht gutheißen, daß in ihrem Heiligthum eine heidnische Autorität ohne weiteres Platz greife, und wir finden daher Verbote genug gegen den Gebrauch der aristotelischen Philosophie innerhalb der Theologie. Ein solches Verbot erließ bereits im Jahr 1209 eine Synode von Paris. Auch erhoben sich von verschiedenen Seiten her laute Klagen, daß man den Wald des Aristoteles um die Kirche herum pflanze, daß man den Leuten statt der Fische bloße Fischgeräthe auftische, welche den Gaumen ritzen und das Schlucken hindern. Papst Gregor IX. unterließ daher nicht die Theologen zu ermahnen, sie möchten doch nicht gleich jenem unfruchtbaren Feigenbaum im Evangelium blos Blätter sehen lassen am Baum der Erkenntniß, sondern Früchte; sie möchten den hungernden Seelen nicht blos Schalen vorwerfen statt des Kernes. Aber auch hier ließ sich nichts ausrichten weder durch Gebot und Verbot, noch durch Wehklagen und Ermahnen. Der Zug der Zeit war stärker als alles dieß, und so nahm die aristotelisch-scholastische, dialektische Behandlung der Theologie und mit ihr das unerbaulichste Schulgezänke zusehends in der Kirche überhand. Zwar fehlte es unter den sogenannten Scholastikern selbst nicht an solchen, welche das Ungenügende eines solchen Verfahrens einsahen und welche auf die tiefern Gründe aller religiösen Erkenntniß hinwiesen. Jene große Frage, die schon Anselm und Abälard von verschiedenen Standpunkten aus behandelt hatten, wie sich der Glaube zum Wissen verhalte, trat auch jetzt wieder hervor. Ein englischer Franciskaner, Alexander von Hales, Dr. der Theologie zu Paris († 1245), lehrte, ähnlich wie Anselm, daß man die Wahrheiten des Heils vor allen Dingen sich im Glauben aneignen und dann erst versuchen müsse, sich ihrer auch wissenschaftlich zu bemächtigen. Nur wer reines Herzens ist, kann Gott schauen; nur auf dem Wege der Selbstüberwindung und des Kampfes gelangt der Mensch in den Besitz eines reinen Herzens. In

logischen Dingen führt die Erkenntniß zum Glauben, zur Ueberzeugung: in theologischen führt umgekehrt der Glaube zum Erkennen. Die Theologie ist nicht blos eine Kunst, sie ist eine Macht, eine Tugend (virtus); sie ist nicht nur Wissenschaft, sie ist Weisheit. Aber dieselben Männer, die so klar und verständig, so tief aus der innersten Erfahrung heraus zu reden wußten, so daß jedes religiöse Gemüth ihnen sofort zustimmen wird, konnten es dann doch wieder nicht lassen, in die Dornenhecken der subtilsten Neugierde zu greifen. Neben jenen trefflichen Sätzen des Alexander von Hales findet sich dann wieder viel Unverdauliches und Unerquickliches, z. B. die Untersuchung, zu welcher Stunde des Tages Adam gesündigt habe? Es wird geantwortet, um die neunte Stunde; darum mußte auch Christus um die neunte Stunde sterben. Oder ob der Teufel der Schlange die Zunge bewegt habe, oder sie selbst? — Ob Maria, die Jungfrau, hätte noch besser sein können, als sie in der That schon war? An solchen Kreuz- und Querfragen ist die Scholastik überreich, und dennoch wäre es ungerecht, nur nach den Auswüchsen den ganzen Baum beurtheilen und mit den faulen auch dessen bessere Früchte verwerfen zu wollen.

Einer der größten Männer der Wissenschaft jener Zeit, den auch wieder die größten Forscher und Denker unsrer Zeit, wie ein Alexander von Humboldt, als solchen erkennen, war ein Deutscher, ein Schwabe aus Lauingen, Albert der Große (Albertus Magnus). Er stammte aus dem adelichen Geschlechte der Bollstädt; von ihm heißt es: er war „groß in der Magie, größer in der Philosophie, am größten in der Theologie.“ Er war Dominikaner und Provinzial seines Ordens in Deutschland. — 1238 lehrte er mit großem Beifall in Köln. Wider seinen Willen hob ihn Papst Alexander IV. auf den Bischofsstuhl von Regensburg. Albert legte aber das Amt freiwillig nieder und zog sich in sein Kloster zu Köln zurück, wo er im November des Jahres 1280 starb. Er soll in seinem Alter blödsinnig geworden sein.*) Wegen seiner Anhänglichkeit an Aristoteles haben ihn die Gegner den „Affen“ desselben (simia Aristotelis) genannt; aber mit Unrecht. Wohl hat er den Aristoteles benützt, aber durchaus frei und eigenthümlich.**) Wegen seiner naturhistorischen Kenntnisse (er war auch der Astrologie zugethan) wurde er von seinem Zeitalter für einen Schwarzkünstler und Zauberer gehalten. Soll er es doch verstanden haben, mitten im Winter einen Früh-

*) Es hieß von ihm: Albertus ex asino factus est philosophus et ex philosopho asinus.

**) Vgl. das günstige Urtheil Ritters über ihn in dessen Geschichte der Philosophie.

ling mit den schönsten Blumen hervorzuzaubern! Kraft seiner Einsicht in die Magie glaubte er auch die Wunder der ägyptischen Zauberer, die sie vor Pharao verrichteten, natürlich erklären zu können. Die Wunder Mose aber und die biblischen Wunder überhaupt verehrte er als göttliche Wunder. Er war bei allem natürlichen Magismus entschiedener Supranaturalist in der Theologie. Nicht nur das Wort der Bibel, auch der Entscheid der Kirche war ihm unbedingte Autorität. Die fides catholica steht ihm hoch über allem menschlichen Wissen. Aber dieses Uebernatürliche hindert ihn nicht, sondern reizt ihn vielmehr, das der Erkenntniß Unzugängliche gleichwohl mit den Fühlfäden seines geistigen Tastsinnes zu erreichen. Ueber das Wesen und das Geschäft der Engel stellt er sich ähnliche Fragen wie Alexander von Hales; z. B. ob die Engel am Morgen mehr Einsicht hätten als am Abend, oder umgekehrt (cognitio matutina et vespertina)? Rücksichtlich der Allmacht Gottes fragt er, was für Gott schwieriger gewesen sei, ob die Schöpfung der Welt, oder die des Menschen? ob er auch das Widersprechende könne möglich machen, z. B. daß Weiß zugleich Schwarz sei! — So zeigt sich neben dem Tiefsinn des Mannes der Fürwitz des altklugen Kindes.

Wenn nicht in universeller Beziehung, doch für die Theologie noch bedeutender als Albertus war sein großer Schüler Thomas von Aquino.*) Er stammte aus gräflichem Geschlechte**) und wurde auf dem Schlosse Rocca sicca auf der Grenze zwischen dem Neapolitanischen und dem Kirchenstaate geboren im Jahr 1224 oder 1225. Ein frommer Einsiedler soll seine Geburt als die eines außerordentlichen Mannes geweissagt haben. Schon als Kind gab er Beweise seiner großen Frömmigkeit, indem er ein Papier, auf dem ein Ave Maria geschrieben stand, lieber hinunterschluckte, als daß er es aus den Händen gelassen hätte. Im Lernen machte er schnelle Fortschritte; was er einmal dem Gedächtniß eingeprägt, das behielt er auf immer. Nachdem er bei den Benediktinern in Monte Cassino seinen ersten Unterricht empfangen hatte, ging er 1243 unter die Dominikaner. Seine Familie wollte ihn mit Gewalt von diesem Schritt abhalten. Zwei Jahre wurde er im väterlichen Schlosse gefangen gehalten; aber gerade hier machte er seine tiefsten Studien und wurde durch merkwürdige Visionen in seinem Vorhaben bestärkt. Er sah sich von Engeln umschwebt, die seine Lenden mit dem

*) † Weber, Dr. Karl, Der heil. Thomas von Aquino, Regensb. 1589. 3 Bde. Vgl. Neander in der Kircheng. u. in Pipers evangelischem Kalender 1850.

**) Sein Vater, Graf von Aquino, Herr von Loretto und Belcastro, hieß Landulf. Er konnte seinen Stammbaum auf die Hohenstaufen zurückführen.

Gürtel der Keuschheit umgaben und ihn zum Ritter Christi weiheten. Mit Hülfe der Dominikaner entrann er endlich aus seinem Kerker; die Brüder ließen ihn, wie einst die Christen den Apostel Paulus in einem Korbe die Mauer hinunter. Jetzt wurde er förmlich eingekleidet und trat in die Schule Alberts des Großen zu Köln. Da saß er denn still und in sich gekehrt den übrigen Schülern zum Gespötte; er sitze da, hieß es, so stumm und dumm wie ein Ochse. Als er aber einst bei einer Disputation sogar seinen Lehrer überwand, da sprach dieser über ihn die weissagenden Worte: „dieser stumme Ochse wird einst die ganze Welt mit dem Ruf seiner Wissenschaft erfüllen!"*) Und so war es auch. Bald überstrahlte der Name des Thomas von Aquino alle andern Namen; er hieß der engelgleiche Doctor (Doctor angelicus), der Adler unter den Theologen. Den Doctorgrad hatte er 1253 in Paris erhalten, wohin er sich im Auftrag des Ordens und in Begleit seines Lehrers Albertus begeben. Mehrere Päpste beehrten ihn mit Aufträgen. Das ihm angebotene Erzbisthum von Neapel schlug er aus und zog sich in ein Dominikanerkloster dieser Stadt zurück. Eben wollte er das Concil von Lyon (1274) besuchen, als er den 6. März gl. Jahres auf der Reise starb in dem Kloster Fossa nuova unweit Terracina. Thomas hatte einen großen umfassenden Geist. Was von Cäsar und andern großen Männern gerühmt wird, daß sie mehreren Schreibern Verschiedenes auf einmal diktiren und dabei noch weitere Gedanken verfolgen konnten, das wird auch von ihm gerühmt. Aber noch mehr als seine Gelehrsamkeit, noch mehr als sein Tief- und Scharfsinn wird von den Zeitgenossen seine Demuth und Frömmigkeit hervorgehoben. Er hat ein großes Werk geschrieben, in welchem er als in einer „Summe" seine ganze Theologie niederlegt, ein Werk, an dem die folgenden Jahrhunderte genug zu studiren fanden und das noch jetzt von denen hochgehalten wird, die solche Arbeiten zu schätzen wissen. Als er mit diesem Werke beschäftigt war, flehte er einst an den Stufen des Altars den Herrn um Erleuchtung an. Christus erschien ihm in einer Vision. „Du hast gut von mir geschrieben," sprach der Herr zu ihm: „welchen Lohn soll ich dir geben?" „Keinen andern Lohn," erwiederte der fromme Beter, „als dich, dich selbst." — So werden auch rührende Beispiele von seiner großen Demuth erzählt, wie er sich von Andern verspotten ließ, und von seinem unbedingten Gehorsam

*) Als er einst in Gedanken vertieft da saß, riefen seine Kameraden ihm zu: „Komm, sieh, ein fliegender Ochse!"— Thomas eilte auf das Geschrei herbei und ward ausgelacht. Er antwortete: „Meiner Lebtage habe ich nicht geglaubt, daß ein Ochse fliege; aber noch weniger, daß Mönche sich nicht schämen würden, zu lügen."

gegen die Oberen.*) Daß bei der gänzlichen Vertiefung des Mannes in göttliche Gedanken auch allerlei Geistesabwesenheiten in Beziehung auf die weltlichen Dinge vorkamen, wird uns an ihm so wenig befremden als an einem Bernhard von Clairveaux u. A. Ein vornehmer Prälat wollte ihn in seinem Kloster besuchen; er wurde gerufen; aber während er durch den Kreuzgang dem Sprechzimmer zuwandelte, war er schon so in geistliche Gedanken vertieft, daß er nicht mehr wußte, weßhalb er gerufen wurde. Ein ander Mal wurde er von König Ludwig IX. zur Tafel geladen. Er war eben mit der Widerlegung der Manichäer beschäftigt; diese verfolgten ihn bis an den Speisesaal des Königs; man setzte sich zu Tische. Während des Mahles schlug Thomas auf die besetzte Tafel mit den Worten: „Da sind die Mänichäer geschlagen!" Sein Prior, der neben ihm saß, ergriff ihn beim Arm und erinnerte ihn, wo er sei. Er fiel wie aus den Wolken, und bat den König um Entschuldigung. Der König aber hatte seine Freude daran; er ließ sofort seinen Schreiber kommen und dieser mußte unverzüglich die Gedanken des Mannes zu Protokoll nehmen, damit nichts davon verloren gehe. Daß einem solchen wunderlichen Manne auch Wunder zugeschrieben wurden — wie er denn einen Sturm zur See durch sein Gebet beschwichtigt haben soll — werden wir nach der Ordnung des Mittelalters ganz natürlich finden.

Einen Abriß von seiner Lehre zu geben, möchte ich fast eine Unmöglichkeit nennen. Von den großartigen Bauten der Dome lassen sich am Ende Photographien aufnehmen, nicht ebenso von diesen vielverschlungenen Lehrgebäuden.

Wir bemerken nur, daß auch bei ihm sich das Streben findet, den übernatürlichen Gehalt der kirchlichen Lehre dem natürlichen Verstande zugänglich zu machen, ohne ihn darum irgendwie in ein Natürliches oder Begreifliches aufzulösen. Er muthet vielmehr dem Verstande zu, in die Geheimnisse des Glaubens einzugehn und sie so weit zu durchforschen, als die Kraft hinreicht, wenn er auch das Unausforschliche von vorne herein annimmt.

Wir wenden uns nun den Männern zu, die als Zeitgenossen und zugleich als Nebenbuhler des Thomas auftraten. Wenn die Dominikaner ihren höchsten Ruhm darein setzten, den großen Thomas von Aquino

---

*) Nur ein Beispiel. Als ihn einst beim Vorlesen im Convict der Corrector am unrechten Orte tadelte wegen falscher Betonung eines Wortes, ließ er sich nicht nur den Tadel gefallen, sondern las das Wort von nun an lieber unrichtig, wie der Corrector es wollte, als daß er auf seinem Sinn bestanden hätte; denn an der Betonung eines Wortes sei weniger gelegen, als an pünktlichem Gehorsam.

unter die Ihrigen zählen zu dürfen, so waren die Franciskaner nicht minder stolz auf die Namen zweier Männer ihres Ordens, den eines Bonaventura und eines Duns Scotus. —

„Bonaventura“ (buona ventura, gutes Glück!), so rief eines Tages der heil. Franciscus einer betrübten Mutter entgegen, die ihn um seine Fürbitte für ihr krankes, vierjähriges Kind angefleht hatte, und die nun in Kraft dieser Fürbitte sich der Wiedergenesung ihres Lieblings freute. Dieses Kind hieß Johann Fidanza und war 1221 zu Bagnarea im Toskanischen geboren; aber nunmehr führte es den Namen Bonaventura.*) Aus Dankbarkeit wurde das Kind dann noch überdieß dem Orden des heil. Franciscus geweiht. Im zweiundzwanzigsten Jahre nahm Bonaventura das Ordenskleid und legte das Gelübde ab. Von dem Eintritt in diesen Orden an war sein Leben der Nachahmung des „seraphischen Vaters“ gewidmet. In Demuth und Gehorsam that es Bonaventura Allen zuvor. Er spülte und reinigte die Speisegeräthschaften, kehrte die Speisesäle und Schlafsäle des Klosters, und was seine Genossen nur mit Widerwillen leisteten, das griff er mit freudigem Eifer an. Da er sich für unwürdig hielt das heil. Sacrament des Leibes Christi zu empfangen, so hielt er sich vom Abendmahl fern; erst nachdem (wie die Legende berichtet) ein Engel vom Himmel her ihm die heilige Speise gespendet, nahm er sie aus Gehorsam. Seine größte Freude war die Krankenpflege, und je gefährlicher die Kranken, desto lieber war es ihm. Ueber alledem versäumte er die Studien nicht. Er zeigte vielmehr solche Befähigung zum Gelehrten, daß seine Vorgesetzten den Entschluß faßten, ihn zur Vollendung seiner Studien nach Paris zu schicken. Sein Lehrer wurde Alexander von Hales; aber auch mit Thomas von Aquino trat er in Verbindung. Die Eifersucht der Orden und der Schulen berührten ihn nicht. Das Wissen blähte ihn nicht auf; mitten in den Studien gab er die rührendsten Beweise der Demuth. Als ihn einst Thomas fragte, woher ihm seine hohe Weisheit stamme, die auch er bewunderte, wies er auf das Crucifix mit den Worten: „Diese heiligen Wunden sind es, aus welchen mir kommt was ich Gutes habe.“ Im Jahr 1253 wurde Bonaventura Doctor der Theologie und 1256 General seines Ordens. Clemens IV. bot ihm das Erzbisthum von York an, das er ablehnte. Gregor X. machte ihn zum Bischof und

---

*) Die Griechen nannten ihn bald Eutychius, bald Eustachius; vgl. über ihn: W. A. Hollenberg, Studien zu Bonaventura. Berlin 1862 und C. Schmidt in Pipers Kalender 1869.

Cardinal von Albano*) und berief ihn 1273 auf das Lyoner Concil, auf das auch Thomas von Aquino war berufen worden. Aber auch Bonaventura starb auf dem Concil, kurz vor der fünften Sitzung desselben, an einem Sonntag den 25. Juli 1274. Er wurde auf's feierlichste in der Kirche des heil. Franciscus bestattet. Wenn er auch erst später von Sixtus IV. kanonisirt wurde, so erschien er doch seinen Zeitgenossen als ein Heiliger; ja so sehr als ein Heiliger, daß seine Verehrer geneigt waren anzunehmen, er sei sogar von der Erbsünde frei geblieben.**) Was Bonaventura von den übrigen Scholastikern auszeichnet, ist sein Hang zur Mystik, die er mit den frühern Viktorinern gemein hat. Das Wissen ist ihm untergeordnet; das Höchste, wonach der Mensch zu streben hat, ist die Liebe Gottes. In diese sich zu versenken und es dadurch zu einer lebendigen Herzens- und Lebensgemeinschaft mit Gott zu bringen, das ist die höchste, ja im Grund die einzige Aufgabe der Theologie. In dieser ächten Theologie, der Wissenschaft von den göttlichen Dingen haben alle andern Wissenschaften ihre Wurzel. Im Genusse des höchsten Gutes, im Genießen der Gottheit besteht die wahre Seligkeit. Was nicht dahin abzielt und dahin führt, ist eitel und verderblich. Bonaventura geht in seiner Theologie auf die heil. Schrift zurück; der Mittelpunkt aber der Schrift, auf den alles sich bezieht, ist ihm Christus. Keiner gelangt zum Verständniß der Schrift, wenn ihm nicht zuvor der Glaube an Christus als die Leuchte, die Thüre und der Grund aller Schrift eingegossen wird. Zur Erreichung aber der höchsten Güter führen drei Stufen; erst das Anschauen der sichtbaren Welt als eines göttlichen Spiegels; sodann die Einkehr in das Innere, und endlich der Aufschwung zu Gott selbst. Diesen Stufen entsprechen dann wieder die Seelenkräfte des Menschen; die natürlichen Sinne und die Einbildungskraft sind erforderlich, um sich der sichtbaren Welt bewußt zu werden. Verstand und Vernunft führen zur Selbsterkenntniß; der höchste Aufschwung aber zu Gott selbst ist eine That des Gewissens, des unmittelbaren religiösen Gefühls, oder wie wir das ihm und andern Mystikern geläufige Wort Synderesis übersetzen wollen. Dasselbe hat Bonaventura auch unter dem Bilde einer Reise zu Gott (oder eigentlich in Gott hinein) dargestellt. Sieben Tagereisen, entsprechend den vorhin erwähnten drei Stufen, sind erforderlich, um zum Ziele zu gelangen:

*) Als die Legaten des Papstes ihm den Cardinalshut brachten, fanden sie ihn, den Ordensgeneral, in dem Kloster zu Mugello bei Florenz mit dem Abwaschen des Geschirres nach Tische beschäftigt.

**) In fratre Bonaventura Adam non peccasse videtur.

1. die richtige Hinwendung zum Ewigen, 2. die Betrachtung des Ewigen (meditatio), 3. die helle Anschauung desselben (limpida contemplatio), 4. die Liebe des Ewigen, 5. dessen geheime Offenbarung (occulta revelatio), 6. der Vorschmack der Seligkeit und endlich 7. das Thun des Ewigen, das gottförmige Handeln. Daß sich in die schönen und fruchtbaren Gedanken, die dieser Mystik zum Grunde liegen, auch viel Ungesundes und Geschmackloses einmischte, läßt sich nicht leugnen. Und dazu kommt dann noch eine schwärmerische Verehrung der Maria. Sie war unserm Bonaventura der Spiegel, in welchem die göttliche Liebe sich reflectirte, und wenn auch nicht er es war, der den Psalter zu ihrem Lobe umdichtete, so hat er sie doch sonst in überschwenglichen Liedern gefeiert und recht eigentlich in frommer Andacht zu ihr geschwelgt.*) Ebenso war er ein schwärmerischer Verehrer des heil. Franciscus, mit dessen Leben das seinige so eng zusammenhing.

Schon in den Anfang des 14. Jahrhunderts hinein reicht der andere gefeierte Franciskaner, der Nebenbuhler des Thomas, Johann Duns Scotus. Er ist nach den Einen zu Dunstan in Northumberland, nach den Andern zu Duns an der südlichen Grenze von Schottland geboren. Seine frühere Jugendgeschichte ist unbekannt. Als Mitglied des Franciskanerordens lehrte er in Paris und in Oxford Theologie; er starb noch in jungen Jahren in Köln im Jahr 1308. Wenn Bonaventura bei seinen theologischen Arbeiten die mystische Seite hervorkehrte, so war Duns Scotus ein Dialektiker ersten Ranges. Er war es denn auch, der die Subtilitäten der Scholastik auf die höchste Spitze trieb, weßhalb er auch der subtile Lehrer genannt wurde; er war es vorzüglich, der die barbarischen Kunstwörter erfand, welche damals die lateinische Sprache so verunstalteten, wie gewisse Philosophen der neuern Zeit eine Zeit lang es mit ihrer Terminologie der deutschen Sprache angethan haben. Seine Stärke lag nach dem Urtheil eines Sachverständigen**) mehr in der scharfsinnigen negativen Kritik als in der positiven Durchbildung eigner Lehren. Gar bald standen nun die beiden Autoritäten, die eines Thomas und eines Scotus einander gegenüber, wie zwei feindliche Burgen mit ihren stolzen Zinnen eine der andern Trotz bietend. Nicht blos in Nebenfragen, sondern in den wesentlichsten Punkten oder doch in denen, welche damals für die wesentlichsten galten, waren sie einander entgegengesetzt. Während Thomas, mehr an Augustin sich anschließend, die Abhängigkeit des Menschen (deterministisch) hervorhob,

*) Vgl. die Beispiele in der Schrift: Stimulus amoris, bei Hollenberg S. 111.

**) Ueberweg, Gesch. der Phil. des Mittelalters S. 97.

betonte Scotus, soweit er konnte, den freien Willen desselben; während Thomas sich anstrengte, die religiösen Wahrheiten denkend zu durchdringen, begnügte sich Scotus mit einem äußerlichen Supranaturalismus, der der Autorität sich unbedingt unterwarf. Eine Hauptdifferenz zwischen den beiden Schulen (und Orden) war endlich die, daß die Scotisten (Franciskaner) die Lehre, daß Maria ohne Erbsünde gewesen, vertheidigten, während die Thomisten (Dominikaner) das Gegentheil behaupteten.

Wenn aber auch der größere Theil der Theologen und der Gelehrten jener Zeit überhaupt sich entweder an die eine oder die andere dieser Autoritäten anschloß, so fehlte es doch nicht an originellen Denkern, die ihren eigenen Weg gingen, ja die geradezu der Scholastik den Weg vertraten, und sie wieder zum einfachen Ausgangspunkte alles Denkens zurückzukehren aufforderten. Zu diesen Männern gehörten zwei Engländer, die der Zeit nach beinahe ein Jahrhundert auseinander liegen, Johann von Salisbury (Sarisberiensis), auch der Kleine genannt, aus dem zwölften, und Roger Baco aus dem 13. Jahrhundert. Der Erstere, zwischen 1110 und 1120 zu Salisbury im südlichen England geboren, war ein Schüler Abälards und anderer berühmter Meister seiner Zeit. In sein Vaterland zurückgekehrt ward er Kaplan bei dem Erzbischof Theobold von Canterbury. Dem Staatskanzler Thomas Becket leistete er treffliche Dienste, und nachdem dieser Erzbischof geworden, gehörte er zu dessen entschiedensten Anhängern; er war „seine rechte Hand und sein Auge". Im Jahr 1176 ward er Bischof von Chartres. Er starb um's Jahr 1180. Als Schriftsteller war er sehr fruchtbar.*) Das kritische Talent überwog bei ihm das speculative und productive; daher er ganz dazu angethan war, die Blößen, welche die in Formalismus aufgehende Scholastik dem gesunden Menschenverstande gab, zu entdecken und dem Spotte preiszugeben. Noch mehr aber als er hat Roger Baco die Scholastik in Mißcredit bei den Zeitgenossen gebracht, indem er, mit nüchterner Beobachtungsgabe ausgerüstet, den Geist wieder aus den spekulativen Höhen der Scholastik zurückrief und ihn gleichsam nöthigte, sich zu den Füßen der Natur auf den niedern Schemel eines gelehrigen Schülers zu setzen, um das zu erkennen, was in der Natur erkennbar ist.

---

*) Policraticus (eine philosophisch-theologische Staatslehre). 2. Entheticus, ein Gedicht im 926 Distichen, welches die Grundgedanken der antiken wie der christlichen Philosophie enthält. 3. Metalogicus, eine Vertheidigung der Philosophie gegen deren Verächter, zugleich aber gegen die Entartungen derselben in der Scholastik gerichtet. — Vgl. Schaarschmidt, Johannes Sarisberiensis, Lpz. 1862.

Roger Bacon, geb. 1214 in Somersetshire, gehörte wie Bonaventura und Duns Scotus dem Franciskanerorden an, aber er hatte weder den mystischen Zug des erstern, noch viel weniger den abstracten, den unbegreiflichen Dingen sich zuwendenden metaphysischen Speculations- und Disputationsgeist des letztern. Er hielt es mit den faßbaren, den begreiflichen Dingen, mit der Realität des natürlichen Lebens. Statt über Sein und Nichtsein, über Wesen und Begriff der Dinge, über Idealismus, Realismus und Nominalismus in abstracten Denkformen zu philosophiren, ging er einfach von der Beobachtung der Natur aus, an welcher selbst die größten Denker der Zeit mit wenig Ausnahmen wie mit verbundenen Augen vorübergegangen waren. Mathematik, Physik, besonders Optik und Astronomie (freilich diese noch in der wunderlichen Gestalt der Astrologie), das waren die Fächer, mit denen er sich mit Vorliebe beschäftigte, während er die transscendente Philosophie der Scholastiker wohl allzu einseitig als Hirngespinst verachtete. Aber diesen Weg der Empirie wandelte er nicht ungestraft. Indem er auf diesem Wege zu einer Erkenntniß der natürlichen Dinge gelangte, die weit über seine Zeit hinausging, so schrieben die Zeitgenossen gerade diese natürliche Erkenntniß übernatürlichen, ja widernatürlichen dämonischen Wirkungen zu, und so mußte er sich's gefallen lassen, von seinem Jahrhundert für einen Zauberer gehalten zu werden. Ja, er hatte sogar deßhalb eine zehnjährige Gefangenschaft auszustehn. Doch nicht nur in den physikalischen Wissenschaften, auch in der Theologie ist Roger Bacon insofern unter die reformatorischen Geister zu zählen, als er den blinden Autoritätsglauben, namentlich das Schwören auf Aristoteles bekämpfte. In seinem Eifer wünschte er sogar einmal (hierin ähnlich dem Doctor Luther), daß alle Schriften dieses Heiden möchten verbrannt werden! Dagegen empfahl Roger den Theologen seiner Zeit das Studium der heil. Schrift und zwar in den Grundsprachen. Da aber die Kenntniß der letztern äußerst mangelhaft war, so erbot er sich zu grammatischem Unterrichte, wobei er freilich das höchst unbesonnene und prahlerische Versprechen that, er wolle Einen in drei Tagen in den Stand setzen, die heil. Schrift in den Grundsprachen zu lesen! Damit zeigte er wohl am besten, wie weit er selbst noch von der richtigen Einsicht in die Bedingungen einer gründlichen Schrifterklärung entfernt war. Ueberhaupt scheint dem genialen Manne etwas angehaftet zu haben von jenem Dünkel der Oberflächlichkeit und Vielwisserei, auf den die Empirie sehr leicht führt und der dem Hochmuthe der Scholastiker nichts nachgiebt. Wenn aber die Genialität darin besteht, mit glücklicher

Divinationsgabe zu errathen, was im Schooße der Zukunft liegt und mit Vermuthungen zu anticipiren, was erst einer spätern Zeit als sicheres Resultat an's Licht zu stellen gelingt, so wird man diese Eigenschaft Bacon nicht absprechen. So soll er nicht nur bereits die Zusammensetzung des Schießpulvers gekannt; er soll auch (insofern jene dunklen Ahnungen für Weissagungen gelten mögen) unsre Dampfwagen und Dampfschiffe mehr als ein halbes Jahrtausend vorausgesagt haben. In einem seiner Briefe kommt folgende merkwürdige Stelle vor: „Es können Wasserfahrzeuge gemacht werden ohne Menschen, welche rudern, so daß die größten Fluß- und Seeschiffe dahinfahren, während ein einziger Mensch sie regiert und zwar mit größerer Schnelligkeit, als wenn sie voll von rudernden Menschen wären; auch können Wagen gebaut werden, die ohne von einem Thiere in Bewegung gesetzt zu werden, mit unermeßlichem Ungestüm dahinfahren.“ Roger Bacon starb 1294 zu Oxford.

Noch ein anderer Mann, der in den Gebieten des Wissens eine neue Bahn einzuschlagen versuchte, wenn auch keineswegs in verständig nüchterner, sondern vielmehr in höchst abenteuerlicher Weise, war der Spanier Raymund Lull, der Erfinder der sogenannten lullischen Kunst. Geboren um's Jahr 1236 auf der Insel Majorca, führte er bis in sein dreißigstes Lebensjahr ein reines Weltleben. Er war auch weltlicher Dichter. Aber ein Bild des Gekreuzigten, das ihm eben vor die Augen trat, als er auf ein Liebesgedicht sann, ließ ihm keine Ruhe mehr. Er entsagte der Welt, und nun war sein hauptsächlichstes Bestreben, auch Andere zur Seligkeit des Christenthums zu führen. Die Bekehrung der Sarazenen lag ihm besonders am Herzen. Zu drei verschiedenen Malen begab er sich selbst nach dem nördlichen Afrika; zweimal aber war Gefängniß und das dritte Mal die Steinigung, welche der wüthende Pöbel der Muhammedaner an ihm vollzog, sein Loos. Er starb den 30. Juni 1315. Außer der Bekehrung der Sarazenen war es noch ein anderer Gedanke, der ihn vorzüglich beschäftigte, die Erfindung einer Universalwissenschaft, vermöge welcher alle Fragen könnten gelöst werden. Dieß sollte durch eine eigenthümliche Combination des Alphabets geschehen, in dessen Buchstaben die Elemente zu allen Wissenschaften enthalten sind. In diesem Sinn bearbeitete er seine ars generalis, über welche er in Montpellier und Paris Vorlesungen hielt. Er glaubte damit in allem Ernste auch dem Christenthum einen Dienst zu erweisen; denn auch die Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit desselben sollten auf diesem Wege gefunden werden.

Uebrigens ging auch Raymund auf eine Versöhnung des Wissens und des Glaubens, der Philosophie und der Theologie aus. Die Philosophie sollte nicht, wie Viele ihr zumutheten, blos die Magd der Theologie sein, beide sollten vielmehr als Freundinnen Hand in Hand gehen, unzertrennlich verbunden. Das rechte Wissen (davon ist Raymund auf's innigste überzeugt) kann uns nicht vom Glauben abführen, es muß uns in demselben bestärken. So suchte er denn namentlich die Dreieinigkeitslehre als eine durchaus vernunftgemäße Lehre darzustellen; er sah in ihr (und gewiß blickte er darin tiefer, als Viele) einen Hauptvorzug vor dem kahlen und starren Monotheismus der Muhammedaner und selbst dem der Juden.

Neben den speculativen, den kritischen und phantastischen Geistern fehlte es endlich aber auch im Mittelalter nicht an solchen, die sich einfach an die Schrift hielten und sie als den Mittelpunkt der christlichen Erkenntniß und des christlichen Lebens betrachteten. Unter diesen hebt sich im zwölften Jahrhundert hervor der Abt Rupert von Deutz († 1135), ein Zeitgenosse und Geistesverwandter des heil. Bernhard von Clairvaux.*) Er hatte sich in sie vertieft und an ihr sich genährt, und so konnte er auch aus Erfahrung sie anpreisen als das Buch, das, über alle Menschenlehre erhaben, der Seele erst den rechten Halt gebe. Männer wie Bonaventura und Andere sind dann in seine Fußstapfen getreten.

Nachdem wir so die Hauptträger der mittelalterlichen Wissenschaft und der Theologie insbesondere uns vorgeführt haben, wird eine kurze Darstellung der mittelalterlichen Glaubenslehre nach ihren Hauptbestimmungen an ihrem Orte sein. Wir werden darin eben so wenig den reinen Ausdruck der ursprünglichen christlichen Lehre, als, wie man es oft übertrieben dargestellt hat, eine gänzliche Verkehrung in ihr Gegentheil finden. Vielmehr werden wir sehen, wie das Gebäude auf den Grundlagen der alten apostolischen Bekenntnisse und der weitern Bekenntnisse der alten Kirche mit sinnreicher Architektonik ist aufgebaut, wie dieser Bau aber dann freilich mit allerlei Beiwerk ist belastet und wie, um mit einem biblischen Bilde zu reden, neben Gold, Silber und Edelstein auch viel Holz, Heu und Stoppeln ist eingefügt worden.

Das Fundament, auf dem das ganze Gebäude ruhte, ist eben jener trinitarische Glaube, der Glaube an Gott Vater, Sohn und Geist, der auch dem apostolischen Glauben zum Grunde liegt. Was die Väter und

*) Des sächlichen Zusammenhanges wegen müssen wir uns erlauben, wieder auf die frühere Periode (vor Innocenz III.) zurückzugehen.

Concilien der ersten Jahrhunderte hierüber festgestellt und ausgesprochen hatten, das galt als ausgemachte Wahrheit, an der zu rütteln als ein frevelhaftes Beginnen erschien. Zwar versuchte es auch jetzt je und je der denkende Geist, das Geheimniß dem Verständniß näher zu bringen, und gerade auf diesem speculativen Felde erging sich der scholastische Geist mit Vorliebe. Und da konnte es auch den gewiegtesten Denkern begegnen, daß sie im Begreiflich-machen-wollen des Unbegreiflichen an die Abgründe der Häresie streiften. So wurde auf dem mehr erwähnten vierten lateranensischen Concil unter Innocenz III. eine kühne Vergleichung, welche ein frommer Denker des 12. Jahrhunderts, der Abt Joachim von Floris in Kalabrien, in guter Absicht gewagt hatte, als eine unpassende abgewiesen, nämlich die Vergleichung der drei Personen mit den drei Ecken des Psalters, eine Vergleichung, die Joachim sogar einer Vision verdankte, und dagegen die Lehre Peter des Lombarden, welche Joachim angegriffen, trotz den Schwierigkeiten, die auch sie darbot, für orthodox erklärt.

Ueber Gottes Eigenschaften ward viel Tiefsinniges, aber auch viel Wunderliches und Dorniges gelehrt; desgleichen über die Engel und der Engel Geschäfte. Es ist ein Hauptzug der Scholastik, gerade das wissen und genau wissen zu wollen, worüber wir nichts wissen; kühne Schlüsse zu ziehn aus einzelnen und überdieß bildlichen Andeutungen der Schrift, und Beweise für Dinge zu leisten, die entweder keines Beweises bedürfen oder keines Beweises fähig sind. Zum Glück nahm die Kirche nicht alle diese Bestimmungen der Schule in ihr Bekenntniß auf. Innerhalb dieses Bekenntnisses war daher die größte Freiheit gestattet, wie den Kämpfern in den Turnieren innerhalb der dem Kampfplatz gezogenen Schranken. So war es nicht nur mit der Lehre von Gott, sondern auch mit der Lehre vom Menschen. Je schwieriger es ist, sich eine Vorstellung vom ersten Menschen und seinem paradiesischen Zustande zu machen, desto willkommener waren gerade der Scholastik alle die Fragen, die einer falschen Wißbegierde sich auf diesem Gebiete entgegendrängen. Lehrte Thomas von Aquino und seine Schule eine dem Menschen anerschaffene, mit seinem Wesen innigst verbundene Gerechtigkeit, so sah Scotus in dieser ursprünglichen Gerechtigkeit nur eine Zuthat, eine übernatürliche Gnadengabe zu dem, was dem Menschen von Natur gegeben war. Nach der einen Ansicht machte der Fall Adams einen Riß in die Menschennatur, nach der andern ward dem Menschen blos das entzogen, was bis dahin sein Schmuck und seine Krone gewesen. Von beiden Seiten wurde in allem dem, was über den Menschen und über die Sünde, was über das

Verhältniß des Menschen zu Gott im frühern und spätern Zustande, was über Freiheit und Gnade zu sagen war, die Autorität Augustins anerkannt, und doch ist es Thatsache, wie gerade durch die scholastische Theologie, und allerdings durch die scotistische Schule noch mehr, als durch die thomistische, der alte Pelagianismus, den man schon längst ausgetrieben glaubte, wieder in die Kirche wie durch eine Hinterthüre eindrang. Der alte biblisch-paulinische Satz, daß der Mensch gerecht werde nicht aus des Gesetzes Werken, sondern durch den Glauben, wurde zu keiner Zeit förmlich umgestoßen, aber in seiner ganzen Tiefe verstanden wurde er nur von Wenigen. Alles sollte zwar der Mensch der Gnade verdanken, und so schrieben auch die Scholastiker alles der Gnade Gottes zu, aber unter ihren Händen wandelte sich die Gnadengabe Gottes selbst wieder in eine Gabe, die vermögend ist den Menschen angenehm zu machen in Gottes Augen und ihm, wenn auch nicht unbedingter-, doch bedingterweise ein Verdienst vor Gott zu sichern. Ja, die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke ward bis zu der Behauptung getrieben, daß einzelne Menschen sogar mehr Gutes thun können, als Gottes Gebot von ihnen verlangt und daß dieses ihr Mehrverdienst denen zugutkomme, die weniger gute Werke aufzuweisen haben. So bildete sich die heillose Lehre, die später auf die schnödeste Weise zum Ablaß mißbraucht wurde, die Lehre von einem überschüssigen Verdienst (meritum superabundans) der Heiligen, von einem sogenannten Schatz der guten Werke, über dem die Kirche wacht und aus dem sie denen austheilt, die da Mangel haben. Ueberhaupt ist es — und darin liegt das Eigenthümliche der mittelalterlichen Dogmatik — es ist die Kirche, die Kirche mit ihren Heiligen, die Kirche mit ihren Priestern und ihrem Opfer, die Kirche mit ihren Sacramenten, mit ihren Gnadenmitteln und Gnadenspenden, welche auch hier alles beherrscht, gegen welche alles individuelle, persönliche Leben, auch das individuelle Verhältniß der Gläubigen zu Christo zurücktritt. Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, der kann Gott nicht zum Vater haben. Sie ist recht eigentlich die Pforte des Himmels, gebaut auf dem Felsen Petri, eine heilige, allgemeine Kirche, außer welcher kein Heil ist. Je äußerlicher nun aber die Kirche selbst geworden war im Laufe der Zeit, desto äußerlicher wurde auch das Heil gefaßt, das durch die Kirche vermittelt werden sollte, und so wurde, was das Innerste sein sollte, die Mittheilung der göttlichen Gnade an den sündigen Menschen, selbst wieder ein Aeßerliches, ein objectiv vollzogenes Werk, ein sogenanntes opus operatum. Auf diesem Wege wurde selbst unter dem orthodoxen Schilde der augustinischen Gnadenlehre einer

Werkheiligkeit Vorschub gethan, die im Grunde sittlich weit verwerflicher war, als die Lehre des Pelagius, gegen die einst Augustin gekämpft hatte; denn dort handelte es sich doch um sittliche Werke, um die That des Menschen, die aus einem innern Entschluß des freien Willens hervorgeht, hier hingegen um bloße mechanische Werke eines äußern Gottesdienstes, um Ceremonien, ähnlich den levitischen Gesetzeswerken des alten Bundes. Zwischen den heiligen Gott und den sündigen Menschen tritt nicht mehr der Mittler Jesus Christus, der Gottmensch, der durch das einmalige Liebesopfer, das er gebracht, die Menschen mit Gott versöhnt, sie erlöst hat aus der Gewalt der Sünde und seinen Geist ihnen mitgetheilt hat; sondern es tritt nun zwischenein die Kirche mit ihren Sacramenten, das Priesterthum mit seinem Opfer. — Geleugnet hat zwar die mittelalterliche Dogmatik niemals, daß Christus sei der Mittler zwischen Gott und den Menschen; aber sie hat ihn in seiner Gottheit den Menschen so ferne gerückt, daß neue Vermittlungen nöthig wurden. Als Vermittlerin im Himmel wurde nun immer mehr Maria gedacht. Sie ist es, die milde jungfräuliche Mutter, in der das mütterliche Erbarmen der Kirche uns in persönlicher Gestalt entgegentritt; sie ist es, die durch ihre Fürbitte den Zorn des Sohnes stillen und ihn an die Liebe erinnern muß, die sie ihm erwiesen als ihrem Kinde. Solches wurde sogar dramatisch ausgeführt. An die Fürbitte der Maria schloß sich dann die der übrigen Heiligen, so oft diese von den Gläubigen um ihre Fürbitte angegangen wurden.

Die Kirche hat zu keiner Zeit den Vorwurf an sich kommen lassen, daß sie die Anbetung der Heiligen lehre. Darum unterschieden die Scholastiker gar fein zwischen Anbetung und Verehrung (λατρεία und δουλεία), oder auch zwischen Anbetung und Anrufung (adoratio und invocatio); erstere kommt nur Gott, letztere aber den Heiligen zu. Factisch aber ging die Verehrung und die damit verbundene Anrufung je und je in Anbetung über, ohne daß die Kirche ernstlich dagegen protestirt hätte. Das „Bitt für uns" nahm nur zu bald die Gestalt der directen Bitte d. i. des Gebetes an, um so mehr, als für einzelne Anliegen und Bedürfnisse (wenigstens nach dem Glauben des Volkes) auch einzelne Heilige speciell Sorge trugen, wie auch bald jede Stadt ihren besondern Schutzheiligen, jedes Gewerke seinen Patron im Himmel hatte (vgl. Vorles. 23.).

Wie nun aber Maria und die Heiligen vermittelnd im Himmel auftreten, so die Priesterschaft auf Erden. Wie der Hohepriester der Juden alljährlich einmal in das Allerheilige ging, zu opfern einmal für seine Sünden und dann für die Sünden des Volks: so tritt der Priester

des neuen Bundes täglich vor Gott und bringt das unblutige Opfer für die Sünden der Menschen. Die Kirche wollte das Verdienst Christi nicht in den Schatten stellen. Sie leugnete nicht, daß das auf Golgatha gebrachte Opfer ein vollgültiges Opfer für all die Sünden gewesen, die bis dahin begangen worden, aber da die Sünden auch nach der geschehenen Sühnung sich täglich wiederholen, so bedürfen sie auch der täglichen Sühne. Diese Opferhandlung führt uns auf die Lehre vom Abendmahl, ja auf die Lehre von den Sacramenten insbesondere. Es ist vielleicht keine Lehre, welche die Scholastiker so sehr beschäftigt hat wie die Sacramentslehre; ja auf diesem Gebiet haben sie sich unstreitig am meisten productiv erwiesen. Hier hatte ihnen die frühere Dogmatik noch ein offenes Feld gelassen. Und es ist nicht zufällig, daß gerade in der Zeit, da die Kirche als die große Gnadenspenderin hervortrat, sie nun auch die Organe, durch welche sie wirkte (und das sind doch die Sacramente), sich näher zum Bewußtsein brachte. Das Wort Sacrament, das wir vergebens in der Bibel suchen, stammt aus der lateinischen Kirche und gehört dem ganzen Ideenkreise dieser Kirche an. Anfänglich war das Wort sehr schwankend gebraucht worden; jetzt aber wurde der Begriff des Sacramentes näher festgestellt. Man begnügte sich nicht mehr mit der einfachen Definition eines Augustin, wonach das Sacrament das Zeichen einer heiligen Sache ist oder wonach zum Symbol das Wort hinzukommt, welches eben dem Sacrament den höhern Sinn und die religiöse Bedeutung giebt; vielmehr lehrte man jetzt ohne allen Grund der Schrift, daß den Sacramenten eine eigenthümliche Kraft inwohne, von der dann auch wieder eine mystische, ja magische Wirkung auf den ausgeht, der des Sacramentes theilhaft wird. Das war eine Anschauung, die vollkommen zu dem ganzen System des Katholicismus paßte. Nicht nur ist die Wirksamkeit des Sacramentes unabhängig von dem Glauben und der sittlichen Beschaffenheit dessen, der es spendet oder verwaltet, was, richtig gefaßt, seinen guten Sinn hat, sondern es ist auch unabhängig vom Glauben dessen, der es empfängt, wenn er sich nur nicht dawider sperrt und gleichsam einen Riegel vorschiebt. Wie ein Brunnen sein Wasser unaufhörlich durch seine Röhren ausströmt, so strömt gleichsam die Kirche ihren Segen durch diese sieben heiligen Sacramente aus. Ich sage: sieben; denn diese Zahl, die heilige Siebenzahl wurde jetzt als die nothwendige Zahl der Sacramente festgehalten, während früher mit dem Begriff des Sacraments auch die Zahl derselben geschwankt hatte. Die sieben Sacramente aber sind: die Taufe, die Firmung, das heil. Abendmahl, die Buße, die letzte Oe-

lung, die Priesterweihe und die Ehe. Nicht allen Christen freilich kommen alle Sacramente zu: das der Priesterweihe und das der Ehe schließen einander aus. Auch können und sollen die einen dieser Sacramente im Leben öfter wiederholt werden, wie die Buße (resp. die Beichte) und das Abendmahl; andere dagegen dürfen nicht wiederholt werden, wie die Taufe und die Priesterweihe. Ob auch das Sterbesacrament der letzten Oelung dahin gehöre (falls jemand, der es empfangen, sich wieder erholte und zum zweiten Mal in Todesnoth käme), darüber waren die Meinungen getheilt. Der Taufe aber und der Priesterweihe (Ordination) wurde ein unauslöschlicher Charakter (character indelebilis) beigeschrieben, der zu keiner Zeit verwischt werden kann. Auch der unwürdigste Priester, auch der, welchem die Kirche das Recht entzieht von seinem geistlichen Amte Gebrauch zu machen, hat damit doch die Macht, wenn auch nicht das Recht, eine sacramentliche Handlung zu vollziehen, und die einmal vollzogene Handlung behält ihre Gültigkeit, auch wenn sie dem Gebote der Kirche zuwider, als strafbare Handlung erscheint. In das Einzelne der Sacramente einzugehn würde uns zu weit führen. Nur über das Abendmahl noch einige Worte. Wir haben schon bei der Geschichte des Cultus gesehen, wie die Abendmahlshandlung immer mehr zur Opferhandlung geworden und wie die in den Leib Christi verwandelte Hostie göttliche Verehrung empfing. Sache der Wissenschaft (der Theologie) war es nun, diese Verwandlungslehre näher zu rechtfertigen und bis in's Einzelne zu bestimmen. Und das geschah nun eben durch die Scholastik. Daß das Abendmahlsbrot nicht bloßes Brot sei, sondern der wirkliche, wahrhaftige Leib Christi, wie er von der Jungfrau Maria geboren worden und wie er am Kreuze gestorben, das war schon im 11. Jahrhundert gegen Berengar, der noch daran zu zweifeln gewagt, behauptet worden. Jetzt aber wurde genauer der Begriff der Verwandlung bestimmt. Es wurde festgesetzt, daß bei der Consecration des Priesters die Substanz des Brotes in die Substanz des Leibes Christi und gleicherweise die Substanz des Weines in die des Blutes übergehe und dafür wurde auch der Kunstausdruck transsubstantiatio erfunden. Die Verwandlung geschieht plötzlich durch ein dem menschlichen Verstande unbegreifliches Wunder; aber sie geschieht wirklich und nicht etwa blos in Gedanken (in idealer Weise); für die Sinne bleibt zwar die Gestalt des Brotes und des Weines, es bleibt der Geruch, der Geschmack u. s. w., wie ihn die Sinne wahrnehmen, aber es sind dieß nur die Accidentien, die zufälligen Erscheinungen (accidentia sine subjecto); die Substanz ist verwandelt, an die Stelle des Brotes ist der wahrhaf-

tige Leib des Herrn getreten, ja der ganze Christus nach Leib und Seele, nach Gottheit und Menschheit. Es ist aber auch nur ein Leib des Herrn, obschon der Altäre viele sind, auf denen dieser eine Leib geopfert wird. Wie in einem Saale mit vielen Spiegeln das eine Bild sich vielfach reflectirt, so daß in jedem Spiegel ein Bild, in allen aber ein und dasselbe Bild geschaut wird, so werden auf den vielen Altären der Christenheit unzählige Hostien geopfert, aber es ist der eine Leib Christi und nicht verschiedene Leiber, die geopfert werden. Das ist das große, hochheilige Mysterium der Kirche, das, wie wir das letzte Mal gesehen haben, zugleich auch wieder den Mittelpunkt des ganzen Cultus bildete, den Kern und Stern des katholischen Glaubens.*)

Endlich ist denn auch die Scholastik, wie sie über den Anfang der Dinge mehr zu sagen weiß, als zu wissen uns vergönnt ist, nicht in Verlegenheit, wo es gilt die letzten Dinge zu bestimmen. Ueber den Tag und den Vorgang des jüngsten Gerichts, über die Auferstehung der Todten, über Himmel und Hölle hat sie Fragen um Fragen aufgeworfen und auf jede Frage eine Antwort gefunden, oft auch mehrere zugleich, unter denen sie dann dem Leser die Wahl läßt. Sie hat eine Topographie des Himmels und der Hölle geschaffen, die jedem seinen Platz so oder so anweist. Die schon früher aufgebrachte Lehre von einem Zwischenzustande der Läuterung, in welchem sich die Seele nach dem Tode befindet, ehe sie an den Ort der Seligkeit oder an den der Qual kommt, die Lehre von dem sogenannten Fegfeuer hat sie weiter ausgebildet.

---

*) An einzelnen Einwendungen gegen die Verwandlungslehre hat es freilich auch nach Berengar nicht ganz gefehlt, wie denn gerade der oben genannte Rupert von Deutz eine abweichende Ansicht zeigte. — Wie nahe übrigens die mysteriöse Speculation des Mittelalters mit der frivolsten Sophistie sich berührte, zeigt die in allem Ernst behandelte und dennoch den Spott der Spötter gewaltsam hervorrufende Frage: ob und in wie weit auch ein vernunftloses Thier, ein Hund, eine Maus, den Leib Christi genießen könne. Schon Peter der Lombarde hatte die Frage aufgeworfen, sie aber nur ungenügend beantwortet; Alexander von Hales dagegen erwog das Für und Wider in aller Form. Dafür scheint zu sprechen, daß, wenn ein Sünder würdig erachtet wird den Leib Christi zu genießen, ein schuldloses Thier noch weniger sollte ausgeschlossen sein. Dagegen aber wird geltend gemacht, daß Gott in dem Sünder nur die Schuld, nicht die Natur verabscheue und daß das Sacrament doch nur auf die Empfänglichkeit der menschlichen Natur berechnet sei. Indessen bleibt das Factum der Verwandlung doch, damit aber auch die in einem solchen Fall entstehende Verlegenheit. Diese zu heben ließ Innocenz III. durch ein ähnliches Wunder, wie bei dem der Verwandlung, in einem solchen Fall den Leib Christi wieder zu gewöhnlichem Brote werden. Mit Recht hatte daher der fromme Bonaventura solche Fragen unter die gezählt, von welchen keusche Ohren mit Widerwillen sich abwenden.

Wenn aber dann die strenge Consequenz, daß außer der Kirche kein Heil zu finden ist, dahin führen mußte, daß nicht nur die Heiden, sondern auch die Patriarchen des alten Bundes, die vor Christo gelebt hatten, von diesem Heil ausgeschlossen waren und ebenso die ungetauften Kinder, so kam die mildere Auslegung zu Hülfe, welche an die Stelle der eigentlichen Verdammniß einen mittleren Zustand treten ließ, und so wurde sowohl den Vätern als den ungetauften Kindern ein eigener Raum, eine Art von Vorhölle oder Vorhimmel (wie man's nehmen will) eingeräumt, ein limbus patrum und ein limbus infantum. Zu dem erstern war Christus hinabgestiegen, ehe er leiblich von den Todten erstand und hatte den Vätern die Erlösung angekündigt. Wir haben schon erwähnt, wie die gewaltige Phantasie eines Dante diese Räume durchwandert und in Bilder gefaßt hat, und in dieser hochpoetischen Form lassen wir sie uns am liebsten gefallen. Was uns abstößt, wenn wir dem Verstande zumuthen es als Begriff zu fassen, das kann uns gewaltig anziehen und sogar religiös erbauen, wenn es sich dargiebt in der idealen Verklärung der Poesie. Die Kirche hienieden ist noch die streitende, aber einst wird sie die siegreiche sein, die triumphirende, und in dieser siegreichen und triumphirenden Kirche, wovon indessen die gegenwärtige schon ein Vorbild ist, erblickt der fromme Glaube die Vollendung aller Dinge; dort sind die gekrönten Märtyrer, dort der Chor der Propheten, der Apostel und der Heiligen um den Thron des Ewigen versammelt, wo sie die Fülle ewiger Seligkeit genießen und unaufhörlich das Halleluja singen Dem, dessen Verherrlichung schon hienieden die Aufgabe aller Kunst, aller Wissenschaft, das Ziel aller Frommen ist.

Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Des Mittelalters fünfte Periode: von Bonifaz VIII. bis zum Schlusse des Basler Concils. — Bonifaz VIII. und Philipp der Schöne von Frankreich. — Das päpstliche Jubeljahr. — Clemens V. — Die babylonische Gefangenschaft in Avignon. — Untergang der Templer.

Der Ueberblick über den christlichen Cultus und dann über die christliche Lehre, wie wir ihn in den beiden letzten Vorlesungen gegeben haben, hat den Lauf der Geschichte unterbrochen. Wir haben uns mehr mit Zuständen, als mit Ereignissen beschäftigt, mehr mit dem, was während eines ganzen Zeitalters gedauert, als mit dem, was bei dem Wechsel der Dinge Neues sich gestaltet hat. Wir haben darum auch keine ganz genaue Zeitgrenze für unsere Darstellung feststellen können. Es waren im Allgemeinen die Zustände des 13. Jahrhunderts, die mittelalterlichen Zustände überhaupt, wie sie in jenem Jahrhundert zu ihrer höchsten Entwicklung gelangt waren, wie sie aber auch großentheils noch fortdauerten im 14., im 15., im 16. Jahrhundert bis zur Reformation, ja wie sie ihrem Wesen nach noch in die Gegenwart hineinreichen in den noch bestehenden Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen der katholischen, ja theilweise sogar der protestantischen Kirche. Von dem geistigen Kapital, das etwa vom 9. Jahrhundert bis zum 13ten sich aufgehäuft hatte, wozu indessen schon die alte Kirche den Grundstock gegeben, werden wir also auch noch die beiden folgenden Jahrhunderte zehren sehen, die uns von der Geschichte des Mittelalters zu betrachten übrig bleiben, so daß unsere beiden letzten Betrachtungen eben so wohl einen Abschluß bilden konnten zu dem bisher Betrachteten, als auch eine Einleitung zu dem, was uns weiter zu betrachten vorliegt.

Indem wir nun den statistischen Boden verlassen, nehmen wir den historischen Faden wieder auf und knüpfen an an den Schluß des 13. Jahrhunderts, an den Moment, da es jenem schlauen Cardinal Gaëtani

lungen war, den alten Einsiedler Murone, der freiwillig die päpstliche iare niedergelegt hatte, die er als Cölestin V. getragen, zu verdrängen ıd sich an dessen Stelle zu setzen im Jahr 1294.

Dieser Papst Bonifaz VIII.,*) mit dem wir eine neue Periode s Mittelalters und mit ihr die dahin gehörige Geschichte des Papstums eröffnen, nimmt unstreitig in der Reihe der mittelalterlichen äpste nächst Gregor VII., Alexander III. und Innocenz III. eine der ichtigsten Stellen ein. In ihm nimmt die Hohheit und Macht des apstthums, wie wir sie bei Innocenz III. auf ihrem Höhenpunkt kennen lernt haben und wie sie sich ein Jahrhundert lang mehr oder weniger behaupten wußte, sich noch einmal zusammen, ja treibt sich noch über h selbst hinaus, um dann unter ihrem eigenen Gewichte zusammen zu echen und der Auflösung entgegen zu gehen; denn wenn auch das apstthum als solches bis auf diese Stunde sein Dasein gefristet hat — ınd dieß wohl nicht ohne Gottes Zulassung) — eine Höhe, wie es ıter Innocenz III. und Bonifaz VIII. behauptet hat, hat es von da an keiner Zeit mehr erreicht. Mit vollem Rechte können wir daher onifaz VIII. auf der Grenzscheide zwischen dem 13. und 14. Jahrındert auch als den Wendepunkt betrachten, von welchem an die Papstschichte und mit ihr die ganze Hierarchie, der ganze Katholicismus des ittelalters in ein neues Stadium tritt, in welchem sich offenbar eine bnahme des frühern Glanzes und des damit verbundenen Ansehens merklich macht. So gewaltige Anstrengungen wir auch den Mann ıf Petri Stuhl von Zeit zu Zeit noch machen und so manchen Sieg wir n auch noch werden davon tragen sehen, so mahnt uns doch im Ganzen ine Physiognomie an die eines Mannes, bei dem es weder recht zum ben, noch zum Sterben kommen will; wir haben es mit dem Leib nes Riesen zu thun, an dessen zähem Organismus die zerstörenden Gealten arbeiten unter den heftigsten Zuckungen dieses Leibes; wir haben aber in diesem Leibe auch mit einer elastischen Seele zu thun, die in rinnerung an die frühere Größe sich auch nach den größten Erschöpfungen it neuer Energie aufzuraffen und immer wieder neue Kriegslisten aussinnen versteht, so oft man ihr schon den Untergang glaubte weissagen können.

Durch List hatte sich Bonifaz (nach Beseitigung des einsiedlerischen ölestin V.) den Weg auf den Stuhl Petri gebahnt. Mit Pomp und racht trat er seine Regierung an. Die Feierlichkeiten bei seiner Krönung

*) Drumann, Geschichte Bonifaz VIII. Königsberg 1852. II.

sollten alles Frühere übertreffen. Der Papst ritt auf einem weißen Zelter, die Krone auf dem Haupt. Der König von Apulien hielt den Zaum des Reitthiers auf der rechten, der König von Ungarn auf der linken Seite. Beide Könige standen bei der Mahlzeit hinter dem Statthalter Christi, ihn zu bedienen. Das Gedränge zu den Festlichkeiten war so groß, daß 40 Menschen darin um's Leben kamen. Aber an der äußern Pracht ließ sich der Papst nicht genügen. Argwöhnisch, gleich als wandle er bei all diesem Pomp auf einem unsichern, unterhöhlten Boden, suchte er seiner Feinde sich zu entledigen. Zu diesen zählte er in erster Linie den unschuldigen, unbeholfenen Alten, den er vom päpstlichen Stuhl verdrängt hatte, den Peter von Murone. Er traute ihm nicht; er wollte ihn unschädlich machen. Und so ließ er ihn denn in seiner Einsamkeit aufsuchen, in die er sich zurückgezogen, und in einem Felsenthurme zu Fumore (zwischen Anagni und Allatri in der Campagna gelegen) einsperren. Es war ein dumpfer, feuchter Kerker. Dort hauchte der alte Mann im Mai 1296 in einem Alter von 81 Jahren seinen Geist aus. Seine Anhänger streuten aus, der Papst habe ihn gewaltsam im Kerker ermorden lassen. Die Leiche wurde in Ferentino beigesetzt und später nach Aquila gebracht. Cölestin hatte, wie wir wissen, den päpstlichen Sitz nach Neapel verlegt: Bonifaz verlegte ihn nun wieder nach Rom, obgleich er dem König von Neapel seine Erwählung zum Papste verdankt hatte. Aber auch in Rom hatte Bonifaz einen schweren Stand. Das Parteiwesen in Italien dauerte fort. Besonders stand in Rom das Geschlecht der Colonna ihm feindlich entgegen. Es waren zwei Cardinäle aus dieser Familie, welche darauf bestanden, Cölestin habe übel gethan, abzutreten und Bonifaz habe den römischen Stuhl durch Usurpation an sich gerissen. Dieser unbequemen Opposition suchte der Papst sich zu entledigen. Er stieß die beiden Colonna aus dem Cardinals-Collegium und zog ihre Güter ein. Zugleich erklärte er der ganzen Familie den Krieg. Er rief einen Kreuzzug wider sie auf, in welchem ihre Stadt Präneste (das alte Paläſtrina) dem Boden gleich gemacht, der Pflug darüber geführt und Salz darauf gestreut wurde. Aber noch weiterhin sehen wir den Papst eine kriegerische Stellung einnehmen. Wir haben früher gesehen, wie nach den langen Streitigkeiten um Sicilien der Sohn des Königs von Aragonien, Friedrich, sich den Königstitel beilegte. Bonifaz gebot ihm, diesen Titel niederzulegen und die Insel zu räumen. Allen katholischen Fürsten ging die Weisung zu, ihn mit keinerlei Hülfe zu unterstützen. Zudem boten die europäischen Verhältnisse dem Papste Gelegenheit genug, gebieterisch als Vermittler einzugreifen. In Deutschland war nach Rudolfs von

Habsburg Tod (1291) wieder eine zwiespältige Königswahl eingetreten; gleichzeitig war auf's neue der Krieg zwischen Frankreich und England entbrannt. Was die Kaiserwahl betrifft, so war zwar Adolf von Nassau gewählt worden; aber ihm gegenüber stand als mächtiger Nebenbuhler der Sohn Rudolfs, Albrecht von Oesterreich. Bonifaz hatte sich anfänglich auf Adolfs Seite geneigt; als dieser aber in dem Treffen bei Gellenheim (1298) fiel und Albrecht sich nun selbstverständlich als rechtmäßigen König von Deutschland betrachtete, zog ihn der Papst zur Verantwortung. Da er aber merkte, daß er ihn als Bundesgenossen gegen Philipp IV. (den Schönen) von Frankreich gebrauchen könnte, zog er vor, mit ihm Frieden zu schließen und ihm nicht länger die Anerkennung zu versagen. Und nun bleibt uns als das Wichtigste aus der Regierungszeit des Bonifaz eben diese seine Stellung zu Philipp dem Schönen zu betrachten übrig. Philipp der Schöne war in mancher Beziehung das Gegentheil zu seinem Großvater Ludwig IX. Wie dieser durch und durch kirchlich, so war er durch und durch weltlich gesinnt; die asketische Selbstüberwindung, in der Ludwig sich auszeichnete, mußte ihm als Thorheit erscheinen; er strebte nach ganz andern Dingen, als nach dem Ruhm eines Heiligen, den er gleichwohl seinem Ahnherrn nachträglich zu verschaffen wußte. Auch sein Königthum faßte er nicht mehr im mittelalterlichen Sinne auf als ein Königthum von Gottes Gnaden, sondern im modernen Sinn als die Würde, in der die Nationalität ihren höchsten Ausdruck fand. Er war Franzose und fühlte sich als solcher jeder fremden Nationalität gegenüber. In dem Kriege mit England mußte er die Lösung einer von der Geschichte selbst ihm gestellten Aufgabe erblicken. Wenn daher der Papst 1295 im Namen der Kirche, als einer treu besorgten Mutter, sich herausnahm, die beiden kriegführenden Mächte Frankreich und England nicht nur vom Kriege abzumahnen, sondern ihnen geradezu einen Waffenstillstand zu gebieten, so konnte Philipp darin nur eine Anmaßung erblicken, die von seiner Seite keine Berücksichtigung verdiene. In diesem Sinne antwortete er auch dem Papste. Dieser aber wollte ihn nun fühlen lassen, daß er nicht ungestraft seinen Befehlen trotze. Zum Kriege brauchte Philipp Geld, und um sich dieses Geld zu verschaffen, hatte er hohe Steuern ausgeschrieben, welche vorzüglich die Geistlichen des Landes trafen. Nun verbot Bonifaz in der Bulle Clericis laicos*) dem Klerus von Frankreich das Entrichten

*) „Es ist," heißt es in dieser Bulle, „eine alte Tradition, daß die Laien den Geistlichen auffätzig sind" (Clericis laicos infestos tradit antiquitas). Von dieser Voraussetzung aus wurde das Verbot erlassen.

dieser Steuern und zwar bei Strafe des Bannes und Interdicts. Philipp aber verbot nun seinerseits alle Ausführ von Gold und Silber, von Edelsteinen, von Waffen und Pferden außer Landes und schnitt so durch dieses Verbot dem Papst die Geldquelle ab. Indessen ging diese erste Spannung vorüber, es fand eine Aussöhnung statt. Bonifaz bewilligte die Steuern unter gewissen Bedingungen, und so nahm auch der König das Ausfuhrverbot zurück. Ja, er zeigte sich sogar geneigt, den Papst als Schiedsrichter in seinem Streit mit Eduard I. von England anzuerkennen, aber freilich nicht in der Eigenschaft des Papstes, sondern als Privatmann: als Benedikt Gaëtano sollte Bonifaz das Amt des Schiedsrichters üben. Der Papst jedoch gab seinen Entscheid in Form einer Bulle. Schon dieß reizte den Zorn des Königs, aber noch mehr der Inhalt der Bulle. Philipp war so aufgebracht über diesen Inhalt, der seinen Rechten zu nahe trat, daß er im ersten Unwillen die Bulle in's Feuer warf. Er brach nun alle Verbindung mit dem Papste ab und handelte nach eigenem Ermessen. Noch am Schlusse des Jahres 1298 fiel Philipp in das Gebiet seines Vasallen, des Grafen Veit von Flandern ein und führte ihn mit seinen Söhnen als Gefangenen fort. Auch der geflüchteten Glieder der Familie der Colonna, Stephanus und Sciarra, nahm er sich an und erbitterte damit den Papst auf's äußerste. Nun verlangte der Papst kategorisch die Freilassung des Grafen von Flandern. Er bediente sich als Gesandten an den König eines Mannes, von dem er wissen mußte, daß er demselben verhaßt sei. Es war dieß der Bischof von Pamiers, Bernhard von Saisset. Dieser trat in den übermüthigsten Formen auf; er drohte mit Entsetzung des Königs, so daß dieser ihn als Hochverräther verhaften ließ. Einem zweiten Legaten befahl er sofort das Reich zu verlassen. Nun überhäufte der Papst in einer Bulle (Ausculta, fili) den König mit Schmähungen. Aber die Nation stand auf des Königs Seite. Darauf gestützt konnte Philipp es wagen, den Pierre Flotte als Gesandten nach Rom zu schicken, der in seinem und der Stände Namen dem Papste die härtesten Dinge sagen mußte. Als der Papst mit dem Schwerte drohte, antwortete Flotte: „Euer Schwert, heiliger Vater, besteht nur in Worten, das meines Herrn erweiset sich durch die That.“ Daraufhin hob der Papst in einer Constitution vom 5. Dec. 1301 alle dem König und seinen Großen gegebenen Freiheiten und Privilegien auf und lud dann später den 1. Nov. 1302 sämmtliche französische Prälaten zu einer Kirchenversammlung nach Rom ein. In diesem Ausschreiben erklärte er jeden für einen Ketzer, der nicht glaube, daß der König in allen, in geistlichen wie

in weltlichen Dingen dem Papst unterworfen sei. Das war dem König zu viel. Er parodirte den Satz des Papstes dahin, daß er seines Ortes jeden für einen Narren erkläre, der nicht glaube, daß in weltlichen Dingen der König von jeder andern Macht, auch von der päpstlichen unabhängig sei. Ja in dem Fehdebrief, den er dem Papste zusandte, redete er ihn an: „Deine Narrheit" (tua fatuitas) statt „Eure Heiligkeit". Es waren in der bereits ernüchterten Zeit nicht mehr die apokalyptischen Bilder, wie zur Zeit Friedrichs II. und Gregors IX., welche im Kampfe ausgetauscht wurden, sondern einfache moderne Grobheiten und Schimpfwörter. So nannte auch wieder der Papst den König einen Buben (unum garcionem). — Im April 1302 versammelte Philipp die Generalstaaten (den Adel, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft) in Paris und verbot seinen Geistlichen, die vom Papste ausgeschriebene Synode zu besuchen. Dieser aber erließ unterm 18. November 1302 die berüchtigte Bulle Unam sanctam, worin er es geradezu aussprach, daß der Papst nicht nur alle geistliche, sondern alle weltliche Macht in sich vereinige, daß beide Schwerter in seiner Hand seien: das eine werde für die Kirche und das andere von ihr geführt.*) Die dualistische Vorstellung, wonach zwar der Papst an der Spitze der geistlichen, der Kaiser aber oder König oder Fürst an der Spitze der weltlichen Angelegenheiten steht, erklärte Bonifaz als eine manichäische Ketzerei. Eine Christenheit mit zwei Häuptern ist ein Monstrum; nur ein Haupt der Christenheit giebt es und dieses ist Christus selbst im Himmel; aber auf Erden ist es sein Statthalter, der Nachfolger Petri, der Papst. Auch hier mußten biblische Stellen den Beweis leisten für solche unerhörte Behauptungen. Heißt es doch Jerem. 1, 10: „Ich setze dich über Völker und Königreiche, um auszurotten und zu zertrümmern, zu verderben und zu zerstören, aufzubauen und zu pflanzen," und schreibt doch Paulus an die Korinther

*) Gegen diese Ueberspannung der päpstlichen Forderungen erklärte sich unter Andern auf's entschiedenste Dante († 1321), Fegfeuer, Gesang 16. V. 106—109:

„Rom hatte, da's zum Glück die Welt belehrt,
Zwei Sonnen, und den Weg der Welt hatt' eine,
Die andre den Weg zu Gott verklärt,
Verlöscht ward eine von der andern Scheine,
Und Schwert und Hirtenstab von einer Hand
Gefaßt in übel passendem Vereine."

u. V. 127:

„Roms Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
Die Doppelherrschaft jetzt in sich vermengt,
In Koth besudelnd sich und ihre Würde."

(1 Kor. 2, 15): „Der Geistliche richtet alles und wird von niemand gerichtet." — Auf dieß hin erneuerte Philipp das Ausfuhrverbot und untersagte seinen Bischöfen und Geistlichen bei hoher Strafe jeden Verkehr mit Rom. Dem Papst aber blieb nichts übrig, als den 13. April 1303 den Bann über den König auszusprechen und zugleich dessen Entsetzung. Ja, er forderte den deutschen König Albrecht auf, den Thron von Frankreich in Besitz zu nehmen. Philipp aber schloß im Juni desselben Jahres Frieden mit England und beschleunigte nun auch von sich aus den Proceß mit dem Papste. Er eröffnete auf's neue eine Ständeversammlung. Da erhoben sich denn schwere Beschuldigungen gegen den Papst und seine perfide Politik. Selbst seine Rechtgläubigkeit wurde angefochten; er leugne, hieß es, die Unsterblichkeit der Seele und die Brotverwandlung im Abendmahl, er nehme für seine Person mehr Ehrfurcht in Anspruch, als für den Leib Christi; er wurde beschuldigt, sein eigenes Bildniß zu einem Gegenstand der Anbetung gemacht zu haben; genug, er wurde von der Versammlung als ausgemachter Ketzer (hæreticus perfectus) bezeichnet. Schon jetzt wurde nach dem Mittel gegriffen, das in der Folge immer mehr zur Anwendung kam: es wurde auf ein allgemeines Concil angetragen.

Die Beschlüsse der Versammlung sollten nun dem Papste zur Kenntniß gebracht werden. Dieß geschah durch den Großsiegelbewahrer des Königs, den Baron Nogaret; ihn begleitete Sciarra Colonna, der entschiedene Feind des Papstes. Bonifaz entzog sich dieser Begegnung durch die Flucht nach Anagni in Campanien, von wo aus er eine neue Bulle gegen Frankreich schleuderte. Nogaret aber verfolgte den Papst auch in seinen letzten Zufluchtsort. Eine von ihm angeführte Schaar drang in Anagni ein mit den Worten: „Es sterbe der Papst, es lebe der König von Frankreich!" Noch war aber von dem Papst nicht gewichen das Gefühl seiner Würde. In vollem Ornate saß er auf seinem Stuhle, die Krone auf dem Haupte und erwartete so in voller Ruhe die auf ihn eindringende Schaar der Feinde. Nur mit Widerwillen kann man es vernehmen, wie Sciarra Colonna seinem Rachegefühl den rohesten Ausdruck gab, indem er dem Papst mit seinem eisernen Handschuh einen Schlag in's Gesicht versetzte. Es wäre zu weitern Mißhandlungen gekommen, hätte nicht Nogaret abgewehrt. Der Papst ward gefangen genommen und in Gewahrsam gebracht. Aber schon nach drei Tagen wurde er von einer Schaar seiner Anhänger, deren er in Anagni noch viele hatte, befreit. Diese drangen mit den Worten in's Gefängniß: „es lebe der Papst, es sterben die Verräther!" Im Triumph ward Bonifaz

nach Rom zurückgebracht, im Triumph daselbst empfangen. Die Orsini, die Feinde der Colonna, warfen sich zu seinen Beschützern auf und verwahrten ihn im Vatican. Allein die Aufregung war für den Papst zu mächtig gewesen. Ob er in Wahnsinn verfallen, wie berichtet wird, lassen wir dahingestellt. Genug, er unterlag dem Andrange der heftigen Gemüthsbewegungen, denen er ausgesetzt war. Man fand ihn todt den 11. October 1303, nachdem er 7 Jahre, 9 Monate und 18 Tage regiert hatte. „Des Morgens (so wird wenigstens von einer Seite her berichtet,) fand man ihn, sein weißes Haar mit Blut befleckt, Schaum vor dem Munde, den Stab, den er in den Händen trug, von seinen Zähnen zernagt, auf seinem Bette." Sein Vorfahr, den er so schmählich beseitigt, soll über ihn geweissagt haben: „er wird sich einschleichen wie ein Fuchs, regieren wie ein Löwe, sterben wie ein Hund."*) Dante hat ihm, als der Pharisäer Herr und Hort, seinen Platz in der Hölle angewiesen.**)

Vergleichen wir Bonifaz mit seinen großen Vorgängern, deren Beispiel er nachahmte, mit einem Gregor VII. und einem Innocenz III., so theilte er wohl mit diesen das Gefühl der päpstlichen Würde, allein die sittliche Kraft, die wir bei jenen Männern, bei allen Menschlichkeiten, die auch ihnen und ihrem Streben anhafteten, bewunderten, die war bei ihm bedeutend gesunken. Auch verkannte er durchaus seine Zeit: er wollte das Unmögliche und darum erreichte er das Ziel seines Strebens nicht; er überspannte den Bogen und darum brach er. Höher als er konnte man die Fehllosigkeit des Papstes nicht spannen, als in dem Ausdruck, er trage alle Rechte in dem Schrein seiner Brust (in scrinio pectoris)!

Es ist eine alte Erfahrung, daß untergehende Größen sich gerne in den Bildern der Vorzeit spiegeln, und daß sehr oft die Zeiten, welche

---

*) Intrabit ut vulpes, regnabit ut leo, morietur ut canis. Möglicherweise ist dieses Dictum später dem Murone in den Mund gelegt worden.

**) Vgl. über ihn: Drumann, Geschichte Bonifaz VIII. Königsberg 1852. II. Baur a. a. O. S. 227 sagt über diesen Papst: „Es ist, wie wenn er auf dieser Grenzscheide der Zeiten recht absichtlich, und zwar gerade an demjenigen Reich, das bisher von den Uebergriffen der päpstlichen Macht noch am meisten verschont geblieben war, den Versuch hätte machen wollen, bis zu welchem Grade der fortgeschrittene Geist der Zeit die alten päpstlichen Ansprüche noch ertragen könne. Daß er für diesen Zweck seine Forderungen und Anmaßungen auf's höchste spannte, hatte nur die Folge, daß der gemachte Versuch, je kühner er war, mit einem um so tiefern Fall verunglückte." Auch Johann von Müller hat schon über ihn ähnlich geurtheilt (Allg. Gesch. XVII. 6.): „Seit Gregor hatte kein Papst höheres Gefühl seiner Würde [?]." „Er hatte nach alten Beispielen gehandelt; aber er kannte die veränderte Zeit und seine Gegner nicht."

am meisten sich bemühen, der Vorzeit Denkmäler zu errichten, ihrem Falle nahe sind. So kam denn auch Bonifaz zuerst auf den Gedanken, ein Jubeljahr auszuschreiben zur Verherrlichung des päpstlichen Stuhles. Er that es auf das Jahr 1300, auf den Abschluß des 13. Jahrhunderts, gerade auf den Zeitpunkt, in welchem das Papstthum seinen höchsten Glanz für immer erreicht hatte. Alle die, welche in diesem Jubeljahr nach der heiligen Stadt Rom wallfahrteten, sollten vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden erhalten. Schon damals strömte eine große Menge Gläubiger noch Rom und legte reiche Geschenke auf dem Altare Petri nieder. Man fand die Sache bald so einträglich, daß die spätern Päpste, die Zeit von einem Jubeljahr zum andern, die nach Bonifaz 100 Jahre betragen sollte, auf 50, dann auf 33 und zuletzt auf 25 Jahre herabsetzten. Bei dieser Zahl ist es nun geblieben.

Mit dem Tode Bonifaz VIII. oder, was dasselbe ist, mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts treten wir aus dem tiefern Mittelalter in eine Zeit des Ueberganges, der Gährung, der beginnenden Auflösung. Und das zeigt sich uns auf allen Gebieten. Die Idealität ist verschwunden; die alten Formen bestehen fort, aber sie entbehren des Gehaltes, und dadurch wird der Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit immer größer, die Kluft immer gähnender. Das weltliche Leben reißt sich gewaltsam los von seiner Verbindung mit dem geistlichen. Ein Monarch wie Philipp der Schöne hat bereits den Nimbus abgestreift, der früher auch auf der königlichen Würde lag. An die Stelle des geistlichen Despotismus sehen wir den weltlichen Despotismus treten, der auch in geistlichen und kirchlichen Dingen seinen Willen in militärisch-dictatorischer Weise durchzusetzen sucht. Das zeigt sich uns nun auch in dem Bestreben Philipps, das Papstthum von Frankreich abhängig zu machen, und es gleichsam unter seinen Augen zu behalten. „Es weht," wie Ranke treffend bemerkt, „durch das ganze Dasein Philipps schon etwas von dem schneidenden Luftzug der neuern Geschichte."*)

Auf Bonifaz VIII. war Benedikt XI. gefolgt, ein Mann von sanfter, friedfertiger Gemüthsart: er sprach den König Philipp vom Banne los, der noch auf ihm lastete, starb aber bald darauf, wie man vermuthet an Gift. —

Nun blieb der päpstliche Stuhl wiederum neun Monate lang erledigt. Die Franzosen konnten sich mit den Italiänern nicht vereinigen. Endlich wurde nach einem seltsamen Compromiß ein Franzose bezeichnet,

---

*) Französische Geschichte I. S. 47.

der Erzbischof von Bordeaux, Bertrand d'Agoust, ein Anhänger des verstorbenen Bonifaz. Der König Philipp hielt aber zuvor mit dem Erzbischof eine Zusammenkunft, worin er ihm fünf Bedingungen vorschrieb, unter welchen er ihn allein anerkennen werde; eine sechste werde er ihm später nennen. Diese fünf Bedingungen waren folgende: 1) sollte er als Papst dem Könige völlige Absolution von den Strafen ertheilen, welche Bonifaz über ihn verhängt hatte; 2) alle die begnadigen, welche einst die Partei gegen Bonifaz genommen hatten; 3) dem Könige den Zehnten von den geistlichen Gütern fünf Jahre lang zu beziehen bewilligen; 4) (und das war eine der härtesten Forderungen) das Andenken des Bonifaz verdammen, oder vielmehr einen Prozeß wider ihn einleiten, der nach Philipps Ansicht die Verdammung des Bonifaz zur Folge haben würde; und 5) sollte er die beiden vertriebenen Cardinäle aus der Familie Colonna wieder einsetzen. Er sollte also mit einem Worte sich von der Partei des Bonifaz lossagen, mit der er es bisher gehalten; er sollte Garantien geben, daß er mit dem System des Bonifaz auf immer gebrochen habe und dem königlichen Willen dienstbar sein werde. Bertrand ging, so hart es ihn ankam, die Bedingungen ein, und nun erst, nachdem er auf die Hostie geschworen, alles treulich halten zu wollen, ordnete Philipp einen Gesandten nach dem Conclave, welcher bewirkte, daß den 13. Juli 1305 Bertrand d'Agoust wirklich als neugewählter Papst aus der Wahlurne hervorging. Er nannte sich Clemens V. und wurde zu Lyon gekrönt. Nach Rom kam er nicht. Erst residirte er in Bordeaux, dann in Poitiers und endlich nahm er seinen bleibenden Sitz in Avignon. Wie man vermuthet war eben die Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon die sechste Bedingung, welche der König verschwiegen und dem Papst erst nach seiner Wahl eröffnet hatte. — Wer nun weiß, wie innig der Glaube an die päpstliche Hoheit zusammenhing mit dem Sitz auf dem Stuhle Petri zu Rom, der begreift, wie durch diese Verlegung der päpstliche Stuhl den ersten empfindlichen Stoß erlitt, und man wird sich nicht wundern, wenn die römischen Theologen und Geschichtschreiber den fast 70jährigen Zeitraum der päpstlichen Residenz in Avignon (1309 bis 1376) als die babylonische Gefangenschaft bezeichnen.

Clemens V. war ein durchaus weltlichgesinnter Mann, von keiner höhern Idee durchdrungen, und auch sein sittlicher Wandel war nicht ohne bedeutende Flecken. Unter den fünf Bedingungen, die ihm der König Philipp gestellt, kam ihn keine schwerer an, als das Andenken Bonifaz' zu verdammen. Er zögerte damit lange, aber vom König immer

wieder an sein eidliches Versprechen erinnert mußte er darauf denken, es zu erfüllen. Clemens berief eine Kirchenversammlung nach Vienne. Sie dauerte vom 16. Okt. 1311 bis zum 6. Mai 1312. Hier wurde nun der Prozeß gegen Bonifaz eingeleitet. Zwei spanische (castilianische) Ritter meldeten sich, die sich bereit erklärten, die Ehre des verstorbenen Papstes Bonifaz VIII. gegen einen jeden zu vertheidigen, der sie antasten würde. Niemand wagte es den Kampf aufzunehmen. Bonifaz wurde freigesprochen. Die verhängnißvollen Bullen aber, in welchen jene die königliche Macht beleidigenden Ansprüche enthalten waren, wurden stillschweigend beseitigt. Dem König ward eine Ehrenerklärung gegeben in Beziehung auf die Stellung, die er im Kampfe eingenommen. Damit gab sich Philipp zufrieden.

Dieselbe Synode von Vienne ist aber auch dadurch berühmt geworden, daß auf ihr in Uebereinstimmung mit dem König der Orden der Tempelherren vom Papste aufgehoben worden ist. Wir müssen diesem Ereigniß etwas näher treten. Schon längere Zeit hatten sich nachtheilige Gerüchte über diesen Orden verbreitet, sowohl seiner Sittlichkeit als seines Glaubens wegen. Durch ihr hochmüthiges, treuloses Verfahren gegen die Pilger im Orient hatten sich die Templer mehr und mehr verhaßt gemacht, und statt die Pilger zu schützen hatten sie sich Angriffe auf dieselben erlaubt und sogar Bekehrungen der Muhammedaner durch Gewaltthätigkeiten verhindert. Schon Innocenz III. hatte ihnen vorgeworfen, daß sie, statt ein Geruch des Lebens zum Leben, ein Geruch des Todes zum Tode geworden seien, und daß sie verdienten, ihrer apostolischen Privilegien beraubt zu werden. Nun waren aber auch zugleich ihre Reichthümer eine Versuchung für den König Philipp, unter dem Vorwande jener Verbrechen die Güter des Ordens mit Beschlag zu belegen. Die Aussagen eines Bürgers von Beziers, der in dem Albigenserkriege der Ketzerei wegen gemeinschaftlich mit einem Templer gefangen saß, und dem der Templer verschiedene Eröffnungen soll gemacht haben, schienen hinreichend, um einen förmlichen Prozeß gegen den Orden einzuleiten. Vor allem galt es, sich des Großmeisters Jakob Molay zu versichern. Clemens V. lud ihn nach Avignon ein und theilte ihm die wider den Orden erhobenen Beschuldigungen mit. Molay selbst drang auf Untersuchung. Sofort wurden den 13. Okt. 1307 auf Befehl des Königs sämmtliche Templer in Frankreich zur Haft gebracht, mit ihnen auch Molay. Es waren schwere Verbrechen, deren sie beschuldigt wurden: unnatürliche Wollust und Gotteslästerung. Nach den einen Aussagen

beteten sie ein Götzenbild (Baffomet*) unter Lästerung und Anspeiung des Namens Christi und des Kreuzes, nach andern eine Katze oder einen Raben an. Als sie nicht gestehen wollten, wurde die Folter angewendet. Die Einen wurden dadurch zum Geständniß gebracht, Andere leugneten standhaft. Von den 66 Verhafteten wurden 45 in die Gefängnisse von Aigues-mortes, 15 nach Nimes, 6 nach dem königlichen Schlosse Alais in den Cevennen gebracht. Ritter Oudouard von Maubuisson leitete das Verhör.

Gegen dieses Verfahren protestirte erst Clemens V. von Poitiers aus, weil geistliche Ritter nur von einem geistlichen Gerichte beurtheilt werden könnten; allein eine Ständeversammlung in Tours, an der auch französische Prälaten und Bischöfe theilnahmen, ermächtigte den König, den Prozeß von sich aus zu führen. Nachdem der Papst in einer Bulle vom 29. Dec. 1308 die Templer der ihnen beigemessenen Verbrechen schuldig erklärt hatte, waren schon den 12. Mai 1310 in Paris 54 Ritter lebendig verbrannt worden. Nun aber folgte erst auf der Synode von Vienne die förmliche Aufhebung des Ordens den 12. März 1312 und zwar vorerst in einem geheimen Consistorium; aber schon den 6. Mai desselben Jahres wurde die Aufhebung förmlich verkündigt. Diese Aufhebung zog nun auch das tragische Schicksal der vier großen Würdenträger des Ordens, des Großmeisters Jakob von Molay, des Großvisitators Hugo de Péraud, des Großpräceptors von Guienne Gottfrieds von Gnaville und des Großpräceptors der Normandie, Guido (eines Sohnes des Grafen Robert von Auvergne) nach sich. Erst wurden sie alle Vier zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Als aber Molay die ihm erpreßten Geständnisse widerrufen wollte, wurde er als ein Rückfälliger betrachtet, und als ein solcher des Todes würdig erkannt. Den 19. März 1314 ward somit Jakob Molay und mit ihm der Großprior Guido von der Normandie in Paris auf der Insel der Seine verbrannt. Sie starben unter Bezeugung ihrer Unschuld und unter Berufung auf den himmlischen Richter, vor den sie König und Papst noch im Tode citirten. Als der König bald darauf starb, sah das Volk, das Molay und seinen Genossen als Märtyrer verehrte, in diesem plötzlichen Tode eine Vorladung des Mörders vor das untrügliche Gericht Gottes. Von der Grabkammer der Templer ging dann eine Sage, daß alljährlich in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt erscheine, das rothe Kreuz auf

*) Der Name wird verschieden erklärt. Einige sehen darin die Entstellung des Namens „Muhammed“; Andere haben darin eine „Weisheitstinctur“ (βαφη μητιδος) erblicken wollen; Andere wieder anderes.

dem weißen Mantel und feierlich die Frage erhebe: Wer wird Jerusalem befreien? Aus dem Gewölbe erschalle aber dann die Antwort: „Niemand, niemand, denn der Tempel ist zerstört.“

Dieser tragische Untergang der Templer in Frankreich zog ein ähnliches Schicksal des Ordens in andern Ländern nach sich. In England wurden schon im Januar 1308 alle im Lande befindlichen Templer ergriffen und ihre Güter eingezogen. Auch in Spanien und Portugal wurden Untersuchungen eingeleitet; doch erklärte eine Synode in Saragossa 1312 die Templer für unschuldig. Dasselbe hatte in Deutschland eine Synode von Mainz gethan schon im Juli 1311. Und so erhielt sich noch einige Jahre, bis zum Jahr 1319, der Tempelhof zu Görlitz. In Portugal dauerte der Orden unter dem Namen des Christordens fort.

Unsere Aufgabe kann es nicht sein, den Prozeß zu revidiren, was schon zu wiederholten Malen im Interesse der historischen Wahrheit geschehen ist.*) Mögen auch Einzelne der Verbrechen schuldig gewesen sein, die dem ganzen Orden aufgebürdet wurden; mag auch der Orden selbst sich innerlich überlebt haben: das Verfahren gegen die Templer war ein gewaltthätiges und gereicht weder dem König noch dem Papst zur Ehre. Es war damit zugleich ein gewaltiger Riß geschehn in das geistliche Ritterthum des Mittelalters, ein mächtiger Stein hatte sich losgelöst aus dem Gefüge der Hierarchie, ein Hauptpfeiler des Gebäudes war mit dem weitern Einsturz bedroht.

Wir sehen uns um nach den gleichzeitigen Verhältnissen des deutschen Reiches. Da ist es denn der gewaltsame Tod Kaiser Albrechts (1308) in Windisch, der zu neuen Verwicklungen hinführte. Philipp der Schöne hatte gehofft, daß Clemens seinem Bruder Karl von Valois auf den deutschen Kaiserthron helfen werde. Allein Clemens wirkte mit zur Wahl des Luxemburgers Heinrich VII., doch bald gereuete es ihn. Der alte Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen entbrannte auf's neue. Heinrich unternahm einen Römerzug, und setzte sich in Mailand die

*) Vgl. die Untersuchungen von Hammer-Purgstall, Raynouard, Wilcke, Maillard de Chambüre, Havemann (1846). „Es ist thatsächlich,“ sagt Hase in seiner Kirchengeschichte, „daß die Sache des Christenthums der Selbstsucht des Ordens mehreremale aufgeopfert wurde; es ist wahrscheinlich, daß einzelne Ritter unnatürlicher Laster schuldig waren, daß ein der Kirche feindseliger Geist den Orden erfüllte und daß einzelne Comthureien sich über den Streit der Religion hinausgestellt hatten; aber nichts ist gegen den Orden rechtskräftig erwiesen. Philipp hat nach den Reichthümern der Tempelritter verlangt und ihren Staat im Staate brechen wollen; Clemens V. hat sie dem König aufgeopfert und der stolze Ritterorden hatte keine Hülfe zu hoffen, weil er mit dem Klerus zerfallen war.“

eiserne Krone auf's Haupt. Auch nach Rom bahnte er sich den Weg, drang, nachdem der Welfen-König Robert ihm den Eingang gewehrt, in die Hauptstadt ein und ließ sich von zwei ihm ergebenen Cardinälen zum Kaiser krönen. Als er aber dann weiter nach Neapel vordringen wollte, erkrankte er plötzlich zu Buonconvento, einem Dorfe im Gebiete von Siena und starb den 24. Aug. 1313. Es ging die Sage, ein Dominikaner habe ihn in Montepulciano durch eine vergiftete Hostie, die er ihm reichte, dem Tod überliefert; wir wollen gerne diese Anklage fallen lassen, da der Beweis nicht geleistet ist. Clemens V. belegte noch die kaiserliche Leiche mit dem Bann. Er folgte indessen bald nach und starb den 12. April 1314. Auch in seinem Tode sahen die Freunde der Templer ein Gottesgericht.

Nach einer zweijährigen Sedisvacanz wurde abermals ein Franzose, der Cardinal Porto aus Cahors gebürtig, zu Lyon gewählt den 7. August 1316 als Papst Johann XXII.

Sechsundzwanzigste Vorlesung.

Avignon. — Johann XXII. Benedict XII. Clemens VI. Cola di Rienzo. Urban V. Gregor XI. Rückkehr nach Rom. Urban VI. — Das abendländische Schisma. — Die Pariser Universität. — Heinrich von Langenstein. — Ruf nach einem allgemeinen Concil. — Die Synode von Pisa (1409).

Von Rom, der ewigen Stadt, dem alten Sitze der Weltherrschaft, war, wie uns die letzte Vorlesung gezeigt hat, der Stuhl Petri verlegt worden nach einer alten Stadt der Provence, früher von keltischer Bevölkerung bewohnt, nach der Stadt Avignon; von den Ufern des Tiber nach den Ufern der Rhone. Dort erhob sich auf einem Felsen bei der Stadt eine feste Burg, an der die Hand mehrerer Päpste gebaut hat und nicht immer nach dem besten Geschmack.

„Dieses finstere Schloß," so berichtet ein Augenzeuge,*) „mit plumpen und ungeheuren Thürmen, mit zum Himmel ragenden nackten und schwarzen Riesenmauern, welche wenige gothische Fenster unregelmäßig durchbrechen, mit Gräben und Saracinesken, mit tiefen Kerkern, betritt man nur mit einem unheimlichen Gefühl, mit einer Art von Grauen. Es ist durchaus häßlich, ein Gemisch von Kloster und Burg, Gefängniß und Palast, förmlich planlos und labyrinthisch durcheinander gebaut. — So spiegelt diese vorübergehende Residenz (nämlich im Vergleich mit dem Vatican zu Rom) in sich sowohl die Verkleinerung als das Schicksal des Papstthums in Frankreich ab; sie ist ein G e f ä n g n i ß der Päpste und zugleich ihr Baronalschloß aus jener Epoche der Feudalität, in welcher die Oberherren der Christenheit nur Vasallen Frankreichs waren und nicht errötheten sich mit dem baronalen Titel der Grafen von Venaissin und Avignon zu schmücken." — Bekanntlich wurde dieses Schloß der Päpste in der französischen Revolution in eine Kaserne verwandelt und dient noch heute als solche.

*) In den Beilagen zur Augsb. Allgem. Zeitung vom Januar 1861.

„Ueber dem großen Portal,“ fährt die Schilderung fort, „hängt das Wappen Avignons, eine von zwei Adlern getragene Stadt, darunter drei päpstliche Schlüssel von Gold. Man tritt ein: wüste Höfe, steile Mauern, endlose Treppen, lange klosterartige Gallerien, nun verbaute gothische Kapellen, zertheilte Säle, Thurmgemächer und Gewölbe: ein dädalisches Labyrinth, welches verwirrt, — die kostbaren Fresken der Kapellen und mancher Gemächer sind zerstört und der Besucher erkennt heute nur noch mit Mühe die kläglichen Reste schöner Werke aus der Schule des Giotto. Diese jetzt stummen Mauern umschließen indeß immer die Geschichte von 70 Jahren des Papstthums in einer merkwürdigen Epoche Europa's.“ — Und zu dieser Geschichte gehn wir nun über.

Unter den sieben Päpsten in Avignon, deren Geschichte wir das letzte Mal mit Clemens V. begonnen haben, nimmt dessen Nachfolger Johann XXII. eine der bedeutendsten Stellen ein. Auch er mußte die Abhängigkeit von Frankreich sich gefallen lassen, so sehr auch der Geist eines Innocenz III. und eines Bonifaz VIII. in ihm sich regte. Dagegen glaubte er die alte päpstliche Autorität um so ungehinderter Deutschland gegenüber geltend machen zu können; allein auch hier stieß er auf kräftigen Widerstand. Es war abermals eine zwiespältige Kaiserwahl, welche dem Papst Gelegenheit verschaffte, Einsprache zu thun. Es stritten sich in Deutschland um die Kaiserkrone Herzog Ludwig von Baiern und Friedrich der Schöne von Oestreich. Nach einem siebenjährigen Kriege hatte Ludwig in der Schlacht bei Mühldorf 1322 über seinen Gegner einen Sieg davon getragen und sich mit ihm versöhnt. Der Papst aber protestirte gegen Ludwig und sprach, nachdem er 1323 vergebens ein Monitorium an ihn erlassen, im März 1324 den Bann über ihn und das Interdict über alle seine Anhänger aus. Der Kaiser setzte auf einem Reichstage zu Nürnberg dieser Bannbulle eine Appellation an eine allgemeine Kirchenversammlung entgegen und erklärte seinerseits den Papst für einen Ketzer. Schon jetzt zeigte sich auch vielfacher Widerspruch von Seiten des Volkes. So unter anderm in der seit Kurzem entstandenen schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Waldstädte fragten einfach ihre Priester, ob sie singen und die Messe lesen oder das Land meiden wollten. Aehnliches sprachen die Bürger Basels zu den Bettelmönchen: „entweder lesen und singen, oder aus der Stadt springen.“ In Zürich hatte die Stadt achtzehn Jahre lang blos den Gottesdienst der Barfüßer, und wie dann weiterhin der päpstliche Legat im Jahr 1333 in Basel empfangen wurde, ist bekannt: er wurde von den Bürgern auf die Pfalz des Münsters geführt und hinab in den Rhein gestürzt.

Auch in Italien erhoben sich mächtige Stimmen gegen den Papst. Besonders waren es zwei Männer, die im Vertraun auf Ludwigs Schutz in Wort und Schrift die päpstliche Alleinherrschaft bestritten, der kaiserliche Leibarzt Marsilius von Padua, früher Rektor der Universität in Paris, und Johann von Janduno. Epochemachend ist in dieser Beziehung eine Schrift, welche unter dem Namen Defensor pacis (Vertheidiger des Friedens) erschien und den Marsilius von Padua zu ihrem Verfasser hat. Hier wird bereits der reformatorische Grundsatz aufgestellt, daß nicht menschliche Traditionen, sondern die heilige Schrift die lautere Quelle sei, an die man sich in kirchlichen Fragen zu wenden habe. Weltliches und geistliches Regiment, welche die Päpste vereint in ihrer Hand hatten, werden hier wieder auseinander geschieden nach dem Grundsatz: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Die Kirche soll sich auf das Geistliche beschränken. Christus sei nicht in die Welt gekommen, weltliche Händel zu schlichten; er habe solche Zumuthungen von sich gewiesen. Und wer sind denn die Geistlichen? Wahrlich nicht die Priester allein, sondern Alle, die von Christi Geist beseelt sind. In weltlichen Dingen aber sind auch die sogenannten Geistlichen, die Priester, dem weltlichen Richter unterthan. Wer anders lehrt, der lehrt wider das Wort Gottes und ist ein Häretiker. Die Geistlichen sind nicht Herren der Gewissen. Gott allein vergiebt Sünde; der Mund der Priester verkündigt blos den Willen Gottes. Noch viel weniger kann der Papst von der Beobachtung des göttlichen Gesetzes willkürlich entbinden. Solches zu lehren ist Ketzerei. Wenn vollends ein Papst die Unterthanen zur Empörung gegen ihren Fürsten reizt, so ist dieß ein teuflisches Beginnen. Als eine ausgemachte Sache wird in dieser Schrift ausgesprochen, daß Christus kein sichtbares Oberhaupt über seine Kirche bestellt habe, daß Petrus nicht mehr Gewalt besessen als die übrigen Jünger, und daß auch jetzt noch alle Priester einander gleich seien an Macht und an Ansehn.

Solche Stimmen ermuthigten den König Ludwig. Er schritt unbeirrt voran und setzte den geistlichen Waffen des Papstes sein weltliches Schwert entgegen. Er rückte nach Rom vor und ließ sich daselbst durch die Hand zweier Bischöfe zum Kaiser krönen. Sodann veranstaltete er aus eigener Machtvollkommenheit eine glänzende Versammlung auf dem Platz der Peterskirche, um über den Papst Gericht zu halten. Eine Menge Beschuldigungen erhoben sich wider Johann. Auch seine Rechtgläubigkeit wurde angefochten. Er soll die alte Irrlehre von einem Schlaf der Seele bis zur allgemeinen Auferstehung der Todten gelehrt haben;

erst dann am jüngsten Tage werde die Seele mit samt dem Leibe erweckt werden zum Schauen Gottes. Während die Dominikaner zu Johann hielten, zeigten sich die Franciskaner als seine erbittertsten Gegner. Sie beschuldigten ihn namentlich, daß er die Armuth Christi, das Lieblingsdogma ihres Ordens leugne. Daß er praktisch die Armuth Christi verleugnete, war nur zu gewiß; denn keiner unter den Päpsten war mehr auf den Erwerb von Reichthum erpicht, als eben dieser. Nach all diesen vorliegenden mehr oder weniger begründeten Beschwerden glaubte sich die Versammlung berechtigt, gegen Johann als einen notorischen Ketzer das Verdammungs- und Absetzungsurtheil zu sprechen. Bei dem Einfluß, den die Franciskaner auf die Versammlung übten, dürfen wir uns nicht wundern, daß ein Glied ihres Ordens Piedro von Corvaro unter dem Namen Nicolaus V. zum Papst erwählt wurde. Gleichwohl konnte dieser Gegenpapst sich nicht halten. Das wankelmüthige Volk der Römer fiel bald wieder von ihm ab. Nicolaus ward genöthigt, auf die schimpflichste Weise, einen Strick um den Hals, dem Papste Abbitte zu thun, der ihn sodann in Gewahrsam bringen ließ. Johann XXII. starb den 14. Dec. 1334. Er hinterließ einen reichen Schatz von 20 Millionen Goldgulden, theils in barem Geld, theils in Gold und Juwelen. Er ist zugleich der Urheber der sogenannten Jahrgelder (Annaten), welche eine neue Finanzquelle des päpstlichen Stuhles wurden. Sie bestanden darin, daß jeder Geistliche, der zu einer Pfründe gelangte, die Einkünfte des ersten Jahres an die päpstliche Schatzkammer abliefern mußte. Diese Gelderpressungen, die von Jahr zu Jahr stärker wurden und immer wieder unter neuen Namen auftauchten, machten das Papstthum in eben dem Maße verächtlich, in welchem sie ihm aufhelfen sollten. Sie trugen wesentlich zum Verfall des Papstthums bei. War der Hochmuth der Päpste verhaßt, so war es der Geiz noch mehr, und zum Hasse gesellten sich Verhöhnung und Spott. Daß bei der zunehmenden Verweltlichung einige bessere Päpste auftraten, die wieder das Geistliche geistlich faßten und sich selbst bemühten die sittlichen Grundlagen der Kirche auf's neue zu befestigen, konnte den hereingebrochenen Verfall wohl zeitweise aufhalten, aber ihn nicht verhindern. Zu diesen bessern Päpsten gehörte der Nachfolger Johanns XXII., Benedict XII., ein früherer Cistercienser (Jakob Fournier war sein Familienname). Er habe, so wurde ihm von seinen Freunden nachgerühmt, die Kirche, die zur Hagar geworden, wieder zur Sarah gemacht; er habe sie aus der Knechtschaft in die Freiheit geführt. Dagegen redeten böse Zungen ihm auch Böses

nach: sie verschrieen ihn als einen tapfern Zecher;*) allein nach zuverlässigen Zeugen war Benedict bei allen Schwächen, die er haben mochte, ein gelehrter, wohlwollender, friedliebender Herr, dem es allerdings an höherm Schwung des Geistes und an dem gehörigen Maß von Energie gefehlt haben mag, um ganz der Situation Herr zu werden und entschieden durchzugreifen. Gerne hätte er das verderbliche Avignon verlassen und seinen Sitz wieder in Rom genommen; allein er wurde sowohl daran verhindert, als an einer friedlichen Beilegung des Streites mit Ludwig dem Baier. Er starb, ohne etwas Bedeutendes geleistet zu haben, im Jahr 1312.

Wie sehr die Abwesenheit der Päpste von Rom benutzt wurde, um dort die alten, noch nicht erstorbenen Freiheitsideen, wie sie ein Arnold von Brescia im 12. Jahrhundert verkündigte, nun im 14. Jahrhundert durchzuführen, das zeigte sich unter dem folgenden Papst Clemens VI. — Ein Mann von geringem Stande, Nicola Lorenzo (Cola di Rienzo) erschien erst im Gefolge einer römischen Gesandtschaft in Avignon und suchte mit einem Aufwand von Beredsamkeit den Papst zur Rückkehr nach Rom zu bringen. Aber umsonst! — Nun warf er sich eigenmächtig in Rom zum Volkstribun auf und vertrieb den Adel aus der Stadt; die Protestation des päpstlichen Statthalters in Rom blieb unbeachtet. Das neue Regiment war jedoch nicht von langer Dauer. Cola mußte die Flucht ergreifen; er ward eingeholt, von Kaiser Karl IV. an den Papst ausgeliefert und in Avignon gefangen gesetzt. — Papst Clemens VI., ein Franzose von Geburt, Pierre Roger aus dem Hause Beaufort, war durch und durch weltlich gesinnt, obgleich geistreich und gebildet. Er liebte eine üppige Tafel, prachtvolle Rosse, einen glänzenden Hofstaat. Auch mit der Wahl seiner Freunde nahm er es nicht genau; wohl genoß er die Freundschaft des Dichters Petrarca, aber auch Peter der Grausame von Castilien, der seine Regierung mit einer Menge von Schandthaten befleckte, erfreute sich seiner Gunst und einer milden Behandlung in Anwendung der geistlichen Zuchtmittel. Zudem unterhielt Clemens Liebesverständnisse mit Frauen, wie sie dem Manne auf Petri Stuhl in keiner Weise geziemten. Dieser Papst war es denn auch, der die Herrschaft Avignon käuflich an sich brachte. Dazu bot sich folgende Gelegenheit. Die schöne junge Königin von Neapel, Johanna, war beschuldigt, daß sie ihren Gemahl, den König Andreas von Neapel und Ungarn, aus dem Wege habe räumen lassen. In Aversa, unweit Neapel, war die blutige

*) Man schreibt ihm das Wort zu: Bibamus papaliter!

That geschehen in der Nacht des 18. September 1345. Vermummte hatten den König überfallen und erdrosselt. Durch plötzliche Flucht hatte die Königin den Verdacht bestärkt. Sie hielt sich erst in Neapel verborgen, dann wandte sie sich brieflich an den Volkstribun Cola in Rom und betheuerte ihre Unschuld; endlich aber floh sie vor der Blutrache der Ungarn und ihres Schwagers nach Avignon, das ihr eigen gehörte. Der Papst sollte ihr die Blutschuld vom Gewissen nehmen, sollte sie freisprechen und überdieß ihre neu eingegangene Verbindung mit ihrem Vetter, dem Prinzen Ludwig von Tarent, gutheißen. Zu diesem allem ließ sich der Papst herbei. Es ward der Königin Gelegenheit gegeben, vor ihm und dem Cardinalcollegium sich zu vertheidigen; sie that es in einer wohlgesetzten lateinischen Rede und erhielt was sie verlangte. Da nun aber ferner Johanna zur Ausrüstung eines Feldzugs gegen die Ungarn Geld brauchte, so verkaufte sie im Juni 1348 ihre Stadt Avignon dem Papst um 80,000 Goldgulden. Schon früher (1237) hatte der König Philipp III. die Grafschaft Venaissin abgetreten.

Wir haben gesehen, wie Bonifaz VIII. das päpstliche Jubeljahr eingesetzt hatte, das alle 100 Jahre sich wiederholen sollte. Nun aber, nachdem 50 Jahre abgelaufen, schrieb Clemens VI. sofort das Jubeljahr auf's neue aus. Als Grund dafür führte er an, daß die Ausgießung des heiligen Geistes 50 Tage nach Ostern stattgefunden habe, 50 also eine heilige Zahl sei; und so wurde das Jubeljahr 1350 unter großem Zuströmen der Gläubigen gefeiert und trug der päpstlichen Kasse eine schöne Summe ein. Aber die Habsucht trieb ihn noch weiter. Er benützte jene von den Scholastikern aufgestellte Lehre von dem Schatz der guten Werke, um den Ablaß gegen bares Geld feil zu bieten. Damit legte er vollends den Grund zum sittlichen Ruin des Papstthums. Wie die meisten Weltleute, so hatte auch Clemens VI. neben vielen Schwächen und Leidenschaften seine guten Seiten. Petrarca rühmt seine Liebe zur Wissenschaft, und mit dieser wußte er auch Wohlwollen gegen das Volk zu verbinden. Dieß zeigte sich namentlich während der Zeit des großen Sterbens, wo er sich durch seine hülfreiche Hand die Herzen zu gewinnen wußte. Er starb den 6. December 1352.*) — Wiederum bestieg ein Franzose, der Bischof von Ostia, Stephan Albert, den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Innocenz VI. Er bildete zu seinem Vorgänger einen wohlthätigen Gegensatz. Er war ein Mann von strengen Sitten und von dem besten

*) Als man ihm vorwarf, keiner seiner Vorfahren habe so viel Reservationen gestattet, als er, gab er zur Antwort: „Unsere Vorfahren verstanden es eben nicht Papst zu sein."

Willen beseelt, die Heerde Christi nach dem Vorbilde des guten Hirten zu weiden. Nicht nur lebte er selbst einfach und bescheiden, sondern muthete auch den Cardinälen ein Aehnliches zu. Als Regent entwickelte er dagegen eine an die frühern Vorbilder erinnernde Energie. Noch dauerten in Deutschland die Unruhen fort. Schon Clemens VI. hatte daran gearbeitet, Ludwig dem Baier gegenüber, dem böhmischen Prinzen Karl die deutsche Kaiserkrone zuzuwenden, und schon unter seiner Regierung war Karl in Bonn zum deutschen König gekrönt worden. Innocenz setzte ihm um 1355 als Karl IV. die Kaiserkrone auf. Inzwischen aber hatte Cola di Rienzo aus seiner Haft in Avignon sich frei gemacht und neue Unruhen in Italien angeregt. Er hatte sich abermals zum Volkstribun aufgeschwungen, und der Papst suchte ihn dießmal sogar gegen die aufrührischen Großen in Italien zu benutzen, indem er ihn zum ersten Statthalter in Rom ernannte. Allein bald wurde Rom des Demagogen überdrüssig. In einem Tumult ward Cola von einem Diener des Hauses Colonna in der Nähe des Kapitols niedergemacht. Das Volk fiel über die Leiche des Unglücklichen her und hängte sie an den Galgen. Nach außen übte Innocenz VI. strenge Kirchenzucht. So belegte er den König Peter von Castilien, der gegen seine Brüder wüthete und seine Gemahlin vergiftete, mit dem Bann. Weniger wußte er sich nach anderer Seite Ansehen zu verschaffen. Unter seiner Regierung war Avignon durch die sogenannten Compagnien d. h. durch Söldnerfreischaaren bedroht, welche aus englischem und französischem Dienst entlassen sich zu einer Art von Räuberbande organisirt hatten. Der Papst wollte Avignon befestigen, um sich gegen den Andrang dieser Horden sicher zu stellen. Diese aber nöthigten ihn, die Festungswerke wieder abzutragen und ihnen Absolution zu ertheilen. Innocenz starb den 12. Sept. 1362. Er hinterließ seinem Nachfolger Urban V. einen Streit mit dem mächtigen Barnabo Visconti von Mailand, der ihm Bologna entrissen hatte. Urban citirte den Barnabo vor den römischen Stuhl, und als er nicht erschien, schleuderte er den Bann gegen ihn als einen Ketzer und ließ einen Kreuzzug wider ihn predigen. Aber Barnabo behandelte die päpstlichen Legaten, die ihm die Bulle überbrachten, mit einem Hohn, der seines Gleichen sucht. Er führte sie auf die Navigliobrücke und fragte sie: wollt ihr essen oder trinken? Die Legaten verstanden wohl wie das Trinken gemeint sei, wenn sie von der Brücke hinab in den Strom schauten. Darum zogen sie das ihnen minder verständliche Essen vor. Nun aber zwang sie Barnabo die Bulle aufzuessen. So wird erzählt, si fabula vera est. Das Ende war, daß der Papst nachgeben und mit Visconti Frieden schließen mußte. —

Immer unerträglicher wurde den Römern die Abwesenheit des Papstes. Sie sandten den berühmten Dichter und Gelehrten Petrarca an Urban, um ihn zur Rückkehr in die Stadt Petri einzuladen. Der Dichter fragte ihn, ob er lieber unter den Sündern in Avignon oder unter den heil. Märtyrern in Rom wolle begraben sein. Und wirklich trat Urban den 19. Mai 1367 die Rückreise nach Rom an. Als die Cardinäle sich seinem Vorhaben widersetzten, sagte er, in seiner Capuze habe er noch Cardinäle genug. Den 16. Oktober hielt er seinen feierlichen Einzug und den 31sten las er wieder zum ersten Mal Messe auf dem Altar Petri, der von Bonifaz VIII. Zeit öde gestanden. Auch der Kaiser Karl erschien in Rom. Beide, Kaiser und Papst, sah man in schönster Eintracht beisammen. Aber die Cardinäle waren ihm nur ungerne gefolgt, und auch jetzt sehnten sie sich nach den Fleischtöpfen oder vielmehr den Weinkellern von Avignon zurück. Urban ließ sich bethören, er nahm seinen Sitz auf's neue in Avignon, aber bald darauf erkrankte er und starb den 19. December 1370. Das wurde von den Römern als eine augenfällige Strafe des Himmels angesehen. — Noch dringender gingen die Forderungen zur Rückkehr an seinen Nachfolger Gregor XI., den siebenten und letzten unter den Päpsten in Avignon. Zwei als Heilige berühmte Frauen, die heil. Katharina von Siena und die heil. Brigitta von Schweden wirkten besonders auf seinen Entschluß ein, und so folgte Gregor dem Rufe trotz den Anstrengungen, welche der König Karl V. von Frankreich machte, den Papst in Avignon zurück zu halten. Gregor starb in Rom den 27. März 1378. Auf seinem Sterbebette soll er es bereut haben, den Rathschlägen jener heiligen Frauen gefolgt zu sein. Er ermahnte die Umstehenden, sich vor Leuten zu hüten, die unter dem Schein der Religion Visionen ihres Gehirns verkündeten; denn er habe, durch solche verführt, gegen den vernünftigen Rath seiner Angehörigen, sich und die Kirche in die Gefahren einer drohenden Spaltung gebracht, wenn nicht Christus in seiner Barmherzigkeit Fürsorge treffe. *)

Nach einer stürmischen Wahl, wobei die Einen durchaus einen Franzosen, die Andern durchaus einen Italiäner begehrten, wurde endlich, da das Volk mit Ungestüm einen Römer verlangte, auch ein solcher gewählt. Es war der Erzbischof von Bari, Bartolomeo Prignano, **) ein Neapolitaner, als Papst Urban VI. Im strengen

*) Nach einer Erzählung Gersons, bei Hase, Katharina von Siena. S. 240.

**) Man hatte ihn in's Conclave gerufen, um mit ihm zu unterhandeln. Während dieser Verhandlungen pochte das ungeduldige Volk an die vermauerten Fenster des Palastes und verlangte einen Römer. Da ließ sich der alte Cardinal von St.

Mönchthum auferzogen, suchte dieser Papst nun auch die alte Lebensweise fortzusetzen. Statt, wie es üblich war, auf den Schultern von Menschen sich zur Krönung tragen zu lassen, hielt er seinen Einzug in aller Demuth zu Fuß. Er verwandte einen großen Theil seiner Zeit auf das Studium und auf fromme Andachtsübungen. Er trug das härene Bußgewand und beobachtete die Fasten auf's strengste. Er stand ganz unter dem Einfluß der heil. Katharina von Siena, die in ihm hinwiederum den Statthalter Christi verehrte. Auch an seinen Cardinälen duldete er kein weltliches Gebahren, und so wenig schien ihn das zeitliche Gut zu kümmern, daß als sein Schatzmeister ihm den blühenden Zustand der päpstlichen Finanzen rühmte, er ihn mit den Worten zurückwies: „Dein Geld sei dir zum Verderben!" Aber dieses war den Cardinälen nicht nach ihrem Sinne. Und da der Papst überdieß mit der Strenge gegen sich selbst auch eine Strenge gegen Andere verband, die in Herrschsucht und Gewaltthätigkeit ausartete, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Unzufriedenheit der Cardinäle auf's höchste stieg: besonders bei den Franzosen unter ihnen, die ihn von Anfang an verschmäht hatten. Sie nahmen die drückende Sommerhitze zum Vorwand, um sich nach dem frei und hoch gelegenen Anagni zu begeben und von dort erklärten sie Urban für einen Feind der Kirche, einen Zerstörer der Christenheit, einen Apostaten, einen Meineidigen; sie sagten ihm den Gehorsam auf und drohten Allen mit dem Bann, die ihm Obedienz leisten würden. Trotz des Widerspruchs der Italiäner schritten die Franzosen in Ferredi zu einer neuen Wahl und stellten einen ihrer Landsleute, Robert von Genf, Bischof von Cambray, als Gegenpapst auf. Er nannte sich Clemens VII. und nahm abermals in Avignon seinen Sitz. Es ist bezeichnend genug, wenn ihn die Geschichtschreiber jener Zeit einen Mann „von weitem Gewissen" nennen. Er wurde von der Königin Johanna von Neapel und von Frankreich anerkannt, während Italien fortwährend zu Urban hielt. Auch Deutschland, England, Dänemark, Schweden, Polen, Preußen waren auf Urbans Seite. Dagegen fielen Schottland, Savoyen, Lothringen, späterhin auch Castilien und Aragonien dem Clemens zu. Urbanisten und Clementisten standen sich in feindseliger Haltung gegenüber und zwischen ihnen drin war eine nicht geringe Zahl von Neutralen und Indifferenten. Also war die Kirche bis in's Innerste gespalten. Das ist die Zeit des großen abendlän-

Piedro, Tebaldeschi bewegen, als Papst bekleidet sich der Menge zu zeigen, die ihn mit lautem Jubel begrüßte, bis er endlich aufschrie: „Ich bin ja nicht der Papst, der Erzbischof von Bari ist es."

dischen Schisma, die sich bis in die Anfänge des 15. Jahrh. hinein erstreckt. Es blieb nicht bei den beiden sich gegenseitig verdammenden, gegenseitig befehdenden Päpsten und ihren Cardinälen; sondern auch die Bischofsstühle waren getheilt, indem der eine Papst diesen, der andere jenen Bischof hinsetzte. Es entstand eine Unordnung, eine Verwirrung ohne Gleichen in allen Verhältnissen. Dazu kam die Verwirrung der Gewissen, der Mangel an all dem Halte, den die Völker bisher in der päpstlichen Autorität gefunden. Hatte schon die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon den Nimbus der päpstlichen Würde getrübt, der von dem Namen Roms ausgegangen war, so wurde der Glaube an die göttliche Autorität des Papstes noch mehr erschüttert durch den andauernden Zwiespalt. Die Einheit des Regimentes hatte in der That etwas Imposantes gehabt; aber nun konnte auch diese Einheit nicht mehr imponiren. Zwei Gewalten, von denen jede behauptete, die ächte, die von Gott gesetzte Gewalt zu sein, mußten sich gegenseitig aufheben. Die traurigste Anarchie war die unausweichliche Folge. Dieß zeigte sich nur zu bald im praktischen Leben. Zuchtlosigkeit und Ungebundenheit nahmen mehr und mehr überhand. Frevel waren an der Tagesordnung, und was von den Päpsten selbst geschah, um ihr Ansehen zu behaupten, war keineswegs erbaulich. Urban VI., der so fromm und gottesfürchtig sein Regiment begonnen, zeigte sich immer gewaltthätiger und grausamer in den Maßregeln, die er gegen seine Feinde ergriff. Um sich an Johanna von Neapel zu rächen, die sich für den Gegenpapst erklärt hatte, schloß er ein Bündniß mit ihrem feindlichen Verwandten, dem König von Ungarn, und that Johanna in den Bann. Es gelang ihm, sie vom Thron zu stoßen und einen seiner Anhänger, Karl von Durazzo, an ihre Stelle zu setzen, der nachmals der Mörder der unglücklichen Königin wurde.*) Allein er überwarf sich auch mit diesem. Der Papst verlangte für seinen Nepoten, einen lüderlichen Menschen, das Gebiet von Capua und Amalfi. Als Karl es nicht herausgeben wollte, that ihn der Papst in den Bann. Der Herzog aber ließ den Papst in seinem eignen Schlosse Nocera gefangen halten. Nun trat der Papst viermal täglich an's Fenster und verkündigte von da herab den Bann gegen den Herzog und sein Heer; ein Vorgehen, wodurch er sich und den Bann nur lächerlich machte. Aber bei dieser kindischen Demonstration blieb es nicht. Bald kehrte Urban seine grausame Natur hervor. Er hatte sechs Cardinäle, die er für schuldig erachtete eine Verschwörung gegen ihn angezettelt zu haben,

*) Auf seinen Befehl ward sie 1382 im Schlosse zu Muro in Apulien erdrosselt.

bei sich als Gefangene, während er selbst ein Gefangener in seinem Schlosse war. Diese ließ er auf's grausamste behandeln; er unterwarf sie der Folter, und während sie unter den Qualen derselben seufzten, spazierte er gemüthlich im Schloßgarten, sein Brevier betend. Als er dann durch eine genuesische Flotte in Freiheit gesetzt nach Genua flüchtete, nahm er die gefangenen Cardinäle gefesselt mit sich. Ein einziger von ihnen, ein Engländer, erhielt die Freiheit; die übrigen fünf ließ er 1386 hinrichten. Er selbst starb 1389, nachdem er das päpstliche Jubeljahr von 50 auf 33 Jahre herabgesetzt hatte, aus dem Grunde, weil Christus 33 Jahre lang auf Erden gewandelt. Man sieht, die päpstliche Logik war unerschöpflich an Gründen, wenn es galt aus biblischen Analogien einen Vortheil zu ziehen. Doch zog Urban den gehofften Gewinn nicht mehr selbst, wohl aber sein dem Mammon gänzlich ergebener Nachfolger Bonifaz IX., der seine Residenz von Rom nach Perugia und dann 1393 nach Assisi verlegte. Er war ein Mann ohne alle Bildung und nur darauf bedacht, so viel Geld als möglich zusammen zu scharren. „In zeitlichen Dingen hatte er nicht wenig Glück, in geistlichen desto weniger Geschick," wie ihm die Chronisten der Zeit nachreden.*) Unter diesem Geizhalse entwickelte sich dann auch die Ablaßkrämerei schon so weit, daß man, statt selbst nach Rom zu wallfahrten, nur das Reisegeld dahin an die päpstliche Kasse zu bezahlen brauchte. Zugleich erreichte die Simonie unter ihm den höchsten Gipfel. Alles war um Geld zu haben. Die unwürdigsten Menschen konnten sich geistliche Stellen erkaufen, die gleich jeder andern Waare feil geboten wurden. Diesem Papste hing übrigens Italien, Deutschland, Ungarn und Polen an, während Frankreich noch immer zu Clemens VII. hielt. Begreiflicherweise fehlte es auch jetzt nicht an Bannstrahlen, die sich die Päpste gegenseitig zuschleuderten. „In den Zeiten des Schisma blitzte es beständig am Kirchenhimmel."**) Aber es war ein trüber, ein trostloser, eiserner Himmel. Viele Seelen seufzten unter demselben und sehnten sich nach Frieden. Aber wer sollte diesen Frieden bringen? Wenn je, so fanden in dieser Zeit die Worte des Propheten ihre Anwendung auf die damalige Kirche: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist siech; von der Fußsohle bis zum Haupte ist nichts Heiles an ihm." Mitten in dieser Versunkenheit fehlte es indessen nicht an einzelnen wohldenkenden

*) In temporalibus non mediocriter fortunatus, sed in spiritualibus debilis. Theoderich von Niem (bei Neander II. S. 704). Derselbe sagt auch von diesem Papste: Erat insatiabilis vorago et in avaritia nullus ei similis.

**) Herzog, theol. Realencykl. II. S. 303.

Männern, welche, so gut sie es vermochten, das Ihrige thaten, dem trostlosen Zustand ein Ende zu machen. Vor allem war es die Pariser Universität, welche verschiedene Mittel in Vorschlag brachte, dem Skandal eines zweiköpfigen Papstthums ein Ziel zu setzen. Schon im Jahr 1381 hatte ein Deutscher von Paris aus seine Stimme erhoben, Heinrich von Langenstein aus Hessen, Dr. und Professor der Theologie. Er sah in der andauernden Spaltung eine Mahnung Gottes an die Gewissen. Er ermahnte die weltlichen und geistlichen Fürsten, sich unter Gottes gewaltige Hand zu demüthigen und Buße zu thun; denn die Schuld sei eine gemeinsame. Die Sünde, in der Alle versunken, sei die Ursache des Verderbens, unter der die Christenheit seufze. Und nun drang einer der ausgezeichnetsten Lehrer der Pariser Universität, Nicolaus von Clémanges auf die Berufung eines allgemeinen Concils. Es schienen einige Hoffnungen vorhanden, die Einheit des Regiments wieder herzustellen. War doch eben einer der beiden sich bekämpfenden Päpste, Clemens VII., gestorben, aber an seine Stelle war zu Avignon bereits ein neuer Gegenpapst, der Cardinal Peter von Lucca aus Aragonien unter dem Namen Benedict XIII. gewählt worden. Er war ein Mann von unbescholtenem Rufe und hatte sogar bis dahin einen löblichen Eifer für die Wiederherstellung des Kirchenfriedens an den Tag gelegt; darum glaubte auch die Pariser Universität sich ihm vertrauen zu dürfen. Er gab ihr die besten Versprechungen, aber keine wurde gehalten, und als man ihm deßhalb Vorstellungen machte, empfahl er sich, gleichsam zum Hohne, dem Gebet derer, die ihn an seine Pflicht mahnten. Da blieb denn endlich nichts übrig, als daß die weltliche Macht einschritt. König Karl VI. von Frankreich berief sonach aus eigener Machtvollkommenheit ein Nationalconcil nach Paris. Dieses Concil versuchte erst einen gütlichen Weg; es wollte die beiden Päpste, Bonifaz IX. und Benedict XIII. zu freiwilliger Abdankung bewegen. Als diese aber von keinem der beiden zu erzielen war, sprach ein königliches Edict vom 28. Juli 1398 über beide die Absetzung aus. Benedict, der sich in Avignon verschanzt hielt, wurde Jahre lang durch königliche Truppen belagert. Unterdessen starb sein Nebenbuhler Bonifaz IX. Wie aber bei der Hydra an die Stelle des abgehauenen Kopfes sofort ein neuer trat, so war es hier. Die italiänische Partei, die den Bonifaz beschützte, wählte sofort einen neuen Papst, Innocenz VII., und als auch dieser starb, wieder einen neuen, den schon 80jährigen Angelo Carario aus Venedig als Gregor XII. Noch einmal wurde der Versuch gemacht, beide Päpste, dießmal also Benedict XIII. und Gregor XII. zu freiwilliger Abdankung

Pisa war ein vergeblicher gewesen. Das sahen auch die Männer selbst ein, welche die Synode betrieben hatten. Das Volk der Gläubigen, bekannte Nicolaus von Clémanges später, sei bitter getäuscht worden; man habe Friede gerufen, wo kein Friede war; daran aber seien Schuld gewesen jene fleischlich gesinnten Leute, die nur nach fetten Pfründen getrachtet und die Kirchenverbesserung absichtlich hintertrieben hätten. Und so verhielt sich's in der That. Die ganze Papstgeschichte von Bonifaz VIII. bis auf Johann XXIII., oder (in runden Zahlen ausgedrückt) die ganze Papstgeschichte des 14. Jahrhunderts, sowohl während der babylonischen Gefangenschaft in Avignon, als während des Schisma hat uns einen betrübenden Eindruck gemacht. Keine wahrhaft große, sittliche Natur ist uns entgegengetreten, kein Kämpfer für höhere ideale Zwecke. Es ist die gemeine nackte Selbstsucht, die mit wenigen Ausnahmen hier zu Tage tritt. Geiz und Wollust, oft auch von Grausamkeit unterstützt, waren im Ganzen die herrschenden Mächte, und wo noch ein besseres sittliches Gefühl, ein edleres Streben sich regte, da glich es einer kümmerlichen Pflanze auf dem verfluchten Acker, der nur Dornen und Disteln trägt; von dem wuchernden Unkraut ward die Saat erstickt. Was Wunder, wenn bei dieser Jammergestalt der Kirche auch mehr und mehr die Zweifel sich erhoben an der Rechtmäßigkeit des Papstthums; wenn jene Stimmen, welche Rom für Babylon und den Papst für den Antichrist erklärten, immer lauter wurden, ja, wenn trübe Gewässer aller Art nun auch in das an sich schon trübe Becken der Kirche sich ergossen, wenn neben den besonnenen aber ohnmächtigen Reformversuchen auch solche Elemente der Opposition sich regten, denen alle Berechtigung zur Reform abging. Keine Zeit war daher reicher an stürmischen und überstürzenden Bewegungen, an sectirischen und fanatischen Erscheinungen, als diese.

Wir müssen aber, um diese Bewegungen in ihrem Zusammenhange zu betrachten, an Früheres anknüpfen und daher bis in das 13. Jahrhundert, bis in die Zeit nach Innocenz III. wieder zurückgehn. Mit Feuer und Schwert waren unter Innocenz die Katharen und Albigenser verfolgt worden und mit ihnen auch die besonnenen, die wahrhaft frommen, auf evangelischem Boden stehenden Waldenser. Nun ging aus der blutigen Saat eine nicht minder blutige Ernte auf. Auch hier hatte die Verfolgung nur dazu gedient, das Feuer zu schüren, statt es zu dämpfen, und dem Sectenwesen eine größere Verbreitung zu geben. Unter den verschiedensten Namen traten die zerstreuten Katharen im 13. Jahrhundert in Italien, in Spanien, in Frankreich, in Deutschland auf; namentlich

in Mitteldeutschland und den Rheingegenden. Dort war es, wo Konrad von Marburg seine Scheiterhaufen errichtete. Aber auch neue Sectenverbindungen schlossen sich den vorhandenen an, deren dunkler Hintergrund ein bodenloser Pantheismus war. Dazu kommen die trüben Erscheinungen der Judenverfolgung und die Geißlerzüge, beide auf dem Hintergrunde des schwarzen Todes, der seine verheerende Seuche über die Länder Europa's schwang. In dieses Dunkel hinein leuchtete, wenn auch mit flackerndem Scheine und vom Rauch umwölkt die Flamme der Mystik, an der manches durch die Scholastik erkaltete Herz sich wieder erwärmte. Noch fehlte es nicht an Ahnungen und Weissagungen einer bessern Zeit. Noch schien die Quelle der Wunder nicht versiecht. Neue Heilige traten auf unter dem unheiligen Geschlechte und mahnten zur Buße. Erschütternde Predigten schlugen an die Gewissen. Neben dem aber, was an die Oeffentlichkeit trat, bereitete sich im Stillen des Kämmerleins eine Reform vor, eine Reform anderer Art, als die Concilien von Pisa, Costnitz und Basel sie sich träumen ließen. Nicht von der verdorbenen Priesterkirche sollte sie ausgehn, diese Reform, auch nicht von himmelstürmenden Rotten und Secten. Vorbereitet von besonnener Wissenschaft, getragen und gehoben von den Verheißungen, die Christus seiner Kirche gegeben, werden wir die Männer voranschreiten sehen, die bereit waren, das Martyrthum zu bestehn, das ihrer wartete. An sie reihen sich dann endlich in treuer Arbeit und Ausdauer verharrend die, welche zu stillerm, aber nicht minder nachhaltigem Wirken berufen waren, welche in die Wahrheiten der Schrift, in den reinen Gehalt des Evangeliums sich mehr und mehr vertiefend der Stunde warteten, da der Herr das Licht nach den vorangegangenen Kämpfen siegreich heraufführen werde.



Siebenundzwanzigste Vorlesung.

Das Sectenwesen des Mittelalters. — Brüder und Schwestern des freien Geistes. Die Apostler. — Die Spiritualen, Zelatoren, Fraticellen. — Die Beginen und Begharden. Die Pastorellen. — Die Geißler und die Tänzer.

Es war eine trübe Zeit, eine Zeit des tiefsten Verfalles, mit der wir uns das letzte Mal beschäftigt haben, die Zeit der Päpste in Avignon und des darauf folgenden päpstlichen Schisma. Aber es war auch eine Zeit mannigfacher Gährung. Durch die offenen Spalten und Ritzen des erschütterten Gebäudes der Hierarchie konnte nun auch die Häresie, die im Verborgenen sich forterhalten, unter den verschiedensten Formen eindringen. Sie durfte ihr Haupt um so kühner erheben, je offener das Geständniß zu Tage trat, daß es mit der alten Herrlichkeit der Kirche zu Ende gehe, daß Fäulniß und Krankheit am Mark ihres Lebens zehre. Je tiefer das Verderben sich allerorts fühlbar machte, in und außer Rom, desto berechtigter mußte die Sprache derer erscheinen, die der fleischlichen Gesinnung gegenüber wieder Ernst machten mit der Unterjochung des Fleisches durch den Geist. Es mußte einen gewaltigen Eindruck machen, wenn im Contrast mit der Ueppigkeit des päpstlichen Stuhles strenge Büßer hervortraten, die ihres Leibes nicht schonten und die mit der Gestalt solcher Büßer auch die der Propheten verbanden, indem sie auch Andere zur Buße aufforderten und das Hereinbrechen der göttlichen Gerichte weissagten. Was solche Menschen redeten, was sie als göttliche Offenbarung vortrugen, das wurde, je kecker und herausfordernder es lautete, desto williger hingenommen als ein prophetisches Wort. Die Erfahrung lehrt, wie Zeiten des allgemeinen Mißbehagens, Zeiten der Rathlosigkeit, wo die Verständigkeit der Verständigen, der klügste Rath der Klugen zu Schanden wird, der beste Boden sind für die mannigfachsten Auswüchse einer unklaren Begeisterung. Dem todten Buch-

staben der Satzung, dem abgestorbenen Formalismus gegenüber wird die Berufung auf den Geist, der ein Neues schaffe, auch dann seine Wirkung nicht verfehlen, wo dieser Geist selbst eines zweifelhaften Ursprungs ist. Ja, gerade je dunkler und geheimnißvoller das mit prophetischer Zuversicht gesprochne Wort zu den Ohren der Menschen dringt, desto mehr wird es mit ahnungsreichen Erwartungen begrüßt werden, während für die nüchterne Belehrung das Verständniß nur den Wenigsten geöffnet ist. Es liegt etwas unendlich Verführerisches in dieser unklaren Begeisterung, der man sich nur mit hinzugeben braucht, von deren Strom man sich nur braucht forttragen zu lassen, um sofort auch ein Recht zu haben, sich in die Reihen der Erweckten, der von Gott Berufenen zu stellen, und dem Bestehenden den Krieg anzukünden. Je mehr eine solche Geistesreligion bei all der äußerlich zur Schau getragenen Demuth dem in jeder Menschenbrust liegenden Hochmuth schmeichelt, wo es gilt dem Gottesdienst des Herkommens einen selbsterwählten Gottesdienst entgegen zu stellen, als den geistigen und Gott wohlgefälligen, auf desto mehr Sympathien kann sie bei allen denen zählen, die mit dem Bestehenden zerfallen sind.

So war es denn auch in dieser Zeit. Es wäre zu viel verlangt, wenn wir an alle die, welche sich unbefriedigt fanden von der Priesterkirche, die Forderung stellten, daß sie auf einmal mit klaren Gründen der Vernunft und mit guten Gründen der Schrift hätten auftreten sollen. Wo sollten ihnen diese Gründe herkommen? Einzelne finden wir allerdings bereits auf diesem Wege; aber es sind eben Einzelne. Die Massen, die instinktartig dem Zuge des Geistes folgen, die folgten entweder in stummer Unterwerfung der Autorität der Kirche, auch da wo sie mit den Vertretern derselben höchst unzufrieden waren, wo sie die Priesterschaft großentheils verachteten, oder sie folgten dem Rufe der Secten, folgten dem Reiz des Geheimnisses und dem des Martyrthums; denn auch das Martyrthum hatte einen Reiz für die, welche einmal mit der alten Ordnung der Dinge gebrochen und der Welt auf immer den Abschied gegeben hatten. Eines ist dabei ja nicht zu vergessen: Wären jene Secten von rein negativer Art gewesen, hätten sie nur gegen das Verderben opponirt oder gar dem scheinheiligen Wesen der Priesterschaft ein weltliches und weltfreudiges Gesicht entgegen gehalten, so würde es ihnen wohl gelungen sein, sich die Zustimmung, den Beifall des Einen und Andern zu erwerben, aber zu einem bleibenden, ja bis zum Tode verharrenden Anhang wäre es nicht gekommen. Die Menschen pflegen nicht für bloße Negationen zu sterben, sie wollen etwas Positives, für

das sie sich begeistern, für das sie im Nothfall Gut und Blut, Leib und Leben lassen. Nicht also den leichtfertigen Weltsinn, nicht den Indifferentismus setzten diese Secten der Kirche entgegen, sondern darein setzten sie ihre Aufgabe, das geistliche Leben, das sie an der Kirche vermißten, in neuen Formen, oder vielmehr in formloser Unmittelbarkeit darzustellen. Darin bestand ihre Stärke, daß sie den von den treulosen Hütern vernachlässigten und verschleuderten Schatz sich aneigneten, ihn in einen neuen Fluß brachten, ihn umprägten und mit ihrem Stempel versehn in Umlauf setzten. Dieß konnte nun freilich auf verschiedene Weise geschehen, entweder so, daß sie den positiven Gehalt des Christenthums beibehielten, ihn aber mit allerlei phantastischem Beiwerk versetzten und sich neuer, die bisherigen Offenbarungen ergänzender Offenbarungen rühmten, oder so, daß sie jenen positiven Gehalt geradezu auflösten, und unter dem Schein, das Christenthum zu vergeistigen, es verflüchtigten, ja es in sein Gegentheil verkehrten, ohne daß die es gleich merkten, die sich von ihnen bethören ließen. Nicht nur hüllten sich die Sectenführer großentheils in das so Vielen noch immer ehrwürdige Gewand des Mönchthums, nicht nur übten sie eine strenge Askese, waren fleißig im Gebet und Fasten; sie führten auch die der Kirche und ihren Gläubigen geläufige Sprache, der sie aber dann freilich einen andern Sinn unterlegten. Sie behielten mehr oder weniger die Dogmen der Kirche bei, aber unter dem Vorwande sie zu vertiefen, zu vergeistigen modelten sie dieselben um zu bloßen Symbolen allgemeiner religiöser Ideen. Das Historische ward als bloße Hülle betrachtet, das eigentliche Mysterium war ein Außer- und Uebergeschichtliches. Es lag etwas Wahres darin, daß die bloße geschichtliche Offenbarung uns zum Heil nicht hilft, wenn die geschichtlichen Vorgänge sich nicht an uns wiederholen, wenn Christus nicht selbst auf's neue in der Menschheit Leben und Gestalt gewinnt, wenn die an ihm vollzogene Menschwerdung Gottes sich nicht auch an uns vollzieht, wenn nicht wir immer wieder mit ihm gekreuzigt werden, nicht mit ihm auferstehen zu neuem Leben und nicht auch unser Wandel mit ihm im Himmel ist. Solches lehrte auch die orthodoxe Kirche, wo sie nicht im todten Buchstaben erstarrt war, und namentlich war es die kirchliche Mystik, von der wir später reden werden, welche die Vertiefung und Verinnerlichung der christlichen Geschichte sich angelegen sein ließ. Jene Secten aber rissen Geschichtliches und Ideales auseinander, und wenn sie auch nicht mit der neuern Kritik die heilige Geschichte zu einem bloßen Mythus machten, so war das Resultat, bei dem sie anlangten, doch wesentlich dasselbe. Was wir durch Christus

werden sollen, das werden wir nach dieser Lehre durch uns selbst, wie denn auch am Ende Gott erst durch uns, durch unsern Geist das wird, was er ist. Dieselbe Willkür, welche sich diese pantheistischen Secten dem Dogma der Kirche gegenüber erlaubten, erlaubten sie sich auch gegenüber dem Sittengesetz, sowohl dem geschriebenen, als dem natürlichen. Auch hier war es ihnen ein Leichtes, die Wahrheit, von der sie einen Schein beibehielten, vor den geblendeten Augen in Irrthum zu verkehren, da die Emancipation des Fleisches zu allen Zeiten gelehrige Jünger fand. Es ist ja wohl ganz richtig und der biblisch-paulinischen Lehre gemäß, daß der Christ alles thun soll nicht blos um des Gesetzes willen, sondern aus dem innern freien Trieb der Liebe heraus. Ja, der Apostel Johannes hat es sogar ausgesprochen, daß der wahrhaft wiedergeborne Mensch nicht mehr sündige. Aber gewiß haben weder Paulus noch Johannes damit die Gesetzlosigkeit empfehlen und den Menschen aus der heilsamen Zucht des Gesetzes entlassen wollen, sondern wie schon Christus gelehrt hat, daß er nicht gekommen sei das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, so lehrte ja auch Paulus, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung sei (Röm. 13, 10), und Johannes sagt: das ist die Liebe, daß wir seine Gebote halten (1 Joh. 5, 3).

Lassen Sie uns nun sehen, wie diese verschiedenen sectirischen Richtungen in mannigfachen Nüancen schon im 13. und dann besonders im 14. Jahrhundert die Kirche bewegten und der Inquisition vollauf zu thun gaben. Wir haben schon früher erwähnt, wie zur Zeit Innocenz III., zur Zeit der Albigenserkriege, die Lehre des Amalrich von Bena auf der vierten lateranensischen Synode verurtheilt worden ist. Wie weit ihm damit persönlich Recht oder Unrecht geschehen, wollen wir hier nicht erörtern. Sehr möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß nicht er selbst, sondern seine nächsten Jünger und Anhänger aus Mißverstand seiner Lehre sich zu jener Behauptung fortreißen ließen, daß wer einmal von der rechten Liebe erfaßt sei, auch thun könne was er wolle, sobald es nur geschehe in der Liebe. Wer immer die Lehre zuerst möge in dieser Weise ausgesprochen haben: es war eine Irrlehre von dem tiefsten praktischen Belang. Die gröbsten Uebertretungen des Sittengebots waren damit gerechtfertigt, und wir können begreifen, daß die Kirche schon im Interesse der öffentlichen Ordnung auf solche Irrlehren ein wachsames Auge hatte und sogar die weltliche Macht zu deren Bestrafung aufforderte. So wurden denn zu wiederholten Malen gegen die Brüder und Schwestern des freien Geistes, wie sie sich nannten, scharfe Befehle erlassen. Zu ihnen gehörten auch die Ortlieber in der Gegend von Straßburg.

Unter dem Scheine kirchlicher Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit verbreiteten diese Secten ihre pantheistischen Grundsätze immer weiter. Nach der vorhin angedeuteten Weise verstanden sie es trefflich, das historische Christenthum in bloße Symbolik und Allegorie aufzulösen. Noch immer, so etwa lehrten sie, wird der Sohn Gottes aus der Jungfrau geboren, so oft ein Sünder zu reiner Gesinnung sich bekehrt und aus dieser jungfräulichen Gesinnung heraus ein neues Gottesleben zu Tage tritt. Noch immer stirbt Christus am Kreuz und aufersteht vom Tode, so oft ein Mensch aus dem Todesschlaf der Sünde zu neuem Leben erweckt wird. Nicht jenseits allein, droben im Himmel thronet die Dreieinigkeit; auch hier auf Erden ist sie sichtbar, so oft ein Bruder den andern von seinem sündlichen Wesen bekehrt. Dann ist der Bekehrende, der das neue Leben zeugt, der Vater; der Bekehrte aber ist der Sohn, und zwischen beide tritt, das gegenseitige Verhältniß beider vermittelnd, der heilige Geist. Die Sacramente der Kirche sind unnütz; für die Schwachen mögen sie gut sein, in der Geisteskirche hören sie auf. Wie schon bemerkt, verbanden Viele von denen, die solchen Lehren zugethan waren, mit ihrer Häresie gleichwohl eine strenge Askese, durch welche sie großen Anhang gewannen. Daß es Vielen mit solcher Heiligkeit Ernst war, wer möchte es bezweifeln? Andere freilich mochten unter der Maske derselben ihre unlauteren Gelüste verbergen. Keiner Geschichte wird es je gelingen, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen dem was bei großen religiösen Bewegungen als wahre Religiosität oder als Heuchelei sich bezeichnen läßt. Zwischen beiden bewegt sich die Schwärmerei in gefährlicher Mitte. Wir verzichten also darauf, Unkraut und Weizen von einander zu sichten, sondern wie sie einmal durcheinander auf dem Boden ihrer Zeit gewachsen sind, so wollen wir sie nun der Reihe nach an uns vorübergehen lassen.

Neben vielen andern reformatorischen Gedanken war es einer, der seit den Tagen des heil. Franciscus vielfach die Gemüther bewegte, der Gedanke, das arme Leben Jesu Christi persönlich darzustellen, es nachzubilden, im Gegensatz gegen die üppig gewordene Weltkirche. Eine solche praktische Demonstration wirkte mehr, als alles Dogmatisiren und Predigen. So war schon nach der Mitte des 13. Jahrhunderts im Gebiete von Parma, im Dorfe Alzano, ein Handwerker aufgetreten, Gerhard Segarelli, der es auf nichts weniger absah, als durch Rückkehr zur Armuth eine rein apostolische Kirche darzustellen. Ein Gemälde, das er in einer Franciskanerkirche gesehen, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Barfuß, wie die Apostel neben ihrem Herrn, so sollen auch jetzt seine wahren Jünger einhergehn und alles Eigenthums

sich entledigen. Fest entschlossen, mit dieser Lebensweise Ernst zu machen, meldete sich Segarelli bei den Franciskanern um Aufnahme in ihren Orden. Als ihm das Gesuch abgeschlagen wurde, stiftete er einen Orden auf eigene Hand, den er aber nicht vom Papste bestätigen ließ: den Orden der Apostelbrüder, ähnlich jenen Armen von Lyon des Peter Waldo. Er zog nun als Bußprediger umher und fand großen Anhang. Da er und seine Leute anfänglich vom Dogma nicht abwichen, sondern blos auf ein strenges Leben drangen, so ließ man sie gewähren. Um's Jahr 1280 aber ließ der Bischof von Parma den Segarelli verhaften, schenkte ihm jedoch bald die Freiheit wieder unter der Bedingung, daß er das Gebiet des Bischofs verlasse. Papst Honorius IV. glaubte in einem Hirtenbriefe die Bischöfe vor dem neuen Apostel warnen zu sollen, und noch weiter ging hierin Nicolaus IV. im Jahr 1290. Dieses Warnen, dieses Verdammen ihrer Lehre und ihres Thuns reizte nun gerade die Apostler zum Widerspruch und trieb sie nachgerade in eine sectirische Richtung hinein. Jetzt kehrten sie sich gegen Rom, das sie das Babylon der Apokalypse nannten, und jetzt ward auch Segarelli ein Märtyrer seines Glaubens. Erst ward er eingesperrt, dann auf einen Widerruf entlassen und endlich als Rückfälliger im Jahr 1300 als Ketzer verbrannt.

Aber auch hier bewährte sich die alte Erfahrung, daß mit der Vertilgung der Sectenhäupter die Secte nicht ausstirbt. An Segarelli's Stelle trat Dolcino, der Sohn eines Priesters, aus dem Kirchensprengel von Novara gebürtig. Aus Dalmatien, wohin er sich geflüchtet, erließ er ein Schreiben an die Apostelbrüder in der Zerstreuung und ermahnte sie treu zu bleiben in Erwartung der hereinbrechenden Zeit des Heils. Im Jahr 1304 erschien er wieder im Gebiet von Novara. Er führte eine geistliche Schwester, eine Nonne, mit sich, Namens Margaretha, und gab durch dieses Verhältniß großen Anstoß. Es hing dieß aber mit seiner Lehre zusammen, da nach ihm auch das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander in eine rein geistige Gemeinschaft sich auflösen sollte, wie er denn auch in Beziehung auf Besitz und Eigenthum den entschiedensten Communismus lehrte. Aber gerade dagegen glaubte die Kirche alles Ernstes einschreiten zu sollen. Es ward sogar ein Kreuzzug gegen Dolcino gepredigt. Er verschanzte sich mit den Seinen auf dem Berge Zebello im Bisthum Vercelli und trieb von da aus die Angriffe des Bischofs Rainer von Verona zurück. Endlich ward er 1307 besiegt, gefangen und hingerichtet. Dolcino nahm die alte Idee wieder auf von verschiedenen Entwicklungsstufen des Reiches Gottes in verschie-

denen Zeitaltern; er nahm deren vier an. Das erste Zeitalter von Moses bis auf Christus war das des Gesetzes; das zweite von Christus bis auf den Papst Sylvester (zur Zeit Constantins) war das Zeitalter der Armuth, der Keuschheit, der Entsagung. Da war die Kirche noch eine heilige, eine demüthige. Nun folgte das dritte Zeitalter: das der weltlichen Macht, der Ueppigkeit, der Herrschsucht, wie es in der römisch-katholischen Kirche zu Tage trat. Jetzt aber sollte das vierte Zeitalter eintreten, das der apostolischen Vollkommenheit. In Männern, wie dem heil. Benedict von Nursia und dem heil. Franciscus, die in der Periode des Verfalls gelebt, sah Dolcino die Propheten der bessern Zeit.

Wir haben schon früher angedeutet, wie der Franciskanerorden, obgleich er neben dem der Dominikaner als eine Stütze der Kirche und des Papstthums betrachtet wurde, dennoch den Keim des Häretischen und Sectirischen in sich trug. Jede Richtung, die über das Maß des Erreichbaren hinausstrebt, jede Ueberspannung, die von dem Menschen mehr verlangt als seine sittliche Natur zu leisten im Stande ist, läuft Gefahr häretisch zu werden, wenn sie mit ihren Forderungen Ernst macht; die Störung des sittlichen Gleichgewichtes bringt auch Geistesstörungen und Trübungen des religiösen Gedankenkreises hervor. Als strenge Wächterin über die kirchliche Orthodoxie ließ daher die katholische Kirche, auch wo sie selber Entsagungen auferlegte und billigte, doch wieder um der Schwachen willen Milderungen eintreten. So hat sie zu allen Zeiten die strengen Mönchsregeln eher gemildert, als geschärft. Damit aber verdarb sie es bei denen, die keine Milderung verlangten, die den höchsten Triumph ihres Ordens in der Uebertriebenheit fanden. Nirgends zeigt sich uns dieß auffälliger, als beim Franciskanerorden. Wir haben seiner Zeit bemerkt, wie schon zu den Lebzeiten des Franciscus eine Spaltung im Orden eingetreten war, indem die Einen auf Milderung der Regel dachten, Andere in der strengen Beobachtung derselben das Heil suchten. Diese Strengen steigerten ihre Forderungen immer mehr; sie traten als die Eiferer auf (Zelatores) oder als die Geistlichen im eminenten Sinne des Wortes (Spiritualen). Cölestin IV. hatte nun im Jahr 1241 diesen Ueberstrengen und Uebergeistlichen erlaubt, eine eigene Congregation zu bilden; sie nannten sich nach ihm die Cölestiner Eremiten. Nun aber hob Bonifaz VIII. die Vereinigung wieder auf und rief eben damit die Opposition hervor. Von dieser Zeit an traten die Spiritualen unter dem Namen der kleinen Brüder (Fraticellen) hervor und beschuldigten die römische Kirche des Abfalles vom Evangelium. An ihrer Spitze stand Peter Johann von Olivi aus dem Languedoc,

der eine eigene Congregation seiner Ordensgenossen, die Congregation von Narbonne bildete gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Er starb, nachdem er mehrere Anfechtungen erlitten, 1297 zu Narbonne. Auch er nahm (und wer wollte dieß nicht annehmen?) eine historische Entwicklung der Kirche an, und zwar in sieben Perioden: 1) die Zeit der Gründung (die apostolische Zeit); 2) die Zeit der Bewährung, die Periode der Märtyrer; 3) die Zeit der Vertheidigung des orthodoxen Glaubens gegen die Irrlehre (die Zeit der großen Concilien und der Kirchenväter; 4) die Zeit der Askese, des Anachoretenthums; 5) die Zeit des gemeinsamen Lebens, des eigentlichen Mönchthums; 6) die Zeit der Erneuerung des religiösen Lebens, die Vertilgung des Antichrists, die Bekehrung der Juden und Heiden, und endlich 7) die Zeit der Vollendung, des ewigen Sabbaths, des himmlischen Jerusalems. Diese letzte Periode war es nun eben, auf welche alle seine Hoffnungen gerichtet waren. Es war dieß keine andere Zeit als die des ewigen Evangeliums, welche schon im 12. Jahrhundert der Abt Joachim von Floris in Kalabrien geweissagt hatte. Dieses ewige Evangelium wurde nun die Losung der Spiritualen und Fraticellen. Der Apostel dieses neuen Evangeliums und der Geisteskirche war Johannes. Bis dahin hatte Petrus die Kirche regiert. Die Geistlichen der Petruskirche müssen nun zurücktreten hinter die der johanneischen Zeit. Diese Jünger des Johannes sind aber nach der Anschauung der Secte keine andern als die, welche in der Armuth Christi beharren und in ihr die rechte, eines Johannes würdige Liebe beweisen. Mit diesen Anhängern des ewigen Evangeliums traten denn auch im 14. Jahrhundert die Beginen (Begutten) und Begharden in Verbindung. Der Name wird verschieden erklärt.*) Jedenfalls waren die Vereine derselben, sowohl männliche als weibliche, ursprünglich Betvereine von Laienschwestern,

*) Von Begga, der Mutter Pippins, die ein Nonnenkloster zu Anden gestiftet, das später ein Beginenkloster wurde? Von Lambertus le Bègue (der Stammler) der ein Beginagium zu Lüttich im 12. Jahrhundert gestiftet haben soll? Als die wahrscheinlichste Ableitung empfiehlt sich auf den ersten Augenblick die von Mosheim aufgestellte von „Beggen" s. v. a. bitten und betteln; doch sind auch dagegen sprachgeschichtliche Bedenken erhoben worden; s. Grimms deutsches Wörterbuch. Und so hat in neuerer Zeit die Ableitung von Lambert le Bègue wieder mehr die Zustimmung der Gelehrten erhalten, vgl. Hallmann, Geschichte des Ursprungs der belgischen Beghinen. Berlin 1843. Die Beginen erbettelten sich ihren Unterhalt mit der Formel „Brot durch Gott", sie erhielten auch den Spottnamen Papellardi (nicht „Pfaffenknechte", wie Neander vermuthet, sondern „Plapperer"). Ob nicht das französische »bigot« mit den „Beginen" (Begutten) zusammenhängt?

die zuerst in den Niederlanden entstanden waren, sich aber von da weiter ausbreiteten. Sie kamen auch den Rhein aufwärts in unsere Gegenden, nach Straßburg und Basel um die Mitte des 13. Jahrhunderts*) und hatten da ihre eigenen Behausungen (Beginenhäuser). Anfänglich wurden diese Betvereine, die sich an die Bettelmönche, besonders an die Franciskaner anschlossen, von der Kirche nicht nur geduldet, sondern vielfach begünstigt; allein bald erhoben sich auch Klagen wider sie wegen zudringlicher Bettelei, Erbschleicherei und Hang zur Unordnung. Die Beginen wurden sprüchwörtlich, um liederliche Weibspersonen, die Begharden, um Heuchler zu bezeichnen.**) Ja ein Theil derselben nahm nun geradezu eine feindselige Stellung gegen die Kirche ein. Es kam so weit, daß die Päpste von Avignon, Clemens V. und Johann XII. sich veranlaßt sahen, gegen die Beginen einzuschreiten. In dem Kampfe, den Johann mit dem König Ludwig dem Baiern führte, standen die Beginen auf des Königs Seite und beschuldigten den Papst, daß er die Armuth Christi verleugne. Gefeierte Philosophen der Zeit, wie Wilhelm Occam, traten ihnen bei. Dagegen wurden sie von andrer Seite verfolgt, und diese Verfolgungen nahmen dann besonders überhand, als nach dem Sturze Ludwigs Karl IV. von Böhmen auf den Thron Deutschlands gelangt war. Karl IV. arbeitete seit dem Jahr 1367 an ihrer völligen Vertilgung. Der Papst Urban V. gab dem Kaiser zwei Dominikaner als Bevollmächtigte an die Hand. Alle Häuser, darin Begharden gewohnt, sollten der Inquisition anheimfallen und in Gefängnisse für die Ketzer verwandelt werden.

In Frankreich wurden die Sectirer unter dem Namen der Turlupinen (Spaßmacher) verfolgt. Noch eine andere besonders gefährliche Secte war in Frankreich um die Mitte des 13. Jahrhunderts aufgetreten unter dem Namen der Pastorellen. Als nämlich die Nachricht von der Gefangennehmung Ludwigs IX. (des Heiligen) nach Frankreich kam, da rotteten sich Haufen von Landleuten, namentlich von Hirten zusammen, in der Absicht oder vielmehr unter dem Vorwande, den König aus der Gefangenschaft zu befreien. Ein ehemaliger Cistercienser, Meister

*) Ueber die Straßburger Beginenhäuser im Mittelalter vgl. die Abhandlung von C. Schmidt in der Alsatia 1859: über die Basler Fechter, Basel im 14. Jahrhundert. S. 60—63.

**) Geiler von Kaisersberg nennt die Beginen quasi prostibula, perniciosum genus mulierum, und ein lateinisch-deutsches Wörterbuch von 1482 übersetzt Beghardus geradezu durch Gleißner und Pharisäer. Auch wirft Geiler den Beginen Eitelkeit vor. „Selbst am Weihkessel können sie nicht vorübergehen, ohne sich darin zu bespiegeln.“ (S. die Stellen bei Schmidt a. a. O.)

Jakob aus Ungarn, der himmlische Erscheinungen vorgab, stellte sich an die Spitze dieser Leute. Mit fanatischer Wuth fielen sie über Priester und Mönche, auch über die Juden her und richteten eine allgemeine Verwüstung an, indem sie raubten und plünderten. Jakob wurde bei Bourges erschlagen, seine Banden zerstreut, die Anführer hingerichtet. Aber ein halbes Jahrhundert später, um 1320, erneuerten sich dieselben Auftritte noch einmal. Wiederum rotteten sich im südlichen Frankreich Schaaren von Landleuten zusammen unter der Anführung eines entsetzten Priesters und eines entlaufenen Mönches. Raub und Mord waren auch jetzt in ihrem Gefolge. Die Juden, gegen die besonders im 14. Jahrhundert der Haß der katholischen Welt wie der Secten sich verschworen zu haben schien, wurden auf's neue von ihnen mißhandelt. Als sie aber gegen Avignon vorrückten, um den Papst zu entsetzen, wurden sie von Truppen überfallen und niedergemacht. Die, welche entkommen waren, verbanden sich mit den Geißlern. Und auf diese möchte ich nun Ihre Aufmerksamkeit lenken.

Die Geißler (Flagellanten*) waren zwar von Haus aus nicht eine häretische Secte; sie gingen als strenge Büßer aus der katholischen Kirche hervor; allein ihr massenhaftes Auftreten ohne alle päpstliche Autorität, ihre scharfe Bußpredigt, die sie auch wider die Geistlichen richteten, ihre Einmischung in die Verwaltung der Beichte, das alles mußte ihre Erscheinung bedenklich machen und sie mit der herrschenden Kirche in Conflict, mit dem Sectenwesen dagegen in nahe Berührung bringen.

Die Geißelung war unter dem Namen der Zucht (Disciplin) schon längst in den Klöstern zu Hause und war von da auch in die übrige Kirche eingedrungen. Wir wissen, welchen hohen Werth ein Peter Damiani, ein heil. Franciscus, ein Ludwig IX., eine heil. Elisabeth von Thüringen auf dieselbe setzten. Man sah in ihr nicht nur eine Sühne für die eigenen, sondern auch für die fremden Sünden. Was aber bis dahin der Einzelne gethan zur Büßung seiner Sünden oder der Sünden Anderer, das thaten jetzt ganze Gemeinschaften und thaten es in geordneter Weise, verbunden mit den auffälligsten Demonstrationen gegen die herrschende Kirche. Wie früher zu den Kreuzzügen in das heil. Land, so sehen wir nun zu Geißelfahrten die Menschen jedes Alters und Standes zusammentreten, um den Zorn des Himmels und die Noth der Zeit zu wenden. Als in Italien der Kampf zwischen den Welfen und Ghibellinen auf's

---

*) Förstemann, Die christlichen Geißlergesellschaften. Halle 1828.

neue entbrannt war, that sich 1261 in der welfischgesinnten Stadt Perugia eine Schaar von Geißlern zusammen, welche Italien durchzog. Aehnliches ereignete sich das Jahr darauf auch jenseit der Alpen. Geißlerschaaren durchzogen die Länder Krain, Kärnthen, Steiermark, Oesterreich, Mähren, Böhmen, Ungarn, Polen. Allgemeiner aber, fast möchten wir sagen „epidemisch" wurde die Sache erst im 14. Jahrhundert in Folge jener verheerenden Seuche, die unter dem Namen des großen Sterbens oder des schwarzen Todes mit dem Jahr 1347 aus dem Morgenlande in's Abendland eingedrungen war zu eben der Zeit, als Deutschland zugleich unter dem Interdict seufzte; zu eben der Zeit, als auch die schauerlichen Judenverfolgungen die Runde fast durch ganz Europa machten,*) traten, das Feuer noch weiter anzuschüren, von verschiedenen Seiten her die Geißelfahrten in den deutschen Landen auf. In der Osterwoche des Jahres 1349 bewegte sich ein Zug von Pirna in Sachsen her gen Magdeburg, ein zweiter geht im Mai von Würzburg aus, ein dritter thut sich im Juni im Schwabenland zusammen, der sich nach Speier hin bewegt, und um dieselbe Zeit finden wir die Geißler auch in Straßburg und bald darauf in Basel, wenige Jahre vor dem großen Erdbeben. Sie kamen in größern und kleinern Trupps, zu Hunderten und selbst zu Tausenden. Wo sie hinkamen, wurden sie mit Begeisterung empfangen; denn man glaubte ihnen, sagt der Chronist Königshoven, mehr denn den Pfaffen. In Basel schlossen sich ihnen über hundert der angesehensten Bürger an, um mit nach Avignon zu ziehen und dort dem päpstlichen Hofe Buße zu predigen. Wo sie einer Stadt sich nahten, da zogen sie, den Meister an der Spitze, in Prozession mit Kreuz und Fahnen ein, unter dem Geläute der Glocken. Sie waren mit Mänteln bekleidet, welche, wie die Hüte oder Kapuzen, mit rothen Kreuzen bezeichnet waren. Sie stimmten einen gemeinsamen deutschen Gesang (Leise) an, woher sie auch

---

*) In der Schweiz (Zofingen, Bern, Zürich) hatte die Judenverfolgung ihren Anfang genommen; in Basel wüthete sie in den Jahren 1348 und 49. Sie verbreitete sich nach Freiburg, Straßburg, Frankfurt am Main und weiter den Rhein hinunter bis nach Köln. Auch in das Herz Deutschlands, nach Franken und Thüringen wühlte sich der Fanatismus ein. Auch noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurden eine große Anzahl Juden verbrannt (1401 in Winterthur und Schaffhausen). Zu den schon längst gehegten Beschuldigungen, daß die Juden um Ostern ein Christenkind opferten, oder daß sie den Leib Christi in der Hostie schändeten, kam zur Zeit des großen Sterbens noch die, daß sie die Brunnen vergifteten. Viele Tausende fielen als Opfer. Auch hier traten die Päpste mildernd ein, so gut sie konnten. Martin IV. erklärte sich namentlich 1419 gegen die Beeinträchtigung der Juden. Ueber ihre Verfolgung in Spanien s. unten (Vorles. 35).

die „Bußgäller" genannt wurden. Aus der Kirche zogen sie auf einen freien Platz und unter dem Gesange:

„Jesus ward gelabt mit Gallen,
Deß sollen wir an ein Crütze vallen,"

fielen sie auf die Erde nieder „also, daß es klapperte." Dann stimmte der Vorsänger das Lied an:

„Nu hebend uf die üweren Hände,
Daß Gott dieß große Sterben wende."

Dieß wiederholte sich zu drei Malen und dauerte an drei Stunden. Dann nahmen die Bewohner der Stadt die seltsamen fremden Gäste mit nach Hause und bewirtheten sie.

Das Geißeln selbst geschah wenigstens zweimal des Tages, Morgens und Abends in folgender Weise: Barfuß und mit entblößtem Oberleibe zogen sie auf die „Geißelstatt". Dort legten sie sich zur Erde, jeder in besonderer Weise und je nach der Sünde, der er sich schuldig wußte. Der Meineidige mußte sich auf die Seite legen und drei Finger in die Höhe heben, der Trunkenbold mußte die Hand an den Mund legen, als tränke er, der Todtschläger mit der Faust die Erde schlagen, der Dieb die Hand auf- und zumachen. Nun ging der Meister im Kreis herum und berührte einen der Daliegenden mit der Geißel, indem er sprach:

„Stand uf durch der reinen Martel Ehre
Und hüte dich vor Sünden mehre."

Der Berührte stand auf und berührte einen Zweiten, dieser einen Dritten u. s. f., bis Alle aufgestanden waren. Nun ward abermals ein Gesang angestimmt und darauf ein Brief vorgelesen, von welchem man vorgab, ein Engel habe ihn vom Himmel gebracht.

Der Inhalt des Briefes Christi war im Wesentlichen dieser: „Menschenkinder! Ich habe mein Gebot euch wissen lassen, namentlich daß ihr die Sonntage halten sollt und die Freitage. Ich habe Wein, Korn und Oel die Fülle gegeben; aber ihr habt meine Gebote übertreten, und darum nehme ich diese Gaben von euch und gebiete den Saracenen und andern heidnischen Leuten, euer Blut zu vergießen und viele der Eurigen gefangen fortzuführen. Auch andere Uebel habe ich in wenigen Jahren gesandt, Erdbeben, Hunger, Feuer, Mäuse und Heuschrecken und Hagel, Reif und Frost und blutige Kriege, alles darum, weil ihr meinen Sonntag und Freitag (den Tag der Fasten) nicht gehalten habt. Ich hatte schon beschlossen, euch alle zu vertilgen, blutige Regen auf euch fallen, eure Kinder durch Wölfe fressen, euch durch die Rosse der Saracenen zer-

stampfen zu lassen, als meine liebe Mutter Maria um aller heiligen Engel, aller Seraphinen und Gläubigen willen Fürbitte für euch that. Um dieser willen will ich euch eure Sünden vergeben. Wenn ihr euch bekehret von euren Sünden, so soll mein Segen über euch und eure Häuser kommen und im Gerichte will ich euch barmherzig sein. Wer aber nicht glaubt, der sei in die Acht meines Vaters gethan. Die Wucherer, die Frevler, die Schwörer und die meine heil. Tage nicht halten, die wird der Zorn Gottes treffen, die aber meine Tage und der Heiligen Tage halten und Almosen geben den Armen, die erwerben sich das Erbarmen meines Vaters." — So weit der Brief. Während des Gesanges aber gingen die Brüder umher und geißelten sich bis auf's Blut. Dann warfen sie sich auf die Kniee und beteten:

„Nu hebend uf die üweren Hände,
Daß Gott dieß große Sterben wende,
Nu hebend uf die üweren Arme,
Daß Gott sich über uns erbarme.
Jesus durch diner Namen drye,
Du mach' uns Herr von Sünden frye,
Jesus durch dine Wunden roth
Behüt' uns vor dem jähen Tod."

Endlich gingen sie nochmals im Kreis herum, geißelten sich abermals und so zum dritten Mal. Das alles machte auf die Menge einen mächtigen Eindruck und Viele wurden davon also hingerissen, daß sie sich dem Zuge anschlossen. Die Geißler beichteten fleißig, aber nicht ihrem Priester, sondern ihrem Meister. Sie übten auch Exorcismus, und vor allen Dingen hetzten sie das Volk gegen die Juden auf. Es ist ein schauerliches Zusammentreffen: das große Sterben, die Judenverfolgungen, die Geißler, dazu die noch weiter in jenem Brief erwähnten Gottesgerichte. Basel hat dieß alles in höchstem Maße erfahren und dazu noch das große Erdbeben am St. Lucastage 1356. *)

Wie schon angedeutet konnte den Päpsten nicht wohl werden bei dem Heranwogen solcher Menschenfluthen, die immer gewaltiger auch an den Felsen Petri anschlugen. Waren es auch keine Irrlehren, keine eigentlichen Häresien, die durch die Geißler zunächst verbreitet wurden, obgleich es auch nicht an häretischen Geißlern fehlte, so griff doch ihr Wesen und Walten störend in den ganzen Organismus der Kirche ein, und dieses

---

*) Basel im 14. Jahrhundert, Denkschrift, herausgegeben von der Basler historischen Gesellschaft 1856. Ueber die Geißler s. daselbst die Abhandlung von Theodor Meyer-Merian. S. 191 ff.

praktische Eingreifen konnte der Kirche gefährlicher werden als die Irrlehre irgend eines müßigen Kopfes. Massenhaftes Auftreten exaltirter Parteien mußte an sich schon erschreckend wirken auf die Sorglosen, wie ein Orkan den Schläfer aus seinem sichern Schlummer weckt. Aber dazu kommen auch noch Uebergriffe dieser exaltirten Laienfrömmigkeit in die geistliche Gewalt. Schon daß sie die Bluttaufe der Geißelung gleichsam als Ergänzung forderten für die bloße Wassertaufe der Kirche, und jene für viel kräftiger achteten, als diese, war bedenklich genug. Dann aber waren sie es ja auch eigentlich, welche der Kirche und ihren verordneten Priestern die Schlüsselgewalt aus den Händen rangen, indem sie Beichte hörten und Absolution ertheilten. Nicht zu gedenken der Wunder, der sie sich rühmten und wodurch sie der Kirche mit ihren Wundern eine gefährliche Concurrenz machten. Und so finden wir denn auch verschiedene päpstliche Erlasse wider sie. So schleuderte Papst Clemens VI. bereits unter dem 20. Oktober 1349 von Avignon aus eine Bulle gegen die Geißler. Er bezeichnete ihr Treiben als ein unsinniges und abergläubiges, und auch später suchte die Kirche dem Unwesen entgegen zu treten, aber sie erreichte ihre Absicht nicht, vielmehr nahm es von Zeit zu Zeit wieder einen neuen Aufschwung. Noch mit dem Ende des Jahrhunderts (1399) sehen wir in Italien eine neue Geißelfahrt entstehen, die der sogenannten weißen Geißler, der Albati oder Bianchi. Sie waren von oben bis unten in weiße Gewänder mit weißen Capuzen gehüllt, blos die Augen schauten aus der Vermummung heraus. Edle Herren und Frauen Italiens, Fürsten, Bischöfe, Kleriker, Mönche aus allen Orden schlossen sich dem Zuge an. Zwei und zwei zogen sie in langer Prozession durch Städte und Dörfer. Das Bild des Gekreuzigten wurde vorgetragen, von dem sie behaupteten, es weine über die Sünden der Menschen. Dabei sangen sie Bußpsalmen und das Stabat mater dolorosa. Es wird die Zahl der Glieder dieser neuen Brüderschaft auf 70,000 angegeben. Drei Monate lang wiederholte sich das Schauspiel, bis Bonifaz IX. ihm dadurch ein Ende machte, daß er in Viterbo den Anführer gefangen nehmen und zuletzt in Rom verbrennen ließ.

Auch in Deutschland (in Würzburg namentlich und Erfurt) wurde auf inquisitorischem Wege gegen die Geißler eingeschritten. Aber auch das hinderte nicht, daß nicht noch bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts sich das Geißlerwesen forterstreckte, so daß sich die Synode von Constanz ernstlich damit beschäftigte. Hier war es der Kanzler Gerson, der in besonnener Weise den Schwärmern entgegentrat. In einem Gutachten, das er der Synode einreichte, sprach er sich so aus: „Die christ-

liche Religion ist eine Religion der Liebe, die mit wenigen Ceremonien sich begnügt; sie will keine drückenden Sklavendienste; sie verwirft vielmehr jene grausamen Gebräuche der Götzendiener, welche glauben durch Zerfleischung des Leibes die Gunst des Himmels sich erwerben zu müssen. Ihre vornehmste Kraft besteht in der Barmherzigkeit und Gnade, deren reine Gefäße die Sacramente sind." — Aber solche Stimmen verhallten wie das sanfte Lied des Sängers im Sturmwinde verhallt. Gerade um die Zeit des Constanzer Concils trat noch der letzte Held des Geißlerthums auf, der spanische Dominikaner Vincentius Ferrerius. Er hatte 1398 seine Stelle als Beichtvater des Papstes Benedict XIII. niedergelegt und sich an die Spitze eines Geißlerzuges gestellt, der seinen Weg durch Frankreich, Italien und Spanien nahm und auch nach Schottland und Irland sich verzweigte. Vincentius trieb das Geißeln so weit, daß er oft entkräftet niedersank, und die Umstehenden um Christi Barmherzigkeit willen bat, recht unbarmherzig auf ihn zuzuschlagen. Er starb auf einer Geißelfahrt 1417. Wie jede leibliche Epidemie ihren Verlauf hat, so hatte es auch diese geistliche. Sie hörte zuletzt von selbst auf. Die Erinnerung daran erhielt sich in büßenden Brüderschaften, wie sie noch bis auf diesen Tag in der katholischen Kirche bestehen.

Zu diesen Geißlerzügen bilden die Tänzer einen merkwürdigen Gegensatz, oder vielmehr eine Ergänzung; denn auch dieses Tanzen war eine krankhafte epidemische, ja nach der Ansicht der Zeit eine dämonische Erscheinung, in jedem Falle eine unheimliche Raserei, wie sie nur in einer Zeit entstehen konnte, die alle Schranken des Anstandes durchbrach und an den Most erinnerte, der in wilder Gährung begriffen die alten unheilbaren Schläuche durchbricht.*) Schon um's Jahr 1374 sah man in Aachen Schaaren von Männern und Frauen anlangen, Hand in Hand geschlungen stundenlang im Kreis herumtanzen, bis sie erschöpft zu Boden sanken. Während der kreisenden Bewegung des Tanzens behaupteten sie den Himmel offen zu sehen und mit dessen Bewohnern im Verkehre zu stehen. Den Einen erschien Christus, den Andern die Jungfrau Maria. Auch war der Tanz mit epileptischen Zufällen begleitet. Dieselbe Erscheinung zeigte sich bald darauf in Köln, in Straßburg und anderwärts. In Metz erfüllten 1100 Tänzer die Straßen. Landleute verließen den Pflug, Handwerker ihre Werkstätte, um dem Reigen sich anzuschließen, der wie unter einem geheimen Banne lag. Da der heilige Veit, einer der vierzehn sogenannten Nothhelfer der Kirche (vgl. 23. Vorl.) gegen

*) Hecker, Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter. Berlin 1832.

die Krankheit angerufen wurde, so wurde dieser Tanz später St. Veitstanz genannt und zuletzt einfach medicinisch behandelt.*) Wir würden dieser Erscheinung, die eher eine physiologisch-pathologische als eine kirchenhistorische genannt werden kann, an diesem Orte gar nicht erwähnt haben, wenn nicht eben die Tänzer sich darin als Zwillingsbrüder der Geißler erwiesen hätten, daß auch sie allerlei gegen die bestehende Kirche und Priesterschaft gepredigt und eine neue Kirche geweissagt hätten.**)

Wie man nun übrigens über alle diese Erscheinungen urtheilen, wie man sie sich kirchenhistorisch und psychologisch zurechtlegen mag: alle weisen darauf hin, daß man sich durch das, was die Kirche bot, nicht mehr befriedigt fand. Die Aeußerlichkeit des Cultus mit all ihrer Pracht ließ die Herzen kalt; man verlangte nach einem Feuer, das die Seelen erwärmt. Das Dogma, bis zur Spitze ausgebildet, blieb unfruchtbar für das Leben; man sehnte sich nach der lebendigen, erfrischenden Quelle des Wortes. Daß dieses Gefühl auch bei solchen sich regte, die äußerlich mit der Kirche verbunden blieben und die weder mit den Secten, noch mit den Geißlern Gemeinschaft hatten, obgleich eine Verwandtschaft zu ihnen sich nicht immer leugnen ließ, das beweist die Geschichte der Mystik, die mit der Geschichte der Secten Hand in Hand geht, ja mit ihr oft zusammenfällt. Diese Geschichte soll uns in der nächsten Vorles., und zwar im Zusammenhang mit der Geschichte des Cultus und der Lehre, wie sich solche im 14. Jahrhundert gestaltet haben, beschäftigen.

---

*) Königshoven hat in seiner Straßburger Chronik uns folgenden Reim aufbewahrt:

„Viel Hundert fingen in Straßburg an
Zu tanzen und springen Frau und Mann
Am offnen Markt, Gassen und Straßen,
Tag und Nacht ihrer nicht viel aßen,
Bis ihnen das Wüthen wieder gelag.
St. Vitstanz wird genannt die Plag.

**) Zum Andenken an die Veitstänzer des Mittelalters in der Umgegend von Echternach im Trierschen wurde noch unlängst am Pfingstdienstage 1861 die springende Prozession daselbst abgehalten, an welcher 9100 Springer sich betheiligten (s. Beil. 157 der A. A. Z.). Daß die „Jumpers" in der protestantischen Kirche Amerika's damit verwandt sind, daran mag im Vorbeigehn erinnert werden.

Achtundzwanzigste Vorlesung.

Das Innere der Kirche im 14. Jahrhundert. — Die Dome. — Cultus und Lehre. — Wilhelm Occam und die Sophistik. Buridans Esel. — Gabriel Biel, der letzte Scholastiker. — Die Mystik. — Meister Eckhart. — Nicolaus von Basel und die Gottesfreunde. Tauler. Suso. Ruysbroek. — Heilige Frauen. Katharina von Siena. Brigitta und Katharina von Schweden. — Der Brigittenorden.

Von der aufgeregten Stimmung, wie sie uns in den Häretikern des 13. und 14. Jahrhunderts und dann wieder in den Geißlern und Tänzern entgegen getreten ist, müssen wir nun wieder einen Blick thun in das Innere der Kirche selbst.

Ueber den Cultus bleibt uns nur wenig zu sagen. Wir haben ihn im 13. Jahrhundert auf seinem Höhenpunkte gefunden, und so sehen wir im 14. Jahrhundert nur einzelne Schlußsteine zum Ganzen hinzutreten. So gelangten mehrere der schon dort erwähnten Dome, wie der Straßburger (1365) und der Freiburger Münster zu ihrer Vollendung, und nach dem Erdbeben von 1356 wurde auch ein theilweiser Umbau des Basler Münsters und anderer Kirchen nothwendig. Was diesen Gebäuden bis auf unsre Tage noch einen ganz eigenthümlichen, der Bauart angemessenen Schmuck giebt, das ist das magische Helldunkel der Glasmalereien, deren Anfänge in das frühere Mittelalter zurückgehen und die bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts ihren rein kirchlichen Charakter bewahrt haben. Wir möchten sagen, wie zur Scholastik die Mystik vollendend hinzutrat, so trug das magische Licht, das durch die gemalten Scheiben in die Dome fiel, auch zum Verständniß jener Bauwerke das Seinige bei. Wie der Geist kühn emporgetragen wird nach oben, wenn das Auge die räumlichen Dimensionen des Domes durchmißt, so wird er dann wieder in sein Innerstes hineingeführt, wenn die hohen Fenster des Tempels kein anderes Licht durchlassen, als jenes gedämpfte Licht, das

den heiligen Bilderkreis der biblischen Geschichte und der daran sich reihenden Legenden in feuriger Verklärung uns zeigt.*)

Was nun aber die einzelnen Elemente des Cultus betrifft, so erlangte, um nur das Hauptsächlichste anzuführen, das Fronleichnamsfest seine kirchliche Bestätigung auf der Synode in Vienne 1311. Zu den Marienfesten kam unter Urban IV. (1389) das der Heimsuchung hinzu (des Besuchs der Maria bei Elisabeth). Auch andere einzelne Gedenktage von Heiligen halfen die Zahl der Feste vermehren (vgl. 23. Vorl.). Aber auch auf dem Gebiet des Cultus zeigt sich gleichzeitig mit der gänzlichen Vollendung schon die beginnende Zersetzung. Das Symbol verliert seine magische Wirkung, es artet in die leere Ceremonie aus, und so fehlt es auch dem Gottesdienste häufig an der rechten Würde. Das Profane, das schon früher in das Heiligthum eingedrungen war, nimmt immer mehr überhand. Der Schalk versteckt sich auch wohl hinter die ernste Baukunst in wunderlichen Grimassen an den Postamenten, an den Kapitälen, an den Kirchenstühlen der Chorherren u. s. w. Und wie dem Cultus, so ging es auch der Theologie. Noch immer stritten sich, und nie heftiger als jetzt, die Schulen der Thomisten und der Scotisten, der Dominikaner und der Franciskaner über die Geheimnisse des Glaubens; kein Dogma blieb unerörtert; aber indem man die Geheimnisse zu ergründen suchte, zersetzte man sie und löste sie auf; der Grübelgeist schlug in den Zweifelgeist, der Dogmatismus in bodenlose Skepsis um, und oft weiß man nicht, ist es Ernst oder Scherz, wenn mit dem Ansehn des Ernstes zwar, aber doch in wahrhaft possierlicher Weise über die heiligsten Dinge die frivolsten Fragen aufgeworfen und mit pedantisch-gewissenhafter Erwägung aller Gründe und Gegengründe beantwortet werden. Ich erinnere an die schon in frühern Zeiten mit allem Aufwand von Scharfsinn erörterte und immer wieder vorgebrachte Frage, ob eine Kirchenmaus, die zufällig eine Hostie zernage, den Leib Christi genieße?**) ob ein Körper sich in gleicher Zeit in zwei Richtungen bewegen könne? Die Frage wurde, aller Physik des Aristoteles und aller Physik überhaupt zum Trotze, bejaht, da nämlich der Leib Christi, der nur einer ist, doch auf vielen Altären zugleich geopfert und zu gleicher Zeit von dem einen Priester in die Höhe gehoben, von dem andern gesenkt wird während der Feier des Hochamtes!

Schon früher hatten sich die beiden Schulen der Realisten und der Nominalisten auf Tod und Leben gestritten. Längere Zeit hatten die

*) Wackernagel, Die deutsche Glasmalerei. Leipzig 1855.

**) s. oben Vorl. 24. S. 438.

Realsten die Oberhand, d. h. die, welche den allgemeinen Ideen Wirklichkeit zuschrieben; wir würden sie die Idealisten nennen. Aber jetzt, wo der rechte Glaube an die Macht der Idee nicht mehr vorhanden war, in der Zeit der beginnenden Ernüchterung, da mußte ein System weit mehr einleuchten, das die Dinge so zu nehmen befahl, wie sie unsern Sinnen sich darstellen, wie sie vorhanden sind, abgesehn von unserm Denken, in der Welt außer uns, und denen wir blos einen gemeinschaftlichen Namen geben, wenn wir sie einem allgemeinen Begriff unterordnen; das ist das System des Nominalismus, welches von nun an immer mehr Gönner erhielt. Als einer der wichtigsten Vertreter dieses Systems und als einer der berühmtesten Denker der Zeit tritt uns da neben dem Franzosen Dürand von St. Pourçain († 1333) der Engländer Wilhelm Occam entgegen. Ein kurzes Wort über ihn möge uns gestattet sein.

Von seinem Geburtsorte, dem Dorfe Occam in der englischen Grafschaft Surrey, hat er den Namen erhalten. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Nur so viel wissen wir, daß er seine Bildung bei den Franciskanern erhielt und daß er auch in ihren Orden eintrat. Seine weitern Studien setzte er in Paris fort unter Duns Scotus und wurde bald selbst gefeierter Lehrer. In den Streitigkeiten der Päpste mit der weltlichen Macht, soweit er sie erlebte, d. h. in der Streitigkeit Bonifaz VIII. mit Philipp dem Schönen von Frankreich, und Johann XXII. mit Ludwig dem Baiern trat er auf die Seite der Fürsten. Als Franciskaner war er ein Vertheidiger der Armuth Christi, welche er gerade gegen die Päpste vertheidigte, die von solcher Armuth am wenigsten wissen wollten. Er wurde seiner Ansicht wegen verfolgt. Erst zog er sich nach Frankreich zurück, wurde aber gefangen nach Avignon gebracht. Er entkam der Haft und flüchtete nach Deutschland, wo er sich in Ludwig des Baiern Dienste begab. „Vertheidige du mich," soll er zu ihm gesagt haben, „mit dem Schwert, ich will dich mit der Feder vertheidigen." (Tu me defendas gladio, ego te defendam calamo.) Nach verschiedenen Schicksalen starb er 1347. Ob er sich vom Fluch des Bannes wieder gelöst, der auf ihm lastete, ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Wir hätten also hier in Occam auch einen jener Franciskaner, die durch ihre Freisinnigkeit dem päpstlichen Stuhl gefährlich wurden. Der katholischen Lehre wollte Occam nicht gefährlich werden; er betrachtete sich vielmehr als eine Stütze der Orthodoxie; aber daß die Stützen morsch geworden, daß sich eben so viel wider die Dogmen der Kirche aufbringen, als für dieselben sagen ließ, und daß in letzter Linie nur noch die Zuflucht hinter die Auto-

rität der Kirche blieb, der man sich unbedingt zu fügen habe, oder die Zuflucht zur Allmacht Gottes, der kein Wunder zu groß sei, war bedenklich genug. Die Zuversicht in die Vernünftigkeit des Dogma, welche die alten Scholastiker, einen Anselm und noch einen Thomas von Aquino, geleitet hatte, war bedeutend geschwächt, und man war nun auf dem gefährlichen Wege angelangt, den man immer weiter verfolgte, zu unterscheiden zwischen theologischen Wahrheiten und philosophischen, wovon die einen auch möglicherweise den andern widersprechen können. Dieser Zwiespalt des Denkens bildet ein merkwürdiges Seitenstück zum päpstlichen Schisma, aber genau betrachtet war er noch gefährlicher als dieses. Durch ihn wurde auch die Autorität erschüttert, die der Mensch in seinem eigenen Bewußtsein trägt, das Gewissen wurde verwirrt, die edelsten Ueberzeugungen und Hoffnungen wurden ein Spiel und eine Beute des Zweifels. Ob sich Occam dieses Zwiespaltes bewußt war, eines Zwiespaltes, der nicht in ihm als Einzelnem, sondern in der Zeit lag, wer will das entscheiden? Nur so viel ist gewiß, daß mit dem theologischen Autoritätsglauben des Nominalismus zugleich der philosophische Skepticismus mehr und mehr überhand nahm. Je äußerlicher man den Glauben faßte, als ein bloßes Fürwahrhalten des von der Kirche Gebotenen, wobei die Verdienstlichkeit des Glaubens mit der Unglaublichkeit des zu Glaubenden wuchs, desto ungescheuter ließ man den Zweifel walten in den Dingen des natürlichen Erkennens. So im Leugnen der menschlichen Wahlfreiheit und des persönlichen Sichentscheidens. Ich führe zum Beweis nur einen der Anhänger Occams an, den Johann Buridan, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Paris lehrte. Sein Beispiel vom Esel, der zwischen zwei Heubündeln steht, und weil er nicht weiß, welchen er zuerst ergreifen soll, verhungert, ist sprüchwörtlich geworden und ist ein sprechendes Bild einer Philosophie, die an ihrem eigenen Vermögen verzweifelt, unter zwei sich entgegenstehenden Gedanken den rechten zu wählen.

Als der letzte der Scholastiker wird uns gewöhnlich genannt Gabriel Biel, aus Speier gebürtig, der auf verschiedenen Universitäten lehrte und als Propst der Collegiatkirche zu Urach dem Grafen, nachmaligem Herzog Eberhard von Würtemberg als Rathgeber zur Seite stand. Auf der von diesem Fürsten 1477 gestifteten Universität Tübingen (Eberhardina) lehrte er Philosophie und Theologie und zog sich dann in klösterliche Einsamkeit zurück bis zu seinem Tode 1495. Er gehörte nach der einen Seite hin zu den freisinnigern Männern der Schule. So lehrte er, daß die Sünde zu vergeben nur Gott zustehe und nicht dem absolvirenden

Priester. Auch er stellte die Concilien über den Papst und schloß sich damit an die Richtung an, welche von den großen Concilien von Constanz und Basel waren vertheidigt worden. Von der andern Seite aber zeigte er sich wieder ganz beherrscht von dem scholastischen System, indem er die Lehre von der äußerlichen Wirksamkeit der Sacramente (opus operatum) und von der Brotverwandlung vertheidigte. Förmlich ausgestorben war jedoch mit diesem letzten der Scholastiker die Scholastik keineswegs ihrem innern Wesen nach. Ihr Geist regt sich noch immer da, wo der einseitige Verstand, verlassen von der ihn leitenden Vernunft und losgetrennt von dem fruchtbaren Boden des religiösen Gefühls und der innern Erfahrung, die theologischen Fragen auf's Reine zu bringen sich anmaßt.

Nun haben wir zwar schon früher gesehen, wie der Hohlheit und Unsicherheit einer bei aller Schulgerechtheit zuchtlos und haltlos gewordenen Denkweise gegenüber sich die einfache Beobachtung des wirklichen Lebens, die empirische Naturbeobachtung geltend gemacht hat, und als Vertreter dieser Richtung haben wir bereits den englischen Franciskaner Roger Bacon kennen gelernt. Allein für das unabweisbare religiöse Bedürfniß war damit nicht gesorgt. Für die Dinge der sichtbaren Welt war jene nüchterne beobachtende Methode, die Methode der Empirie ganz vortrefflich; allein für die Wahrnehmung der unsichtbaren Dinge reichten die Gläser nicht hin, die Roger für seine Zwecke zu schleifen verstand. Hiefür mußte ein eigenes Organ geschaffen oder vielmehr es mußte das schon vorhandene neu zu Ehren gebracht, weiter ausgebildet und für die geistigen Bedürfnisse der Zeit zugerichtet werden. Wir haben dieses Organ, das man gewöhnlich mit dem eben nicht immer zureichenden Namen der Mystik bezeichnet, schon früher kennen gelernt. Wir konnten die Spuren der mystischen Theologie bis in die ersten Jahrhunderte zurück verfolgen; dann haben wir sie neben der Scholastik aufblühen sehen im 12. Jahrhundert in der Schule in St. Victor zu Paris,*) im 13. Jahrhundert in dem Franciskaner Bonaventura. Auch die Secten, die wir in unsrer letzten Vorles. betrachtet haben, waren tief in die Mystik eingetaucht; ihre Mystik aber schlug, wie wir gesehen haben, in's Häretische um; sie war der Kirche gegenüber negativ. Jetzt aber sehen wir aus der noch verworrenen, mit häretischen Elementen versetzten nach und nach eine reinere, positive, die Kirchenlehre wahrhaft vertiefende Mystik sich aufrichten, und auch diese kirchliche Mystik hat wie die Scholastik ihre Reprä-

*) Siehe oben S. 297.

sentanten vorzüglich in den Bettelorden. Ein Dominikaner ist es, der tiefsinnige Meister Eckhart,*) nach Görres' Ausdruck „eine wunderbare, halb in Nebel gehüllte, beinahe christlich-mythische Gestalt, die ihren Reigen anführt." Die neuere Forschung hat indessen mehr und mehr diesen Nebel zu zerstreuen und Licht über das bis dahin verhüllte Bild zu verbreiten gesucht, wie denn auch die Sammlung seiner Schriften und die Herstellung eines reinen Textes derselben durch die gelehrten Bemühungen Pfeiffers (1857) zu Stande gekommen ist. Ueber die Lebensumstände des Mannes ist uns indessen auch jetzt noch wenig bekannt. Wir kennen weder sein Geburtsjahr noch seine Heimath. Die Einen weisen uns nach Sachsen, die Andern nach Straßburg. Zuerst begegnen wir ihm im Jahr 1302 als Lehrer in Paris; dann finden wir ihn mit hohen Kirchenämtern betraut in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in Oesterreich, in Straßburg, gegen den Schluß seines Lebens in Köln. Mit den Lehren der Scholastik war er wohl vertraut; er verräth sich als einen Schüler des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino. „Ich habe," so bezeugt er von sich selbst, „viele Schriften gelesen, beides von heidnischen Meistern und Propheten, vom alten und vom neuen Bunde und habe mit Ernst und mit ganzem Fleiße gesucht, welches die beste und die höchste Tugend sei." In allem aber erweist er sich als einen durchaus originellen Mann, der aus innerm Wahrheitstrieb heraus sich über Gott und die göttlichen Dinge klar zu werden suchte, im Ringen freilich mit der undurchdringlichen Macht des die Gottheit umschließenden Geheimnisses.

Eckhart steht auf der Grenze zwischen der häretisch-pantheistischen und der kirchlichen Mystik. Wenn wir früherhin die Beobachtung gemacht haben, daß die Dominikaner in der Regel als die Wächter der kirchlichen Orthodoxie erschienen, die Franciskaner dagegen leicht zur Opposition hingetrieben werden konnten, so leidet dieß wohl auch seine Ausnahme. Indessen ist auch hier noch ein Unterschied. Eckhart galt anfänglich für kirchlich rechtgläubig. Bis zum Jahr 1307 blieb seine Orthodoxie unangefochten. In der That erhob er auch keinen Widerspruch gegen die Kirche von sich aus, noch schloß er sich solchen an, die den herrschenden Glauben bedrängten. Agitatorisches lag in seinem Wesen nicht. Er war eine in sich gekehrte Natur, und einzig der Durst nach Erkenntniß, das Verlangen, die Tiefen der Gottheit zu ergründen führte ihn weiter als er es ahnen mochte, führte ihn, ohne

*) Martensen, Meister Eckart, eine theologische Studie. 1842. Steffensen, in Gelzers Monatsblättern. 1858. Bach, Meister Eckhard. 1864. Lasson, Meister Eckhard, der Mystiker. Berlin 1868.

daß er es wollte, bis an den Abgrund der Häresie.*) Gleich ander christlichen Denkern schloß er sich an Plato an, den er den „großen Pfaffen" (Priester) nannte; freilich war sein Platonismus jener Neuplatonismus, wie er von Anfang an mit dem Christenthum eine Verbindung einzugehn versucht hat. In Folge dieser idealistischen Philosophie verfiel auch Eckhart auf ähnliche Sätze wie Scotus Erigena im 9., wie Amalrich von Bena im 12. Jahrhundert vor ihm. Gott ist ihm das alleinige Wesen und außer ihm ist nichts. Alles Irdische ist nur Gleichniß, nur Schale. Willst du den Kern haben, so mußt du die Schale zerbrechen. Gott ist weder dieß, noch das, er ist nicht, wie man es sonst ausdrückt, das höchste Wesen, sondern das Wesen schlechthin.**) Eckhart unterscheidet die Gottheit und Gott. Aus der Gottheit wird Gott herausgeboren. Gott bespiegelt sich ewig in sich selbst, das ist die ewige Zeugung des Sohnes. Erst in der Creatur und durch die Creatur kommt Gott zum Bewußtsein seiner selbst. Gott ist das All der Dinge. In dieses All sich zu versenken, seine Eigenheit aufzugeben und Eins zu werden mit Gott, das war überhaupt das Losungswort der Mystik. Und diese Forderung stellt denn auch Eckhart an den Menschen. Der Mensch soll beständig seinem Gemüthe himmlische Bilder vorhalten und göttliche Worte; er soll allerwegen das höchste Gut gegenwärtig haben, soweit es die Natur zu ertragen vermag; er soll immerdar darin wohnen. Um das zu können, muß er aus der Mannigfaltigkeit, der Endlichkeit der Dinge hinaus und in Gott eingehen. Das ist die „Abgeschiedenheit", die zu Gott hinführt. Wo die Creatur endet, erst da beginnt Gott. Unser Ich soll

*) „Er stand," sagt Hase, „mit seinem Gefühl der Gottesnähe und mit seiner heiligen Liebesgluth gleichsam schwindelnd auf einer Höhe, auf welcher der Unterschied zwischen Gott und Mensch, zwischen Christus und Geist, zwischen Gut und Bös ihm verschwand." Es waren aber, wie Lasson (S. 58) bemerkt, nicht sowohl seine theoretischen Lehrsätze, die ihm verübelt wurden, als daß er die tiefsten Geheimnisse der Schule vor die unwissenden Laien brachte, die sich um ihn schaarten und die man dann mit dem herkömmlichen Ketzernamen „Begharden" u. s. w. belegte.

**) „Gott ist ein über das Wesen erhabenes Wesen und Nichtwesen zugleich .... Gott ist das Nicht Gottes, das Nicht des Geistes, das Nicht der Person, das Nicht des Bildes, ein lautres ungemischtes klares Eins ohne alle Zweiheit .... Gott ist sich selber ein Nichts und ein Nichts dem Inbegriff aller Creaturen, aber zugleich ist in Gott nichts Negatives; er ist die umfassende Einheit alles Positiven." Vgl. Lasson S. 111 und an andern Stellen, z. B. S. 123: „Gott wird und entwird" (er kommt zu sich, indem er sich verliert)? — Wenigstens warf ihm die päpstliche Bulle vor, er habe gelehrt: Deum fore in quadam perditione).

mit dem seinigen zu einem Ich werden, zu einer Substanz. Wie sich die Speise mit dem Körper vereinigt, wie im Sacrament des Abendmahls Brot und Wein in Gottes Wesen verwandelt werden: so soll eine ähnliche Verwandlung mit dem Menschen vor sich gehen. Wer kann leugnen, daß diese Forderung Eckharts zusammenkommt mit der Forderung des Christenthums selbst, dessen höchstes Ziel Gemeinschaft des Menschen mit Gott ist? Lehret doch auch die Schrift, daß wir göttlichen Geschlechts sind; denn in Gott leben, weben und sind wir, und Paulus weiß ja nichts Höheres von sich zu sagen, als hinfort lebe nicht er mehr, sondern Christus lebe in ihm. Und doch wird jeder, der die kühne Sprache der Mystiker mit der Sprache der Schrift vergleicht, den Unterschied merken, wenn er sich auch nicht gleich darüber Rechenschaft zu geben weiß. Er wird merken, daß diese Gemeinschaft mit Gott, wie sie nach der Lehre der Schrift durch Christus vermittelt erscheint, gleichwohl die Schranke innehält zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf, während eben diese Schranke von den Mystikern übersprungen wurde. Er wird merken, daß das Beseligende, das in der evangelischen Lehre liegt, hier umschlägt in ein Berauschendes, daß die Demuth des Glaubens umschlägt in den Hochmuth eines über alle die Hemmungen der Sünde und des Irrthums, womit auch der Frömmste behaftet ist, sich kühn hinwegsetzenden Idealismus. Mochten auch Eckhart und ähnliche Geister für ihre Person in Demuth beharren, ja diese Demuth sogar über das Maß des Christlichen hinaus bis zur Vernichtung ihres persönlichen Wesens treiben, so war doch der ganze Ton ihrer Lehre nur zu sehr geeignet, in dem Munde der weniger geweiheten Naturen zum schreienden Mißton zu werden. Aus der überspannten pantheistischen Theorie, die manchem unbefangenen Ohr sogar als Lästerung klingen mußte, folgten dann eben jene praktischen Sätze, die, je nachdem sie gefaßt wurden, höchst bedenklich werden konnten für das fromme Leben des Einzelnen und der ganzen Gemeinde. So heißt es z. B. bei Eckhart: Wer Eins mit Gott geworden, der ist über den Standpunkt der Gnade hinaus, der braucht auch nicht mehr zu beten; er steht nicht mehr unter Gott und Gott über ihm, sondern er ist in ihm. Gottes Dasein ist so gut abhängig von dem meinigen, als mein Dasein von dem seinigen; wäre ich nicht, so wäre Gott nicht: er kann meiner so wenig entbehren, als ich seiner. Was den Menschen von Gott trennt, das ist nur das Aeußerliche, Unwesentliche; im Wesentlichen ist er mit Gott eins. Mit Gott ein Geist, mit Christo ein Leib — das ist die wahre Einigkeit. Nun wirkt auch der Mensch nicht mehr sein eignes Werk; er wirkt alles mit Gott. Ja, Gott selbst wirkt alles in ihm

er ist der Thäter seiner Handlungen. Daraus folgen dann die praktischen Sätze, die wir schon bei den Brüdern und Schwestern des freien Geistes gefunden haben: „Alles ist recht und gut, was ein mit Gott Eins gewordener Mensch thut. Hast du Gott lieb, dann kannst du thun, was du willst; du willst ja nur das Ewige, das was Gottes ist.“ Dieser letzte Satz hat unstreitig seine Wahrheit, aber ohne nähere Verständigung hingeworfen, wie leicht konnte er da ein Funke werden, der in den Händen eines Leichtsinnigen, statt zu einer heiligen Flamme angefacht, zum verderblichsten Brande sich entzünden konnte! Demselben Mißverstand ausgesetzt waren Aeußerungen wie die, daß das Gute nicht gut ist, weil es Gottes Wille ist, sondern vielmehr ist es darum Gottes Wille, weil es gut ist. Der wahrhaft Fromme liebt das Gute um sein selbst willen. Könnte man denken, daß Gott nicht gerecht wäre, so wäre Gott keiner Bohne werth. Weder die Qualen der Hölle, noch die Freuden des Himmels können den Frommen von Gott und seiner Gerechtigkeit abbringen. Das Gute an sich, das Einssein mit Gott ist unserm Mystiker der Inbegriff aller Seligkeit. Das Böse ist ihm das Nichtige, die Verdammniß ein Nichthaben Gottes. Alle Gottlosigkeit trägt ihre Verdammniß in sich selbst. Das Feuer der göttlichen Liebe wird dem, der nicht von diesem Feuer entzündet ist, von selbst zu einem quälenden, zu einem verzehrenden Feuer. „Nimm eine feurige Kohle und lege sie auf deine Hand, so empfindest du Schmerz: du würdest diesen Schmerz aber nicht empfinden, wenn deine Hand selbst von Feuer wäre.“ Nur der also empfindet das Feuer des göttlichen Zornes, das Feuer der Hölle als ein strafendes und vernichtendes Feuer, der nicht das Feuer der göttlichen Liebe in sich trägt. Wer von diesem Liebesfeuer erfüllt ist, für den giebt es keine Qual der Hölle. Dasselbe Feuer, das für den Gottlosen ein verzehrendes Feuer ist, ist für den Frommen die belebende Flamme der Gottesliebe. Meister Eckhart ist gegen alles, was an Lohnsucht und Werkheiligkeit erinnert, und darin ist er ein Vorläufer der Reformation. Das Sichversenken in die göttliche Liebe ist das A und O seiner Theologie. Von dieser uneigennützigen Gottesliebe fließen Mund und Feder beständig über: „Gott stellt uns mit nichts so kräftig nach, als mit der Liebe. Es ist mit der Liebe wie mit der Angel des Fischers. Dem Fischer wird der Fisch nicht zu Theil, er hafte denn an der Angel. Hat ihn aber die Angel erfaßt, so ist der Fischer des Fisches auch sicher, wie auch dieser sich sträube. So gilt es von der Liebe: wer von ihr gefangen wird, der trägt die allerstärkste Fessel und doch eine süße Bürde. Nichts macht dich Gott und Gott dir

so eigen, als diese süße Fessel. Wer diesen Weg gefunden hat, der suche keinen andern: wer an dieser Angel haftet, der ist so gefangen, daß Fuß und Hand, und Mund und Herz, und alles was im Menschen ist, Gottes eigen sein muß. Das Ruhen in dieser Liebe ist heilbringender und Gott wohlgefälliger, als alles Thun der guten Werke und alle Uebungen derer, die außerhalb der Liebe stehen." Nichts desto weniger empfahl Eckhart auf's dringendste die Werke der Liebe. Ja, es kann uns auffallen, wenn er in scheinbarem Widerspruch mit dem Gesagten die liebesthätige Martha sogar einmal höher stellt, als die in frommer Contemplation versunkene Maria. Wenn auch das innere Leben an sich das bessere ist, so ist doch zuweilen auch das äußere besser, wenn nämlich ein Bedürfniß leiblicher Hülfe vorhanden ist. In einem solchen Fall ist es besser, dem Hungrigen Speise zu reichen, als sich derweilen in innerer Betrachtung zu ergehen. Wäre ein Mensch in Verzückung wie St. Paulus und wüßte er einen Kranken, der eines Süppleins von ihm bedürfte: es wäre viel besser, du ließest aus Liebe von der Verzückung und dientest dem Dürftigen. — Es dürfte überhaupt nicht schwer sein, Widersprüche aus Eckharts verschiedenen Aeußerungen herauszufinden, aber bei einem solchen Reichthum des innern Lebens dürfen wir es uns nicht verdrießen lassen, dem tiefern Grunde nachzuforschen, aus dem auch das scheinbar Widersprechende ervorging.

Meister Eckhart hatte zuerst in Straßburg seine Lehre vorgetragen. Dort hatten auch die Brüder und Schwestern des freien Geistes sich eingefunden, gegen welche der Bischof von Straßburg, Johann von Ochsenstein im Jahr 1317 ein Verdammungsurtheil gesprochen hatte. Nun wurde auch Eckhart ihnen gleichgestellt. Er war von Straßburg nach Frankfurt am Main berufen worden als Prior der dortigen Dominikaner. Schon hier erhob sich Klage wider ihn. Als er darauf sich nach Köln begeben, so wurde ein Inquisitionsprozeß gegen ihn eingeleitet. Eckhart sollte widerrufen; er appellirte im Januar 1327 an den Papst Johann XXII. in Avignon. Auch dieser verdammte von den ihm vorgelesenen 28 Sätzen Eckharts 17 als ketzerisch, die übrigen aber als verdächtig und christlichen Ohren übelklingend. Die wider ihn erlassene Bulle vom 27. März 1329 erlebte Eckhart nicht mehr; er war unterdessen gestorben. Ob er, wie behauptet wird, vor seinem Tode noch einen Widerruf geleistet habe, ist mindestens zweifelhaft. Jedenfalls blieb trotz der päpstlichen Verdammung sein Name in hohem Ansehn und seine Predigten wurden in vielen Klöstern Deutschlands, der Schweiz

und auch in Böhmen abgeschrieben und verbreitet.*) Die Innigkeit des religiösen Lebens hatte nun einmal doch für fromme Gemüther etwas Gewinnendes und Ergreifendes, und selbst die Beimischung von Unklarem hatte, wie wir schon das letzte Mal bemerkten, für Viele einen besondern Reiz.

Die Gedanken Eckharts, sagt Lasson,**) waren damit (daß sie vom päpstlichen Stuhle verdammt wurden) nicht todt; sie gewannen jetzt erst rechtes Leben. Begeisterte Schüler trugen sie in alle Welt hinaus, und obgleich von der Kirche verstoßen, blieb Eckhart der Meister, zu dem sich viele der edelsten, frömmsten, geistvollsten Männer ohne Scheu und mit tiefster Verehrung bekannten. Nun wurde Eckhart „der Meister" schlechtweg für ein ganzes Geschlecht von Theologen; er heißt der große, der hohe, der selige, der göttliche Meister, der Meister, dem Gott nie etwas verbarg, der die Wahrheit lehrte „alle Fahrt". Man trug sich mit einzelnen Sprüchen von ihm: das Gottinnigste und Tiefste, auch wohl das Befremdlichste und im Ausdruck Paradoxeste liebte man an seinen Namen zu knüpfen. Sammlungen von solchen mündlichen Aussprüchen des edeln Meisters gingen von Hand zu Hand.

Wie weit die Neigung zur Mystik um diese Zeit verbreitet war, namentlich am linken Rheinufer, in der sogenannten „Pfaffengasse", von Straßburg abwärts bis Köln, aufwärts bis Basel, das zeigt uns jene weitgehende Verbindung der Gottesfreunde,***) die ihren Sitz in Basel hatten; denn hier lebte Nicolaus zum goldenen Ring, der große Gottesfreund im Oberlande, dem die Geister unterthan waren, wie nur immer einem Papste. Er war der unsichtbare Papst einer unsichtbaren Kirche.

Das Leben dieses Nicolaus hat in seinen ersten Anfängen viele Aehnlichkeit mit dem des Peter Waldus oder auch dem des heiligen Fran-

---

*) Die Predigten Eckharts sind geistreich, aber voll Allegorien im Geschmack der Zeit; vgl. die Predigt über die Auferweckung des Jünglings von Nain (F. Pfeiffer S. 253). Da ist die Wittwe (vidua) die Seele und der todte Sohn die Vernunft, welche der Herr neu beleben muß. Auch die Samariterin am Brunnen wird der Seele des Menschen verglichen. Sie hat fünf Männer gehabt, das sind die fünf Sinne, mit denen sie gesündigt. Christus sagt zu ihr: bringe mir deinen Mann, und sie antwortet: ich habe keinen. Sie hatte recht: denn sie hatte den freien Willen, den Mann verloren. (Vgl. S. 109.) Hier berührt sich die mystische Behandlung der evangelischen Geschichte auffallend mit der mythischen.

**) a. a. O. S. 64.

***) Wackernagel, in den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte." Basel 1843, C. Schmidt, Basel im 14. Jahrhundert. S. 253 ff. Derselbe: Nicolaus von Basel ausgewählte Schriften. Wien 1866.

ciscus. Auch er ging, wie jene beiden, aus dem Kaufmannsstande hervor. Dabei war er aber auch in Tournieren und Waffenspielen wohl bewandert. Er war mit einer reichen Braut verlobt; am Abend aber vor der Hochzeit, als er eben beim flackernden Kerzenlichte vor dem Crucifix betete, schien es ihm, als neige sich dasselbe gegen ihn; er glaubte die Stimme zu vernehmen: stehe auf, entsage der Welt, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach! — Am andern Tage erklärte er den Hochzeitsgästen, er habe eine andere Braut gewählt: der Königin des Himmels sei er verlobt; auch die bisherige Verlobte legte ihren Brautschmuck ab und zog sich in die Einsamkeit zurück, um Zeitlebens Gott zu dienen. Nun zog sich Nicolaus in die Nähe des Predigerklosters zurück und vertiefte sich immer mehr in die göttliche Contemplation. Auch er gelangte dahin, von Gott nichts mehr zu bitten, sondern sich lediglich an ihn hinzugeben in ungestörter Beschaulichkeit. In diesem Zustande hatte er Visionen, die er für göttliche Offenbarungen hielt. Er nannte sich nun mit besonderm Nachdruck einen „Freund Gottes" und suchte auch Andere für diese Freundschaft zu gewinnen. Bald traten auch vier Genossen zu ihm, unter ihnen ein ehemaliger Ritter, ein Domherr und ein bekehrter Jude, Abraham. Diese Gemeinschaft der „Gottesfreunde" übte nun im Stillen einen mächtigen Einfluß auf Geistliche und Laien, nicht in Basel allein, sondern weit umher in der Umgegend. Nicolaus selbst unternahm mehrere Reisen nach Ungarn hinein und stand mit einem großen Theil der abendländischen Christenheit in brieflichem Verkehr. Auf die Frauen wirkte die Schwester des Nicolaus, Margarethe zum goldenen Ring, die sich zu den Beginen hielt. Das Beispiel des Nicolaus fand auch anderwärts Nachahmung. So entsagte in Straßburg der reiche Kaufmann Rulman Merswin seinem bisherigen Berufe und trat gleichfalls in die Gemeinschaft der Gottesfreunde ein. Er ist der Verfasser des Werkes „von den neun Felsen", das bei den Mystikern in hohem Ansehn stand, und früher dem Suso zugeschrieben wurde.*) Nach dem großen Erdbeben richtete Nicolaus von Basel 1356 ein Sendschreiben an alle Christen, worin er sie zur Buße ermahnte. Achtzehn Jahre später aber (1374) entschloß er sich mit seinen vier Freunden, Basel zu verlassen. Die „fünf Mannen" überließen sich der Leitung eines schwarzen Hündleins, dem sie nachgingen, bis sie endlich auf einem Berge in der Nähe von Luzern, wie vermuthet wurde auf dem „Herrgottswalde", sich niederließen. Ein späterer Aufenthalt derselben war

*) Herausgegeben von C. Schmidt. Leipzig 1859.

ein in einen Felsen gehauenes Kirchlein, was auf das „Wildkirchlein" im Kanton Appenzell schließen läßt. — Nicolaus hatte im Jahr 1377 in Begleit eines seiner Genossen eine Wallfahrt nach Rom unternommen, wohin Papst Gregor XI. von Avignon wieder zurückgekehrt war. Die Pilger wollten den heiligen Vater um Abstellung der vielfachen Gebrechen der Kirche ersuchen. Dieser traute ihnen erst nicht: jedoch wurde er von ihrem Wesen eingenommen, und entließ sie freundlich. Als aber dann später die Gottesfreunde in Folge eines vom Himmel gefallenen Briefes (ganz ähnlich wie bei den Geißlern) noch ernster und eindringlicher die Christenheit zur Buße mahnten, da wurden sie als Häretiker verfolgt. In dem Brief war ihnen befohlen worden, drei Jahre sich eingeschlossen zu halten, dann aber, wenn die Welt sich nicht bekehrt habe, sich in die fünf Enden der Erde zu vertheilen. Von da an verlautet nichts Sicheres mehr über sie. Von Nicolaus selbst wird gemeldet, daß er zu Vienne in dem Dauphiné sei gefangen und vor ein Inquisitionsgericht gestellt worden, das ihn zum Feuertod verurtheilte. Ein gleiches Schicksal traf auch andere Gottesfreunde. So wurde noch 1393 der Benedictiner Martin von Mainz aus der Abtei von Reichenau zu Köln als Ketzer verbrannt, weil er dem Nicolaus von Basel gehorsam gewesen.

Mit Nicolaus und den Gottesfreunden in Verbindung finden wir denn auch drei Männer, die wir als die Hauptrepräsentanten der Mystik des 14. Jahrhunderts betrachten können, den Johann Tauler in Straßburg, Heinrich Suso in Constanz und Johann Ruysbroek in den Niederlanden.

Johann Tauler (Tauveler),*) 1290 in Straßburg geboren, hatte seine Studien im Dominikanerorden gemacht. Das gewöhnliche Wissen befriedigte ihn nicht. Die Weisheit, pflegte er zu sagen, studiere man nicht in Paris: die rechte hohe Schule sei das Leiden unsres Herrn Jesu Christi. Was Tauler von einem Meister Eckhart unterscheidet, ist, daß bei ihm die Mystik mehr einen praktischen als einen speculativen Charakter annahm und eben darum auch der Kirche weniger Anstoß gab. Er suchte sich von allen pantheistischen Ausschweifungen des Gedankens fern zu halten und sich mit der ganzen Kraft des Gemüthes in Gott zu versenken. Tauler hatte eine Reihe von Jahren als gewaltiger Prediger gewirkt, als er, in seinem fünfzigsten Jahre stehend, mit dem großen Gottesfreunde aus dem Oberlande, mit Nicolaus von Basel bekannt

*) C. Schmidt, Johann Tauler, Hamburg 1841, und in Herzogs Realenc XV. S. 485 ff. Böhringer, in den Biographien 3r Bd.

wurde. Durch diesen wurde er erst recht gedemüthigt, erst vollkommen bekehrt. Er unterwarf sich gänzlich seiner Zucht und ließ sich auch von ihm das Predigen auf zwei Jahre lang untersagen. Als er nun nach dieser Frist wieder auftreten wollte, konnte er vor der dicht gedrängten Versammlung kein Wort hervorbringen. Er sprach blos ein kurzes Gebet; seine Augen flossen von Thränen über; das Volk fing an unruhig zu werden; endlich entließ er die Versammlung mit der Erklärung, es sei ihm dießmal unmöglich zu reden. Die Leute verliefen sich, und bald verbreitete sich das Gerücht, der Mann sei verrückt geworden. Der Orden der Dominikaner nahm dieß auf seine Ehre und verbot hinfort dem Tauler, wieder vor dem Volke aufzutreten; blos lateinisch im Convent durfte er predigen. Nachdem ihm aber das Predigen vor dem Volke wieder war gestattet worden, da war der Zudrang noch größer als zuvor und die Wirkung seiner Predigt außerordentlich. Einst predigte er in einem Frauenkloster über den Text Matth. 25, 6: „siehe der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen!" Er sprach recht in mystischer Weise davon, wie der himmlische Bräutigam komme, die Seele zu suchen, und wie diese bereit sein soll, ihn zu empfangen. Als er nun die Freude der Braut beschrieb bei ihrer Begegnung mit dem Bräutigam, da rief einer aus den Zuhörern: „es ist wahr!" und fiel bewußtlos zur Erde. Eine Frau, die ihn aufhob, bat laut den Prediger, er möge aufhören, damit der Mann nicht unter ihren Händen verscheide. Tauler aber antwortete: „ach lieben Kinder, will der Bräutigam die Braut heimführen, so wollen wir sie ihm gerne lassen; doch will ich ein Ende machen." Er schloß die Predigt mit einigen Worten, las dann die Messe und beim Hinausgehen fand man noch zwölf Menschen auf dem Kirchhof hingestreckt. Tauler predigte gewöhnlich entweder in der Dominikanerkirche selbst oder in Frauenkirchen und Beginenhäusern. „Sein Predigen," sagt der Straßburger Chronist Specklin, „war ein seltsam Ding; er trug weder bloße scholastische Grübeleien, noch unnütze Heiligengeschichten vor; sondern redete mit schlichten Worten, mit inniger Wärme und Herzlichkeit. Seine Hauptabsicht war, die Menschen von der Nichtigkeit des Irdischen zu überzeugen und sie zur Entsagung hinzuführen. Er strafte nicht nur die Laien, sondern auch die Geistlichen, und wurde deßhalb nicht selten angefeindet und verspottet; man nannte ihn einen Anhänger des freien Geistes." — Die Geistlichen hätten ihm gerne das Predigen verboten, aber der Magistrat schützte ihn. Ein Hauptinhalt der Predigten Taulers war die Armuth Christi. *) Er verstand dieß sowohl im leiblichen als im

*) Eine seiner Hauptschriften heißt: Nachfolgung des armen Lebens Christi.

geistlichen Sinne. Eine rechte innige Liebe Gottes und ein Seckel voll Pfenninge, meinte er, gingen nicht wohl zusammen. Besonders aber hob er die geistliche Armuth hervor. Der Mensch muß sich selbst verleugnen, sich selbst ausziehen, in sein Nichts sich versenken; dann aber muß er wieder in sich eingehen, den „äußerlichen Menschen in den innerlichen bringen" und durch dieses Eingehen in sich selbst findet er auch den Eingang zu Gott. Auch Tauler gebraucht, wie Eckhart, das Bild von Fisch und Angel, um das Verhältniß der an Gott hangenden Liebe zu versinnlichen. „Wer an dieser Angel hängt, der ist also gefangen, daß die Füße, Hände, Mund, Augen und Herz und alles was an dem Menschen ist Gott eigen sein muß . . . Darum luge (siehe) allein nach dieser Angel, so wirst du seliglich gefangen, und je gefangener, desto freier." — Tauler ging in seinen Predigten auch wohl auf die Bibel zurück: aber eine ruhige, besonnene Schrifterklärung war seine, war überhaupt der Mystiker Sache nicht; sondern er gefiel sich mit allen Mystikern in allegorischen Deutungen. Das Geschichtliche sollte nur der Gegenwart dienen. Christus *für* uns trat zurück hinter den Christus *in* uns. Ohne die heilige Geschichte zu leugnen oder umzudeuten, legte Tauler doch auf die das Heil gründenden Thatsachen weniger Gewicht, als auf das im Gemüthe der Menschen sich verwirklichende Heil selbst. Daß Christus *in uns* geboren, daß der sündige Mensch in *uns* gekreuzigt, Christus geistig *im Herzen* auferstehe und wir durch den Eingang mit Gott *unsere* Himmelfahrt halten, das ist der immer wiederkehrende Inhalt seiner Festpredigten. *) Seine Sprache ist oft dunkel und überschwänglich. So redet er von einem „Ertrinken in dem grundlosen Meere der

*) Vgl. Johann Taulers Predigten, nach den besten Ausgaben und in unverändertem Text in die jetzige Schriftsprache übertragen. Frankf. a. M. 1826. III. — Zum Belege des von uns Gesagten möge gleich die erste Predigt dienen, eine Weihnachtspredigt. Da redet er von einer dreifachen Geburt des Herrn. „Die erste und oberste Geburt ist, daß der himmlische Vater gebieret seinen eingebornen Sohn in göttlicher Wesentlichkeit, in persönlichem Unterschied (also die ewige Zeugung des Sohnes vom Vater); die andere Geburt, die man heute begehet, ist das mütterliche Gebären, das geschah in jungfräulicher Keuschheit und in rechter Lauterkeit. Die dritte Geburt ist, daß Gott alle Tage und alle Stunden wird wahrlich geistlich geboren in einer guten Seele mit Gnade und mit Liebe." Da verweilt er am längsten bei 1 und 3, während das Historische (2) nur kurz zum Schlusse behandelt, aber nur zur Verherrlichung der Maria verwendet wird. Die Festgeschichte als solche kommt dabei gar nicht in Betracht. Aehnlich in andern Predigten. Von seiner mystisch speculativen Sprache nur ein Beispiel aus dem 1. Theil der Predigt: „Welches ist nun die Eigenschaft, die wir in der väterlichen Geburt merken und lernen sollen? Das ist also zu verstehen: Der Vater in seiner persönlichen Eigenschaft kehret sich in sich selbst mit

Gottheit", von einem „Verschmelzen in dem Feuer seiner Liebe", einem „Trunkenwerden in Gott" u. s. w. Daneben aber finden sich auch wieder praktische Ermahnungen. Wir wiederholen es: Die fortgesetzte Richtung auf das Sittliche, auf die Besserung des Herzens und Lebens bewahrte ihn vor den Abgründen des Pantheismus, an die er wohl hie und da streifte,*) in die er aber nicht so weit sich verflechten ließ, als der mehr speculative Meister Eckhart. Er starb 1361 zu Straßburg, im Gartenhause seiner Schwester, die ihn in seinen alten Tagen verpflegt hatte. Schon zu seinen Lebzeiten ward er von seinen Anhängern wie ein Heiliger verehrt. Christina Ebner, Aebtissin des Klosters Engelthal bei Nürnberg, die sich göttlicher Eingebungen rühmte, sagte von ihm, er sei der Mensch, den Gott auf Erden am meisten liebe, der heilige Geist wohne in ihm als ein süßes Saitenspiel. Damit contrastirt freilich eine dunkle Sage, die sich nach seinem Tode verbreitete: er habe um sechserlei Sünden willen sechs Jahre im Fegfeuer schmachten müssen. Von diesen Sünden werden besonders zwei hervorgehoben, daß er die Almosen nicht immer nach dem Sinne des Gebers vertheilt und daß er sich von seiner Schwester zu wohl habe verpflegen lassen.

Zehn Jahre jünger als Tauler war der im Jahr 1300 geborene Heinrich vom Berg, der Süß (der Seuse Suso) genannt.**) Das Geschlecht derer vom Berg war ein altes adliches Geschlecht im Hegau am Bodensee. Constanz war die Geburtsstadt unsres Heinrich und dort wurde er auch in einem Predigerkloster erzogen zur Freude der frommen Mutter, die ihre Frömmigkeit vor dem rauhen Gatten verbergen mußte

---

seiner göttlichen Verständniß und durchsiehet sich selber in klarem Verstehen in dem wesentlichen Abgrund seines ewigen Wesens, und dann von dem bloßen Verstehen seiner selbst spricht er sich ganz aus, und das Wort ist sein Sohn und das Bekennen seiner selbst ist das Gebären seines Sohnes in der Ewigkeit; er ist innebleibend in wesentlicher Einigkeit und ist ausgehend in persönlichem Unterschied. Also gehet er in sich und bekennet sich selber und geht dann aus sich selber in Gebären seines Bildes, das er da bekannt und verstanden hat in persönlichem Unterschied. Er gehet wieder in sich in vollkommenem Gefallen seiner selbst; das Gefallen seiner selbst fließet aus in eine unaussprechliche Liebe, das da ist der heilige Geist. Also bleibet er inne und gehet aus und gehet ein. Darum sind alle Ausgänge um der Wiedereingänge willen."

*) So lautet es allerdings höchst bedenklich wenn er sagt, daß der mit Gott Eins gewordene Mensch keiner Gnade mehr bedürfe und auch nicht mehr nach der Tugend zu streben brauche. — Gnadenlos und tugendlos zu werden wäre demnach das Ziel der Frömmigkeit? — So konnte der rohe Sinn der Menge es auslegen.

**) Diepenbrok, Heinrich Suso, 2. Aufl. Regensb. 1837. Die Briefe Suso's sind von Preger nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts herausgegeben worden. Leipzig 1867. Schmidt, in den Studien und Kritiken 1843. Böhringer a. a. O.

und die sich dann nur um so inniger des gleichgesinnten Sohnes freute. Eine Zeit lang studierte Heinrich in Köln und schloß sich an den Meister Eckhart an, aber erst nach dem Tode seiner Mutter gelangte er zur „rechten Einkehr", wie er's nannte. Jetzt verlobte er sich feierlich der göttlichen Weisheit, die er als seine Geliebte, als seine „Minnerin" erwählte. Von nun an erscheint ihm auch die Geliebte in Visionen; „sie schwebt hoch über ihm in einem Wolkenchor, sie erglänzt vor ihm als der Morgenstern; ihre Krone ist die Ewigkeit, ihr Gewand ist die Seligkeit, ihre Worte sind lauter Süßigkeit." Sie richtet an ihn die Worte der Schrift: „gieb mir, o Sohn! dein Herz," und um ihr dann wieder ein sichtbares Zeichen seiner Minne zu geben, gräbt sich Suso mit einem eisernen Schreibgriffel den Namen Jesus auf die Brust. (Jesus ist die ewige Weisheit, aber unter weiblicher Benennung.) Von der Geliebten empfängt er hinwiederum den Namen „Herzenstraut" (Amandus). Unter diesem lateinischen Namen ließ er dann auch seine Schriften ausgehen. Wie nur immer ein Ritter seiner Geliebten Proben seines Gehorsams geben konnte durch allerlei Abenteuer, die er bestand, so auferlegte sich nun Amandus alle ersinnlichen Kasteiungen, um seine „Minnerin", die himmlische Weisheit zu befriedigen.*) Kein Kreuz ist ihm zu schwer, kein Holz zu hart, kein Eisen zu spitz, keine Geißel zu scharf, als daß er nicht gerne damit seinen Rücken belastet und zerfleischt hätte. Und bei all diesem selbsterwählten Leiden war er herzensvergnügt und schwelgte in dem süßen Gefühl seiner Liebestreue. Die Summe seiner Lehre geht in die Worte zusammen, daß ein „gelassener (d. h. ein völlig ergebener, willenloser) Mensch entbildet werden muß von der Creatur und überbildet in die Gottheit." „Meine Menschheit," läßt er die Weisheit (Christum) sagen, „ist der Weg, den man gehen, und mein Leiden das Thor, durch das man dringen muß," wenn man zum Ziele gelangen will. Suso starb 1365 in einem Dominikanerkloster zu Ulm, in das er sich zurückgezogen hatte. — Sein Hauptwerk, das er hinterlassen, ist das von der „ewigen Weisheit". Nur wenige Predigten sind uns von ihm erhalten, von denen einige früherhin Tauler zugeschrieben wurden und deren Inhalt der eine immer wiederkehrende Gedanke seiner Theologie ist: mit Christo zu sterben, um mit ihm zu auferstehen zum Leben in Gott.**)

*) „Er ist wie ein schwäbischer Minnesänger, aber seine Minne die ewige Weisheit; ihr huldigt er in dunkler Sehnsucht und jugendlicher Lust." Hase.

**) So heißt es in der 4. Predigt (bei Diepenbrok S. 463): „Dieß ist der Grund und das Fundament unsrer Seligkeit, ein Verwerben und Vernichten unser selbst."

Mit Tauler und Suso wird gewöhnlich zusammen genannt der niederländische Mystiker Heinrich Ruysbroek,*) geboren zu Ende des 13. Jahrhunderts in einem Dorfe dieses Namens in der Nähe von Brüssel. Er heißt der ekstatische Lehrer (Doctor ecstaticus), und in der That ist die Ekstase, die Entzückung, das gänzliche Stillestehn des menschlichen Bewußtseins, die Geistesabwesenheit in Beziehung auf die äußern Dinge und das Verlorensein in göttliche Gedanken etwas Charakteristisches in seiner Erscheinung. Oft konnte er mitten auf der Straße stille stehen, ohne zu wissen, was um ihn her vorging, rein hingenommen von den Bildern der innern Welt, die seine Seele durchzogen. Vollends wenn er die Messe celebrirte, konnte er in eine Entzückung gerathen, die mit einer Ohnmacht endete. Darum liebte er die Einsamkeit, um dort sich ganz dem Zuge seines Wesens hinzugeben. Bis zu seinem sechzigsten Jahre war Ruysbroek Weltpriester geblieben und hatte die Geschäfte eines solchen besorgt. Nun aber zog er sich mit einigen Freunden nach dem Kloster Grünthal in Brabant zurück. Sein Ruf zog viele Leute dahin, besonders die Gottesfreunde; auch von Straßburg und Basel erhielt er Besuche. So auch von Tauler. Er starb den 2. December 1381 in einem Alter von 88 Jahren. Er soll seinen Tod vorausgesagt haben. Auch bei ihm treffen wir dasselbe Streben, durch Aufgeben seiner selbst zur Ruhe in Gott zu gelangen. In der göttlichen Dreieinigkeit erblickt Ruysbroek den innern Prozeß, den auch der Mensch zu gehen hat durch Gott in Gott. Wie Gott sich in der Dreiheit der Personen offenbart, sich aber selbst wieder in sich zurücknimmt, so soll auch das active Leben des Menschen zurückkehren in das passive der ewigen Ruhe in Gott.

Ich kann die Geschichte der Mystiker nicht schließen, ohne auch noch zweier Frauen erwähnt zu haben, bei denen eine ähnliche Geistesrichtung sich kundgiebt, wie wir sie bei einem Nicolaus von Basel, einem Tauler, Suso und Ruysbroek erkannt haben. Gehört auch ihre Erscheinung mehr

---

Wer gewerden will, was er nicht ist, der verzichte und verwerde dessen, was er ist. Das muß immer von Noth sein. Das wonnigliche lautere Gut, das Gott heißt und ist, das ist in sich selbst, in seinem istigen Wesen inneblelbend, ein wesentliches, stillstehendes Wesen, sich selbst wesend und seiend; dem sollen alle Dinge sein, und nicht sich selber, sondern ihm, durch ihn. Er weiset und wirket alle Dinge, und nicht wir, denn in ihm." Freilich gelangen nicht alle zu diesem Ziel: „Die Einen gehen ab, die Andern gehen zu, die Dritten gehen ein: das sind anhebende, zunehmende und vollkommene Leute."

*) Engelhardt, Richard von St. Nicolaus und Joh. Ruysbrock. Erlangen 1838. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. I. S. 35. 61. Böhringer a. a. O. C. Schmidt in Herzogs Realencyklopädie XIII. S. 188.

der Geschichte der Askese, als der der Mystik insbesondere an, so berechtigt uns doch wohl die nahe Verwandtschaft, in welcher die eine Richtung zur andern steht, ihrer hier zu gedenken. Ich meine die dem Süden Europa's angehörige heil. Katharina von Siena und die nordische Heilige, die heil. Brigitta; es sind eben die beiden Frauen, welche den Papst Gregor XI. zur Rückkehr nach Rom bewogen hatten.

Die heil. Katharina von Siena (Benincasa), geb. 1347, war die Tochter eines Färbers oder Tünchers jener Stadt, von der sie den Beinamen führt, um sie von andern heiligen Katharinen, deren es mehrere giebt, zu unterscheiden. Schon als Kind verrieth sie einen großen Hang zu frommen Uebungen und zum Einsiedlerleben und hatte Visionen, in welchen sie mit den Geistern des Abgrunds kämpfte. Sie las die Geschichten der alten Anachoreten und suchte ihre Lebensweise nachzuahmen. Kaum war sie zwölf Jahre alt geworden, als ihre Eltern schon darauf dachten, sie zu verheirathen. Sie aber hatte in ihrem Herzen schon das Gelübde ewiger Jungfrauschaft abgelegt. Ihren Haarschmuck hatte sie schon früher zum Opfer hingegeben. Es gelang ihr, ihren Vater umzustimmen, der sie nun auch ihrem eigenen Wesen überließ. Nun gab sie sich von ihrem fünfzehnten Lebensjahr an der strengsten Askese hin; sie versagte sich den Genuß des Weines (das heil. Abendmahl ausgenommen) und des Fleisches, aß nur ungekochtes Kraut, mit etwas Oel, Obst und Brot; sie trug ein rauhes Bußgewand auf ihrem Leibe nebst einem eisernen mit Stacheln besetzten Gürtel, schlief auf bloßer Erde und schloß sich endlich dem dritten Orden der Dominikaner an, dessen Ordenskleid sie nun auch trug und dessen Disciplin sie sich in allen Stücken, die täglichen Geißelungen inbegriffen, unterwarf. Drei Jahre lang beobachtete sie ein ununterbrochenes Stillschweigen und ruhte nicht, bis ihre Seele sich zu jenem innern Frieden hindurchgerungen hatte, der das Ziel aller Mystik und Askese war. Mit dem Heiland hatte sie sich förmlich verlobt. In einer Vision empfing sie von ihm den Trauring, in einer andern schenkte sie ihm ihr Herz. Der Herr selbst nahm es aus ihrer linken Seite heraus. Sie wandelte fortan umher ohne Herz im Leibe. Und doch war es das Herz, das ihren ganzen Wandel bestimmte. Sie hatte es in der That dem Herrn geschenkt, insofern es von nun an nur für das Wohl derer schlug, an die er uns als an seine Brüder und Schwestern gewiesen hat; denn vor allen Dingen übte sie sich im Gutesthun und in der Pflege der Kranken und Siechen, auch der ekelhaftesten, deren sich sonst niemand annahm. Auch in diesem ihrem Liebesdienste wurde sie durch Wunder unterstützt; denn die Gaben mehrten sich unter ihren Händen in dem

Maße, als sie aus denselben verschwanden. Als im Jahr 1374 die Pest in Italien wüthete, unterzog sie sich nicht nur dem Dienst der Kranken, sondern suchte auch durch vermehrte Bußübungen den Zorn des Himmels zu wenden. Sie hatte nicht nur zahlreiche Jüngerinnen unter ihrem Geschlechte, sondern auch Männer vornehmen Standes schlossen sich ihr an, wie der Senator Stephan von Siena, der ihr Leben beschrieben hat. „Dieses Leben," bezeugt er, „schien ein ununterbrochenes Wunder zu sein; sie war so von der Welt losgerissen, daß ihre Seele stets auf die innigste Weise mit Gott vereint war." Als ihr der Herr einst in einer Vision erschien und ihr die Wahl ließ zwischen einer goldenen und einer Dornenkrone, griff sie nach der letzteren und drückte sie auf ihr Haupt mit den Worten: „Herr, ich will immer so leben, daß ich an mir das Bild deines Kreuzes sehe und ich meinen Ruhm und meine Wonne in den Leiden und Drangsalen finde." — Bei all ihrer Zurückgezogenheit von der Welt blieb sie doch nicht unthätig, wo es galt durch ihr Ansehn der Kirche zu nützen. Wie sie den Papst in Avignon bewog nach Rom zurückzukehren, ist schon früher erwähnt, und auch während der Zeit der Spaltung arbeitete sie an der Heilung der kirchlichen Gebrechen und machte dem Papst Urban VI. freimüthige Vorstellungen. Mitten unter diesen Bemühungen starb sie zu Rom den 29. April 1380 in einem Alter von 33 Jahren. Ihr Landsmann Papst Pius II. hat ihr das Zeugniß gegeben, man könne sich ihr nicht nahen, ohne besser zu werden; er hat sie später heiliggesprochen (im Jahr 1461) und Urban VIII. hat ihr Fest auf den 30. April verlegt. Ihr Briefwechsel ist erst in unsern Tagen veröffentlicht und ihr Bild von der kunstreichen Hand protestantischer Geschichtschreibung als „Heiligenbild" dargestellt worden. *)

Ein Gegenbild zu dieser Italiänerin bildet ihre Namensverwandte, die heil. Katharina von Schweden, die Tochter der heil. Brigitta. Reden wir zunächst von der Mutter, Brigitta. Sie stammte, geboren 1302, aus einem edeln Geschlechte, das seinen Stammbaum auf die alten Gothenkönige zurückführte. Auch sie sollte schon in früher Jugend in ihrem sechszehnten Jahre verheirathet werden, und sie wurde es wirklich. Ihr Gemahl war der königliche Rath Wulpho; allein Mann und Frau verstanden sich dazu, ein strenges Leben der Enthaltsamkeit zu führen und ließen sich beide in den Tertiarierorden des heil. Franciscus aufnehmen. Sie widmeten sich Werken der Wohlthätigkeit, stifteten zusammen ein Spital und verpflegten die Kranken. Dann unternahmen

*) Von Tommaseo in Florenz. Vgl. Augsb. Allg. Zeitung, 1860. Nr. 354. Beilage. Hase, Katerina von Siena, ein Heiligenbild. Leipzig 1864.

sie eine gemeinschaftliche Wallfahrt nach St. Jago di Compostella. Der Mann erkrankte unterwegs in Arras; er kehrte nach Schweden zurück und trat mit Bewilligung seiner Frau in den Cistercienserorden. Er starb 1344. Nun widmete sich die Wittwe vollends einem strengen Büßerleben. Zu Wadstena in der Diöcese Lingköping gründete sie ein Kloster für 60 Nonnen. Für die Seelsorge wurden dem Orden 13 Mönche beigegeben, die in einem besondern Gebäude wohnten, im Uebrigen aber der Ordensregel sich unterwarfen. Brigitta wallfahrtete sodann nach Rom und stiftete auch dort ein Haus für arme Studierende und Pilgrime. Sie glaubte besondere göttliche Offenbarungen empfangen zu haben und ließ dieselben sorgfältig von ihren beiden Beichtvätern aufschreiben. Später bestätigte das Basler Concil die Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit derselben. Sie athmen den Geist des Franciskanerordens. Nachdem Brigitta noch eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen, starb sie 1373. Die Leiche ward in das von ihr gestiftete Kloster Wadstena gebracht. Schon am 7. Oktober 1391 wurde Brigitta vom Papst Bonifaz IX. heiliggesprochen. Der von ihr gestiftete Orden, der auch Orden des Erlösers (San Salvatororden) hieß, stand, auch die männlichen Mitglieder desselben, unter der Leitung der Aebtissin, welche gleichsam in ihrer Person die heil. Jungfrau Maria darstellte, der der Orden geweiht war, ein ähnliches Verhältniß, wie in dem Orden von Fontevraud. Er breitete sich zuerst im Norden, aber auch in Deutschland, Frankreich, selbst in Italien aus. Für die Reformationsgeschichte (Basels) hat der Orden dadurch einige Bedeutung erlangt, daß Oekolampad eine Zeit lang in dem Brigittenkloster Altenmünster bei Augsburg zubrachte. Von den 8 Kindern, welche Brigitta während ihrer Ehe geboren, ist eine, die schon genannte Katharina von Schweden, selbst wieder eine Heilige geworden. Sie hatte ein ähnliches Schicksal wie ihre Mutter. Sie war erst einem jungen Edelmann vermählt, begleitete aber dann nach dem Tode ihres Gatten ihre Mutter auf ihren Wallfahrten und stand nach deren Tod dem Kloster in Wadstena als Aebtissin vor. Sie starb 1381 und ward ebenfalls kanonisirt.

So hat sich uns neben der Auflösung, welcher das kirchliche Leben des Mittelalters mit dem 14. Jahrhundert verfallen war, eine kräftige Gegenwirkung, ein angestrengtes, fast möchten wir sagen forcirtes Streben nach Heiligung und eine damit einig gehende Vertiefung in die göttlichen Geheimnisse gezeigt, einerseits in den sectirischen Bewegungen und in den Geißelfahrten, die wir in den letzten Vorless. betrachtet haben, andrerseits in der Mystik und Askese, die sich den Formen der katholischen

Kirche und ihrer Orden anschloß. Unstreitig wurde in dieser uns so fremdartigen, vielleicht abstoßenden Form ein reicher Schatz des christlichen Lebens bewahrt. Aber auch diese Form mußte wieder untergehen. Sie konnte wohl einen Damm bilden gegen das einbrechende Verderben, aber keine Brücke, die aus den Zeiten der Verdunklung des Christenthums hinübergeführt hätte in die neue Zeit, in das Jahrhundert der Reformation. Dazu waren noch weitere Vorarbeiten nöthig.

Neunundzwanzigste Vorlesung.

Die Vorläufer der Reformation. — Noch einmal die Waldenser. — John Wikliffe und die Wikliffiten in England. — Die Lollarden. — John Oldcastle, Baron von Cobham.

Daß es dem 14. Jahrhundert, bei allem Trüben und Unerfreulichen, was es mit sich brachte, nicht an großen geistigen Kräften gefehlt hat, hat uns die letzte Betrachtung gezeigt. Die Mystik gehört zu den wichtigsten Erscheinungen auf dem geistigen Gebiete als Ergänzung zur Scholastik. Aber auch nur als Ergänzung hat sie ihren vollen Werth. Nachdem die eine Hälfte des Ringes sich abgenutzt, konnte auch die andere nicht mehr ihre Aufgabe erfüllen. Der reinen Veräußerlichung des Religiösen gegenüber hatte die reine Verinnerlichung eine gewisse Berechtigung. Der auf die historischen Traditionen und auf das historische Recht sich gründenden Hierarchie gegenüber mochte es wohl am Platze sein, an die ewigen Rechte des Geistes zu erinnern, wie sie ihm verbürgt sind durch die Stimme Gottes im Inwendigen. Der Priesterkirche, der Gesetzeskirche gegenüber eine Geisteskirche aufzurichten, die ihr Allerheiligstes nicht in Tempeln hatte mit Menschenhänden gebaut, sondern in der Brust des Menschen, war ein naheliegender Gedanke, mit dessen Verwirklichung die Gottesfreunde allen Ernst machten. Aber dieser reine, von dem Grund und Boden der Geschichte, von aller Ueberlieferung und Gewohnheit sich losreißende Subjectivismus konnte unmöglich auf die Dauer befriedigen, konnte noch viel weniger eine Religion des Volkes, eine Religion der Gemeinde oder gar eine Religion der Massen werden. Es galt auch hier das Wort: Niemand kann einen andern Grund legen, als der da gelegt ist, welcher ist Christus der Gekreuzigte, d. h. eben der historische Christus, der die Welt erlöst, der die Kirche gestiftet und sie auf den Felsen gegründet hat, auf dem sie stehen soll bis an's Ende der Tage. Daß nicht der Mann zu Rom, der sich den Nachfolger Petri

nannte, dieser Fels sei, darauf wurde vielfach hingewiesen, aber von dieser negativen Erkenntniß war noch ein weiter Weg zur vollen und ganzen Erkenntniß des Evangeliums. Ich habe zum Schlusse der letzten Vorles. bemerkt, daß die Mystik wohl einen Damm bilden konnte gegen das Verderben, aber daß sie noch nicht die Brücke sei, welche aus der Zeit des Verderbens hinübergeführt hätte in die einer Reformation. Heute thun wir einen Schritt dieser Brücke entgegen.

Wir sind nun bereits an einem Zeitpunkt angelangt, wo das mittelalterliche Leben sich erschöpft hat, wo eine neue Zeit sich vorbereitet, ja schon im Anzuge ist. Wie zu Ende des Winters schon einzelne Vorboten des Frühlings sich melden, so sehen wir auch mit dem Ende des 14. Jahrhunderts schon einzelne Vorboten der Richtung auftreten, die erst im 16. Jahrhundert ihren vollen Ausdruck erhalten hat, die Vorboten der Reformation. An reformatorischen Geistern hat es zwar zu keiner Zeit gefehlt, aber entweder war ihr Wirken vereinzelt oder es war verflochten in jene schwärmerischen Bewegungen, wie wir sie in der vorletzten Vorles. kennen gelernt haben. Vorläufer der Reformation im engern Sinne können wir nun die nennen, welche sich auf den Grund des Evangeliums, auf den Grund der Schrift stellten; welche auch bei einzelnen Irrthümern, die bei ihnen unterlaufen konnten, doch eben die Grundwahrheiten schon erfaßt hatten, welche die Reformatoren des 16. Jahrhunderts zur Geltung gebracht haben. Zu diesen zählen wir die schon früher genannten Waldenser. Auf sie müssen wir jetzt noch einmal zurückkommen. Wir haben schon früher erwähnt, wie sie von den häretischen Katharen und Albigensern sich eben dadurch unterschieden, daß sie, mit Vermeidung aller pantheistischen Auswüchse, sich rein an das Praktische des Christenthums hielten, an Heiligung der Gesinnung und des Wandels auf Grundlage der Schriftlehre. Wir sagen auf Grundlage der Lehre. Die ganze Lehre der Schrift nach ihrem vollen Inhalt lag ihnen nicht auf einmal klar vor Augen. Ihre Schrifterkenntniß war theilweise noch eine unvollkommene, ihre Schriftauslegung eine im Einzelnen verfehlte; daher theilten sie auch noch manche Anschauungen mit der alten Kirche, die sie erst später ablegten. So die Lehre von den Sacramenten und der Messe, die Verehrung der Heiligen, die Ueberschätzung des jungfräulichen Standes u. a. m. Erst nachdem sie mit den Reformatoren des 16. Jahrhunderts waren bekannt worden, (denn es ist unrichtig, die Waldenser zu den Lehrern der Reformatoren machen zu wollen, deren Schüler sie später wurden,) erst da ging auch mit ihnen eine Reformation vor. Aber im Ganzen muß ihre Richtung dennoch als eine evan-

gelische, als eine solche bezeichnet werden, die nach Maßgabe ihrer Einsicht nichts anderes suchte und nichts anderes wollte als die Verwirklichung des einfachen apostolischen Christenthums. Wie weit sie sich nach ihrer Vertreibung aus den romanischen Ländern auch in andere Länder verbreiteten, ist schwer zu bestimmen, da ihre Verwechslung mit andern Secten fortdauerte. Möglicherweise sind viele von ihnen mit den früher genannten Gottesfreunden in Verbindung getreten. Schon im 13. Jahrhundert mußte ihnen der Dominikanermönch Rainer das Zeugniß geben: „Sie sind ordentlich und bescheiden in ihren Sitten, sie tragen weder kostbare, noch auch ganz armselige Kleider; um Eid, Lüge und Betrug zu vermeiden, treiben sie keinen Handel; sie leben nur von ihrer Hände Arbeit als Handwerker; selbst Schuster sind unter ihnen Lehrer. Sie sammeln keine Reichthümer, sondern sind mit dem Nothwendigen zufrieden. Sie sind keusch, besuchen keine Schenken, Tänze und andere Eitelkeiten. Sie enthalten sich des Zornes, arbeiten, lernen und lehren, aber beten desto weniger." Ohne Zweifel dachte dabei der Dominikaner an das sichtbar hervortretende Gebet der katholischen Kirche; über das Gebet, das kein Gegenstand der äußern Wahrnehmung ist, stand ihm auch kein Urtheil zu.

Haben wir so an den Waldensern die ersten Vorläufer der Reformation, ohne daß seit dem Stifter Peter Waldus eine hervorragende Persönlichkeit unter ihnen sich bemerklich gemacht hätte (und daher ist auch eine gewisse Stagnation ihres Wesens zu erklären), so sehen wir nun in England mit John Wikliffe*) einen Mann auftreten, den wir als das erste Glied in der Kette der Männer betrachten, welche wir als die eigentlichen Reformatoren vor der Reformation zu bezeichnen gewohnt sind. Ganz unvermittelt und unvorbereitet steht freilich seine Erscheinung auch nicht da. Schon unter dem Papst Innocenz IV. in der Mitte des 13. Jahrhunderts war ein Engländer, der Bischof Groshead von Lincoln, am päpstlichen Hofe zu Lyon gegen die Mißbräuche des Papstthums aufgetreten, aber er hatte kein Gehör gefunden. Er soll nach seinem Tode dem Papst im Traum erschienen sein und ihn mit seinem

*) Der Name wird sehr verschieden geschrieben, schon in gleichzeitigen Handschriften Wiclif, Wikliffe, Wyclif u. s. w.; eigentlich heißt er Wuytheliff. Außer den englischen Biographien von Lewis und Vaughan vgl. Weber, Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten in England, Bd. I. Jäger, John Wycliffe und seine Bedeutung für die Reformation. Halle 1854. V. Lechler, Wikliffe als Vorläufer der Reformation. Leipzig 1858, und in Herzogs Realenc. XVIII. S. 85 f. Böhringer, Biographien (Mittelalter II. 4. 1.).

Bischofsstab in die Seite gestochen haben zur Mahnung an seine Pflicht. Sodann war in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Thomas Bradwardina aufgetreten als Lehrer an der Universität zu Oxford und Beichtvater König Eduards III., welcher die Lehre Augustins von der Gnadenwahl gegen die pelagianischen Entstellungen vertheidigte (1344); also der Eine (Gerhard) mehr vom praktischen, der Andere (Bradwardina) mehr vom dogmatischen Standpunkt aus auf die Reformation hinarbeitend. So nennt auch Wikliffe selbst außer diesen beiden Männern den Erzbischof von Armagh, Richard Fitz-Ralph als einen ihm Gleichgesinnten. Gleichwohl war es Wikliffe, der zuerst mit vollem Bewußtsein und entschiedener Consequenz einer durchgreifenden Reform der Kirche zusteuerte und zwar ohne an eine schon vorhandene Partei, wie etwa die Waldenser, sich anzuschließen; wie denn überhaupt die von der Kirche anderwärts verfolgten Secten in England bis dahin keinen Boden gefunden hatten.

John Wikliffe wurde geboren in dem Dorfe Wikliffe, das ihm den Namen gegeben; es lag dieses Dorf eilf englische Meilen nördlich von der Stadt Richmond in Yorkshire. Möglicherweise war der Vater Wikliffe's Grundherr der dortigen Gegend und Bewohner des dortigen Schlosses. Wir wissen indessen wenig Sicheres über Wikliffe's Jugendgeschichte. Sein vermuthliches Geburtsjahr 1324 fällt noch in die letzten Jahre der Regierung Eduards II. Er bezog 1341 die Universität Oxford und studierte dort Philosophie, Theologie und kanonisches Recht. Obgleich er den Schulstreitigkeiten, welche auch Oxford bewegten, nicht fern blieb und sich in der Disputirkunst vor Vielen auszeichnete (er schloß sich in Beziehung auf Philosophie den sogenannten „Realisten" an, d. h. denen, welche die allgemeinen Begriffe für wesenhaft hielten), so stand ihm doch die Bibel höher als die Systeme menschlicher Weisheit. Sie war schon jetzt sein Lieblingsbuch, in das er sich vertiefte. Von den Kirchenvätern studierte er hauptsächlich den heil. Augustin, auch darin den Reformatoren des 16. Jahrhunderts ähnlich. Frühere Biographen lassen ihn schon im Jahr 1356 als einen jungen Mann von zweiunddreißig Jahren mit einem Buche hervortreten, das schon durch seinen Titel Aufsehn erregte: „Das letzte Zeitalter der Kirche". Wahrscheinlich wurde dasselbe unter dem Eindruck jener großen Pest geschrieben, die seit 1348 Europa verheerend durchzog und auch in England wüthete. Es herrscht in dem Buche jener apokalyptische Ton, wie er sich in den Reden der mystischen Secten, namentlich aber in den Weissagungen des Abt Joachim von Floris und einer heil. Hildegard schon zwei Jahrhunderte vorher hatte vernehmen

lassen. Schon in diesem Buche wird das Verderben der Kirche, namentlich die Simonie und die weltliche Macht des Klerus auf's empfindlichste gegeißelt. Um dieser Sünde willen, heißt es, werde über Kurzem das Strafgericht Gottes hereinbrechen; die Bußfertigen aber tröstete der Verfasser schon jetzt mit Hinweisung auf die in Christo geoffenbarte Güte Gottes. Nach den neuern gründlichen Untersuchungen*) ist aber dieser Verfasser nicht unser Wikliffe, sondern wahrscheinlich ein Franciskaner jener strengen Richtung, die wir früher kennen gelernt haben. Desto sicherer ist, daß Wikliffe zunächst in einen persönlichen Streit mit eben den Männern verwickelt wurde, die, wie in der übrigen Kirche des Mittelalters, so auch in England großen Einfluß gewonnen hatten, mit den Bettelmönchen. Er bekämpfte sie in etlichen Schriften, die er seit 1360 gegen sie herausgab. Er hatte dazu den gerechtesten Anlaß; denn auch diese Orden des heil. Dominicus und Franciscus, die nach ihrer Bestimmung ein Salz der Kirche hätten sein sollen, waren längst von ihrer Bestimmung abgewichen. An die Stelle der hingebenden Liebe war bei Vielen Trägheit, an die Stelle der Demuth ein hochfahrendes, auf Kosten Anderer zehrendes Leben getreten. Wikliffe nannte es Mißbrauch der Armuth Christi, sich auf diese zu berufen und durch Müssiggang und Bettelei Andern zur Last zu fallen. Die Universität, der das Treiben der Mönche längst zuwider war, belobte diese Schriften und ertheilte ihrem Verfasser die Magisterwürde. Die erbitterten Mönche aber fanden bald einen Anlaß, sich an ihrem Gegner zu rächen. Der Bischof Isleb von Canterbury hatte im Jahr 1361 ein Collegium (Canterbury-Hall) in Oxford gegründet, das nach der damaligen Sitte eine Anzahl von Lehrern und Studierenden in sich vereinigte, und hatte Wikliffe die Aufsicht über diese Anstalt übertragen. Allein nach dem Tode des Erzbischofs Isleb trat 1366 Simon Langham an dessen Stelle, und bei ihm wußten es die Bettelmönche dahin zu bringen, daß Wikliffe entsetzt und ihnen ausschließlich die Leitung der Anstalt übertragen wurde.**) Auch der Papst Urban V., an den der Streit gelangte, entschied gegen Wikliffe, weil dieser sich gegen die Entrichtung jenes Tributs ausgesprochen, den der unglückliche Johann ohne Land dem päpstlichen

---

*) des Dr. Todd in Dublin, vgl. Realenc. a. a. O. S. 87.

**) Auch diese Angabe ist übrigens von der neuern Kritik beanstandet worden. Wir lassen sie einstweilen auf sich beruhen, bis durch weitere Constatirung der einzelnen Thatsachen das äußere Lebensbild Wikliffe's in neuer Bearbeitung vor uns stehn wird. Für das innere Leben des Mannes und seine geschichtliche Bedeutung im Großen trägt es wenig aus.

Stuhl einst hatte bewilligen müssen. Bald erhielt nun Wikliffe, den inzwischen die Universität Oxford mit dem theologischen Doctorgrad beehrt hatte, Gelegenheit, die Habsucht der päpstlichen Curie von nahem kennen zu lernen. Er wurde im Jahr 1374 von Eduard III. mit noch fünf Begleitern nach Avignon geschickt, um im Namen des Königs mit dem Papste selbst wegen Besetzung der Pfründen in England zu unterhandeln. Dieser hatte aber seine Legaten nach Brügge entgegengesandt und hier erhielt denn Wikliffe bereits den Eindruck, daß der Papst ein Beutelschneider und Gelderpresser (*clipper and purse-kerwer*) sei, der Berge von Gold aufhäufe, das er aus den Landen der Christenheit ziehe, denen er statt Segen Fluch bringe durch seine schändliche Simonie. Die Anhänger des Papstes, namentlich die Prälaten, nannte er Schüler und Söhne des Antichrists.

Nach dieser Mission zog sich Wikliffe auf seine Pfarrei Lutterworth in der Grafschaft Leicester zurück. Er predigte nicht nur fleißig in seiner Gemeinde, sondern bald überzeugte er sich von der Nothwendigkeit, durch Reiseprediger das in Unwissenheit versunkene Volk aus seiner Dumpfheit aufwecken zu lassen. Aehnlich jenem Peter Waldus im 12. Jahrhundert, ähnlich dem Dominicus und Franciscus im 13ten stiftete er einen Verein von Männern, welche je zwei und zwei, barfuß in langen rothen Gewändern im Land umhergingen und das Wort Gottes denen anboten, die es hören wollten. Die ganze Erscheinung, das Auftreten dieser Männer hatte in der Form noch etwas Mönchisches. Die Form war es ja auch nicht, an der Wikliffe sich gestoßen, sondern der Mißbrauch derselben. Aber bald erhob sich ein Sturm wider ihn. Aus seinen frühern Vorlesungen und aus seinen jetzigen Predigten zogen seine Feinde 19 Sätze, die sie nach Rom schickten und die der Papst Gregor XI. in drei Bullen verdammte, wovon er die eine gegen die Universität Oxford, die zweite an den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London, und die dritte an den König, jetzt Richard II., sandte. Indessen blieben diese Bullen ohne Wirkung. König und Parlament, auch der Bruder des Königs, der Herzog von Lancaster (John von Gaunt) und der Marschall Henry Percy waren auf Wikliffe's Seite, und so mußten auch die geistlichen Herren, der Erzbischof Suiburg von Canterbury und der Bischof Courtenay von London sich zufrieden geben, als Wikliffe, ohne etwas von seinen frühern Behauptungen im Wesentlichen zurückzunehmen, seinen Sätzen eine mildernde Erklärung beifügte. Das Ende seiner Erklärung aber ging dahin: Christi Gesetz unerschrocken zu bekennen und zu vertheidigen, solange noch ein Athemzug in ihm sei. Ueberdem starb

Gregor XI. in Rom, nachdem er seinen Sitz von Avignon wieder dahin verlegt hatte. Aber nun trat, wie wir früher gesehen, das päpstliche Schisma ein zum großen Aergerniß der Kirche und dieses gab Wikliffe neuen Anlaß, seine Stimme zu erheben.

Weiterhin bekämpfte er auch die in den Cultus eingerissene Weltlichkeit, die Kirchenmusik, welche mehr zum Tanz als zur Andacht auffordere u. a. m. Schon jetzt drang er auf das Lesen der heil. Schrift und um dieß den Laien zu erleichtern, machte er sich selbst eine Bibelübersetzung.*) Wikliffe war freilich in den Grundsprachen des Hebräischen und Griechischen nicht unterrichtet, er verstand nur das Lateinische und so war er genöthigt, an die lateinische Uebersetzung der Vulgata sich zu halten. Immerhin ein großer Mangel; doch war seine Leistung für seine Zeit bedeutend genug. Die Hauptsache war, daß er die Bibel dem Volke zugänglich machte und für sein Recht auf dieselbe in die Schranken trat. Und das that er in männlicher Weise. Er erklärte es geradezu für eine Ketzerei, dem Volke die Bibel zu verbieten. Dagegen aber vertheidigten die Priester das Bibelverbot. Dem Volke die Bibel geben hieße die Perlen vor die Säue werfen. Solche Urtheile begreift man, wenn man bedenkt, wie wenig selbst die Geistlichen die Bibel kannten. War es doch nach einem Statut der Universität zu Oxford den Geistlichen erst zehn Jahre, nachdem sie die Weihe erhalten, gestattet, die Bibel zu lesen. Bis dahin hatte Wikliffe kein einzelnes Dogma der Kirche angegriffen; er hatte das gethan, was Viele seiner Zeit auch thaten: er hatte die Trägheit und die Anmaßungen der Mönche, die Uebergriffe des Papstes in die weltliche Macht, die Ueppigkeit im Cultus angegriffen und das Lesen der Schrift empfohlen. So ungelegen dieß Vielen sein mochte, so lag doch darin kein Grund, auf Ketzerei zu klagen, daher denn auch der erste Versuch, Wikliffe als Ketzer zu verdächtigen, trotz den päpstlichen Bullen ohne Erfolg geblieben war. Allein eben durch das Studium der Schrift war Wikliffe auch auf andere Anschauungen geführt worden, die von denen der herrschenden Kirche bedeutend abwichen; namentlich zeigte sich dieß in Beziehung auf die Vorstellungen vom heil. Abendmahl. Es war im Jahr 1381, als Wikliffe 12 Thesen (Conclusionen) gegen die herrschende Verwandlungslehre herausgab. Er fand die Lehre weder in der Vernunft, noch in der Schrift gegründet. Vernunftwidrig schien ihm die Annahme, daß die Substanz des Brotes vernichtet werden soll um der Substanz des Leibes Christi zu weichen; Gott vernichtet keines seiner Geschöpfe, auch

*) Das Nähere darüber bei Lechler in der Realenc. a. a. O. S. 98. 99.

nicht einmal ein Bißchen Brod. Christus habe sogar den unfruchtbaren Feigenbaum nicht vernichtet, sondern nur seine Blätter verdorren gemacht. Aber auch in der Schrift fand Wikliffe die Verwandlungslehre nicht gegründet. Die Einsetzungsworte faßte er, wie später Zwingli, Oekolampad, Calvin sinnbildlich. Wohl ließ er sich eine Verwandlung des Brotes in den Leib Christi in dem Sinn gefallen, in welchem schon die alte Kirche es genommen, als eine Verwandlung des Profanen in ein Heiliges, des Niedern in ein Höheres. So heiße es von Johannes dem Täufer, er sei Elias. — Mit dieser Schrift erregte Wikliffe einen neuen und einen gewaltigern Sturm gegen sich, als zuvor. Er machte sich zwar anheischig, seine Sätze in einer öffentlichen Disputation zu vertheidigen, aber die Universität hintertrieb die Disputation und sprach das Anathem über die Sätze aus. Selbst manche der bisherigen Anhänger Wikliffe's, unter ihnen auch sein hoher Gönner, der Herzog von Lancaster, fanden die Stellung, die er jetzt der herrschenden Kirchenlehre gegenüber einnahm, eine unhaltbare, die sie nicht gesonnen waren mit ihm zu theilen. Das Bedenklichste war, daß gerade um diese Zeit (ähnlich wie später im Reformationszeitalter) ein Bauernaufruhr ausbrach, an dem Wikliffe durchaus unschuldig war; nichts desto weniger brachte man beides mit einander in Verbindung, und nun war auch der König Richard II. gegen Wikliffe verstimmt. Es erschien ein Befehl, wonach alle Schriften Wikliffe's verboten wurden; wo dergleichen gefunden würden, sollten sie dem Erzbischof von Canterbury ausgeliefert werden. Dieser, der frühere Bischof von London, Wilhelm Courtenay, war ein erklärter Gegner Wikliffe's. Er berief im Mai 1382 ein Concil nach London. Es fand im dortigen Franciskanerkloster statt. Kaum hatte es begonnen, als ein Erdstoß sich verspüren ließ.*) Die Prälaten erschraken. Sollte das ein Zeichen des Himmels zu Gunsten Wikliffe's gewesen sein? Der Bischof deutete es in's Gegentheil: es sei eine Mahnung, die Kirche zu reinigen von unlautern Dünsten. Von den Sätzen Wikliffe's wurden zehn durch das Concil verdammt, freilich zum Theil in einer Form, die ihnen erst die Gegner gaben. So wurde seine Lehre von der Prädestination dahin verdreht, als habe er gelehrt: Gott müsse sogar dem Teufel gehorchen.

Noch einmal, den 18. November 1382, als er schon von körperlicher Krankheit angegriffen und den Sechzigen nahe war, wurde er vor eine Synode geladen, vor der er sich mit Freimuth vertheidigte. Man begnügte sich, um den Schein zu retten, mit seiner Entfernung von der

---

*) Wikliffe nannte das Concil »concilium terrae motus«.

Universität, die Pfarrei behielt er; und auf diese zog er sich, des Kampfes müde, zurück.

Auch in dem engen Kreise seiner pfarramtlichen Seelsorge wirkte er in großem Segen. Jeden Morgen verwandte er zur Armenpflege und zur Tröstung der Kranken und Sterbenden. Von seinen Predigten sollen noch 300 Handschriften vorliegen. Allein noch einmal ward er auf das Kampffeld gerufen durch die Bulle des Papstes Urban VI., in welcher derselbe zu einem Kreuzzug gegen den Gegenpapst Clemens VII. aufforderte und Ablaß denen verhieß, die sich dabei betheiligten. Da fand sich Wikliffe in seinem Gewissen aufgefordert, dem Papst sein Unrecht vorzuhalten; denn Unrecht sei es, das Kreuz Christi, das Zeichen des Friedens zu mißbrauchen, um die Menschen zum Blutvergießen aufzufordern. Als ihn Urban nach Rom citirte, vertheidigte er sich schriftlich. Ohne Rückhalt gestand er, daß er keine Autorität anerkenne als die des Evangeliums, und daher auch keinem Befehl sich füge, der dieser höchsten Richtschnur nicht gemäß sei. Ein Freund Wikliffe's, Nicolaus Hereford, unternahm es für ihn nach Rom zu gehen. Gefangenschaft wurde sein Lohn; aber in einem Volksauflauf, der sich in jenen Tagen wider Urban erhob, ward er befreit und kehrte wieder nach England zurück. Wikliffe aber überlebte diese Stürme nicht lange mehr. Am 28. Dec. (dem Tage der unschuldigen Kindlein) des Jahres 1384 ward er in der Kirche, als er eben die Messe mit anhörte, vom Schlag gerührt und seine Zunge gelähmt, und der letzte Tag des genannten Jahres war auch der letzte seines Lebens. Er starb den 31. Dec. 1384. Aber dreißig Jahre nach seinem Tode wurde seine Lehre auf dem Concil zu Costnitz feierlich verdammt und beschlossen, den Ueberrest seiner Gebeine, soweit man dessen noch habhaft werden könne, auszugraben und dem Feuer zu übergeben. Dieser Befehl ward auch dreizehn Jahre später vollzogen. Im Jahr 1428 ließ der Bischof Fleming von Lincoln die Gebeine in der Marienkirche zu Lutterworth ausgraben, verbrennen und die Asche in den an der Stadt vorbeifließenden Fluß streuen.

Und welches war nun die Lehre Wikliffe's? Wir haben sie theilweise kennen gelernt. Zusammengestellt findet sie sich in seinem Hauptwerke, das unter dem Titel „Dreigespräch“ (trialogus) erschienen ist. Die Form ist die damals beliebte der Allegorie. Drei Personen, die Wahrheit, die Lüge und die Einsicht werden darin redend aufgeführt, das Ganze aber in vier Bücher eingetheilt. Wir heben bloß die Hauptsätze heraus; es sind etwa folgende: Alle Wahrheit ist entweder ausdrücklich oder mittelbar in der heiligen Schrift enthalten. Alle übrigen Schriften sind nur

in sofern glaubwürdig, als sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen. Was mit ihr nicht übereinstimmt und wäre es auch eine kirchliche Ueberlieferung, hat keinen Anspruch auf Autorität. Ja, wenn es hunderte Päpste gäbe und alle Mönche würden in Cardinäle verwandelt, so dürft man ihren Ansichten in Glaubenssachen doch nicht beitreten, außer soweit sie sich auf die Schrift gründen. Die Seele der Schrift aber ist Christus, von dem sie zeuget. Er ist der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen und sein Tod die einzige Bedingung unsrer Sündenvergebung. Demnach verwirft Wikliffe alle Verdienstlichkeit der guten Werke, namentlich auch jene Werke besonderer Heiligkeit, deren sich die Mönche rühmten. Wie man den Orden der Tempelherren aufgehoben, so solle man auch die Bettelorden aufheben. Was die Heiligen betrifft, so verdienen sie unser Lob und unsere Verehrung nur insofern sie Christus nachgefolgt sind. In diesem Sinn mag ihr Andenken immerhin von der Kirche gefeiert werden, um auch die Gläubigen zur Nachahmung zu bewegen, auch ihre Bilder in den Kirchen stehen bleiben, vorausgesetzt daß man sie nicht anbete. Uebrigens wird durch die Menge der Heiligen die Seele zerstreut und die Liebe zu Christo geschwächt. Es ist eine Thorheit, die Quelle selbst, die uns so nahe liegt, bei Seite zu lassen und zu den entlegenen, trüben Bächen zu gehn; daher auch Viele der Meinung sind, es würde der Kirche frommen, wenn alle Heiligendienste aufhörten und lediglich nur Christi Feste gefeiert würden. Die guten Werke sind nur dann gute Werke, wenn sie nicht neben dem Glauben hergehen, sondern aus dem Glauben stammen; Unglaube und Sünde sind ein und dasselbe. Der rechte Glaube ist durch die Liebe thätig. Demuth ist die Wurzel aller Tugenden. Je demüthiger Einer, desto näher ist er Christo. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, die Sammlung der Gerechten, für welche Christus sein Blut vergossen hat. Er ist allein das Haupt der Kirche; es kann nicht mehrere Häupter derselben geben, ohne daß man sie zu einem Monstrum mache; daher verwirft Wikliffe die Hierarchie, insoweit sie der Alleinherrschaft Christi im Wege steht. Es ist zu unterscheiden zwischen dem wahren und dem scheinbaren (gemischten) Leibe Christi. Zu jenem gehören die Erwählten, zu diesem auch die Heuchler.

Die Sacramente sind Hülfsmittel für unsere Schwachheit. Da wir hienieden noch auf der Wanderschaft uns befinden, so können wir der Führung durch Zeichen nicht entbehren. Allein das rechte Sacrament der Sacramente ist Christus selbst. Wikliffe bestritt auch bereits die Siebenzahl der Sacramente; namentlich fand er die Firmung und die letzte Oelung nicht in der Schrift gegründet. In der Taufe ist zu unterscheiden

das Taufwasser und die Taufgnade. Das Taufwasser spendet der Priester, die Taufgnade aber können Menschen nicht ertheilen: sie kommt vom Herrn. Rücksichtlich der ungetauften Kinder enthielt sich Wikliffe eines bestimmten Urtheils; Gott werde schon thun was recht ist. Wikliffe's Lehre vom Abendmahl kennen wir bereits. Sollen wir sie mit der spätern der Reformation vergleichen, so hat sie am meisten Aehnlichkeit mit der Calvins. Auch in seiner Prädestinationslehre trifft er mit diesem Lehrer, aber auch mit Luther zusammen nach dessen frühern Aeußerungen. So spricht er z. B. dem natürlichen unwiedergebornen Menschen die Freiheit ab; was er besitzt oder zu besitzen glaubt, ist nur eine Scheinfreiheit, ähnlich dem Kind am Gängelbande, das zu gehen meint, während es gegängelt und geführt wird von fremder Hand. Aber so wenig Luther und Calvin darum dem Menschen das Ringen nach sittlicher Vollkommenheit ersparen wollten, eben so wenig Wikliffe. Ueberall in seinen Reden und Schriften drang er auf Selbstüberwindung, auf Heiligung. So sagt er in einer von ihm verfaßten kurzen Lebensregel: „Wenn du ein Priester bist, ein Pfarrer heißest, so lebe ein heiliges Leben, auf daß du Andere übertreffest in heiligem Gebet, in heiligem Verlangen, in heiligen Reden, darin daß du durch Lehre und Rath das Wahre vortragest. Halte immer die Gebote Gottes und laß sein Evangelium und seine Lobpreisung immer in deinem Munde sein. Laß dein öffentliches Leben ein wahres Buch sein, aus welchem Soldaten und Laien lernen mögen, wie sie Gott zu dienen und seine Gebote zu beobachten haben; denn das Beispiel eines guten Lebens, wenn es offen daliegt und fortgesetzt wird, macht auf rohe Menschen einen weit größern Eindruck, als die öffentliche Predigt durch das Wort allein." — Aber um so nachdrücklicher bekämpfte er die bloße äußere Werkheiligkeit. „Ich sage dir," spricht er an einem andern Orte, „wenn du auch Priester und Ordensbrüder hast, die für dich singen, und wenn du auch an einem Tage viele Messen hörest und Cantoreien und Collegien gründest, dein ganzes Leben hindurch auf Wallfahrten gehest und alle deine Güter den Ablaßkrämern giebst, so werden diese Dinge alle deine Seele nicht zum Himmel bringen. Wenn Einer hingegen die göttlichen Gebote bis zu seinem Ende beobachtet, wird er, obgleich er keinen Pfennig oder halben Pfennig besitzt, immerwährend Sündenvergebung und die Seligkeit des Himmels erhalten."

Jedenfalls weht uns aus Wikliffe's Lehren ein Geist an, den wir nicht nur von dem der herrschenden Kirche, sondern auch von dem der Häretiker, selbst von dem der Mystiker wohl unterscheiden. Es ist bereits die evangelische Nüchternheit und Klarheit, die uns hier entgegentritt mit

einer Sicherheit und Entschiedenheit, wie bis dahin noch nie. Die beiden Hauptprincipien der Reformation, die man als das formale und das materiale Princip bezeichnet hat, nämlich das Princip der Schriftautorität und das der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben, finden sich hier zum ersten Mal in dieser Schärfe ausgesprochen mit bestimmter Abweisung des Gegentheils. Mit Recht bezeichnet daher schon die Kirche seiner Zeit den Wikliffe nicht nur als den „gründlichen" und „unüberwindlichen", sondern vor allem als den evangelischen Lehrer.

Das eben Gesagte hindert jedoch nicht, daß wir nicht auch an Wikliffe noch das Eine und Andere finden, das an die Fehler und Verirrungen jener Zeit erinnert. Die scholastischen Fragen, und oft die Fragen der seltsamsten Art, beschäftigten auch ihn zu Zeiten. Sollte man es glauben, daß ein Wikliffe sich auch mit der abstrusen Frage beschäftigte, ob Gott nicht auch in einem andern Geschöpf als in einem Menschen die Welt hätte erlösen können. Luther hat ihn den „spitzen Wikliffe" genannt; er stieß sich besonders an dessen nüchterner Auffassung der Abendmahlslehre. Selbst Melanchthon ist ihm nicht gerecht geworden, wenn er ihm Vermengung des Politischen und Kirchlichen vorwirft. Wie man nun aber auch über das Einzelne in Wikliffe's Lehre urtheilen mag, es war damit ein gewaltiger Schritt vorwärts gethan. Und dieser Schritt blieb nicht ohne Folgen. Zunächst in England selbst! Hier hatten sich aus den höhern Ständen Manche für Wikliffe erklärt. So auch die Gemahlin Richards II., Anna, die Tochter Kaiser Karls IV., „die gute Anna" genannt, eine fleißige Bibelleserin.*) Auch mehrere Lords waren auf Wikliffe's Seite. Unter den Predigern ragten Nicolaus Hereford, Johann Ashton, Johann Purney, Johann Parker u. A. hervor. Aber auch im Volke waren Viele wikliffitisch gesinnt. „Kaum konnte man," bezeugt ein Geschichtschreiber der römischen Partei, „mit zwei Menschen reden, ohne daß einer von beiden ein Wikliffite gewesen." Auch ließen es die Reiseprediger an Bearbeitung des Volkes nicht ermangeln. Daß dabei manches mit unterlief, was Wikliffe schwerlich gebilligt hätte, daß namentlich die Lehre vom allgemeinen Priesterthum aus Mißverstand viel weiter ausgedehnt wurde, als Wikliffe es wollte, daß nicht nur gemeine Leute und Soldaten, sondern auch Weiber zum Predigen sich herbei ließen, gehörte zu den Auswüchsen, die auch bei den edelsten Gewächsen nicht fehlen. Und so ließen sich auch Manche im Eifer wider die Priesterschaft und alles von ihr Geordnete zu unbesonnenem Eifer

*) Sie hatte bei ihrer Verheirathung ein Evangelienbuch in böhmischer, deutscher und lateinischer Sprache nach England mitgebracht.

hinreißen. Es fehlte nicht viel, so wäre es zu einem Bildersturm gekommen. Diese unvermeidliche Einmischung unreiner Elemente in die Bewegung benützte dann die Priesterschaft, um die Wikliffiten als unruhige Köpfe, als staatsgefährliche Leute zu verschreien. Wie einst die Waldenser mit den Albigensern, so wurden jetzt die Wikliffiten mit den Lollarden zusammengeworfen. Wer sind die Lollarden? Der Name ist nicht in England, sondern in den Niederlanden aufgekommen. Man bezeichnete mit demselben, ähnlich wie mit dem Namen Begharden und Beginen, Vereine von Betbrüdern, die sich zugleich auch der Kranken annahmen und die Todten bestatteten. Den Namen Lollarden (Lollbrüder) hatten sie wahrscheinlich von den leisen murmelnden Gebeten und Gesängen, die sie von sich hören ließen. Wie die Begharden, so mögen auch einige der Lollarden Häretisches unter der Larve mönchischer Heiligkeit gehegt und verbreitet haben. Wie aber zu allen Zeiten, so wurde nun auch hier ein schon vorhandener und übel berüchtigter Secten-Name, nachdem er auch in England bekannt geworden, auf die verhaßten Anhänger Wikliffe's angewendet. Ein Cisterciensermönch, der in Oxford gegen Wikliffe predigte, soll ihn zuerst (1382) einen Lollarden gescholten haben. Von da an wurde der Name die volksthümliche und sogar auch die amtlich gebrauchte Bezeichnung des wikliffitischen Anhanges. Und nun begannen mit Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts die Verfolgungen gegen die verhaßte Secte. Aus diesen Verfolgungen hebt sich ein Mann hervor, den wir mit vollem Rechte unter die Märtyrer des evangelischen Glaubens zählen dürfen; es ist dieß einer der Hauptstimmführer der wikliffitischen Partei in England, Sir John Oldcastle, Baron von Cobham.*) Er diente als Feldherr unter König Heinrich IV. und stand hoch in dessen Gunst. Durch Wikliffe's Lehre, so bekannte er selbst, war er aus dem Sündenschlafe erweckt zu einem ernstern Leben geführt worden; jetzt wußte er erst, was Sünde und was Gnade sei; jetzt lernte er die Sünde hassen und alles dran setzen, um der Wahrheit des Evangeliums willen. Cobham sandte, ähnlich wie Wikliffe, Reiseprediger aus; als solcher wirkte unter andern sein eigener Kaplan Johannes. Solange König Heinrich IV. lebte, blieb er unangetastet; aber unter Heinrich V. durfte die Priesterschaft es wagen, gegen den verhaßten Mann aufzutreten. Der Erzbischof von Canterbury, Thomas Arundel, lud ihn vor das geistliche Gericht, und als der Lord nicht erschien, traf ihn die Excommunication. Cobham war bereit, sich dem König zu stellen: dieser

*) Vgl. Lechler in Pipers evang. Kalender 1861.

suchte ihn erst auf andere Gedanken zu bringen; aber als er auf seinen Grundsätzen beharrte, gedachte er seinen „Eigensinn“ zu strafen, er ließ ihn gefangen nehmen und in den Tower setzen. Den 18. Sept. 1413 fand in dem Kapitelsaal der Paulskirche das Verhör vor dem Erzbischof statt. Cobham legte hier ein freimüthiges Bekenntniß ab. Der Erzbischof selbst mußte erkennen, daß sich viel Gutes und Rechtgläubiges darin finde, verlangte aber eine nähere Erklärung über die ihm anstößigen Sätze. Diese betrafen hauptsächlich die Wandlung im Abendmahl und die Ohrenbeichte. Als Cobham sich in keine weitere Erläuterung einlassen wollte, wurde er in das Gefängniß zurückgeführt. Vergebens versuchte man ihn zu einem Widerruf zu bewegen unter Anerbietung der Verzeihung. In einem zweiten Verhör (den 20. Sept.) verweigerte er solches auf's bestimmteste. Er fiel auf seine Kniee und rief Gott zum Zeugen an, daß er wohl oft und viel gegen ihn gesündigt habe und darum seiner Gnade bedürfe; aber die Gnade und Vergebung der Menschen bedürfe er nicht, weil er sich nicht bewußt sei, sich an ihnen versündigt zu haben. Und dann wandte er sich zu den Zuhörern mit den Worten: „Seht, gute Leute, wegen Uebertretung von Gottes Gesetz haben sie mich nicht verflucht, aber wegen ihrer eigenen Gesetze und Ueberlieferungen handeln sie auf's grausamste mit mir und andern Leuten; deßhalb aber werden sie sammt ihren Gesetzen, kraft der göttlichen Verheißung, zu Grunde gehn.“ Noch einmal über seinen Glauben befragt, trat er jetzt mit seinem Bekenntniß noch bestimmter hervor als das erste Mal. Er nannte den Papst geradezu den Antichrist und legte für Wikliffe, sowohl für dessen Lehre als für dessen Wandel ein schönes Zeugniß ab. Die übrigen an ihn gerichteten Fragen beantwortete er mit Ruhe, Klarheit und Würde. Als er sich durchaus zu keinem Widerruf verstehen wollte, wurde er mit allen denen, welche sich zu seiner Lehre bekannten, von dem versammelten Gerichte als Ketzer und Schismatiker in den Bann gethan. Zugleich wurde er dem weltlichen Richter zur Bestrafung an Leib und Leben überwiesen. Nachdem dieser Spruch des Gerichts verlesen war, ergriff der Verurtheilte noch einmal das Wort: „Obwohl ihr meinen Leib richtet,“ sprach er, „der nur ein elendes Ding ist, so bin ich doch dessen sicher und gewiß, daß ihr meiner Seele kein Leid anthun könnt, so wenig als Satan der Seele Hiobs. Der, welcher sie geschaffen hat, wird aus unendlicher Barmherzigkeit, nach seiner Verheißung sie auch selig machen; deß habe ich nicht den geringsten Zweifel. Was aber die Artikel betrifft, die ich vorgetragen habe, so werde ich durch die Gnade meines ewigen Gottes zu ihnen stehen bis zum Tode.“ Sobann breitete er seine Arme gegen das

Volk aus und sprach zu demselben mit lauter Stimme: „Gute, christliche Leute, um Gottes willen nehmt euch wohl in Acht vor diesen Menschen, sonst werden sie euch verführen und euch blindlings in die Hölle führen sammt sich selbst; denn Christus sagt deutlich: Wenn ein Blinder den andern leitet, so werden sie beide in die Grube fallen.“ Darauf fiel er auf die Kniee und betete: „Herr, ewiger Gott, ich bitte dich um deiner großen Barmherzigkeit willen, vergieb meinen Verfolgern, wenn es dein heiliger Wille ist.“

Mit der Aussicht, vom weltlichen Richter zum Tode verurtheilt zu werden, trat Cobham den Rückweg zum Tower an. Noch sollte aber das Endurtheil nicht gefällt werden: noch wurde ihm eine fünfzigtägige Bedenkzeit gestattet. Cobham aber hatte nichts mehr zu bedenken. Fest stand sein Wille, nicht zu widerrufen. Wohl aber benützte er eine Gelegenheit, dem Tower zu entkommen und sich den Händen seiner Verfolger zu entziehen. Er flüchtete sich nach Wales. Nun aber benützten die Feinde seine Flucht, ihn hochverrätherischer Pläne zu beschuldigen. Er beabsichtige, hieß es, nichts Geringeres, als in Verbindung mit den Lollarden einen Aufruhr zu erregen und den König und dessen Bruder in London zu überfallen. In der That wurden mehrere Lollarden eingezogen. Cobham wußte sich drei Jahre lang verborgen zu halten, obgleich auf seinen Kopf ein Preis ausgesetzt war. Aber endlich wurde er in Wales ergriffen, nach London gebracht und noch einmal im Tower gefangen gesetzt. Und nun wurde er als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Er sollte in Ketten gehangen und von unten auf verbrannt werden, und dieses grausame Urtheil wurde im Jahr 1417 vollzogen. Wie ein gemeiner Verbrecher wurde der früher so hochgestellte Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen auf einer Schleife nach St. Giles-Field geschleppt. Vor der Hinrichtung betete er für seine Feinde und ermahnte das Volk, den Gesetzen Gottes zu folgen, wie solche in der heil. Schrift niedergelegt seien; dann befahl er seine Seele in Gottes Hände, während er den Leib den Martern preisgab. Er soll seine Todesart vorausverkündet haben, indem er sich einmal äußerte, er werde wie Elias enden, d. h. das Feuer werde ihm der Weg werden zu den ewigen Wohnungen Gottes.

So endete 1417 der edle Lord Cobham in England; aber schon zwei Jahre zuvor war Hus (1415), ein Jahr zuvor Hieronymus von Prag (1416) denselben Zeugentod gestorben auf dem Scheiterhaufen, den das Constanzer Concil ihnen errichtete. Es führt uns dieß aus England hinüber nach Böhmen zu den Anfängen der husitischen Bewegung, die mit der wikliffitischen in genauester Verbindung steht.

Dreißigste Vorlesung.

Reformatorische Bewegung in Böhmen. — Ritter Thomas von Stitny. Die Vorläufer von Hus: Milič von Kremsier, Konrad Waldhausen, Matthias Janow. — Johannes Hus und Hieronymus von Prag.

Wikliffe's Lehre, mit der wir uns in der letzten Vorlesung beschäftigt haben, hatte frühzeitig in Böhmen Eingang gefunden. Wie weit schon früher die Waldenser dort Fuß gefaßt, ob sie zusammenhingen mit der Secte, die nachmals unter dem Namen der Pikarden*) auftrat, ob, wie Einige angeben, Petrus Waldus selbst seine letzten Jahre in Böhmen zugebracht und dort gestorben sei, lassen wir auf sich beruhen. So viel ist gewiß, daß auch ohne diese Einflüsse von außen in Böhmen selbst Zündstoff genug war zu einer Auflehnung gegen die Satzungen Roms. Wir haben in den Vorlesungen des letzten Winters gesehen, wie das Volk der Böhmen sein Christenthum aus den Händen der griechischen Kirche empfangen hatte,**) und von diesem Ursprung zeugte, als sich die böhmische Kirche der abendländischen angeschlossen, noch das Eine und Andere. So das Beibehalten der Predigt in der Muttersprache, das Beibehalten der Priesterehe und des Kelchgenusses im Abendmahl bis in die Anfänge des 14. Jahrhunderts hinein. Um diese Zeit aber wurde Böhmen noch enger an die römische Kirche angeschlossen. Schon vom 10. Jahrhundert an war Prag der Sitz eines Bischofs gewesen; bei der Einordnung in die römische Hierarchie wurde es als zum Bisthum Regensburg gehörig betrachtet und unter dem Erzbischof von Mainz stehend. Erst unter Karl IV. (1343) wurde Prag zum Erzstift erhoben, dem auch Mähren, Galizien, Schlesien und die Slowakei unterstellt wurden. Fünf Jahre darauf (1348) ward die Landesuniversität Prag gegründet, die erste

*) Wahrscheinlich verdorben aus „Begharden". Andere leiten den Namen von einem Pikhardus, noch Andere aus der Picardie ab.

**) s. oben S. 94 ff.

deutsche Universität überhaupt. Von dieser Zeit an that Rom alles, um die böhmische Kirche sich geneigt und eben dadurch unterwürfig zu machen. So wurden auch die ersten Bekenner des Christenthums in Böhmen, Ludmilla, die Gemahlin Borziwoi's, sammt ihrem Enkel Wenzislaus (St. Wenzel) und dem ersten Bischof Woytech (Adalbert) vom römischen Stuhl aus heiliggesprochen. Weltlicherseits förderte dagegen Karl IV., soviel an ihm war, das römische Wesen durch Kirchenbauten und Klosterstiftungen, obwohl man ihm den Ruhm nicht absprechen kann für Beförderung der Wissenschaft und die Wohlfahrt des Landes gesorgt zu haben. Aber demungeachtet fehlte es auch im 14. Jahrhundert in Böhmen nicht an Männern von einer tiefern evangelischen Erkenntniß und an solchen, die sich wider die um sich greifenden Mißbräuche kräftig erhoben. Unter den Erstern ragt die edle Gestalt des Ritters Thomas von Stitny hervor, dessen Name erst in neuerer Zeit wieder bekannt geworden ist. *) Geboren um's Jahr 1325, hatte er sich als Edelmann, ohne einem gelehrten Ziele zuzusteuern, auf der Universität Prag eine wissenschaftliche, ja auch eine theologische Bildung errungen. Auf seiner Ritterburg setzte er, auch nachdem er sich verheirathet, diese Studien fort, die ihn mehr anzogen, als die gewöhnlichen Beschäftigungen und Vergnügungen der adelichen Herren. Auch als Schriftsteller that er sich hervor: er schrieb in böhmischer Sprache, anziehend und volksthümlich. Glaube, Hoffnung und Liebe, die sittlichen Verhältnisse der Menschen und die Beförderung guter Sitte waren der Inhalt seiner Schriften, wozu die Bibel und der heil. Augustin, die er fleißig studierte, ihm ihr Licht schenkten. So schöpfte schon er aus der heil. Schrift den Grundsatz, daß es ohne Glauben unmöglich ist Gott zu gefallen: eben so unmöglich als ein Haus zu bauen ohne Grund, oder gutes Obst zu ziehen ohne den Obstbaum mit gesunder Wurzel. Und wie trefflich schildert er die Pflichten des häuslichen Lebens, indem er den Hausherrn, der mit gutem Beispiel dem Hause vorleuchtet, der Sonne, die Hausfrau, die dem Manne folgt, dem Monde vergleicht. Noch in seinem hohen Alter begeisterte er sich für Wikliffe's Schriften und war auch mit den Männern befreundet, die man als die Vorläufer von Hus zu bezeichnen pflegt. Schon er hatte deßhalb von Seiten der Mönche manche Anfechtungen zu erdulden. Er aber sagte: „Mag mich die Schlange beißen, ich trage Späne zu gutem Feuer zusammen, um mich mit euch zu erwär-

---

*) J. Wenzig, Studien über Thomas von Stitny. Leipz. 1856. Krummel a. a. O. S. 26 ff.

men und hoffe zu Gott, daß ich geheilt werde, wie Andere Heilung fanden." Er starb um's Jahr 1400.

Als die Stimmführer der nun ausbrechenden Bewegung und als die eigentlichen Vorläufer von Hus nennt uns die Kirchengeschichte vor Allen drei Männer: Milič, Konrad von Waldhausen, Matthias Janow.*) Reden wir zuerst von Milič. Sein Name bedeutet so viel als der „Geliebteste" (carissimus). Er stammte aus Kremsier in Mähren, der Sohn unvermöglicher Eltern, und trat zu der Zeit der Päpste in Avignon in seinem Vaterlande als Reiseprediger auf, nachdem er seine einträglichen Stellen als Archidiacon in Prag und als Kanonikus bei St. Veit aufgegeben hatte, um sich ganz in den Dienst der Armen zu stellen, denen das Evangelium zu predigen sein einziges Verlangen war. Er eiferte gegen das sittliche Verderben und suchte unter anderm auch die Gefallenen des weiblichen Geschlechts zu bekehren, für die er an der Stelle eines berüchtigten Hauses, das „kleine Venedig" (Benatki) genannt, ein eigenes Asyl errichtete, das „kleine Jerusalem". Seine Predigten wurden von vielen Heilsbegierigen besucht, die sich dann noch weiter bei ihm Raths erholten über den Weg des Heils, den sie zu gehen hätten. Oft wurde er von ganzen Schaaren solcher Hülfesuchenden nach Hause begleitet. Gelehrte und vielgeltende Männer bezeugten, er habe in einer Stunde geleistet, was ihnen zu leisten in Monaten nicht gelungen sei. Um sich auch dem deutschen Theil der Bewohner Prags nützlich zu machen, lernte er, obwohl schon im Alter vorgerückt, das Deutsche und predigte auch in dieser Sprache. Aber bald drängte es ihn, das Verderben an der Wurzel anzugreifen und nach Rom zu gehen, wohin um diese Zeit auch der Papst Urban V. von Avignon aus zurückkehren sollte. Er ging dahin im Jahr 1367 in Begleit eines Mönches Theodorich und eines seiner Schüler, eines Klerikers. Dort angelangt zog er sich einen Monat lang in die Stille zurück, um durch Gebet und Bibellesen sich auf den Kampf vorzubereiten, den er zu bestehen willens war. Dann machte er durch einen öffentlichen Anschlag an der Peterskirche bekannt, daß er vor Geistlichen und Laien einen öffentlichen Vortrag halten wolle. Sein Thema lautete kurz dahin, daß der Antichrist gekommen sei. Die Bettelmönche aber hintertrieben solches; ja, sie such-

*) Jordan, J. P., Die Vorläufer des Hussitenthums in Böhmen. Leipzig 1846. Böhringer, II. 4. 2. Neander, Kirchengeschichte II. S. 767 ff. Palacky, Geschichte von Böhmen. Krummel, Geschichte der Böhmischen Reformation im 15. Jahrhundert. Gotha 1866. Czerwenka, Geschichte der evangel. Kirche in Böhmen. 1. Band. Bielefeld 1869.

ten es dahin zu bringen, daß Milič mit seinen Begleitern vor ein Inquisitionsgericht gestellt wurde. Milič ward bei den Franciskanern, sein Begleiter Theodorich bei den Dominikanern eingesperrt. Nun wurde er verhört. Man fragte ihn, was er denn habe predigen wollen. Milič verlangte erst seine Bibel zurück, die man ihm abgenommen, und nun predigte er vor einer glänzenden Versammlung von Prälaten und Gelehrten so gewaltig und eindringlich, daß seine Richter selbst im Innersten ergriffen wurden. Er wurde in's Gefängniß zurückgeführt, aber mit Achtung und Schonung behandelt. Endlich kam der erwartete Papst selbst nach Rom. Milič wurde aus dem Kerker befreit, fand bei dem Papste geneigtes Gehör *) und durfte ungehindert nach Prag zurückkehren. Der Cardinal von Albano hatte ihm zuvor noch in seinem Hause Gastfreundschaft erwiesen und zeigte sich überhaupt ihm von dieser Zeit an geneigt. Große Freude erregte dieser unerwartet glückliche Ausgang der Sache bei den zahlreichen Freunden Milič's. Dieser ging nun damit um, gute Prediger für ganz Böhmen heranzubilden. Zwei- bis dreihundert junge Männer bekannten sich zu seiner Schule. Mit einigen derselben lebte er klosterartig zusammen in einem Convict. Sie wurden als Begharden verschrieen. Dieß schreckte Milič nicht ab seine reformatorischen Predigten fortzusetzen. Beim Volke machte er sich aber auch durch Wohlthaten beliebt. Er verkaufte unter anderm seine Bibliothek, um aus dem Erlöse Almosen zu spenden. Allein die Gegner ruhten auch ihrerseits nicht. Sie zogen aus seinen Predigten zwölf Sätze aus, die sie dem nunmehrigen Papst Gregor XI. zur Verdammung vorlegten. Der Papst richtete ein Schreiben an die sämmtlichen Prälaten der slavischen Kirche, die Erzbischöfe von Gnesen und Prag und den Bischof von Breslau und machte ihnen, wie auch dem König Karl IV. Vorwürfe, daß sie die Ketzerei in ihrem Lande so sehr überhandnehmen ließen. Den Milič verdammte er jedoch nur bedingungsweise, falls er wirklich die ihm zur Last gelegten Irrthümer sich zu Schulden kommen lasse. Milič wählte das Einfachste, sich persönlich dem Papste vorzustellen; er ging in der Fastenzeit 1374 nach Avignon und fand gute Aufnahme am päpstlichen Hof. Der Cardinal von Albano zog ihn zur Tafel. Er wußte seine Sache so gut zu führen, daß keine Ketzerei auf ihn herauskam. Er verfiel indessen bald darauf in eine tödtliche Krankheit und starb noch während seines Aufenthalts in

*) Die persönliche Unterredung mit dem Papst ist historisch nicht ganz sichergestellt; gewiß aber, daß er mit den hohen Würdenträgern der Kirche, wie dem Cardinal von Albano, sich besprach; s. Krummel a. a. O. S. 65.

Avignon am Tage Peter und Paul (29. Juni) 1374, nachdem er noch zwei Briefe voll frommer Zuversicht an die Herren von Rosenberg und an den Cardinal von Albano dictirt hatte. Die Nachricht von seinem Tode wurde in Prag mit Trauer und Wehklagen vernommen.

Der zweite in der Reihe der genannten Vorläufer ist ein Deutscher (aus Oesterreich) Konrad von Waldhausen.*) Er gehörte zu dem Orden der Augustiner und machte erst in Wien durch seine freimüthigen Predigten Aufsehen seit 1345. Unter anderm erhob er seine Stimme gegen das von Clemens VI. ausgeschriebene Jubeljahr und den Ablaß.

Kaiser Karl IV. berief ihn im Jahr 1360 nach Leitmeritz; bald darauf aber finden wir ihn in Prag an der Kirche zu St. Galli. Die Menge seiner Zuhörer war so groß, daß er auf dem Markte predigen mußte. Selbst Juden drängten sich zu seinen Vorträgen hinzu. Konrad von Waldhausen griff weniger das Dogma der Kirche, als das sittliche Verderben an. Er war vor allen Dingen ein eifriger Bußprediger. Er sprach (und nicht ohne Erfolg) gegen die Kleiderpracht der Frauen, gegen den Wucher der Reichen, gegen den Leichtsinn der Jugend, schonte aber auch nicht die Simonie der Geistlichen und die Scheinheiligkeit der Mönche. Mit diesen, besonders mit den Bettelmönchen gerieth er aber auch bald in Kampf. Er bestritt, hierin dem Wikliffe ähnlich, ihr Lieblingsdogma von der Armuth Christi, indem er zu beweisen suchte, daß Christus zwar nicht reich, aber auch nicht arm gewesen sei in dem Grade, wie die Bettelmönche es darstellten. Er erbot sich, einem Jeden 60 Groschen zu einer neuen Kapuze zu geben, der ihm beweisen könne, daß Jesus je einmal gebettelt habe. Nun gehörte Konrad freilich selbst einem Bettelorden an (dem der Augustiner), aber er bereute es, je in einen solchen getreten zu sein. Nur um so grimmiger fielen die übrigen Bettelmönche, Franciskaner und Dominikaner, über ihn her. Konrad verglich diese Allianz der sonst einander feindlich gesinnten Orden der des Herodes und Pilatus, als es galt Christum zu verderben. Als im Jahr 1364 der General des Dominikanerordens, der zugleich päpstlicher Legat war, nach Prag kam, benützten die Bettelmönche diese Gelegenheit, um 29 aus Konrads Predigten gezogene Sätze dem Erzbischof von Prag zu übergeben,

*) Früher wurde er unter dem Namen Konrad Stiekna (ab Austria) aufgeführt. Ein Johann Sczekna lebte um 1400 und war auch ein freimüthiger Prediger. Ihn nennt Andreas von Böhmisch Brot (de Proda) in einem Briefe an Hus neben Milič und Konrad (Miliczius, Conradus, Sezekna). Man las nun (seit Cochläus) fälschlich Conradus Sezekna als einen Namen zusammen; vgl. Jordan a. a. O. S. 2. und S. 82. Krummel S. 55 ff.

damit er eine Verdammung derselben einleite. Der Erzbischof lud durch öffentlichen Anschlag Alle ein, ihre Klagen gegen Waldhausen vorzubringen und veranstaltete auf den zweiten Pfingsttag (13. Mai 1364) eine Disputation. Hier vertheidigte sich der Angeklagte in Gegenwart öffentlicher Notarien und vieler angesehener gelehrter Männer. Außerdem verfaßte er eine Vertheidigungsschrift an Herzog Rudolf von Oesterreich, welcher gerade damals mit zahlreichem Gefolge in Prag verweilte. Zu einer Verdammung kam es nicht. Konrad starb als Pfarrer an der Taynkirche in der Altstadt in Prag 1349 (8. December).

Der dritte und wohl der bedeutendste unter Hus' Vorläufern, Matthias von Janow, war der Sohn eines böhmischen Ritters, Wenzel von Janow. Er hatte längere Zeit in Paris; studiert (daher Magister Parisiensis) und mehrere Reisen durch Deutschland und Italien gemacht. Nachdem er zuerst nach Ruhm und Ehre bei der Welt und nach dem Besitze reicher Pfründen gestrebt (er selbst sagt von sich, er habe „in den Schlingen des Teufels gelegen") war er von Milič zu einem lebendigen Christenthum erweckt worden. Die heil. Schrift war ihm von nun an sein Lieblingsbuch; er nannte sie seine Freundin und Braut, ja die Mutter aller christlichen Tugenden. Sie blieb seine Begleiterin durch's ganze Leben, sein Halt und Trost in allen Anfechtungen. „Wie Andere (so sagt er von sich selbst) Reliquien bei sich getragen und Gebeine der Heiligen, so habe ich meine Bibel mit mir getragen auf allen Wegen und Stegen."*) Im Jahr 1381 ward Janow Domherr bei St. Veit in Prag und Beichtvater Kaiser Karls IV. Er suchte ihn von der Nothwendigkeit einer Kirchenreform zu überzeugen. Seine eigenen reformatorischen Ideen legte er in Schriften nieder.**) Er vertheidigte das geistliche Priesterthum aller Christen. „Jeder Christ ist ein Priester, insofern er mit dem heil. Geiste gesalbt ist. — Dient der Priester dem Herrn mit Singen und Beten, so kann ihm auch der Bauer dienen mit Pflügen und dem Weiden der Heerde. — Das Wort heilig kommt allen Christen zu, die wahre Christen sind; aber freilich giebt es auch Namenchristen, die nur die Taufgnade erhalten haben, aber der wahren Gnade Gottes entbehren." Solche verglich Janow einem Wirthshause mit einem Aushängschilde, während es im Innern an Wein gebricht. Als „Antichrist"

*) In der Vorrede zu seinem Werke; bei Jordan S. 60.

**) Als die vorzüglichste ist zu nennen: de regulis Veteris et Novi Testamenti, oder, wie man es übersetzen könnte: „Die Bücher vom wahren und falschen Christenthum." Die Schrift entstand zwischen den Jahren 1388 und 1392.

erschien ihm alles, was nicht aus dem Geiste Christi stammt, nicht von ihm lebendiges Zeugniß giebt.*) Die von Menschen eingeführten Ceremonien müssen dem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit weichen; jegliche Pflanze, die nicht von Gott gepflanzt ist, muß ausgerottet werden. Janow eiferte besonders auch gegen den Bilderdienst.**) Um so gewissenhafter aber hielt er auf die von Christo eingesetzten Sacramente und ermahnte zu fleißigem Gebrauch derselben.***) Wie weit er in der Lehre vom heil. Abendmahl sich von der Kirche entfernt, ist nicht leicht zu ermitteln. Er mußte sich allerdings auf einer Synode in Prag 1389 seiner Lehre wegen verantworten; doch entging auch er einer förmlichen Verfolgung. Er starb 1394 am heil. Andreastage. †)

---

*) Die Schrift »de Antichristo et membrorum ejus anatomia«, die ihm längere Zeit zugeschrieben wurde, ist indessen nicht von ihm. Krummel vermuthet, sie sei von Milič. Eine weitere Auseinandersetzung der Lehre Janows bei Krummel S. 77—100.

**) Deberet ejici omne illud in templo positum, ad quod vulgus plebejum habet respectum alicujus reverentiæ et stuporis, prout sunt imagines, quæ venerantur per Dei ecclesiam. Als Zierden wollte er indessen die Bilder lassen, sobald kein Götzendienst mit ihnen getrieben wird; vgl. bei Jordan S. 78—80. u. Krummel a. a. O.

***) Gerade dieß aber, nämlich die Forderung, daß auch die Laien täglich communiciren sollen, wurde ihm übel genommen. Ob er bereits die Communion unter beiderlei Gestalt auch für die Laien verlangt habe, läßt sich aus den vorhandenen Quellen nicht ermitteln. Er spricht wohl von einem Genusse des Leibes und Blutes, aber unter der Voraussetzung der Concomitanz konnte auch ein streng orthodoxer Katholik sich also ausdrücken.

†) Im Zusammenhang mit der böhmischen Kirchengeschichte erscheint auch die Geschichte eines Märtyrers, der in der katholischen Kirche eine große Popularität erlangt hat, die Geschichte des heil. Nepomuk. Johann von Pomuk war erzbischöflicher Vicar und Rathgeber des Erzbischofs Johann von Janstein in dessen Streitigkeiten mit König Wenzel. Nachdem er die Qualen der Folter ausgestanden, wobei Wenzel selbst soll Hand angelegt haben, ward er von der Moldau-Brücke in den Strom hinabgestürzt (20. März 1393). So weit die beglaubigte Geschichte. Die Legende, die noch immer im Munde des Volkes fortlebt, weiß von ihm viel Wunderbares zu erzählen. Die Standhaftigkeit, womit er sich geweigert haben soll, die Beichtgeheimnisse der Königin Sophia an Wenzel zu verrathen, soll der Grund seiner Ertränkung gewesen sein. Wegen der Wunder, die sich dabei ereigneten (helle Lichter sah man auf dem Flusse schwimmen, die den Leichnam verklärend umgaben), wird er noch immer als der Brückenheilige verehrt. Seine Kanonisation erfolgte 1729 durch Papst Benedict XIII. — Wir erwähnen die Sache darum, weil man die Nepomuk-Legende auch mit der Geschichte Hus' dadurch in Verbindung gebracht hat, daß man in ihr die Mythologisirung der tragischen Geschichte des böhmischen Landes in den zwei Jahrhunderten von Hus bis auf die Schlacht auf dem weißen Berg (im dreißigjährigen Krieg) hat erblicken wollen. Man habe dem Bilde Hus' das des heil. Nepomuk

Während so diese Männer, jeder nach der ihm von Gott verliehenen Gabe, in Böhmen den Samen einer bessern Lehre ausstreuten, wurden in demselben Lande auch Wikliffe's Lehren von England her bekannt. Als 1382 die Prinzeß Anna, Tochter Karls IV., an Richard II. von England vermählt wurde, da knüpfte sich zwischen beiden Ländern ein lebhafter Verkehr. Junge Böhmen studierten namentlich in Oxford und brachten von dort wikliffitische Ideen in ihr Heimathland und besonders nach Prag zurück.

In diese Zeit fällt nun das Jugendleben von Johann Hus.*) Er wurde im Todesjahre Konrad Waldhausens, 1369, den 6. Juli geboren in dem zur königlichen Burg Hus gehörigen Marktflecken Hussinec im Prachiner Kreise in der Nähe von Prachatič, an der bairischen Grenze. Seine Eltern waren nicht ganz unbemittelte Landleute. Von seiner Jugend ist wenig auf uns gekommen; doch weiß er, wie die meisten großen Männer, die erweckend auf ihre Zeitgenossen gewirkt haben, von einer Zeit zu reden, da er seinen Herrn und Heiland noch nicht gefunden hatte. Grober Sünden wußte er sich zwar keiner anzuklagen; was er sich vorwirft, ist Eitelkeit, die Lust am zeitraubenden Schachspiel und an schönen Kleidern.**) Auch wird von ihm (möglicherweise legendenhaft) erzählt, daß er schon als Jüngling, gleich als hätte er sein künftiges Schicksal geahnt, öfters glühende Kohlen aus dem Kamin genommen und an seinen Leib gehalten habe, um zu sehen, wieweit er das Feuer aushalten könne. Seine wissenschaftliche Bildung erlangte er auf der Landesuniversität Prag, welche damals schon in höchster Blüthe stand und mit den hohen Schulen in Paris und Oxford wetteiferte. Ob er selbst auswärtige Schulen besucht, ist zweifelhaft. Im Sept. 1393 wurde er Baccalaureus der freien Künste, das Jahr darauf Baccalaureus der Theologie, und im Jahr 1396 Ma-

---

untergeschoben, um das Andenken des erstern aus dem Sinne des Volkes zu verdrängen! — Vgl. Pressel, in Herzogs Realenc. VI. S. 749 ff. und Frind, Der geschichtliche heilige Johannes von Nepomuk. 1861.

*) So heißt man uns jetzt schreiben statt Huß, weil Huß im Böhmischen Husch lauten würde. Für deutsche Leser mag dieß ziemlich gleichgültig sein. Nur darf man nicht aus Huss einen Huns machen, wozu die jetzige Schreibart leicht führt. Ueber Hus zu vergleichen außer Palacky, Geschichte von Böhmen: Neander, Kirchengeschichte und dessen Züge aus dem Leben des heiligen Johann Hus (Gelegenheitsschriften S. 65 ff.). Böhringer II. 4. 2. Pressel in Herzogs Realencyklopädie.

**) Wie strenge jene frommen Männer es nahmen mit allem was in das Gebiet des Genusses gehört, beweist uns auch das Beispiel von Milič, der sogar die Freude an einem schönen Pfarrgarten sich zur Sünde anrechnete oder doch als Versuchung zur Sünde ansah. Jordan, S. 20.

gister der freien Künste. Im Jahr 1398 aber trat er zuerst als öffentlicher Lehrer an der Universität auf. Mit der Stelle eines akademischen Lehrers verband er zugleich seit dem Jahr 1401 auch die eines Predigers und zwar die eines Predigers für das Volk. Wir haben es früher vernommen, wie in dem römischen Cultus die Predigt in der Landessprache zurücktrat, und wie deßhalb auch das Institut der Reiseprediger in Gang kam. Auch in Böhmen, wo sich, wie wir vorhin bemerkten, das Predigen in der Muttersprache länger erhalten hatte, war es in Abnahme gekommen. Um dasselbe aber auf's neue zu befördern, hatte ein Prager Bürger, der königliche Rath Jakob von Milheim, in Verbindung mit einem frommen Kaufmann Namens Kreuz, eine Kapelle gegründet, der er den Namen Bethlehem gab, damit in diesem „Brothause", wie der Stiftungsbrief sich ausdrückt, die Gläubigen mit dem Brot der heiligen Predigt möchten erquickt werden. An dieser Kapelle predigte nun Hus unter großem Zulaufe und mit sichtbarem Segen. Die Form, der er sich bediente, war die der Homilie (Schriftauslegung) mit Vermeidung alles fremdartigen Prunkes. Vor allem drang er auf ein lebendiges Christenthum. Solange er die herrschenden Sünden der Laien bestrafte, so lange galt er auch bei den Geistlichen als ein gesegnetes Werkzeug Gottes; allein sowie er nun auch den Klerus angriff und selbst den Papst nicht schonte, da stand die Priesterschaft wider ihn auf, und dieselben, die früher gesprochen, es rede aus ihm der Geist Gottes, die sagten jetzt: „er hat den Teufel im Leibe und ist ein Ketzer." Darum sprach auch König Wenzel zu den Geistlichen, als sie sich über Hus beklagten: „Solange der Magister wider uns Lügen gepredigt, hattet ihr eure Freude daran; jetzt wo die Reihe an euch kommt, schlagt ihr Lärm." Nicht von seiner Wirksamkeit als Prediger ging jedoch der erste Kampf aus, sondern von seiner Lehrthätigkeit an der Universität. Die Lehre Wikliffe's gab den ersten Anstoß. Ein gewisser M. Hübner hatte 45 Sätze aus Wikliffe's Schriften herausgehoben und dieselben als ketzerisch bezeichnet. Den 25. Mai 1403 fand deßhalb eine Versammlung in dem Karolingebäude der Universität statt. Hübner wurde beschuldigt, die Sätze Wikliffe's verfälscht zu haben. Gegen eine solche Verfälschung erhob Hus in gerechter Entrüstung seine Stimme. Man hatte kurz zuvor zwei Betrüger in Prag verbrannt, welche den Safran verfälscht hatten. „Wie viel strafbarer," rief Hus, „ist ein Mensch, der sich erfrecht, die Lehre eines Andern zu verfälschen." Ueber den Inhalt der Sätze Wikliffe's sprach Hus sich mit der größten Vorsicht aus; viele derselben seien wahr, wenn man sie recht zu prüfen verstehe, aber damit sage er nicht, daß alle wahr seien. Weit entschiedener als er erklärte sich

34 *

schon jetzt sein Freund Stanislaus von Znaim für Wikliffe's Lehre. Die Versammlung aber verdammte die ihr von Hübner vorgelegten Sätze, oder vielmehr verbot, dieselben in einem ketzerischen Sinn zu erklären. So ging der erste Sturm vorüber. Hus aber stieg zusehends in der öffentlichen Achtung. Schon jetzt galt er Vielen als ein Heiliger. Besonders stand er auch in Gunsten bei der Königin Sophia, der Gemahlin Wenzels, die ihn zu ihrem Beichtvater wählte. Damals lebte er auch noch im besten Vernehmen mit dem Erzbischof von Prag, Zbynek (Sbinko) von Hasenburg. Ja, dieser Prälat, dem die Prager Universitätschronik eine hohe Verstandesbildung, doch weniger theologische Einsicht zuschreibt, *) dem es aber jedenfalls wenigstens um eine zeitgemäße Reform der Kirche und um Abstellung abergläubischer Gebräuche zu thun war, schenkte vor Allen dem Hus sein Vertrauen in einer für ihn wichtigen Angelegenheit. Es betraf die Reliquienverehrung. Zu Wilsnack im Brandenburgischen sollten sich drei blutige Hostien befinden, das wahre Blut Christi enthaltend. Dahin strömte die Masse der Gläubigen aus allen Landen und rühmte die Wunderwirkungen der Reliquie. Auch viele Böhmen pilgerten dahin. Da beschloß der Erzbischof, die Sache genauer untersuchen zu lassen und übertrug Hus und noch zwei andern Magistern der Universität diese Untersuchung. Sie fiel keineswegs günstig für die Reliquie aus. Hus hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß alles auf Betrug beruhte. Aus Verhören, die mit angeblich Geheilten angestellt wurden, ergab sich, daß diese sich hatten theils bethören, theils zu Werkzeugen des einträglichen Schwindels gebrauchen lassen. Der Erzbischof erließ darauf ein Verbot gegen die Wallfahrt nach Wilsnack, und Hus verfaßte überdieß einen Traktat über die „Verherrlichung des Blutes Christi". Schon in dieser Schrift spricht sich die reformatorische Gesinnung des Mannes aus. Je höher er das für die sündige Welt vergossene Blut Christi schätzte (denn jeder Blutstropfen, der zur Erlösung der Welt geflossen, sei von unendlichem Werthe), desto entschiedener widersetzte er sich dem abergläubischen Spiel mit einem fälschlich so genannten Blute. Da der Leib Christi verklärt sei, so lehrte er, so müsse auch das Blut mit dem Leibe verklärt sein und könne darum nicht getrennt von diesem auf Erden verweilen. Die Beweisführung war noch etwas schwerfällig, ja, wenn wir wollen, scholastisch und spitzfindig; aber der richtige reformatorische Takt kann darin nicht vermißt werden. Das Haschen nach Wundern bezeichnet Hus mit Recht als ein Zeichen des

*) De bona naturali erat sapientia, in doctrina tamen sacra nullus existebat. Krummel (S. 158) nach Höfler, Geschichtschr. I. S. 20.

Unglaubens; je reiner und zuversichtlicher ein Glaube sei, desto weniger bedürfe er der Wunder. Und doch war er selbst geneigt, im vorliegenden Falle ein Wunder anderer Art anzunehmen, indem er mit Vielen seiner Zeit, so auch mit einem Matthias Janow behauptete, die bösen Geister äfften die Wunder nach, die Christus und die Apostel gethan, und als ein solches dämonisches Mirakel erschien ihm auch das zu Wilsnack. Um so ernstlicher warnte er, sich mit solchen Wundern einzulassen, und zeigte, wie gefährlich es sei, wenn die Menschen auf dergleichen Dinge ihr Vertrauen setzten, statt auf die Hülfe und Gnade Gottes selbst. Solche äußerliche Werke überhaupt, wie die Wallfahrten und Reliquien, dienten mehr dazu, die Menschen von dem lebendigen Gott abzuziehen und sie in ihrer Bosheit zu bestärken.

So weit hatte Hus im Sinn und Auftrag des Erzbischofs gehandelt, und wenn auch Viele, denen die Finsterniß lieber war als das Licht, sich an jenem Traktat ärgern mochten, so vermochten sie doch nichts wider ihn. Nun aber trat mit dem Jahr 1408 zwischen ihm und dem Erzbischof eine Spaltung ein. Noch immer dauerten die Streitigkeiten über Wikliffe fort; die Zahl seiner Anhänger wuchs. Der Erzbischof suchte solches zu wehren. Er hatte zwar auf Andringen des Königs Wenzel, dem es daran lag, bei dem Papste sich zu rechtfertigen, eine Erklärung von sich gegeben, daß nach angestellter fleißiger Untersuchung sich in ganz Böhmen kein Ketzer vorgefunden habe. Um aber nun nicht durch die gegentheilige Thatsache Lügen gestraft zu werden, gebot er allen Geistlichen im Lande auf's schärfste, die von Wikliffe bestrittene Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahl mit allem Nachdruck hervorzuheben und ihren Zuhörern einzuschärfen. Auch ließ er sich von Allen, die sich im Besitze wikliffitischer Bücher befanden, dieselben einliefern. Hus theilte nun keineswegs die Lehre Wikliffe's über das Abendmahl; er erklärte sich darüber zu verschiedenen Malen, aber nichts desto weniger verdroß es ihn, daß man in Verfolgung einer vermeintlichen Ketzerei sich eifriger zeige, als in der Ausrottung offenbarer Laster.

Zu der theologischen Spaltung wegen Wikliffe und zu der daneben fortdauernden philosophischen Schulstreitigkeit über Realismus und Nominalismus, welche auch die Kirche und Schule des Böhmerlandes bewegte, kam aber endlich noch eine tiefeingreifende nationale Spaltung. Das deutsche und das böhmische (czechische) Element vertrugen sich nicht wohl miteinander. Nun hatten aber die Deutschen, welche zahlreicher vertreten waren, das Uebergewicht über die Böhmen. Die Deutschen repräsentirten zugleich die römisch-orthodoxe Partei und konnten daher in

allen kirchlichen und theologischen Fragen des Sieges im voraus gewiß sein. Da regte sich in Hus und seinen Genossen das Verlangen, das was ihnen in hohem Grade unbillig schien, zu Gunsten der Böhmen zu ändern. Sie suchten es bei dem König durchzusetzen, daß in Zukunft bei akademischen Berathungen ihren Landsleuten drei, den Deutschen und den übrigen fremden Nationen nur eine Stimme eingeräumt werden sollte. Es kam darüber zu heftigen Bewegungen. Das Ende davon war, daß im Sommer des Jahres 1409 die deutschen Magister und Studenten erst zu Fuß, dann zu Roß und Wagen die Universität Prag verließen. Die Zahl der Ausgewanderten wird sehr verschieden angegeben. Nach Aeneas Sylvius waren es 5000, und das ist glaublich; die Zahl 40,000 aber (das Achtfache) ist offenbar übertrieben und zeigt uns, wie wenig man sich auf Zahlenangaben aus jener Zeit verlassen kann.*) Immerhin war dieser Auszug ein Ereigniß, das in der Geschichte der Universitäten seines Gleichen sucht. Die nächste Folge davon war, daß nun an den Ufern der Pleiße die deutsche Universität Leipzig gegründet wurde. In Prag wurde Hus Rektor der neu organisirten, auf böhmischen Fuß gestellten Universität. Allein er erhielt nun einen schweren Stand. Ein Theil der Bürger Prags war über ihn ungehalten als den Anstifter der Unruhen, und dieß benützten nun auch seine theologischen Gegner, um ihn zu stürzen. Selbst der Erzbischof trat gegen ihn auf. Er nahm die wider Hus erhobenen Klagen der Geistlichen an, die dahin lauteten, der Magister reize das Volk auf, er predige Nichtachtung der Kirche und des Klerus, er habe Rom den Sitz des Antichrists genannt, er habe jeden Geistlichen für einen Ketzer erklärt, der sich für Spendung der Sacramente bezahlen lasse, habe Wikliffe öffentlich belobt und den Wunsch geäußert, seine Seele möge auch einmal dahin gelangen, wo Wikliffe's Seele sei. — Der Erzbischof übergab diese Klagen seinem Inquisitor und zugleich verbot er durch einen Machtspruch das Predigen in den Kapellen und befahl auf's neue die Auslieferung wikliffitischer Schriften.

Inzwischen war nach längeren Streitigkeiten Alexander V. Papst geworden. An ihn gelangte die Klage des Erzbischofs wider Hus und

*) Höfler hat die mittlere Zahl von 20,000 angenommen; doch wohl auch zu groß. „Mag übrigens die Zahl der Ausgewanderten etliche Tausend mehr oder weniger betragen haben, jedenfalls waren die Folgen der Secession ungeheuer, weltgeschichtlich-bedeutsam.“ Krummel a. a. O. S. 204. Für den Augenblick kam dann auch wohl der ökonomische Schade für den Prager Philister in Betracht. „Wie viele Goldstücke,“ so klagt ein unbekannter Zeitgenosse (bei Höfler, Mag. Hus S. 250), „haben nicht die fremden Studenten in Prag sitzen lassen; die Universität war eine wahre Goldquelle für Prag.“

zugleich eine Appellation von Hus und seinen Freunden gegen den erzbischöflichen Spruch. Der Papst entschied zu Gunsten des Erzbischofs. Dieser erhielt den Auftrag: unter Zuziehung von vier Doktoren der Theologie und zwei Doktoren der Rechte alle Ketzereien und Irrthümer in seiner Diöcese auszurotten, die Verbreitung der wikliffitischen Lehre bei Strafe des Bannes zu verbieten, die Schriften Wikliffe's sich ausliefern zu lassen und alles Predigen außerhalb der Collegiat-, Pfarr- und Klosterkirchen zu untersagen, mithin auch das Predigen in der Kapelle Bethlehem. Und darauf war es abgesehn. Als die Bulle am 9. März 1410 in Prag publicirt wurde, erregte sie allgemeines Aufsehn. Man nannte sie erschlichen und erkauft. Die in der Bethlehems-Kapelle versammelte Gemeinde, der Hus die Bulle mittheilte, brach in volle Entrüstung aus. „Sie lügen," hieß es, „die solches wider uns aussagen." Hus blieb nichts übrig, als nach damaliger Sitte von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden zu appelliren. Aber der Erzbischof fuhr auf dem einmal betretenen und nun vom Papste gebilligten Wege fort. An 200 Bände wikliffitischer Schriften, darunter sehr kostbare in schönem Einbande wurden ausgeliefert und den 16. Juli trotz der Einsprache und förmlichen Protestation der Universität unter dem Gesange des Te Deum laudamus und unter Glockengeläute öffentlich verbrannt. Zwei Tage darauf ward über Hus und seine Freunde der Kirchenbann ausgesprochen. Ein großer Theil des Volkes aber zeigte sich erbittert. Man sang Spottlieder auf den Erzbischof; er wurde ein ABC-Schütze genannt, der Bücher verbrenne, ohne zu wissen, was darin stehe. Es kam sogar zu blutigen Schlägereien zwischen den Anhängern des Hus und seinen Gegnern.

König Wenzel, obgleich er den Schritt des Erzbischofs mißbilligte, verbot das Singen der Spottlieder bei Todesstrafe, andrerseits aber verurtheilte er den Erzbischof, die Eigenthümer der wikliffitischen Schriften für deren Verbrennung zu entschädigen. Als sich der Erzbischof weigerte, legte der König auf dessen Einkünfte Beschlag. Auch den über Hus und seine Freunde gesprochenen Bann war er eben so wenig geneigt anzuerkennen, als das Verbot des Predigens in den Privatkirchen. Ja, er wandte sich im Sept. 1410 an den Papst (jetzt Johann XXIII.) mit der Bitte, den ergangenen Spruch aufzuheben; „auf daß," wie es heißt, „das Wort Gottes frei gepredigt, die Ehre unseres Reichs gewahrt und die treulosen Gegner, die das Reich verketzern, wofern sie es nicht beweisen können, nach Verdienen bestraft werden." Die Königin Sophia verwandte sich noch besonders für ihren Beichtvater und dessen gesegnete

Predigt in Bethlehem. Auch viele böhmische Große legten Fürsprache ein. Alles umsonst. Weder die früher eingereichte Appellation Hus', noch diese Bittschriften wurden beachtet. Das erzbischöfliche Urtheil wurde vielmehr bestätigt und Hus zur Verantwortung nach Bologna beschieden, wo der Cardinal Colonna, der nachmalige Papst Martin V., als Bevollmächtigter des Papstes die Untersuchung leiten sollte. Allein Hus' Freunde widerriethen ihm die Reise nach Italien aus guten Gründen und drangen darauf, daß die Sache in Böhmen entschieden werde. Colonna verfällte dennoch Hus in contumaciam. Der Prozeß zog sich in die Länge. Der Erzbischof wurde der Sache müde; er suchte eine Versöhnung mit Hus einzuleiten und setzte daher im Juli 1411 einen Ausschuß von zehn Männern weltlichen und geistlichen Standes nieder, welche sich dahin vereinigten, es möge der König in Verbindung mit dem Erzbischof an den Papst schreiben und ihn versichern, es herrsche keine Ketzerei im Reiche, und wenn solche herrsche, so werde man sie bestrafen. Hus selbst legte nun vor der Prager Universität im Jahr 1411 ein Bekenntniß ab, in welchem er sich zu den Grundlehren der christ-katholischen Kirche bekannte: „Ich glaube von Herzen, daß Jesus Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch, daß sein ganzes Gesetz von so großer Wahrheit ist, daß kein Jota und kein Tütelchen desselben trügen kann; ich glaube, daß seine Kirche so fest auf den Felsen gegründet ist, daß die Pforten der Hölle auf keine Weise etwas gegen sie vermögen, und ich bin in der Hoffnung auf meinen Herrn Jesum Christum bereit, eher die Strafe eines schrecklichen Todes zu erdulden, als mit Bewußtsein etwas zu sagen, das dem Willen Christi und seiner Kirche entgegen wäre." Die ihm vorgeworfenen Ketzereien, besonders in Beziehung auf das Abendmahl wies er auf's bestimmteste zurück, und wir haben keinen Grund, einen Zweifel in die Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses zu setzen. So hoch er auch Wikliffe schätzte, so wenig folgte er ihm blindlings; überhaupt traten bei Hus die dogmatischen Differenzen in den Hintergrund; er war eine durchaus praktische Natur, und so war auch seine Opposition von jeher mehr gegen die praktischen Mißbräuche der Kirche, als gegen deren Dogmen gerichtet. Wie er sich zu diesen gestellt, ist schwer genau zu ermitteln, da scharfe Bestimmungen von seiner Seite gar nicht vorliegen, wie bei Wikliffe, der ihm als Theolog unstreitig überlegen war. Dieß ist wohl zu beachten, wenn man Hus' Stellung in dieser Hinsicht richtig begreifen will. Aber auch in Beziehung auf die praktischen Dinge hatte man ihm Behauptungen untergeschoben, die er als unbegründet zurückwies. Er leugnete, je gelehrt zu haben, daß man den Zehnten ver-

weigern, daß man das weltliche Schwert gegen die geistliche Obrigkeit richten soll und anderes der Art, das ihm Schuld gegeben wurde. Auch dagegen verwahrte er sich, daß er die Ursache sei jenes Auszugs der Deutschen aus Prag. Der Erzbischof, dem der ganze Handel verdrießlich geworden, ging damit um, seine Stelle niederzulegen und sich nach Ofen zurückzuziehn, wo der Bruder des Königs Wenzel, Sigismund, sich aufhielt; allein den 28. Sept. 1411 übereilte ihn zu Preßburg der Tod. An seine Stelle trat des Königs Leibarzt, Albicus, ein wohlgesinnter, schon bejahrter Mann. Es war auch nicht die Persönlichkeit des Mannes, sondern das, was bei seiner Bestallung vorging, was Hus auf's neue auf den Kampfplatz rief. Der päpstliche Legat, der dem neuen Prälaten das Pallium überbrachte, machte zugleich eine päpstliche Bannbulle im Lande bekannt, welche zu einem Kreuzzuge gegen den König Ladislaus von Neapel aufrief, weil dieser sich für den Gegenpapst Gregor XII. erklärt hatte; zugleich wurde allen denen, die an diesem Kreuzzuge theilnehmen oder ihn mit Geld unterstützen würden, Ablaß von ihren Sünden verheißen, so sie dieselben von Herzen bereuten. Der schwachmüthige König gestattete die Bekanntmachung der Bulle. Unter Trompetenschall ward dieselbe öffentlich verlesen und in den Kirchen Becken aufgestellt, um das Geld für den Ablaß in Empfang zu nehmen. Dieß empörte Hus im Innersten. Wie Luther ein Jahrhundert später, so sah sich schon jetzt Hus in seinem Gewissen aufgefordert, gegen den Greuel des Ablasses aufzutreten. Er bezeugt es selbst, daß dieser Handel es war, der ihn von seinen frühern Freunden trennte. Hier kannte er keine Schonung. Ganz ähnlich wie Luther nach ihm, so trat er mit Thesen hervor, die er in einer öffentlichen Disputation am 7. Juni des Jahres 1412 zu vertheidigen sich erbot. Ungescheut nannte er den päpstlichen Ablaß Lug und Trug und zeigte, wie er den klaren Worten der Schrift widerspreche. Keine andere Bedingung der Sündenvergebung sei zuläßlich als die, welche der Apostel Petrus am ersten christlichen Pfingstfeste ausgesprochen: Thut Buße und lasse sich ein jeglicher von euch taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr die Gnade des heil. Geistes empfangen. — Es blieb indessen nicht bei bloßen Reden. Die Aufregung war so groß, daß sie sich auch durch Thaten kundgab. Waren einige der bisherigen Freunde Hus', sein Lehrer Stanislaus von Znaim und sein Gefährte Paleč zurückgetreten, so trat dagegen jetzt ein Anderer in den Vordergrund, dessen Namen wir noch nicht genannt haben, dessen Schicksal aber von da an mit dem Schicksal Hus' auf's innigste verbunden erscheint, Hieronymus, gewöhnlich Hieronymus von Prag genannt.

Man hat ihn längere Zeit für ein und dieselbe Person gehalten mit einem Hieronymus von Faulfisch, der ebenfalls unter Hus' Freunden erscheint, aber mit Unrecht. Hieronymus von Prag war ein entschiedener Anhänger Wikliffe's und in seinem Thun und Lassen stürmischer als Hus. In der ersten wikliffitischen Bewegung hatte er sich nach Ungarn geflüchtet; in Wien hatte er bereits seines Glaubens wegen Gefangenschaft ausgestanden, war aber auf Betrieb seiner Prager Freunde wieder befreit und nach Prag zurückgekehrt. Er hatte bei verschiedenen Anlässen seinen reformatorischen Eifer mit Ungestüm kundgethan. Nun vollends führte er in Verbindung mit einigen jungen Leuten eine That aus, der Hus in seiner Besonnenheit fern blieb, die aber auch für ihn bedenkliche Folgen hatte. Die verschiedenen päpstlichen Bullen wurden berüchtigten ehrlosen Weibern an den Hals gehängt, und diese in einem Wagen durch die Stadt gefahren. Der Wagen war von Bewaffneten umringt, welche ausriefen: „Hier führen wir die Briefe eines Ketzers und Schurken zum Scheiterhaufen." Unter großem Zulauf des Volkes bewegte sich der Wagen nach der Neustadt, wo der Pranger stand. Dort wurden die Bullen verbrannt. Hus hatte an diesem tumultuarischen Akt keinen Antheil genommen; aber das Predigen gegen die Bulle ließ er sich nicht verbieten. Inzwischen erfolgte ein königliches Edikt, welches jede Schmähung der päpstlichen Würde mit dem Tode bedrohte. Nur zu bald sollte diese Drohung in Erfüllung gehen. Als am 10. Juli die Bulle in den Pfarrkirchen von der Kanzel verlesen wurde, traten in drei verschiedenen Kirchen (wahrscheinlich nach einer vorher geschehenen Verabredung) drei junge Männer aus dem Handwerksstande zusammen und unterbrachen den Prediger mit den Worten: „Du lügst! von dem Magister Hus haben wir ganz anderes gehört." — Dieß führte zu ärgerlichen Auftritten. Die Jünglinge wurden ergriffen, als Schänder des Heiligen mißhandelt und auf's Rathhaus geschleppt. Als sie nicht widerrufen wollten, wurden sie zum Tode verurtheilt. Die ganze Gemeinde sollte der Hinrichtung beiwohnen. Hus, obgleich an diesen Vorgängen unschuldig, hielt es gleichwohl in seiner Pflicht, auch auf Gefahr seines eignen Lebens hin, ein Wort für die Verurtheilten einzulegen. Von einer großen Zahl von Magistern und Studenten begleitet verfügte er sich nach dem Rathhause und bat um Schonung für die Verirrten. Ja, er nahm ihre Schuld auf sich; denn für seine Sache hätten sie gestritten und dieser Gefahr sich ausgesetzt; er wolle für sie die Strafe leiden. Hus wurde mit Achtung angehört, aus Furcht vor der wachsenden Aufregung des Volkes. Die Richter gaben ihm gute Worte und baten ihn, er möge das Volk be-

schwichtigen, das sich vor dem Rathhause gesammelt hatte. Er gehorchte und es gelang ihm, die Menge zu zerstreuen: aber einige Stunden nachher wurden die Verurtheilten zum Tode abgeführt. Sie konnten wegen des andringenden Volkes nicht einmal zur ordentlichen Richtstätte in der Neustadt gebracht werden, sondern wurden schon am Eingange „vom Brückel zum Graben" enthauptet. Als der Scharfrichter nach der Hinrichtung ausrief: „wer ein Gleiches thut, wie diese, hat gleiche Strafe zu gewärtigen," riefen sogleich Mehrere aus der Menge: „Wir Alle sind bereit, dasselbe zu thun und zu leiden." Ohne Widerstand ließen sie sich verhaften. Die Hingerichteten wurden als Märtyrer betrachtet. Fromme Weiber, die als Beginen bezeichnet werden, tauchten ihre Tücher in das vergossene Blut. Die Leichen wurden nach der Bethlehemskapelle gebracht und feierlich daselbst bestattet. Hieronymus ordnete auf den folgenden Tag eine Messe „zu Ehren der heiligen Märtyrer an, über deren vergossenes Blut die Engel sich freuen". Die Kapelle, die ursprünglich den „unschuldigen Kindlein" geweiht war, welche die alte Kirche als die ersten Märtyrer verehrte, erhielt dadurch eine neue Bedeutung als Märtyrerkirche; man nannte sie „die Kirche zu den drei Heiligen". Hus gab in Predigten den Gefallenen das Zeugniß, sie seien gefallen, weil sie den lügenhaften Anhängern des Antichrists zu widersprechen gewagt hätten. Indessen traf ihn auf's neue der Bann; über Prag und die Umgegend ward das Interdict verhängt. Wenzel befahl den Geistlichen nichts desto weniger den Gottesdienst zu halten. Hus appellirte an den unsichtbaren untrüglichen und unbestechlichen Richter Jesus Christus und machte seine Appellation von der Kanzel her bekannt. Um weitern Unruhen in der Stadt vorzubeugen, folgte er dem Wink des Königs, dieselbe zu verlassen; er zog sich auf die Burgen seiner Freunde zurück, wo er vor Verfolgung sicher war. Dort verfaßte er auch mehrere seiner Schriften, unter anderm die Schrift von der Kirche.

Lassen Sie uns zum Schluß nur noch einige Hauptideen aus dieser Schrift hervorheben; es sind zum Theil Ideen, wie wir sie schon bei Wikliffe und bei Matthias Janow getroffen haben, aber doch wieder eigenthümlich bearbeitet. Hus unterscheidet die wahre Kirche von der mit ihr verbundenen falschen. Die wahre Kirche ist der mystische Leib Christi. Sie ist die Gemeinschaft der Auserwählten. Die Nichterwählten (die bloßen præsciti) sind zwar äußerlich mit der Kirche verbunden, aber gehören nicht zu ihr. Wächst doch auch das Unkraut unter dem Weizen und frißt der Rabe mit der Taube von einem Futter! Von diesen unächten Gliedern der Kirche gilt das Wort: sie sind von uns ausgegangen,

aber sie gehören nicht zu uns. Diesen Gegensatz bezeichnet Hus auch noch auf andere Weise, indem er von einer Kirche der Schafe und der Böcke, von einer Kirche Christi und des Antichrists, einer Kirche der Heiligen und der Verworfenen redet; in der einen befinden sich die rechten, in der andern die bloßen Namenchristen. — Haupt der Kirche ist Christus; die Apostel sind seine Knechte: er ist der Fels, zu dem Petrus sich bekannt hat. Christus ist seiner Gemeinde allezeit nahe, während der Papst mehr als zweihundert Meilen von den Böhmen entfernt wohnt. In einem gewissen Sinn kann der Papst indessen gleichwohl Christi Statthalter sein, wenn er wirklich die Sache Christi auf Erden vertritt, wirklich in seinem Namen und in seinem Geist die Kirche leitet. Im entgegengesetzten Fall aber ist er ein Statthalter des Antichrists, ein Gegner des heil. Petrus, ein Statthalter des Judas Ischariot. Auf Christum sollen wir schauen als auf unser Vorbild, und wenn der Papst etwas befiehlt, das wider das Gesetz Christi ist, so haben wir ihm nicht zu gehorchen. Auch den Aussprüchen der Heiligen hat der Mensch nur dann zu folgen, wenn sie den Aussprüchen der heil. Schrift gemäß sind. Diesen Glauben an die Schrift hebt Hus besonders hervor;*) erst in zweiter Linie stehen ihm die Lehrer der Kirche, und auch ihre Lehren beurtheilt er nach der Schrift. Damit hat er das eine Princip der Reformation, das sogenannte „Formalprincip" wohl erkannt; weniger ist es ihm gelungen, das sogenannte „Materialprincip", die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zu voller Klarheit zu erheben. Dieß hängt mit seiner geringern dogmatischen Begabung zusammen.

Aus seiner Einsamkeit richtete Hus verschiedene Briefe an seine Freunde. In einem derselben schreibt er, mit Anspielung auf seinen Namen, der im Böhmischen eine Gans bedeutet: „Die Gans ist ein zahmes Thier, das sich nicht hoch aufschwingen kann; aber nach mir werden edlere Vögel kommen, Falken und Adler, die werden sich höher in den Himmel schwingen." „Wisset," so schreibt er ein andermal, „daß ich nicht entfliehen werde, wenn es gilt diesen elenden Leib der Todesgefahr auszusetzen, da ich weiß, daß uns im Worte Gottes nichts fehlt, daß die Wahrheit des Evangeliums vielmehr von Tag zu Tage mehr Verbreitung findet." Und wiederum: „Die Hohenpriester und Schriftgelehrten haben die Wahrheit verdammt, dem Tod überliefert und sie begraben:

*) Dieß wird freilich von römisch-katholischer Seite ganz naiv als „das Alpha und Omega seines Irrthums" bezeichnet. Helfert, Hus und Hieronymus, eine Studie. Prag 1853. — Eine ausführliche Darstellung der reformatorischen Schriften von Hus und der darin entwickelten Lehre giebt Krummel a. a. O. S. 303—422.

aber sie ist wieder auferstanden, hat Alle besiegt, und aus Einem sind zwölf Prediger worden. Mit uns ist der wahre Gott, der allmächtige und gerechte Helfer, der da verheißen hat: siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." — Hie und da besuchte er auch aus seinem Verstecke die Gemeinde Prag und stärkte sie. Inzwischen hatte Sigismund den Papst Johann XXIII. bewogen, ein Concil nach Costnitz auszuschreiben, um den Wirren der Kirche ein Ziel zu setzen, und auf diesem Concil sollte auch Hus erscheinen. Der Kaiser stellte ihm dazu freies Geleit aus. Ehe wir nun aber Hus nach dem Concil begleiten und seinen Prozeß weiter verfolgen, wird es nöthig sein, noch einmal einen Blick in jene Wirren überhaupt zu werfen, und zu sehen, welche Anstrengungen die Kirche von sich aus machte, die auch von ihr gewünschte Reform an Haupt und Gliedern vorzunehmen; dann erst können wir zu Hus' endlichem Schicksal zurückkehren.

der geistlichen Herren hergewandert, selbst nicht an feilen Dirnen in wahrhaft erschreckender Zahl.*) Der Papst begab sich dahin mit zahlreichem Gefolge; man zählte allein 1600 Pferde. Ihm pochte das Herz gewaltig in der Vorahnung des Schicksals, das seiner wartete. Als er auf der Anhöhe bei Feldkirch das Rheinthal hinaufschaute, da rief er aus: „Das sieht ja aus wie eine Grube, in der man Füchse fängt." Den 18. Oktober hielt er seinen prachtvollen Einzug in der Stadt des Concils. Die Stadt schenkte ihm einen silbervergoldeten Becher und verschiedene Weine, nebst 40 Malter Hafer; wogegen er dem Bürgermeister der Stadt ein seidenes Kleid verehrte.**) Johann eröffnete das Concil den 5. November unter großen Feierlichkeiten. König Sigismund langte etwas später an, in der heil. Christnacht. Auch ihn umgab ein prunkvolles Gefolge. Unter den Theologen Frankreichs ragten Peter d'Ailly und Charlier Gerson, unter denen Italiens der Cardinal Zabarella hervor. Das Programm des Concils war in drei Punkten befaßt: 1) Beseitigung des päpstlichen Schisma; 2) Prüfung der neuen Lehren, der eines Wikliffe und Hus, und 3) die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Wichtig war auch die Bestimmung, die von vorneherein über die Stimmgebung gemacht wurde. Wäre es nach dem Princip der Kopfzahl gegangen, so hätten die Italiener, die am zahlreichsten vertreten waren, das Uebergewicht gehabt und dann wären alle Reformversuche illusorisch geworden. Man stimmte daher nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen. Es wurden ihrer vier angenommen: 1) die deutsche, welche auch die Ungarn, Polen und Skandinaven in sich begriff; 2) die französische; 3) die englische und 4) die italiänische. Später kam noch die fünfte, die spanische hinzu. Jede Nation wählte sich ihren Vorstand, der monatlich wechselte. — Wir folgen der Ordnung des Programms. Also zuerst die Beseitigung des Schisma. Hier wurde der Antrag gestellt, alle drei Päpste zur freiwilligen Abdankung zu bewegen. Das war im Grunde ein Rückschritt gegen die Synode von Pisa, denn diese hatte ja schon die Absetzung von Benedict und Gregor beschlossen, und so war eigentlich Johann XXIII. der allein rechtmäßige Papst. Dieß machten er und seine Partei auch geltend: sie wollten in dem Concil von Constanz nur eine Fortsetzung der Synode von Pisa erblicken; allein gerade die unwürdige Persönlichkeit des Papstes

*) Als ein Hofbeamter Herzog Rudolfs von Sachsen ihrer 700 gezählt hatte, „mochte er ihrer nicht mehr suchen." Nach andern Berichten war von Tausenden die Rede. Raumer, histor. Taschenbuch S. 49.

**) Von der Hardt IV. 9. 16. 17. Raumer, S. 47.

war es, deren Entfernung von Männern wie d'Ailly und Gerson beabsichtigt wurde, und so begannen die Arbeiten der Synode mit einem Prozeß gegen den Papst. Schon im Februar 1415 ward eine Klageschrift gegen Johann eingegeben, worin ihm eine Menge von Lastern und Verbrechen Schuld gegeben wurden. Man unterdrückte dieselbe um des allgemeinen Aergernisses willen, schritt aber gleichwohl im Prozesse voran. Sigmund suchte den Papst zu freiwilliger Abdankung zu bewegen, und es schien sein Versuch nicht vergeblich. In einer großen Versammlung, die den 1. März 1415 auf der bischöflichen Pfalz gehalten wurde, ward Johann die Abdankungsformel überreicht, die er mit unterdrücktem Aerger ablas. Darauf beugte er die Kniee gegen den Altar und legte die Hände über die Brust, zum Zeichen, daß es ihm Ernst sei. Nachdem dieß geschehen, brach alles Volk in Jubel aus. Ein Te Deum ward angestimmt, aber zu frühe. Zwar wiederholte der Papst die Abdankung am folgenden Tage in öffentlicher Sitzung und beschwor sie feierlich. Der König erhob sich in sichtbarer Bewegung, nahm seine Krone vom Haupt und legte sie zu den Füßen des Papstes, eine Huldigung, die er der Selbstüberwindung des Mannes, als die letzte Huldigung, die er ihm als Papst brachte, schuldig zu sein glaubte; auch der Patriarch von Antiochien sprach seinen Dank aus. Allein nur zu bald zeigte sich's, daß Johann mit Sigmund und dem ganzen Concil ein unwürdiges Spiel getrieben. Seine Partei protestirte gegen alles Geschehene und drohte das Concil zu verlassen, wenn man Johann nicht fernerhin als Papst wolle anerkennen. In diesem Sinne sprach unter Andern der Erzbischof von Mainz. Um so kräftiger protestirten die Engländer. Der Bischof von Salisbury erklärte die Anhänger des Papstes des Scheiterhaufens würdig. Man sprach von Verhaftung des Papstes; ein Gerücht verbreitete sich, er wolle sich seinem Schicksal durch die Flucht entziehen. Sigmund ließ die Thore der Stadt besetzen. Gleichwohl entkam der Papst in der Verkleidung eines Reitknechts den 21. März 1415. Der Herzog Friedrich von Oestreich, der, um die Aufmerksamkeit der Stadt und des Concils woandershin zu lenken, ein öffentliches Turnier veranstaltete, war ihm zu dieser Flucht behülflich gewesen. Zur Strafe dafür ward Friedrich vom Kaiser in die Acht erklärt und das Concil belegte ihn mit dem Judasfluch des hohen Bannes. Allgemeine Bestürzung ergriff nicht nur die Väter des Concils, sondern auch die Einwohner der Stadt bei der Nachricht von dieser Flucht. Alle Läden und Wirthshäuser wurden geschlossen; man befürchtete das Aergste. König Sigmund ritt in eigner Person durch die Stadt und ließ unter Trompetenschall die Bürger zur

Ruhe ermahnen, indem er versprach, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Die dem Papst anhängigen Cardinäle verließen die Stadt gleichfalls und begaben sich nach Schaffhausen, wo der Papst einstweilen Fuß gefaßt. Von da erließ er eine Protestation. Auf der Synode selbst aber suchte Gerson die Gemüther, die etwa hätten zweifelhaft und schwankend werden können, im Glauben an die Rechtmäßigeit des Geschehenen durch eine längere Rede zu befestigen. „Die Kirche," zeigte er, „ist an Christus gebunden, als an ihren Bräutigam, aber nicht an den Papst. Ohne die Kirche kann zwar niemand selig werden, wohl aber ohne den Papst. Der Papst hat seine Gewalt von der Kirche empfangen; handelt er gegen sie, so ist er nicht anders zu achten denn ein Zöllner und Sünder." Zu diesen Grundsätzen Gersons bekannte sich dann auch das Concil am 16. April 1415. Es wurde der Grundsatz feierlich ausgesprochen, daß ein im heil. Geist rechtmäßig versammeltes Concil seine Gewalt unmittelbar von Christo habe und daß jeder, weß Standes er auch sei, mithin auch der Papst, ihm in Sachen des Glaubens verpflichtet sei. Dagegen suchte Johann das Concil zu sprengen und hoffte dabei auf den Schutz Frankreichs. Von Schaffhausen hatte er sich nach Laufenburg begeben, von wo aus er die Protestation erließ, in welcher er seine Abdankung als eine ihm abgenöthigte erklärte; dann floh er über den Schwarzwald nach Freiburg im Breisgau. Im dortigen Dominikanerkloster ward er mit großen Ehren empfangen; sodann ging er über Breisach nach Neuburg am Rhein; er hoffte mit Hülfe des Herzogs von Burgund nach Avignon zu entkommen. Allein in Freiburg, wohin er sich wiederum zurückgezogen, ward er durch den Burggrafen von Brandenburg gefangen genommen, nach Radolfzell gebracht und dort in Haft gesetzt. Es erschienen drei Bischöfe und zwei Doktoren der Theologie als Abgeordnete des Concils, welche ihm die geistlichen Insignien abnahmen. Den 29. Mai (es war die zwölfte Sitzung) wurde sodann die förmliche Absetzung über ihn gesprochen, als über einen Simonisten und Schismatiker, ja als über einen gemeinen Verbrecher; denn sogar die Vergiftung seiner Vorfahren war ihm nebst vielen andern Greueln Schuld gegeben worden. Das päpstliche Siegel ward zerbrochen, das Wappen vernichtet. Eine Zeit lang ward Johann in dem Schlosse Gottlieben gefangen gehalten, demselben Kerker, in dem wir auch Hus begegnen werden. Dann ließ ihn der Kurfürst von der Pfalz, dem er als Gefangener übergeben ward, nach Mannheim, von dort nach Heidelberg bringen, wo er in anständiger und milder Haft gehalten wurde. Nun galt es auch die beiden Gegenpäpste zu entfernen. Gregor XII. hatte unterdessen sein neunzigstes Jahr

erreicht. Er legte den 4. Juli 1415 sein Amt freiwillig nieder, am Rand des Grabes. Benedict aber mußte gewaltsam entsetzt werden; es geschah diese Entsetzung durch das Concil den 1. April 1417, nachdem noch mehrere Verhandlungen mit ihm stattgefunden hatten; er hielt sich in Perpignan auf und protestirte von da gegen das Concil bis an seinen Tod, der im Jahr 1423 erfolgte.

So war nach langen Kämpfen das Schisma beseitigt. Zwischen diesen langwierigen Prozeß, der gegen die Päpste, namentlich gegen Johann XXIII. geführt wurde, und die Wahl seines Nachfolgers tritt nun aber ein merkwürdiges Seitenstück, ein Prozeß ganz anderer Art, der Ketzerprozeß gegen die beiden Wahrheitszeugen Hus und Hieronymus von Prag. Dieselben Männer des Concils, die mit dem äußersten Freimuthe die Rechte und die Freiheit der Kirche gegen den Papst vertheidigt, die überhaupt als Reformatoren der Kirche sich angekündigt und auch nach dieser Seite hin als Reformatoren der Kirche sich bewiesen hatten, wie ein d'Ailly, ein Gerson, werden wir nun unter den Richtern erblicken, welche über Hus das Todesurtheil fällten und mit allen Gründen es als ein gerechtes Urtheil billigten.

Wir haben in der letzten Vorles. gesehen, wie König Sigismund den Wunsch ausgesprochen hatte, daß Hus seine Sache auf dem Concil möchte entscheiden lassen. Er hatte ihm freies Geleit zugesichert, und zwar nicht nur für den Hinweg, wie in neuerer Zeit von päpstlicher Seite behauptet worden ist, sondern auch für den Rückweg.*) Aber schon damals trauten die Freunde Hus' dem königlichen Worte nicht; sie warnten ihn. Hus aber, mehr im Vertraun auf den göttlichen Beistand als auf das königliche Wort, entschloß sich dem Rufe zu folgen. „Es drängte ihn, aus der ihm unerträglichen Verborgenheit, in die er sich seit bald zwei Jahren um des Friedens willen zurückgezogen hatte, wieder herauszutreten, und nicht nur in den engen Grenzen Böhmens, sondern vor der ganzen Welt für die Wahrheit zu zeugen."**) In seinem Abschiedsbrief an seine Freunde äußerte er sich dahin: es sei unmöglich, daß der zu Grunde gehe, der Gott vertraue und in seiner Wahrheit verharre. Er ersuchte die Freunde, sie möchten Gott bitten, daß er ihn durch seinen Geist in der Wahrheit befestigen, ja daß er selbst seinen Tod befördern möge, wenn dieser zur Ehre Gottes gereiche. Nur dann wünsche er seine Rückkehr, wenn sie ohne Verletzung seines Gewissens geschehen könne. Unterdessen hatten die Gegner Hus' sich nach Constanz aufgemacht,

*) Ut ei transire, stare, morari, redire libere permittatis.

**) Krummel S. 430.

um dort den Prozeß gegen ihn einzuleiten; es waren Stephan Paleč, sein ehemaliger Freund und mit ihm Michael de Causis und Andreas Broda. Michael de Causis übernahm das Amt des Anklägers. Hus reiste den 11. Oktober 1414 von Prag ab und zwar in vollem geistlichen Ornate. Eine große Menschenmenge hatte sich versammelt, um ihn noch einmal zu sehn und von ihm sich zu verabschieden. Ein polnischer Schuster, Namens Andreas, rief ihm zu: „Gott sei mit dir; denn kaum, glaube ich, wirst du unversehrt zurückkehren, theuerster und in der Wahrheit standhafter Herr Johannes! Es gebe dir der König (nicht der von Ungarn, sondern des Himmels) alles Gute für deine gute und treue Lehre, die ich von dir empfangen habe." So erzählt Hus selbst.*) Es begleiteten ihn seine Freunde Ritter Chlum, Wenzel von Duba u. A. m. In jeder bedeutendern Stadt, durch die sein Weg ihn führte, ließ er durch öffentliche Anschläge bekannt machen, daß er in der Absicht nach dem Concil reise, um sich gegen die ihm Schuld gegebenen Irrthümer zu vertheidigen. An verschiedenen Orten predigte er. In Nürnberg traf er viele „Gottesfreunde"; der dortige Pfarrer an der St. Sebaldustirche hielt mit ihm eine Unterredung. In dem Städtchen Biberach ordnete er sogar eine Disputation an, bei welcher auch sein ritterlicher Freund und Geleitsmann Johann von Chlum sich betheiligte; er benahm sich dabei so gut, daß ihn Manche für einen Doktor der Theologie hielten. Hus hat ihn von da an scherzweise öfter „Doktor von Biberach" genannt. Am 3. November (also zwei Tage vor Eröffnung des Concils) langte Hus in Constanz an und nahm seine Wohnung in der St. Paulsgasse. Gleich nach dem Tage seiner Ankunft ließ Michael de Causis einen öffentlichen Anschlag an allen Kirchthüren machen, worin Hus als Ketzer bezeichnet war. Der Papst Johann, damals noch in Thätigkeit, ordnete an ihn den Bischof von Constanz ab, begleitet von seinem Official und dem Auditor sacri Palatii; sie sollten ihm eröffnen, daß der über ihn verhängte Bann einstweilen suspendirt sei; jedoch möge er sich von der Messe und den kirchlichen Feierlichkeiten fern halten, um nicht Aergerniß zu geben. Im Uebrigen wurde ihm volle Freiheit zugesichert.**) Aber nur zu bald sah er sich derselben beraubt. Es war den 28. November 1414 gegen Mittag, als eine Gesandtschaft des Papstes abermals bei ihm erschien, die ihm ankündigte, daß ihm auch von Seiten des Concils freies Geleit zuge-

*) Epist. 33 (s. Krummel S. 445).

**) Der Papst äußerte sich sogar, selbst wenn Hus seinen leiblichen Bruder getödtet hätte, so werde er doch, soviel an ihm sei, in keiner Weise gestatten, daß ihm Unrecht geschehe, solange er in Constanz sei.

sichert sei, und ihn einlud, in die päpstliche Curie zu kommen. Chlum, der eben anwesend war, widerrieth ihm zu gehen, und als Hus dennoch sich dahin verfügte, begleitete er ihn. In der Curie waren die Cardinäle versammelt. Der Präsident des Collegiums eröffnete ihm, daß er der Ketzerei beschuldigt sei. Hus vertheidigte sich vorläufig und schien einen befriedigenden Eindruck zu machen. Inzwischen wurde er unter militärischer Bewachung mit seinem Freunde zurückgelassen. Um 4 Uhr Nachmittags versammelte sich das Collegium von neuem; Chlum ward verabschiedet, Hus blieb als Gefangner zurück. „Nun haben wir dich," hieß es; „nun sollst du uns nicht entkommen, bevor du den letzten Heller wirst bezahlt haben." Vergebens verfügte sich Chlum zum Papst, um wider dieses Verfahren zu protestiren. Der Papst, auch hier ausweichend und zweideutig, entschuldigte sich, er habe es nicht zu verantworten, sondern die Cardinäle. Noch in derselben Nacht ward Hus aus der Curie in das Haus des Domkantors gebracht. Aber schon den 6. December sah er sich in einem scheußlichen Kerker des Dominikanerklosters.*) Vergebens protestirte Chlum abermals und drohte den Kerker mit Gewalt aufbrechen zu lassen. Den 24. December (der Tag, an welchem der König anlangte) ließ Chlum im Namen desselben eine Protestation anschlagen; aber das Concil bedeutete dem König im Januar 1415, er habe sich in die Verhandlungen des Concils nicht zu mischen, und der König fügte sich.

Schon den 1. December war eine Voruntersuchung angeordnet worden. Hus verlangte einen Anwalt; er wurde ihm verweigert. „So sei denn," sprach er, „Jesus Christus mein Anwalt, vor dessen Gericht ihr einst erscheinen werdet; ihm habe ich meine Sache befohlen, wie er die seinige Gott dem Vater." Diese Berufung auf Christus wurde ihm als Blasphemie angerechnet. Die ungesunde Beschaffenheit des Kerkers zog Hus eine Krankheit zu, so daß er in eine mildere Haft in demselben Kloster gebracht werden mußte. Hier verfaßte er auch noch mehrere Schriften. In der Folge ward sein Kerker noch einigemal gewechselt. Noch vor der Flucht des Papstes Johann wurde er in das 3/4 Stunden westlich von Constanz entfernte Schloß Gottlieben gebracht, in das nachher der Papst gesperrt wurde. (Er saß da vom 22. März bis zum 3. Juni.) Zuletzt ward er im Franciskanerkloster gefangen gehalten. Alle diese Kerkerqualen trug er mit Geduld und sah darin, soweit sie ihm körperliche Leiden brachten, eine göttliche Züchtigung und Prüfung, für die er

*) Es ist dasselbe Kloster, in welchem fast ein Jahrhundert zuvor Heinrich Suso sein Buch von der ewigen Weisheit geschrieben hatte.

um dort den Prozeß gegen ihn einzuleiten; es waren [illegible] te er sich milde
sein ehemaliger Freund und mit ihm Michael [illegible] ende natürliche Rei[illegible]
dreas Broda. Michael de Causis überno[illegible] utendem Herzen gerad[illegible]
Hus reiste den 11. Oktober 1414 von [illegible] u denen er im Geiste ver[illegible]
geistlichen Ornate. Eine große Men[illegible]
um ihn noch einmal zu sehn und [illegible] Kerker verhört worden war, w[illegible]
polnischer Schuster, Namens [illegible] und 8. Juni vor dem versammel[illegible]
denn kaum, glaube ich, wir[illegible] zu mehreren der ihm vorgehalten
in der Wahrheit standhaf[illegible] ihm nicht zugehörend ab: so die Läugnun[illegible]
der von Ungarn, so[illegible] Abendmahl. Uebrigens erklärte er sich, w[illegible]
treue Lehre, die ic[illegible] Irrthum zurückzunehmen, dessen er aus de[illegible]
Es begleiteten i[illegible] werden könnte. Das Verhalten der Väter war ei[illegible]
In jeder der [illegible] mußte sich auch die Stimmung verschieden auf ihrer
öffentlich[illegible] haben, wie das die Meisterhand Lessings in dem
Concil [illegible] darzustellen versucht hat. Die Einen spotteten sein,
thei[illegible] iteten ihn, noch Andere stimmten ihm wohl im Herzen
v[illegible] nderten seine Kühnheit. Es wurden auch mehr als einmal
[illegible] gemacht ihm das Leben zu retten; man muthete ihm zu, auch
[illegible] seine Ueberzeugung zu widerrufen. Ein Doktor der Theologie ließ
[illegible] vernehmen: „Wenn das Concil behauptet, du habest nur ein Auge,
[illegible] du das bekennen, auch wenn du deren zwei hast." Hus antwor-
tete: „Und wenn die ganze Welt mir dieß sagte, so könnte ich doch, so-
lange ich noch meine Vernunft habe, so etwas nicht ohne Widerspruch
meines Gewissens sagen." „Es ist wahr," erwiederte der Doktor, „ich
habe kein sehr passendes Beispiel gewählt," und entfernte sich. Die Verantwortung vor dem eignen Gewissen suchten Andere wieder dadurch zu beschwichtigen, daß sie Hus' bemerkten, durch das Unterschreiben der Widerrufsformel verdamme er nicht persönlich die von ihm gelehrten Sätze, sondern das Concil verdamme sie, und er erkläre blos seinen Gehorsam gegen das Concil. Auch das, meinte man, solle Eindruck auf ihn machen, daß so viele gelehrte und fromme Männer die Meinungen des Concils theilten; man stellte es als Hochmuth von seiner Seite dar, klüger sein zu wollen als diese. So setzten sie ihm Alle zu mit Scheingründen. Aber alle diese Scheingründe fanden keinen Eingang in der einfachen Seele des zum Aeußersten entschlossenen Mannes. „Mein Freund," antwortete er, „ist Paleč, meine Freundin die Wahrheit; ihr gebühret der Vorzug." Als Paleč ihn ermunterte, er möge doch die Schande des Widerrufes nicht scheuen, antwortete er: öffentlich verbrannt zu werden sei noch größere Schande. — Selbst der treue Beistand Ritter

hlum schloß sich den 5. Juli einer Gesandtschaft an, die ihn zum
‑erruf bewegen sollte, aber vergebens. Das erfolglose Resultat der
tlichen Versuche faßt Hus in das apostolische Wort zusammen
4, 15): „Es waren wohl viele Zuchtmeister bei mir, aber
ïter."

6. Juli ward Hus nochmals vor das gesammte Concil gefor-
ar dieß die 15te allgemeine Sitzung. Sie wurde mit beson-
.ierlichkeit im Beisein des Königs gehalten. Als Hus in seiner
.theidigungsrede des ihm vom König zugesicherten Geleits erwähnte,
schaute er diesen mit durchbohrendem Blicke an; Sigmund erröthete.*) — Auf einem erhöhten Tisch in der Mitte waren priesterliche Gewänder für Hus. Er fiel auf die Kniee und befahl seine Sache Gott. Das Verdammungsurtheil, das über ihn als verstockten Ketzer gefällt wurde, hörte er mit Ruhe an. Dann kniete er nochmals nieder und sprach: „Herr Christus, verzeihe meinen Feinden; du weißt, daß sie mich fälschlich angeklagt und gegen mich falsche Zeugnisse und Verleumdungen gebraucht haben; vergieb ihnen um deiner großen Barmherzigkeit willen."

Nun wurde jener geistliche Ornat, der auf dem Tische lag, ihm angezogen. Als Priester sollte er vor das Gericht der Priester gestellt werden. Noch einmal ward er zum Widerruf aufgefordert; als er ihn auch jetzt nicht leistete, so wurde vor allen Dingen die Degradation mit allen möglichen Ceremonien an ihm vollzogen. Sieben Bischöfe waren damit beschäftigt, ihm ein Stück des priesterlichen Ornats nach dem andern zu entziehen, jedes unter einer besondern Verwünschung. Mitten in dieser traurigen Handlung erhob sich ein sehr lächerlicher Streit darüber, ob man die Tonsur mit einer Scheere oder mit einem Scheermesser vertilgen solle. Endlich verstand man sich dazu, die Haarkrone mit einer Scheere kreuzweise zu durchschneiden. Der Kelch wurde ihm entzogen mit den Worten: „Verdammter Judas, wir entziehen dir den Kelch des Heils." Statt des priesterlichen Barets wurde ihm nun eine ellenhohe mit Teufelsfratzen bemalte papierene Mütze aufgesetzt, die Ketzermütze; daran stand geschrieben: Haeresiarcha (Erzketzer). Die Bischöfe sprachen: wir übergeben deine Seele dem Satan. — „Aber ich," sprach Hus, „empfehle sie in deine Hände, Herr Jesu, der du sie erlöset hast." Darauf wurde er aus der Kirche ausgestoßen und dem weltlichen Arm zur Bestrafung an Leib und Leben überliefert. „Nehmet hin," so befahl in deutscher Sprache der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein dem Bürgermeister

*) Hæc cum loqueretur, oculos ad Imperatorem defixos habuit, ille vero statim erubuit atque ejus verecundus tinxerat ora rubor.

zu danken habe. Auch den Menschen gegenüber zeigte er sich milde und versöhnlich gestimmt, und suchte die ihm anhaftende natürliche Reizbarkeit durch Sanftmuth zu überwinden. Mit blutendem Herzen gedachte er stets der fernen Freunde in Böhmen, mit denen er im Geiste verbunden blieb.

Nachdem er schon einigemal im Kerker verhört worden war, wurde er zu dreimalen, den 5., den 7. und 8. Juni vor dem versammelten Concil verhört. Er bekannte sich zu mehreren der ihm vorgehaltenen Lehren, andere wies er als ihm nicht zugehörend ab: so die Läugnung der Brotverwandlung im Abendmahl. Uebrigens erklärte er sich, wie später Luther, bereit, jeden Irrthum zurückzunehmen, dessen er aus der heil. Schrift überführt werden könnte. Das Verhalten der Väter war ein verschiedenes; es mochte sich auch die Stimmung verschieden auf ihren Gesichtern ausgedrückt haben, wie das die Meisterhand Lessings in dem berühmten Gemälde darzustellen versucht hat. Die Einen spotteten sein, die Andern bemitleideten ihn, noch Andere stimmten ihm wohl im Herzen bei, aber bedauerten seine Kühnheit. Es wurden auch mehr als einmal Versuche gemacht ihm das Leben zu retten; man muthete ihm zu, auch gegen seine Ueberzeugung zu widerrufen. Ein Doktor der Theologie ließ sich vernehmen: „Wenn das Concil behauptet, du habest nur ein Auge, so sollst du das bekennen, auch wenn du deren zwei hast.“ Hus antwortete: „Und wenn die ganze Welt mir dieß sagte, so könnte ich doch, solange ich noch meine Vernunft habe, so etwas nicht ohne Widerspruch meines Gewissens sagen.“ „Es ist wahr,“ erwiederte der Doktor, „ich habe kein sehr passendes Beispiel gewählt,“ und entfernte sich. Die Verantwortung vor dem eignen Gewissen suchten Andere wieder dadurch zu beschwichtigen, daß sie Hus' bemerkten, durch das Unterschreiben der Widerrufsformel verdamme er nicht persönlich die von ihm gelehrten Sätze, sondern das Concil verdamme sie, und er erkläre blos seinen Gehorsam gegen das Concil. Auch das, meinte man, solle Eindruck auf ihn machen, daß so viele gelehrte und fromme Männer die Meinungen des Concils theilten; man stellte es als Hochmuth von seiner Seite dar, klüger sein zu wollen als diese. So setzten sie ihm Alle zu mit Scheingründen. Aber alle diese Scheingründe fanden keinen Eingang in der einfachen Seele des zum Aeußersten entschlossenen Mannes. „Mein Freund,“ antwortete er, „ist Paleč, meine Freundin die Wahrheit; ihr gebühret der Vorzug.“ Als Paleč ihn ermunterte, er möge doch die Schande des Widerrufes nicht scheuen, antwortete er: öffentlich verbrannt zu werden sei noch größere Schande. — Selbst der treue Beistand Ritter

Chlum schloß sich den 5. Juli einer Gesandtschaft an, die ihn zum Widerruf bewegen sollte, aber vergebens. Das erfolglose Resultat der sämmtlichen Versuche faßt Hus in das apostolische Wort zusammen (1 Kor. 4, 15): „Es waren wohl viele Zuchtmeister bei mir, aber wenig Väter."

Den 6. Juli ward Hus nochmals vor das gesammte Concil gefordert. Es war dieß die 15te allgemeine Sitzung. Sie wurde mit besonderer Feierlichkeit im Beisein des Königs gehalten. Als Hus in seiner Vertheidigungsrede des ihm vom König zugesicherten Geleits erwähnte, schaute er diesen mit durchbohrendem Blicke an; Sigmund erröthete.*) — Auf einem erhöhten Tisch in der Mitte waren priesterliche Gewänder für Hus. Er fiel auf die Kniee und befahl seine Sache Gott. Das Verdammungsurtheil, das über ihn als verstockten Ketzer gefällt wurde, hörte er mit Ruhe an. Dann kniete er nochmals nieder und sprach: „Herr Christus, verzeihe meinen Feinden; du weißt, daß sie mich fälschlich angeklagt und gegen mich falsche Zeugnisse und Verleumdungen gebraucht haben; vergieb ihnen um deiner großen Barmherzigkeit willen."

Nun wurde jener geistliche Ornat, der auf dem Tische lag, ihm angezogen. Als Priester sollte er vor das Gericht der Priester gestellt werden. Noch einmal ward er zum Widerruf aufgefordert; als er ihn auch jetzt nicht leistete, so wurde vor allen Dingen die Degradation mit allen möglichen Ceremonien an ihm vollzogen. Sieben Bischöfe waren damit beschäftigt, ihm ein Stück des priesterlichen Ornats nach dem andern zu entziehen, jedes unter einer besondern Verwünschung. Mitten in dieser traurigen Handlung erhob sich ein sehr lächerlicher Streit darüber, ob man die Tonsur mit einer Scheere oder mit einem Scheermesser vertilgen solle. Endlich verstand man sich dazu, die Haarkrone mit einer Scheere kreuzweise zu durchschneiden. Der Kelch wurde ihm entzogen mit den Worten: „Verdammter Judas, wir entziehen dir den Kelch des Heils." Statt des priesterlichen Barets wurde ihm nun eine ellenhohe mit Teufelsfratzen bemalte papierene Mütze aufgesetzt, die Ketzermütze; daran stand geschrieben: Hæresiarcha (Erzketzer). Die Bischöfe sprachen: wir übergeben deine Seele dem Satan. — „Aber ich," sprach Hus, „empfehle sie in deine Hände, Herr Jesu, der du sie erlöset hast." Darauf wurde er aus der Kirche ausgestoßen und dem weltlichen Arm zur Bestrafung an Leib und Leben überliefert. „Nehmet hin," so befahl in deutscher Sprache der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein dem Bürgermeister

*) Hæc cum loqueretur, oculos ad Imperatorem defixos habuit, ille vero statim erubuit atque ejus verecundus tinxerat ora rubor.

von Constanz, Heinrich von Ulm, „nehmet hin den Mag. Johannes Hus und verbrennet ihn als einen Ketzer.“ Darauf gebot der Bürgermeister den Rathsknechten und dem Nachrichter, daß sie ihn sollten hinausführen. Als er von Schergen unter starker Bedeckung*) weggeführt wurde und er vor der Kirchthür seine Bücher verbrennen sah, lächelte er wehmüthig. Auf dem Wege zur Richtstätte betete er den 51. und 31. Psalm. Die Zuschauer wunderten sich, wie ein Ketzer so andächtig beten könne.

Noch einmal sollte ihm, aber das letzte Mal, Gelegenheit geboten werden zum Widerruf. Ehe der Scheiterhaufen angezündet wurde, ermahnte ihn Herr von Pappenheim, Marschall des Reichs, im Namen des Königs, zu widerrufen; aber Hus erklärte sich bereit, die Lehre, die er verkündet, mit dem Tode zu bezeugen.**) Mit sieben Stricken hatte man ihn an den Pfahl gebunden. Sein Gesicht war gegen Morgen gewendet; nun befahl man ihn umzukehren, denn ein Ketzer dürfe nur angesichts des Niederganges und nicht des Aufganges von hinnen scheiden. Als die Flammen über ihm emporschlugen, rief er: „O Jesu, du Sohn Gottes, erbarme dich mein.“ Der Wind trieb ihm die Flammen in's Gesicht; noch sah man ihn betend seine Lippen bewegen. Sein Tod erfolgte um die eilfte Stunde Mittags. Seine Glieder wurden vom Henker zerschlagen, sein Herz in die brennende Gluth, die Asche aber in den Rhein geworfen. — Mehrere Sagen haben sich auch an den Tod dieses Märtyrers geknüpft. Erst in der Reformationszeit verbreitete sich jenes bekannte Wort, das er soll gesprochen haben: „Jetzt bratet ihr eine Gans (hus), aber nach mir kommt ein Schwan, den werdet ihr müssen leben lan.“ Aehnliches hatte er allerdings schon in Böhmen in einem Briefe an seine Freunde ausgesprochen.***) — Auch soll er während seiner Gefangenschaft ein merkwürdiges Traumgesicht gehabt haben. In der Bethlehemskapelle zu Prag, seiner Lieblingskapelle, sah er, wie die Christusbilder von den Händen der Bischöfe seiner Zeit zerstört, dann aber von bessern Malern wieder hergestellt wurden. In solchen Geschichten, seien

*) Es werden „mehr denn tausend gewappnete Mannen“ angegeben, zu denen noch dreitausend hinzugezählt werden, ohne das unbewaffnete Volk; s. Krummel (nach Reichenthal) S. 544. 45.

**) Hodie laetanter volo mori.

***) Vgl. den Schluß der vorigen Vorlesung. Aus dieser Briefstelle mag sich die Sage später gebildet haben. Auch die bekannte Antwort von dem Weiblein, das auch ein Scheit zum Holzstoß beigetragen und Hus (nach einer andern Version Hieronymus von Prag) zu dem Ausruf bewogen haben soll: o sancta simplicitas! ist, wie die neuere Geschichtschreibung es längst erwiesen hat, aus der Luft gegriffen.

sie wahr oder nicht, spiegelt sich wenigstens die Stimmung der Zeit ab, die in Hus einen Vorläufer der Reformation gesehn.*)

Bald folgte nun auch Hieronymus von Prag seinem Freunde. Während noch der Prozeß gegen Hus im Gange war, hatte er sich heimlich in Constanz eingefunden, aber auf den Rath seiner Freunde Chlum und Duba verließ er die Stadt wieder und begab sich nach Ueberlingen. Von da aus erließ er ein Schreiben, das er an die Kathedrale und das Rathhaus in Constanz anschlagen ließ, worin er sich erbot, vor dem Concil sich zu verantworten, wenn ihm freies Geleit zugesichert werde. Das Concil stellte ihm aber einen sehr zweideutigen Sicherheitsbrief aus. Da es der Kirchenversammlung daran liege, die kleinen Füchse kennen zu lernen, welche den Weinberg des Herrn verwüsten (eine Anspielung auf das Hohelied), so fordere sie ihn auf, innerhalb vierzehn Tagen vor ihr zu erscheinen und sich zu verantworten. Das freie Geleit wurde ihm unter der Klausel zugesichert: „soweit es an uns liegt und der orthodoxe Glaube es erfordert.“ Grund genug für Hieronymus, nicht zu erscheinen. Er trat seine Rückreise nach Böhmen an; allein bei Hirschau in der Oberpfalz ward er eingeholt, festgenommen und in Ketten nach Constanz geschleppt. Seine Gefangennehmung fällt kurze Zeit vor Hus' Hinrichtung. Keiner sah den Andern; aber Hus hatte von Hieronymus und seinem Schicksal gehört. Er schrieb von seinem Kerker aus nach Prag: „Von M. Hieronymus, meinem geliebten Genossen, vernehme ich nichts, als daß er in strengem Gefängniß ist, den Tod erwartend gleich mir.“ — Auch den Hieronymus suchte man von Seiten des Con-

*) Luther selbst hat ihn als einen solchen anerkannt, wenn er von ihm sagt: er habe etliche Dörner, Hecken und Späne aus dem Weinberge Christi ausgehackt und ausgerottet und des Papstes Mißbräuche und ärgerlich Leben angegriffen, er selbst aber sei in ein blach, eben, wohl gepflügt Land kommen und habe des Papstes Lehre angegriffen und ihn gestürzt. „In Johann Hus,“ so zeugt Luther ferner, „ist der heil. Geist sehr gewaltig gewesen, der allein so freudig und fest über Gottes Wort gehalten, wider so viel große Leute und Nationen, so im Concilio zu Costnitz versammelt gewesen, wider welcher Geschrei er allein gestanden ist und es hat tragen müssen und darüber verbrannt ist.“ Und weiter: „Das Blut Johann Hussen verdammt noch heutzutage alle Papisten. Er ist ein frommer, gelehrter Mann gewesen, wie man siehet in seinem Buche von der Kirche, und ich hab' es lieb. Er ist gestorben, nicht wie ein Wiedertäufer, sondern wie ein Christ. Man sieht an ihm christliche Schwachheit, und gleichwohl erreget sich in ihm Gottes Gewalt und richtet ihn wieder auf. Der Kampf des Geistes und Fleisches in Christo und Hussen ist süß und lieblich zu sehen.“ Als man ihm sagte, Costnitz sei jetzt eine arme, elende Stadt, gab er zur Antwort: „Ja ich glaube, Gott hat sie gestraft darum daß sie den lieben heiligen Mann zum Feuer geleitet haben;“ s. Tischreden (von Bindseil) IV. S. 395. 96.

cils auf alle mögliche Weise zum Widerruf zu bewegen. Und siehe da, den 10. September 1415 (also zwei Monate nach Hus' Hinrichtung) erklärte er sich dazu bereit und stellte unterm 23sten desselben Monats eine ihm vorgeschriebene Widerrufsformel aus, in welcher er die Lehren Wikliffe's und Hus' verdammte und das an Hus vollzogene Todesurtheil billigte.*) Darauf wollte man ihm die Freiheit schenken. Allein Prager Mönche, die befürchteten, daß Hieronymus, nach Böhmen zurückgekehrt, die alte Lehre wieder vortragen würde, widersetzten sich der Freilassung. Während nun der Cardinal d'Ailly und noch ein Theil der übrigen Cardinäle auf der Freilassung bestanden, indem ja Gott nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe, muß es uns um so mehr auffallen, daß der fromme Gerson sich der Partei anschloß, welche den Prozeß fortzusetzen rieth. Mit richtigem Blick erkannte er allerdings, daß man sich in Sachen des Glaubens, der innigsten Ueberzeugung, nicht auf einen Widerruf verlassen könne, und dieß führte er in einem besondern Tractat aus; aber wie stimmte zu einer solchen Ueberzeugung, die den Glauben nicht in die Willkür des Menschen setzte, das Verbrennen der Ketzer? Sollte Gerson, wie ihm Einige Schuld geben, nur aus Parteihaß wider Hus und Hieronymus gestimmt haben, weil sie in der Philosophie Realisten waren, er Nominalist? Kaum können wir dieß glauben. Wir müssen ihm zutrauen, daß er nach Gewissen und nicht nach den Eingebungen der Leidenschaft gehandelt. Aber sein Gewissen war gefangen in seiner theologischen Anschauungsweise. Gerson nämlich war bei all seiner freien Stellung gegen den Papst ein Mann der Kirche. Er schwärmte für die höchste Autorität des Concils, die ihm über die Autorität des Papstes ging, und so verlangte er ganz folgerichtig auch in Glaubenssachen unbedingte Unterwerfung unter das Concil und hielt eine dessen Bestimmungen sich entgegensetzende Richtung für eine unheilvolle, welche die Kirche auch mit Gewalt zu unterdrücken das Recht und die Pflicht habe.**) — Und so wurde denn der Prozeß gegen Hieronymus, nachdem er schon so viel als niedergeschlagen war, wieder aufgenommen. Hieronymus drang auf ein öffentliches Verhör. Es ward ihm bewilligt und fand den 25. und 26. Mai 1416 statt. Er vertheidigte sich in einer langen Rede, die von 7 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags dauerte, gegen die ihm gemachten Beschuldigungen; die

*) Siehe das Formular b. Krummel. S. 555.

**) Aehnliche Gesichtspunkte in Beziehung auf das Recht Ketzer am Leben zu strafen finden wir ja auch noch später bei den Reformatoren. Man denke an Calvin und Servet.

Rede war auch mit Humor und Satyre untermischt, so daß bald ein lautes Lachen in der Versammlung erscholl, bald wieder ein tiefer Ernst die Gemüther ergriff. Jedermann erwartete, daß er zuletzt mit dem schon früher geleisteten Widerruf seine Rede schließen werde, und auf diesen Widerruf hin wäre ihm auch wohl von der großen Mehrheit Leben und Freiheit geschenkt worden. Aber wie erstaunt waren die Väter, als die Rede auf einmal eine andere Wendung nahm. Nichts mehr von den alten Scherzen und Sarkasmen; ein feierlicher Ernst trat an deren Stelle. Im Gebete wandte sich der Redner zu Gott und bat ihn, er möge ihn mit seinem Geiste erleuchten, daß er nichts sage, was dem Heil seiner Seele könnte gefährlich sein. Dann sprach er von den Zeugen der Wahrheit aller Zeiten, die als Opfer ihrer Ueberzeugung gefallen seien, und unter diesen nannte er zuletzt seinen Freund Hus. Er bezeugte, daß er ihn immer als einen frommen Mann, als einen Mann von unsträflichem Wandel erkannt habe; keine Sünde reue ihn mehr als die, daß er aus Todesfurcht sich habe bewegen lassen, diesen seinen Freund und die von ihm verkündigte Wahrheit zu verleugnen. Nun nahm er den geleisteten Widerruf feierlich zurück und fällte damit selbst sein Todesurtheil. Noch waren indessen mehrere Mitglieder des Concils, unter ihnen der Cardinal Zabarella (von Florenz) beflissen, ihn zur Wiederaufnahme des Widerrufes zu bewegen. Hieronymus aber berief sich auf die Zeugnisse der heil. Schrift, denen er nicht widersprechen könne. Und so ward denn auch er zum Feuertode verurtheilt. Der alte Humor kehrte ihm wieder; er setzte sich selbst die Ketzermütze auf; dann aber trat bei ihm die ernste Stimmung des Gebets ein. Unter dem Absingen der Psalmen und des apostolischen Symbolums begab er sich zur Richtstätte. In deutscher Sprache redete er das umstehende Volk an. „Liebe Kinder! So und nicht anders glaube ich; deßhalb sterbe ich, weil ich nicht habe zugeben wollen, daß Hus mit Recht verbrannt sei; ich habe ihn erkannt als einen treuen Diener des Evangeliums.“ Seine letzten Worte waren: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Und dann wieder: „Herr Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich meiner und vergieb mir meine Sünden; denn du weißt, daß ich aufrichtig deine Wahrheit geliebt habe.“ So endete er den 30. Mai 1416, nachdem er beinahe ein ganzes Jahr in dem scheußlichsten Kerker zugebracht. „Alle,“ sagt ein Augenzeuge, „ergriff Mitleiden mit ihm, ihn selbst ausgenommen, da er für sich kein Mitleiden haben wollte.“ — Selbst solche, die für seinen Tod gestimmt, konnten nicht umhin, seine Standhaftigkeit zu bewundern. — Ein anderer Augenzeuge, Poggio von Florenz, sagt von Hieronymus: „Mit

heiterm Antlitz ging er bereitwillig zum Tode, weder den Tod, noch das Feuer und dessen Qualen fürchtend. Kein Stoiker hat je mit so standhafter Seele den Tod ertragen; er litt mit größerer Ruhe die Qualen des Feuers, als mit welcher Sokrates den Schierling trank." Und Aeneas Sylvius, zwar kein Augenzeuge, aber doch der Zeit noch nahe genug, um von Augenzeugen es gehört zu haben, sagt von Hus und Hieronymus zugleich: „Beide gingen mit festem Muthe zum Feuertode, als ginge es zu einem Gastmahl; kein Laut des Schmerzes, der die Stimmung eines unglücklichen Gemüths verrathen hätte, ging über ihre Lippen. Von keinem der Weltweisen wird berichtet, daß sie den Tod mit so viel Heldenmuth ertragen haben, wie diese den Feuertod."

Nach diesen tragischen Scenen möchte es fast bedenklich erscheinen, die ziemlich unbedeutenden Reformversuche des Concils in's Einzelne zu verfolgen. Es waren lauter vereinzelte Bestimmungen über Dinge des Cultus, der Disciplin und der Kirchenverfassung, Bestimmungen z. B. über die Zahl der Cardinäle, über die Jahrgelder, über Beneficien, Expectanzen, Dispensen, über Ordensregeln, Gefälle, Zehnten u. dgl., lauter Dinge, die den brennenden Fragen gegenüber fast wie eine Ironie auf die Reformation sich ausnehmen mußten und an den Berg erinnerten, der nach großem Geräusch eine Maus gebiert. Es waren lauter Palliative, welche die kunstreichen Aerzte des an Haupt und Gliedern kranken Kirchenkörpers in Vorschlag brachten. Zu durchgreifenden Maßregeln kam es nicht und konnte es nicht kommen. So oft auch König Sigmund einen Anlauf nehmen wollte, ward ihm das Schreckbild der böhmischen Ketzerei vorgehalten.

Wir schließen die Geschichte des Constanzer Concils nur noch mit den Ergebnissen der Papstwahl. Nachdem also sowohl der Papst Johann XXIII. beseitigt, als die Ketzerei eines Hus und Hieronymus in den Flammen erstickt worden war, schritt das Concil im November 1417 zu einer neuen Wahl. Das Conclave fand im Constanzer Kaufhause statt. Dreiundzwanzig Cardinäle mit Zuziehung von dreißig Concilvätern, sechs aus jeder Nation, vollzogen dieselbe. Am 11. November 1417 ward, nachdem die deutsche Nation aus Liebe zum Frieden auf die Wahl verzichtet, ein Italiäner gewählt, der Cardinal Odo Colonna, der sich als Papst Martin V. nannte. Ihm unterwarf sich denn auch Johann XXIII. Er warf sich ihm 1419 zu Florenz zu Füßen und ward von ihm begnadigt. Er starb noch in demselben Jahre den 22. November, als Cardinal Bischof von Tusculum. Damit hatte eigentlich erst das Schisma seine völlige Endschaft erreicht. Dieser negative Zweck der Synode

war somit erfüllt, aber nicht der positive einer gründlichen Reform. Zu einer solchen trug der neue Papst wenig bei, indem er die alten Kanzleiregeln und mit ihnen alle die Ansprüche der Päpste wieder zur Gültigkeit brachte. Die Reform ward auf ein künftiges Concil verschoben. Ein solches war bereits von der Synode selbst vorgesehen worden; denn in der zehnten Sitzung (9. Oktober 1417) war die Bestimmung gemacht worden, daß die Concilien regelmäßig in einem Zeitraum von etwa fünf bis sieben Jahren sich wiederholen sollten.*) Darin bestehe, hieß es, die Pflege des Kirchenackers; nichts diene besser zur Ausrottung des Unkrauts, der Disteln und Dornen und zur Aufrechterhaltung der Zucht. Einstweilen aber war man doch der Arbeit müde geworden und so ließ man sich gerne die Bulle gefallen, welche nach fünfundvierzig abgehaltenen Sitzungen das Constanzer Concil für aufgehoben erklärte. Mit großem Gepränge und im Gefühl der errungenen Triumphe reiste der Papst den 16. Mai 1418 aus Constanz ab. Ganz im alten Styl, als lebte man noch in der Zeit eines Innocenz III., führten der König Sigmund und der Kurfürst von Brandenburg (rechts und links) das Pferd, das den Papst trug, am Zügel, die Herzoge von Baiern und Oestreich hielten die Zipfel der Schabracke, vier Grafen trugen den goldenen Thronhimmel. Fünf Tage darauf verließ König Sigmund in aller Stille die Stadt, ohne seine eigenen und seiner Leute Schulden bezahlt zu haben. Die Väter des Concils zerstreuten sich nach allen Seiten.

Einem dieser Väter, der mit schwerem Herzen schied, folgen wir noch mit unsern Blicken nach, dem Manne, der als die Seele der reformatorischen Concilien von Pisa und Costnitz uns erschienen ist, dem Kanzler Jean Charlier Gerson.**) Er war freilich keine energische, heroische Natur wie Hus und Hieronymus. Unsre Zeit würde ihn einen Doktrinär nennen. Aber seine Erscheinung ist uns ein Beweis, daß auch am trüben Kirchenhimmel jener Zeit milde Sterne leuchten konnten, von denen zwar kein Feuerstrom ausging, der zündete, die aber nichts desto weniger zeugten von dem himmlischen Lichte, das sie in sich aufgenommen und, soweit sie's vermochten, auch auf ihre Umgebung zurückstrahlten.

Der Sohn armer Landleute, geboren 1363 in dem Dorfe Gerson, woher er seinen Geschlechtsnamen führt, hatte er von einer frommen

*) Das sogenannte Dekret »Frequens«.

**) Schmidt, Essai sur Jean Gerson, Strassbourg 1839. Ueber dessen Theologie: Hundeshagen (Zeitschrift für histor. Theologie. Bd. IV). Liebner (Stud. und Krit. 1835). Jourdain Par. 1838.

Mutter, die er seine Monica nennt, die ersten Eindrücke jener Frömmigkeit erlangt, die ihm zeitlebens inwohnte und deren Kraft und Wesen zu erforschen ihm die schönste Aufgabe seines edlen, gebildeten Geistes war. Aeußerlich ist er vom Bauernknaben bis zum Kanzler der berühmten Pariser Universität aufgestiegen. Was er in dieser Stellung zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern versucht, wie er besonders den Grundsatz, das Concil sei über dem Papst, zeitlebens vertheidigte, das haben wir früher gesehen. Hier sei uns noch ein Blick in sein inneres Leben und in seine letzten Schicksale gestattet. Man hat Gerson zu den Mystikern gezählt und wohl nicht ganz mit Unrecht, indem er sich in seiner theologischen Richtung an Männer wie Bonaventura anschloß. Aber einestheils bewahrte ihn sein streng kirchlicher Sinn, der ihn ja sogar bis zur Verdammung eines Hus forttrieb, vor jeder häretischen Abschweifung der Mystik, andrerseits war er auch zu sehr zur philosophischen Reflexion geneigt, als daß er sich einfach an den Zug der religiösen Gefühle hingegeben und diese etwa nur in phantastischen Bildern ausgesprochen hätte. Er fühlte in sich das Bedürfniß, sich Rechenschaft über diese Gefühle zu geben, die Thatsachen des Glaubens auch für den Gedanken zu vermitteln; und so legte er den Grund zu dem, was wir Religionsphilosophie nennen, oder auch zu einer religiösen Psychologie. Er suchte Wissen und Glauben in's rechte Verhältniß zu einander zu setzen. Er zeigte, wie im Menschen sowohl das Erkenntniß- als das Gefühlsvermögen ihre Befriedigung wollen und wie sie zu derselben gelangen im innersten Bewußtsein; er unterschied genau das bloße Denken (cogitatio) von dem Nachdenken (meditatio), welches das Erkannte innerlich verarbeitet zum Eigenthum des Menschen, und stieg dann von da weiter auf zu der Contemplation, zu jener unmittelbaren Anschauung der göttlichen Dinge, wie sie dem als der höchste Preis gewährt wird, der redlich nach der Wahrheit ringt. „Auf der Höhe der Contemplation — da wird der rechte Mensch Gottes nicht mehr berührt von Wind und Wolken; frei erhebt er seinen Blick zum Sonnenlichte, zum Berge der Verklärung." Wie allen Männern tieferer Gesinnung, einem Bernhard von Clairvaux, einem Anselm, einem Hugo von St. Victor, einem Bonaventura, so ist auch ihm die Theologie nicht nur eine speculative, theoretische Wissenschaft, sondern eine praktische; sie ist ihm nicht nur Wissenschaft, sondern Weisheit. Aber zu dieser Weisheit gelangt der Mensch nicht nur durch Studien, durch Zerbrechen des Kopfes, sondern durch freie Hingabe des Herzens an Gott, durch ernsten Kampf und reine Liebe. In thatsächlicher Gemeinschaft des Menschen mit Gott, die er aber

nicht als eine pantheistische Vermischung, sondern als persönliche Gemeinschaft faßt, sieht auch Gerson das Ziel aller wahren Weisheit und Frömmigkeit.

Daß diese edle Persönlichkeit so wenig auszurichten vermochte, ja daß sie in zeitweiser Verblendung und Befangenheit mitwirken mußte zum Untergang der über ihren Standpunkt hinausgeschrittenen Wahrheitszeugen, das gehört eben mit zu dem Tragischen der Geschichte, in das wir so manche Männer von großen Gaben verflochten sehen. Gerson starb nicht wie Hus als Märtyrer; aber unangefochten blieb er auch nicht. Den Römlingen war er stets ein Dorn im Auge. Wie er in die Verdammung eines Hus gestimmt, so war er es auch gewesen, der die Verdammung und Verbrennung eines schändlichen Buches betrieben, das aus hierarchischen Gründen den Königsmord guthieß, die Schrift eines gewissen Jean Petit. Damit aber hatte er sich namentlich den Haß des Herzogs von Burgund zugezogen.*) Nach dem Schlusse des Concils durfte er es nicht wagen, nach Frankreich zurückzukehren. In Pilgertracht verließ er Constanz, niedergeschlagen über den geringen Erfolg seiner Bemühungen. Er irrte in Tyrol und in Baiern umher. Sein Trost war die Wissenschaft, war die christliche Philosophie, war die Beschäftigung mit den göttlichen Dingen und mit der innern Welt, in der er auch als freiwillig Verbannter seine wahre Heimath gefunden; er verfaßte mehrere trostreiche Schriften im Geiste der reinsten Mystik. Einen Ruf des Herzogs von Oestreich nach Wien nahm er nicht an. Erst nachdem sein Gegner, der Herzog von Burgund (1419) durch Mörderhand gefallen, kehrte Gerson wieder in sein Vaterland zurück, aber nicht nach Paris. Er ging nach Lyon und war auch da als theologischer Schriftsteller thätig. So sehr er auch es sich mußte gefallen lassen, einem Schiffbrüchigen verglichen zu werden mit Bezug auf die in Constanz gescheiterten Hoffnungen der Reform, so wenig legte er die Hände müßig in den Schooß. Noch bekämpfte er, soweit ihm Gott Gnade dazu gab, den

*) Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund, hatte nämlich im Jahr 1407 den Herzog von Orleans aus dem Wege räumen lassen. Jean Petit, nach den Einen ein Weltpriester, nach Andern ein Barfüßer, bezog vom Herzog von Burgund ein Gnadengehalt, und diesem zu Gefallen führte er den Beweis, daß es nicht nur erlaubt, sondern tugendhaft und verdienstlich sei, einen Tyrannen mit Gewalt oder List umzubringen, auch wenn man ihm Treue zugeschworen. Auf Betrieb Gersons verdammte die Sorbonne 1413 diese Grundsätze, und nun wurde die Sache auch wieder auf der Synode angeregt. Martin V. wollte sich auf eine Verdammung des Buches nicht einlassen. Es blieb der königlichen Gewalt Karls VI. vorbehalten, das Buch des Jean Petit zu verdammen; s. Wessenberg II. S. 258.

Aberglauben, die Gottlosigkeit und die Unsittlichkeit seines Zeitalters in Reden und Schriften. In dem St. Paulskloster der Stadt sammelte der fromme Mann die Jugend der Stadt um sich und hielt ihr Kinderlehre, wie er denn auch in einem besondern Tractate, „wie man die Kindlein zu Christo führen müsse", *) der Priesterschaft diese Pflicht an's Herz gelegt hatte. Als er sein Ende herannahen fühlte, berief er diese seine lieben Kinder noch einmal um sich, damit sie für ihn und mit ihm beteten: „Herr des Erbarmens, habe Mitleid mit deinem armen Diener." — Gerson starb den 29. Juli 1429, 66 Jahre alt. Seine Anhänger haben ihn als allerchristlichsten Lehrer (Doctor christianissimus) bezeichnet. Bei den Ultramontanen dagegen blieb Gersons Name geächtet, so gut als der eines Hus und Hieronymus. Welchen Eindruck nun aber die Hinrichtung eines Hus und Hieronymus in Böhmen hervorrief, welche neue Verlegenheiten daraus dem Staat und der Kirche erwuchsen, und wie dann endlich in Basel ein drittes allgemeines Concil der Christenheit sich versammelte, welches diese und andere Verlegenheiten schlichten und die noch immer weiter in Aussicht gestellte Reformation an Haupt und Gliedern vollziehen sollte, wird die nächste Betrachtung uns zeigen.

---

*) De parvulis ad Christum trahendis.

Zweiunddreißigste Vorlesung.

Bewegung in Böhmen. — Jacobus von Mies. — Der Hussitenkrieg. — Taboriten und Calixtiner. — Das Basler Concil. — Eugen IV. — Die Hussiten auf dem Concil. — Felix V. als Gegenpapst. — Sieg der Eugenianer. — Basler Compaktaten. — Unionsversuch mit den Griechen. — Synode von Florenz.

Der Weg von Constanz nach Basel, d. h. der Weg von dem einen allgemeinen Concil zu dem andern führt uns nicht in gerader Linie; die dreizehn Jahre, die zwischen dem Schluß des einen und der Eröffnung des andern Concils liegen, sind höchst bewegte, unruhvolle Jahre; unser Weg führt über Schlachtfelder und Brandstätten; es ist ein rauher, steiler, blutiger Weg. Wandten wir uns das letzte Mal von den Ufern der Moldau weg nach dem Rhein und dem Bodensee, so sind wir nun genöthigt, von da noch einmal nach dem Heimathlande eines Hus und Hieronymus, noch einmal nach Böhmen zurückzukehren. Wir finden das Land in der höchsten Aufregung, in schlagfertiger Stellung, und bald darauf in vollem Krieg und Aufruhr begriffen. Und es kann uns das nicht wundern, wenn wir bedenken, welchen mächtigen Anhang Hus in Böhmen und dem benachbarten Mähren hatte. Weitaus der größte Theil des Volkes, Bürger und Bauern, aber auch viele Herren und Ritter auf ihren Schlössern gehörten der Hussitenpartei an. „Böhme" und „Husit" waren so zu sagen synonyme Benennungen geworden. Die orthodoxen, dem Papst ergebenen Katholiken bildeten die Minderheit im Lande. Auf ihrer Seite standen die Prälaten, ein Theil des Adels und die deutsche Bevölkerung. Auch König Wenzel, der lange eine schwankende Stellung eingenommen, war durch seinen Bruder Sigmund bewogen worden, der husitischen Sache sich gänzlich zu entschlagen, ja gegen sie aufzutreten. Aber eben dieß brachte ihn in's Unglück.

Zwanzig Tage nach Hus' Hinrichtung hatte das Concil ein Schreiben an den Erzbischof und den Klerus von Prag erlassen und ihnen

mitgetheilt, was mit Hus geschehen war; es hatte sie zugleich zur Wachsamkeit gegen die Ketzerei aufgefordert. Aber eine allgemeine Erbitterung gegen das Concil griff in allen Schichten des Volkes um sich. Hus' Anhänger versammelten sich in der Bethlehemskapelle und erklärten den Hingerichteten für einen Märtyrer. Ungefähr 60 böhmische und mährische Große thaten sich zusammen und machten in einem Schreiben vom 14. December 1415 dem Concil die lebhaftesten Vorwürfe. Noch saß damals Hieronymus gefangen. Das Schreiben beschwerte sich auch über dessen harte Behandlung. Nachdem nun auch er zum Tode geführt worden, kannte die Erbitterung keine Grenzen mehr und trat überall zu Tage. Dazu kam noch etwas, dessen wir bis dahin nicht erwähnt haben, die nachdrückliche Rückforderung des Kelches im Abendmahl für die Laien. Hus hatte von sich aus weniger Gewicht auf diesen Umstand gelegt; desto entschiedener hatte sich einer seiner Anhänger, Jacobus von Mies (Jacobellus), gerade über diesen Punkt ausgesprochen. Als Hus schon nach Constanz abgegangen war, vertheidigte er gegen Ende des Jahres 1414 in öffentlicher Disputation zu Prag den Satz, daß das Sacrament des Altars unter beiderlei Gestalt, d. h. sowohl unter der Gestalt des Brotes als des Kelches, müsse gereicht werden. Auch der in frühern Zeiten üblichen Kindercommunion redete er das Wort. Seine Rede fand Beifall; die Folge davon war, daß sofort in einigen Kirchen Prags das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt wurde. Auch Hus erhielt Kunde von diesen Vorgängen. Ueber seine Meinung befragt konnte er nicht umhin sich dahin zu äußern, daß allerdings nach den Worten der Einsetzung und nach den alten Gebräuchen der Kirche den Laien auch der Kelch im Abendmahl zustehe; doch rieth er zur Mäßigung. Das Concil nahm dann auch diese Frage zur Hand und entschied sie im negativen Sinne. Es blieb bei der einmal festgesetzten Lehre der Concomitanz, wonach unter jeder Gestalt des Abendmahls der ganze Christus vorhanden ist, und damit sollte auch der bisherige Gebrauch gerechtfertigt sein. Auch hier finden wir Gerson auf conservativer Seite. Desto nachdrücklicher hob nun Hus hervor, daß nicht die Gewohnheit der Kirche das höchste Gesetz sei, sondern Christi Beispiel und seine Lehre. — In Prag hatte unterdessen der Erzbischof ein strenges Verbot gegen den Gebrauch des Laienkelches erlassen. Jakob von Mies wurde in den Bann gethan; aber die Mehrzahl seiner Landsleute kehrte sich nicht daran. Vergebens suchte die Prager Universität im März 1417 zu vermitteln. Das Volk schritt voran, ohne sich durch weitere Autoritäten bestimmen zu lassen. In Austi, einem Städtchen

er Lucnik, unweit dem Schlosse Kozic Hradek, wo Hus seine Schrift
die Kirche" verfaßt hatte, nahm die Bewegung ihren Anfang. Ein
Tuchmacher dieses Städtchens stellte sich an die Spitze derselben.
r traten angesehne Männer in die vordersten Reihen der
r den Kelch, unter ihnen zwei Edelleute, Nicolaus von
h genannt „von Hus" oder „Hussineč" und Johann
oknow, erst Hofleute und Räthe des Königs, jetzt aber
lkes, Männer der Opposition.*) Den 22. Juli des
m Magdalenentage) geschah der große Aufbruch von
nnern, welche mit Weib und Kind die Stadt Prag verließen
af einer Hochebene im Bechiner Kreise, unweit jenes Städtchens
usti, ihr Lager aufschlugen. Den Berg nannten sie Tabor. Hier feierten sie ihren Gottesdienst und genossen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt an langen Tischen. Es ging alles in der schönsten Ordnung her. Alle nannten sich Brüder und Schwestern. Jeder Standesunterschied sollte aufgehoben, und wie zur Zeit der Apostel sollte Allen alles gemein sein, der Ueberfluß der Einen dem Mangel der Andern aushelfen. Die strengste Zucht herrschte im Lager. Tanz und Spiel waren verpönt. Nun aber galt es, eine Demonstration nach außen zu wagen.

Ziska, der Einäugige, trat als Hauptmann von der Hoffnung Gottes, wie er sich nannte, als Anführer der Taboriten auf. Der Kelch war von nun an das Symbol, um das sie sich schaarten, das Feldgeschrei und Losungswort, das überall ertönte. Am 30. Juli rückte Ziska an der Spitze einer bewaffneten Prozession in Prag ein. Die Schaar stellte sich vor dem Rathhause der Neustadt auf und begehrte die Loslassung einiger ihrer Brüder, die um des Kelches willen gefangen saßen. Als ihnen dieß abgeschlagen wurde, als sogar ein Stein nach ihrem Priester geworfen wurde, der den Kelch trug, so war dieß Herausforderung genug. Die Bewaffneten drangen in das Rathhaus ein, be-

*) Von Ziska, dem Einäugigen, wird erzählt, wie ihn die Nachricht von Hus' und Hieronymus' Tod in ein dumpfes Brüten versetzt habe. Der König, in dessen hoher Gunst er stand, habe ihn gefragt: Warum so traurig? worauf Ziska: „Welcher Böhme könnte noch ein ruhiges Gemüth bewahren, wenn er sein Volk von allen Fremden als Ketzer geschmäht, gemißhandelt und verfolgt sieht, und seine achtbarsten Männer im Auslande wie Missethäter verbrannt werden! Ihm entgegnete der König: Lieber Hans, was sollen wir dazu sagen? was ist da zu thun? Giebt es ein Mittel, die Sache wieder gut zu machen? wenn du es kannst, so wende es an; wir geben dir gerne unsere Einwilligung dazu. Von dieser Zeit an habe sich Ziska für ermächtigt und berufen gehalten, den Hussitismus mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen und zu fördern. Krummel S. 564.

mächtigten sich des Bürgermeisters und der Rathsherren, die dort versammelt waren und stürzten sieben von ihnen zum Fenster hinaus. Die Herabgestürzten wurden vom unten harrenden Volke erschlagen und gespießt. Nun ging es auch hinter die Kirchen und Klöster; ein allgemeiner Sturm war heraufbeschworen, die Revolution war im Gang. Wohl stiegen anfänglich in Einigen Zweifel auf, ob es erlaubt sei, auf diesem Wege dem Evangelium zum Siege zu verhelfen und ob nicht Dulden und Tragen der bessere, Gott wohlgefälligere Weg sei. Es fanden darüber sogar mannigfache gelehrte Verhandlungen der Prager Magister und Theologen statt. Eine Schrift des Jacobellus von Mies äußerte sich dahin, allerdings zieme es dem wahren Gläubigen, seine Gegner mit Geduld und Liebe zu überwinden, aber wo ein grausamer Feind mit offner Gewalt die Gläubigen zu vertilgen drohe, da bleibe kein andres Mittel, als Gewalt mit Gewalt abzutreiben zum Schutze der Unschuldigen, ja, da sei es nicht nur gestattet, sondern geboten, zum Schwert zu greifen. Dieß der Anfang des schauerlichen Husitenkrieges, dessen Einzelheiten zu beschreiben hier nicht unsres Ortes ist.*) Nur so viel sei in Erinnerung gebracht: Zur rechten Zeit war der schwache König Wenzel den 1. August des Jahres 1419 gestorben. Da suchte die gemäßigtere Partei sich mit dem deutschen König Sigismund und der herrschenden Kirche auf dem Landtage zu Brünn zu vereinigen. Nicht also die Strengen. Hiemit trat eine Spaltung ein oder vielmehr die schon vorhandene Entzweiung trat offen zu Tage. Die Strengen unter Ziska nannten sich nach wie vor Taboriten; die milder Gesinnten, zur Versöhnung Geneigten hießen, weil sie hauptsächlich auf die Gestattung des Kelches drangen, die Calixtiner oder die Utraquisten.**) Außer dem Abendmahlskelche verlangten sie dann auch noch freie Verkündigung des göttlichen Wortes in der Landessprache, Beschränkung der unmäßigen Reichthümer der Kirche und Einführung einer strengen Kirchenzucht. Das waren die vier Artikel, welche die Basis eines Friedensschlusses bilden sollten. Die Taboriten dagegen gingen in ihren Forderungen viel weiter. Sie wollten überhaupt nichts dulden in Kirche und Staat, was sich nicht buchstäblich aus der Schrift beweisen lasse.

*) Vgl. außer Aeneas Sylvius (Hist. Bohem.) und Palacky: Lenfant. Histoire du Concile de Bâle et de la guerre des Hussites. Amst. 1731, und Supplém. von Beausobre.

**) Calixtiner von calix (Kelch); Utraquisten, weil sie das Abendmahl sub utraque forma verlangten. „Nach heutigen Begriffen repräsentiren die Calixtiner die Aristokratie, die Taboriten die Demokratie des Hussitenthums.“ (S. „modernes Hussitenthum“ in der Beil. zur A. A. Z. 1861, Nr. 171.)

Mit puritanischer Strenge verbannten sie allen Schmuck aus den Kirchen und kündigten selbst der Kunst und Wissenschaft den Krieg an. Bei dieser aufgeregten Stimmung fehlte es auch nicht an Weissagungen der hereinbrechenden Gerichte Gottes. Ein junger Priester, Martin Loquis (Hauska) aus Mähren, eine schroffe, exaltirte Natur, verkündigte das nahe Bevorstehen des Weltuntergangs. Prag, das neue Babylon, wird vor allem die Heimsuchung Gottes erfahren. Nur fünf auserwählte böhmische Städte werden bei der allgemeinen Zerstörung übrig bleiben, unter ihnen namentlich Pilsen, die „Sonnenstadt".

Neben diesen beiden Hauptparteien der Taboriten und Calixtiner machten sich dann noch kleinere Fractionen geltend; so die Horebiten, so genannt von einem Berge Horeb, auf dem sie sich versammelten, und die der Waisen. Nach dem Tod des von ihnen hochverehrten, von den Feinden gefürchteten Ziska (im Oktober 1424) wollten sie von keinem andern Führer wissen; sie blieben vaterlos, daher ihr Name. An Ziska's Stelle aber war Procopius Rasus getreten und dieser führte die Mehrzahl der Taboriten an. Als nun der Husitenkrieg von Böhmen aus über ganz Oestreich und über das ganze östliche und mittlere Deutschland, Franken, Sachsen, die Lausitz, Schlesien sich verbreitet und überall die gräulichsten Spuren der Verwüstung hinterlassen hatte, (viele hundert Städte, Flecken, Burgen, Klöster, viele tausend Dörfer waren verwüstet, an 100,000 Menschen getödtet,) da wurde endlich, wenn auch nicht an einen förmlichen Friedensschluß, so doch einstweilen an den Abschluß eines Waffenstillstandes gedacht. Nach mehrfachen Verhandlungen gelang es, auf einem Tage zu Eger im April 1432 einen Beschluß hervorzurufen, wonach die Husiten sich bereit erklärten, mit der Kirche zu unterhandeln, und zwar durch das Organ der seither zusammengetretenen Kirchenversammlung von Basel. Dort sollten sie durch eine Deputation sich einfinden, und dort sollte mit ihnen das Weitere verhandelt werden. Wir müssen hier einen Augenblick die Husiten verlassen und im Anschluß an das Constanzer Concil die allgemeinen Verhältnisse der Kirche betrachten, wie sie seit jenem Concil sich weiter gestaltet hatten.

Wir haben gesehen, wie Martin V. in Constanz nur geringe Lust gezeigt hatte, mit rechtem Eifer in die Idee der Kirchenreform einzugehen. Er hatte diese auf ein künftiges Concil verschoben. Aber bereits hatte er in einer Bulle alle die für gebannt erklärt, welche es darauf anlegten, den Ruhm und Glanz der Curie zu verdunkeln. Diese aufrecht zu halten war denn auch fernerhin sein Streben. Er zögerte daher so lang als

möglich mit der Zusammenberufung eines neuen Concils. Endlich schrieb er ein solches nach Pavia, dann nach Siena und zuletzt — wider seinen Willen — nach Basel aus. Er selbst aber starb über den Vorbereitungen dazu im Februar 1431. Ihm folgte auf dem päpstlichen Stuhl der Cardinalbischof von Siena, Gabriel Condolmieri, ein geborner Venetianer, als Papst Eugen IV. Verglichen mit Johann XXIII. war Eugen ein Muster von Tugend. Wenigstens ist die Schilderung, die Aeneas Sylvius von ihm macht, eine sehr vortheilhafte. Er rühmt seine edle Gestalt, seine fromme Gesinnung, seine Liberalität gegen die Gelehrten wie gegen die Armen und seine Geneigtheit zur Verbesserung der Kirche. Gleichwohl kam die Synode von Basel mit ihm in dieselben Conflicte, wie die Synode von Constanz mit Johann. Nur gezwungen schrieb er das Concil aus, das denn auch unter dem Vorsitz des edlen und wohlgesinnten Cardinals Julian Cäsarini den 27. August 1431 eröffnet wurde. Nur wenige Väter hatten sich eingefunden, 30—40, meist Spanier und Italiäner, und erst allmälig wuchs die Zahl derselben und brachte großes Leben in die Stadt. Als das Concil auf der höchsten Blüthe stand (im Jahr 1434) wurden 800 Personen gezählt, die demselben angehörten, worunter aber nur die Hälfte mögen zu den eigentlichen Concilvätern gezählt werden. *) Unter diesen ragten hervor 7 bis 11 Cardinäle und gegen 100 Bischöfe und Aebte, das Uebrige Doktoren und niedere Kleriker, einfache Pfarrer und Mönche, auch Juristen und ihre Schreiber. Gerade aber den Männern niedern Ranges wurde das Stimmrecht in umfassenderer Weise eingeräumt, als dieß früher der Fall war. Die Basler Synode nahm unverkennbar, im Vergleich mit früheren, einen demokratischen Charakter an, was freilich den Gegnern, unter die später Aeneas Sylvius selbst gehörte, zu der Uebertreibung Anlaß gab, es hätten sogar auch Köche und Stallmeister Sitz und Stimme bei'm Concil gehabt.

Dießmal sollte nicht wie in Constanz nach Nationen, aber auch nicht nach der Kopfzahl, sondern nach Deputationen gestimmt werden, d. h. die ganze Versammlung theilte sich in vier Kammern, deren jede eine besondere Aufgabe übernahm. Die Einen hatten über den Glauben, die Zweiten über den Frieden der Kirche, die Dritten über die Reform, die Vierten über allgemeine Dinge in gesonderten Sitzungen zu verhandeln. In den Plenarsitzungen wurde dann über dasjenige abgestimmt, was in jenen Kammern vorberathen war. Dabei

*) Ueber diese Zahlenverhältnisse vgl. Voigt, Pius II. S. 59. 66.

hatte noch eine besondere Commission von Zwölfen die Oberleitung. Kaum hatte das Concil seine Arbeit begonnen, als der Papst in einer Bulle vom 7. Dec. 1431, die er durch einen Legaten dem Cardinal Cäsarini zustellen ließ, die Auflösung der Synode gebot. Als Vorwand gebrauchte er die Unsicherheit der Lage Basels während des Husitenkrieges. Cäsarini selbst aber protestirte gegen die Auflösung und mit ihm die Mehrzahl der Väter. Auch König Sigismund drang auf den Fortbestand des Concils. Die Verhandlungen mit dem Papst zogen sich in die Länge, bis er im Oktober 1433 seine Einwilligung ertheilte; obgleich er im Geheimen alles versuchte, dessen Auflösung herbeizuführen. Hatte er doch früher schon den Vätern, die sich aus Rom weg nach Basel begeben wollten, auflauern lassen, so daß mehrere von den Ueberfallenen getödtet, andere mit Stockschlägen mißhandelt oder zur Flucht genöthigt wurden.*)

In diese Zwischenzeit fällt der Besuch der Husiten auf dem Concil. Ihr Anhang hatte sich nicht nur in Böhmen erhalten, sondern auch in Deutschland, namentlich in den Rheingegenden machte sich ihr Einfluß hie und da bemerklich. So war ein sächsischer Geistlicher von edelm Geschlecht, Johannes Dränd orf im Februar 1425 vor ein Inquisitionsgericht in Heidelberg gestellt und auf dessen Urtheil hin in Worms verbrannt worden. Dem Basler Concil wurden die Acten des Prozesses übersandt.**) Um so dringender war es, endlich auf dem Wege der Verständigung einen ernstlichen Versuch zu wagen. So wurden denn die Husiten unter Anerbietung freien Geleites auf die hohe Versammlung geladen. Den 4. Januar 1433 zur Vesperzeit langten sie dreihundert Mann hoch zu Schiffe in Basel an, Procopius Rasus, der Große genannt, an ihrer Spitze, mit ihm der husitische Theologe Johann Rokyzana, ein Schüler des Jakobus von Mies, der bei den Seinen im Rufe hoher Frömmigkeit stand. Die fremde Tracht der Ankömmlinge, ihr trotziger Blick, der Ruf, der vor ihnen herging (in einem Einzigen sollten ja hundert Teufel stecken), zog die Aufmerksamkeit der Menge und auch die der Väter auf sich, die mit ihnen verhandeln sollten. Cäsarini kam ihnen mit Offenheit und Freundlichkeit entgegen. Er munterte sie auf, guter Dinge zu sein und auch nur Gutes vom Concil zu erwarten. Dieß wurde auch von den trotzigen Männern empfunden;

*) Voigt a. a. O. (S. 64) nach den Berichten eines Deutschordens-Procurators: Spoliati sunt circa curiam prope civitatem castellanam et bene baculati, et aliquibus interfectis reliqui fugierunt.

**) s. Krummel, in Stud. u. Krit. 1869. I. S. 130 ff.

einige wurden zu Thränen gerührt.*) Für die Unterhandlungen, die in dem Predigerkloster geführt wurden, ward ein besondrer Ausschuß erwählt. Es waren die früher genannten vier Artikel, um welche sich das Gespräch bewegen sollte: der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, die Trennung der weltlichen von der geistlichen Macht, die freie Verkündigung des Wortes Gottes und die Kirchenzucht. Das Concil hatte den Husiten zum voraus freies Geleit und freie Uebung des Gottesdienstes zusichern müssen. Da einige ihrer Predigten auch in deutscher Sprache gehalten wurden, so reizte dieß die Neugierde; doch, wie es scheint, nur auf kurze Zeit. Die Calixtiner zeigten in ihrem Cultus nichts Auffälliges; er war, mit Ausnahme des Abendmahlsgenusses unter beiderlei Gestalt, dem katholischen Ritus conform. Dagegen fiel der Gottesdienst der Taboriten auf durch die Abwesenheit aller Ceremonien und alles Schmuckes. Um den ernsten Männern keinen Anstoß zu geben, verbot der Rath von Basel während der Zeit ihres Aufenthaltes alle öffentlichen Tänze und Lustbarkeiten. Auch was sonst zur Aergerniß dienen und den sittlichen Ruf des Concils trüben konnte, ward aus dem Wege geräumt. Verdächtige Weiber durften sich auf der Straße nicht blicken lassen. Fast- und Bettage wurden angestellt, um einen günstigen Ausgang des Gespräches zu erflehen.

Drei Monate dauerten die Verhandlungen, führten aber zu keinem Ziel. Trotz all den Ermahnungen zur Einigkeit von Seiten des Präsidenten, trotz den Versicherungen Rokyzana's, daß auch die Seinigen nur Frieden mit der Kirche suchten, kam es hie und da zu heftigen Auftritten. Unter anderm wurde den Husiten eine Aeußerung vorgehalten, die sie über die Bettelmönche sollten gethan haben, als seien sie eine Erfindung des Teufels. Procopius stand zu diesen Worten; denn da weder Moses, noch die Propheten, noch Christus die Mönche eingesetzt hätten, so müßten sie ja wohl des Teufels sein. Dagegen bemerkte Julian Cäsarini (und gewiß mit Recht), es gebe noch vieles, das nicht gerade ausdrücklich in der Bibel geboten, darum aber noch nicht vom Uebel sei. Man sieht, schon jetzt war es schwer, sich nur über die Norm der christlichen Erkenntniß zu verständigen. Schon hier die Autorität der Kirche auf der einen, die Autorität der Schrift auf der andern Seite; aber über die Tragweite und den Umfang dieser Autoritäten herrschte auf beiden Seiten noch viel Unklarheit.

---

*) Voigt a. a. O. S. 213. Palacky, Geschichte von Böhmen, Band 3 (nach dem Tagebuch eines Husiten Peter von Saaz). Basler Neujahrsblatt 1862. Ochs, Geschichte von Basel. III. S. 260 ff.

Die Husiten verließen den 14. April unverrichteter Sache die Stadt. Es wurde ihnen aber von Seiten des Concils noch eine Gesandtschaft von zehn Männern, unter ihnen ein deutscher Mönch aus dem Kloster Maulbrunn, Johann von Geilhausen und der Franzose Carlier, nach gesandt, um auf böhmischem Grund und Boden die in Basel abgebrochenen Verhandlungen wieder fortzusetzen. Nachdem solche in Prag und Eger stattgefunden, kam denn endlich den 30. November 1433 ein Vergleich zu Stande (die sogenannten Basler Compaktaten), in welchem die vier von den Husiten gestellten Artikel, jedoch unter bedeutenden Modificationen angenommen wurden. So wurde ihnen denn auch von der Synode ausnahmsweise der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt gestattet, aber unter der Bedingung, daß der Priester das Volk im Sinne der Kirche belehre, wie unter jeder Gestalt der ganze Christus vorhanden sei. Mit andern Worten, die Kirche wollte durch die den Böhmen gemachte Concession sich nichts vergeben, wollte nicht den Schein auf sich laden, als sei ihr Gebrauch der unrechte. Sie behielt sich das Recht vor, den Kelch zu geben oder zu entziehen nach ihrem Gutfinden. Wie das Concil von Constanz aus guten Gründen den Kelch verboten, so konnte ihn das Concil von Basel aus guten Gründen gestatten, und die Consequenz der Concilien blieb gerettet.

Indessen hatten nur die Calixtiner den Vergleich eingegangen. Die Taboriten nahmen fortwährend eine gegnerische Stellung gegen die Kirche ein. Ja, es kam so weit, daß nun Calixtiner und Taboriten selbst sich feindselig und in Waffen gegenüberstanden. Den 30. Mai 1434 kam es zwischen ihnen zu der Schlacht bei Böhmisch-Brot (Lipan), einige Meilen von Prag. Procopius führte die mit den Waisen verbundenen Taboriten an; er verlor in der Schlacht das Leben. Nun wurden neue Verhandlungen mit dem Kaiser gepflogen, und auch der Rest der Taboriten fügte sich zuletzt in den Vergleich, der zu Iglau in Mähren (1436) abgeschlossen ward. Aber auch jetzt noch kam es zu neuen Verwicklungen, die jedoch mehr für die böhmische Landesgeschichte, als für die Geschichte der Kirche von Bedeutung sind.*) Nur daran sei erinnert, wie aus den Resten der husitischen Partei jene Gemeinde der böhmischen und der mährischen Brüder hervorging, die an einem einfachen biblischen Christenthum festhielt, ähnlich den Waldensern, und wie dann abermals diese Gemeinde, nachdem neue Verfolgungen über sie

*) Hierüber das Weitere in Jordan, Das Königthum Georgs von Podiebrad. Leipzig 1861.

ergangen, im 18. Jahrhundert ihre Zuflucht in der Niederlausitz fand, wo sie durch Zinzendorf zu einer stillen und friedlichen Brüdergemeinde auf deutschem Boden vereinigt wurde.

Wir kehren zu der Kirchen-Versammlung in Basel zurück. Wenn schöne Reden schon Thaten wären, so würde es ihr nicht an siegreichen Erfolgen gefehlt haben. Männer von glänzenden Geistesgaben, wie ein Nicolaus von Cus, der sich von einem Fischerknaben in der Gegend von Trier zu einem großen Gelehrten und Mann der Kirche aufgeschwungen, entwickelten eine glänzende Beredsamkeit und boten allen Scharfsinn auf, die Lehre zu vertheidigen, wonach das Concil über dem Papste steht. Nur Schade, daß Cusanus selbst seinen Grundsätzen später untreu wurde, und wie ihm, so ging es noch Andern. Mit mancherlei Nebenfragen, wie sie die doctrinäre Reform auf die Bahn brachte,* während das Haus in Flammen stand, wurde ein großer Theil der Zeit hingebracht. Weitaus den größten Theil aber nahm der fortwährende Streit mit dem Papst Eugen in Anspruch. Den unaufhörlichen Intriguen desselben setzte das Concil eben so viele Bestimmungen entgegen, die ihm mißfallen mußten; Leidenschaft trat gegen Leidenschaft, Kränkung gegen Kränkung; so daß mit Recht bemerkt worden ist: der Haß gegen die Curie habe an den Basler Beschlüssen wenigstens eben so vielen Antheil gehabt, als die Begeisterung für das Wohl der Kirche.**. Je leidenschaftlicher aber die Einen ihr Ziel verfolgten (und in der That kam es zu rohen und wilden Auftritten, so daß durch bewaffnete Bürger Ruhe geschafft werden mußte), desto bedenklicher wurden die gemäßigten Gemüther, denen es ernstlich um den Frieden zu thun war; ja, desto zugänglicher wurden sie den Einflüsterungen Eugens. Selbst der Präsident der Synode, Cäsarini, ließ sich umstimmen; er verließ zuletzt Basel, mit ihm noch andere Väter.

König Sigmund war schon im Jahr 1432 durch die Erlangung der Kaiserkrone, die er dem Papst abnöthigte, für die Zwecke Eugens gewonnen worden. Den 11. Oktober 1433 traf er in Basel ein; er kam unerwartet; er wohnte blos einer der öffentlichen Sitzungen bei (der 14ten, welche am 7. Nov. stattfand) und verließ die Stadt wieder 1434. Er suchte den Frieden zwischen Papst und Concil zu vermitteln; als ihm aber dieß nicht gelang, trat er immer sichtbarer auf des Papstes Seite und ging nun auch in dessen Forderung ein, das Concil nach einer italiänischen

---

*) So eine von Cusanus angeregte Frage über Kalender-Verbesserung!

**) Voigt, in Herzogs Realencyklopädie, Bd. I. S. 706.

Stadt zu verlegen. Und solches geschah auch in der That. Eugen, der die Versammlung zu Basel für eine Synagoge des Satans erklärte, (schon früher hatte sein Abgeordneter Traversari die Väter desselben „wilde Thiere" gescholten,) verlegte 1437 den Sitz des Concils nach Ferrara und dann nach Florenz. Es geschah unter dem Vorwand, von einer Stadt in Italien aus desto besser mit den Griechen verhandeln zu können, welche um dieselbe Zeit, wie die Husiten in Böhmen, eine Versöhnung mit der lateinischen Kirche anstrebten. Nun stand, wie früher ein Papst dem andern, so jetzt ein Concil dem andern gegenüber, jedes mit dem Anspruch, ein rechtmäßiges im heiligen Geiste versammeltes Concil zu sein; und eines verdammte das andere. Dadurch aber wurde im Bewußtsein des Volkes der Glaube an die höchste Autorität der Concilien ebenso geschwächt und zuletzt erschüttert, wie zur Zeit des päpstlichen Schisma der Glaube an die höchste Autorität von Rom.

Der von der Hand des Papstes zum Kaiser gekrönte König Sigmund war unterdessen gestorben. An die Stelle des abgetretenen Präsidenten Cäsarini war der Erzbischof von Arles, der Franzose Cardinal Louis d'Allemand getreten, der mit aller Entschiedenheit die Grundsätze der Kirchenfreiheit vertheidigte, wie vor ihm ein d'Ailly und Gerson, und der, auch wenn die Wellen hochgingen, mit unverzagtem Muthe den päpstlichen Intriguen die Spitze bot. Er hatte freilich einen schweren Stand. Die Sympathien für das Basler Concil schwanden mit jedem Tage, auch bei solchen, die es darum eben so wenig mit dem Papste Eugen hielten. Die Zahl der Schwankenden, der Zuwartenden, der Neutralen, der Grauen, wie man sie auch nannte, wurde immer größer. Zu diesem Neutralitätsprincip bekannten sich auch die in Frankfurt versammelten Kurfürsten und der neue Kaiser Albrecht II.; Heinrich VI. von England dagegen erklärte sich offen für das päpstliche Concil in Florenz. Frankreich nahm eine besondere Stellung ein; es sorgte für sich und seine Nationalkirche aus eignem Vermögen. König Karl VII. berief im Jahr 1438 eine Versammlung seiner Landesbischöfe nach Bourges unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Tours. Auf dieser Versammlung erschienen sowohl Abgeordnete des Basler Concils als des Papstes, und hier wurden die Freiheiten der gallicanischen Kirche in der pragmatischen Sanction festgestellt; Freiheiten, wonach die königliche Macht und die weltliche Gerichtsbarkeit dem römischen Stuhl gegenüber sicher gestellt wurden, und wozu der Papst wohl eine saure Miene machte, ohne etwas dagegen zu vermögen. Weniger glücklich war Deutschland. Wohl wurden im Hinblick auf das, was in Frankreich geschehen, auf einem Fürstentag

in Mainz 1439 in einer sogenannten Acceptationsurkunde die Grundsätze des Basler Concils gutgeheißen; aber die Partei der Neutralen, denen auch Albrechts Nachfolger, Kaiser Friedrich III. (oder wie ihn Andere nennen IV.),*) (seit 1440) sich zuwandte, hinderten jede kräftige Durchführung dieser Grundsätze. So stand das Concil mehr und mehr isolirt da, auf sich allein angewiesen. Und doch sollte gerade jetzt ein Hauptschlag ausgeführt und der Welt gezeigt werden, daß es der Synode mit ihren Grundsätzen Ernst sei und daß sie es auf's Aeußerste ankommen lasse; es handelte sich um nichts Geringeres als um die Entsetzung des bisherigen und um die Wahl eines neuen Papstes. Zu diesem äußersten Schritte waren jedoch nicht Alle gleichmäßig entschlossen; es fanden neue Debatten statt. Gegen Eugens sittlichen Charakter lagen nicht dieselben Beschwerden vor, wie gegen den eines Johann XXIII. in Constanz. Seine Vergehen waren ausschließlich kirchlicher Natur. Und da erhob sich vor allen Dingen die Frage: ob der Papst ein Häretiker sei. „Nicht nur Häretiker," lautete die Antwort der äußersten Linken, „sondern ein Rückfälliger." Er hatte ja früher die Synode anerkannt und dann sie wieder verworfen. Es sei eine Feigheit, sagte der Erzbischof von Lyon, einen Menschen wie Eugen länger auf dem päpstlichen Stuhl zu dulden. In ausführlicher Rede ließ sich dann ein Doktor der Theologie und des kanonischen Rechts vernehmen, Thomas de Corcellis. Er war einer von den Leuten, denen man den Redner nicht ansieht, die aber dann, wenn sie reden, nur um so gewaltigern Eindruck machen. Er saß immer mit verschlossenen Augen da. Nun aber öffnete er den Mund und ließ sich also vernehmen: Der Papst sei ohne Zweifel der Oberste in der Christenheit, höher gestellt als alle andern Priester, aber dennoch stehe er unter der gesetzlich zusammengetretenen Gesammtheit der Priester, mithin unter dem Concil. Nur niederträchtige Schmeichler können solches bezweifeln. Wie der König an die Gesetze des Landes gebunden sei, so der Papst an die Gesetze der Kirche. Könne jener abgesetzt werden, wenn er die Gesetze breche, so auch dieser. Jenes Wort des Herrn: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen, gehe nicht allein auf den Papst, es gehe auf die ganze Kirche. Die Geschichte lehre genugsam, daß es auch schlechte, nichtswürdige Päpste gegeben. Der Papst nenne sich den Vater der Kirche; er sei aber ihr Sohn, wie jeder Andere. Von ihm heiße es so gut wie von Allen: wer die Kirche nicht zur Mutter hat, der kann Gott nicht zum Vater haben.

*) Chmel, Geschichte Friedrichs IV.

Er, der Papst, sei schuldig auf das Wort der Kirche zu hören, wie ein Sohn auf das Wort der Mutter; wo nicht, so sei er ein ungerathener Sohn. Christus sagt, wer die Kirche nicht hört, der ist als ein Heide und Zöllner zu achten. „Aber wie? wenn das Haupt vom Leibe getrennt wird, folgt dann nicht der Tod? wie dürfen wir den Papst entfernen, ohne einen Mord an der Kirche zu begehen?“ — Auf diese Frage, die wohl der Eine oder Andere erheben mochte, hatte der Redner die Antwort: „Es ist ein Unterschied zwischen dem mystischen Leib der Kirche und dem physischen Leibe. Dieser stirbt, wenn das sichtbare Haupt ihm genommen wird; nicht so der Leib der Kirche. Das eigentliche Haupt der Kirche ist nicht der Papst, sondern Christus: der Papst ist auch nur ein Glied der Kirche; oft aber muß ein Glied des Leibes amputirt werden, um den ganzen Leib vom sichern Tode zu retten. In diesem Falle befinden wir uns jetzt.“ — Gegen diese Rede erhoben sich dann wieder andere Stimmen, die nicht jetzt schon zum Aeußersten schreiten, die noch zuwarten wollten, bis die Versammlung vollständig sei (denn noch waren die nach Mainz abgegangenen Deputirten nicht zurück). Aber nun drängte der Präsident d'Allemand zum Endentscheid hin. Die Sache sei nun reichlich erwogen, auf die Anwesenheit einiger Bischöfe komme es nicht an; die äußere Würde, Stab und Infuel, thuen es überhaupt nicht; alles hänge an der Tüchtigkeit der Gesinnung. Der große Athanasius, der auf dem Coucil zu Nicäa den Ausschlag gegeben, sei damals nur ein Diaconus gewesen; Aufschub könne Gefahr bringen; man soll sich nicht fürchten vor denen, die den Leib tödten; lieber sein Blut als Märtyrer vergießen, denn die Wahrheit verlassen. Der Redner unterließ nicht an die classischen Beispiele eines Curtius, Codrus, Leonidas, Sokrates zu erinnern, die einen rühmlichen Tod einem schmählichen Verleugnen ihrer Grundsätze vorgezogen hätten. Seine Rede hatte einen gewaltigen Eindruck gemacht; es kam zu neuen Gegenreden, sogar zu heftigen Tumulten. Diese erneuerten sich auch den folgenden Tag. Der Bischof von Palermo, der zu der Minderheit gehörte, wollte die Sitzung verlassen, wurde aber mit Gewalt zurückgehalten. Als es den 17. Juni in öffentlicher Sitzung zum Entscheid kommen sollte, blieben Mehrere aus. Nur 400 Glieder waren anwesend. Nun wurden, um dem Akte die gehörige Feierlichkeit zu geben, die Reliquien herbeigeholt und der Beistand des heiligen Geistes angerufen. Nachdem sodann der Bischof von Marseille das Absetzungsdekret verlesen, erscholl ein Te Deum laudamus. Die öffentliche Bekanntmachung geschah erst einige Wochen nachher, den 7. Juli, nachdem der ganze Prozeß 25 Monate gedauert hatte. Und

nun wurde Eugen als ein Meineidiger, als ein Simonist, als ein Schismatiker seiner Stelle verlustig erklärt; allen Christen, weß Standes sie seien, wurde unter Androhung der kanonischen Strafen verboten, den Abgesetzten ferner als Papst anzuerkennen oder ihm Folge zu leisten. Dieses Urtheil wurde nach allen Seiten hin veröffentlicht. Eugen erließ, wie sich erwarten läßt, eine wüthende Protestation: Die Teufel der ganzen Welt seien in der Räuberhöhle zu Basel zusammen getroffen, um sich wider ihn zu verschwören. Das Concil erwiederte: auch die Juden hätten dem Heiland vorgeworfen, er treibe die Teufel aus durch den obersten der Teufel. —

Nun aber sollte sogleich ein neuer Papst durch das Concil gewählt werden. Eben grassirte die Pest; mehrere der angesehensten Väter des Concils wurden vor den Augen ihrer Collegen zu Grabe getragen, andere waren dem Grabe nahe. Allein die Väter waren entschlossen auszuhalten. Sechzig Tage wurden als Frist gegeben, die neue Wahl einzuleiten. Zweiunddreißig Wähler wurden aus dem Schooße des Concils gewählt: 11 Bischöfe, 7 Aebte, 5 Theologen, 9 Doktoren unter dem Vorsitz des Präsidenten, der der einzige Cardinal war. Im Haus „zur Mücke" fand das Conclave statt, das nach dem Muster des römischen eingerichtet wurde. Die Wähler nahmen zuvor das heilige Abendmahl. — Nach fünf Scrutinien fiel die Wahl den 4. November 1439 auf einen Mann, der bisher mit einigen alten Freunden in einsiedlerischer Zurückgezogenheit am Genfer See im Schlosse Ripaille unweit Tonon ein einförmiges, mönchartiges Leben geführt,*) dabei aber doch die Augen auch auf das gerichtet hatte, was in der Welt und Kirche vorging. Dieser Mann war Herzog Amadeus VIII. von Savoyen. Einigen Anstoß mußte es allerdings erregen, daß dieser herzogliche Einsiedler früher als weltlicher Herr verehelicht war, ja daß er lebende Kinder, erwachsene Söhne hatte; allein auch dieser Zweifel ward überwunden. Eine Gesandtschaft ging nach Ripaille und kündete dem neuen Papste seine Würde an; er selbst kam erst Ende Juni 1440 nach Basel. Den 24. Juli vollzog der Cardinal von Arles die Krönung auf dem Münsterplatz, wobei die Söhne des Herzogs assistirten. Die Zahl der Mitfeiernden und Zuschauer wird in unsinniger Uebertreibung auf 50,000 angegeben. Von allen Seiten erscholl der Ruf: es lebe Felix V.; denn so nannte sich Amadeus nach seiner Wahl. Sein Papstthum war jedoch ein kümmerliches. Nur von wenigen Seiten ward er anerkannt.

*) Ueber diese Lebensweise vergl. Voigt, Pius II., S. 86.

Selbst Frankreich ließ ihn im Stiche. Der König nannte ihn nur den „Herrn von Savoyen". — Der deutsche König Friedrich III. küßte ihm zwar bei seiner Durchreise durch Basel die Hand (das galt dem Fürsten), aber nicht den Fuß, wie es doch bei'm Papste üblich war. Blos der Herzog Albrecht von Baiern-München, der Pfalzgraf Stephan von Simmern und Zweibrücken, Herzog Albrecht von Oestreich, die verwittwete Königin Elisabeth von Ungarn und einige Fürsten zweiten Ranges nebst einigen Städten erklärten sich für Felix, desgleichen die schweizerische Eidgenossenschaft. Eugen schleuderte, wie sich erwarten ließ, wider seinen Nebenbuhler den Bann; er schalt ihn einen Heuchler, einen Wolf im Schafspelz, einen Moloch, einen Cerberus, ein goldenes Kalb, einen zweiten Mahomet, den Antichrist! — Im Herbst 1442 kamen sodann die deutschen Fürsten in Frankfurt am Main zusammen. Hier führte Nicolaus von Cusa, früher ein Anhänger der Synode, die Sache Eugens. Man sprach bereits von einem neuen Concil, das über dem von Basel und Florenz hätte stehen sollen; eine Maßregel, wodurch die Verwirrung nur wäre vermehrt worden, wie zur Zeit der drei Päpste. Das Princip der Neutralität siegte auch hier, und als dann im Jahr 1446 die Fürsten noch einmal sich in Frankfurt versammelten, gelang es dem gewandten Aeneas Sylvius, der eine ähnliche Rolle spielte wie sein Freund Cusa, trotz der Einrede des deutschen Mannes Gregor von Heimburg, die deutschen Fürsten vollends zu Gunsten Eugens umzustimmen. Und so erlebte dieser zuletzt noch die Befriedigung, daß ihm auf seinem Todbette die deutschen Fürsten durch eine Gesandtschaft, die nach Rom abging, Obedienz leisteten.

Der Papst äußerte, nun sterbe er vergnügt, indem er die Kirche wieder in ihren alten Stand hergestellt sehe. In Rom wurden Freudenfeste angestellt, Feuerwerke losgebrannt und unter Glocken- und Trompetenschall der errungene Sieg verkündet. Vierzehn Tage darauf war Eugen eine Leiche. Er starb den 23. Februar 1447. Sofort ward zu einer neuen Papstwahl geschritten. Es wurde ein Mann von wissenschaftlichem Geist und ehrenhaftem Charakter gewählt: Thomas von Sarzana (Parentucelli), Bischof von Bologna, Nicolaus V. Dieser schloß, durch die diplomatischen Künste des Aeneas dazu bewogen, mit dem Kaiser Friedrich einen Traktat ab, die sogenannten Wiener Concordaten, in welchen ziemlich wieder alles auf den alten Fuß gestellt und die Bestrebungen des Basler Concils entkräftet wurden. Selbst die Jahrgelder, deren Abschaffung das Concil durchgesetzt hatte, wurden wieder eingesetzt, wenn auch unter gewissen Restrictionen. Das Concil

war schon seit längerer Zeit zu einem Schattenbilde herabgesunken. Die Väter verließen einer nach dem andern die Stadt. Nur ein schwacher Rest zog sich nach Lausanne zurück, wo Felix V. seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Es löste sich den 7. Mai 1449 gänzlich auf und sein Papst ließ sich durch den König von Frankreich zum Rücktritt bewegen. Er behielt den Titel eines Cardinals von Sabina und bezog gewisse Einkünfte bis an seinen Tod, der im Januar 1451 erfolgte. Nach diesem unseligen Felix ist kein Gegenpapst und auch kein Papst dieses Namens mehr in der Geschichte aufgestanden. Basel hat die Ehre, der Kirche zweimal einen Gegenpapst geliefert zu haben, das eine Mal im Jahr 1061, das andere Mal im Jahr 1440. Der Rest des Concils hatte noch die Anerkennung des Nicolaus ausgesprochen. Ehe wir mit diesem Manne die Papstgeschichte wieder aufnehmen, um sie bis auf die Zeit der Reformation fortzusetzen, werden wir noch zu reden haben von den Bemühungen, welche noch unter Eugens Pontificat auf der Synode von Florenz gemacht wurden, um die seit dem 9. Jahrhundert von der lateinischen Kirche getrennten Griechen wieder mit ihr zu vereinigen. Darüber nur ein Paar Worte.

Wir haben über der Fülle der Erscheinungen, welche die Kirche des Abendlandes uns bot, die griechische Kirche so ziemlich aus den Augen verloren. Es ist auch nicht viel über sie zu sagen, obgleich es ihr an tüchtigen Kräften, an scharfen und tiefen Denkern auch in der Zeit des Mittelalters nicht gefehlt hat; aber doch bieten solche Erscheinungen zu wenig allgemeines Interesse dar.*) Blos wo die griechische Kirche in den Strom des kirchlichen Lebens, dessen Bett nun einmal das Abendland war, zeitweise hingeleitet wird, wo sie es versucht mit der abendländischen Kirche sich zu vereinigen, oder wo die römische es versucht sie an sich zu ziehen, da finden wir uns veranlaßt, auch ihr unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Solche Versuche sind auch durch das ganze Mittelalter gemacht worden.**) Wir haben gehört, wie die vierte lateranensische

*) Es genüge die Bemerkung, daß sowohl die Scholastik als die Mystik des Mittelalters auch in der griechischen Kirche ihre Repräsentanten hatte. Dieß beweisen die Namen eines Euthymius Zigabenus, Nicolaus von Methone, Nicetas Choniates, welche die Dogmatik der Kirche ausgebildet haben. Eine eigenthümliche Mystik hatte im 14. Jahrhundert auf dem Berge Athos in Macedonien ihren Sitz, die Hesychasten (Quietisten) mit ihrer Lehre vom unerschaffenen Lichte, worüber weitläufige Streitigkeiten geführt wurden. Im 15. Jahrhundert endlich repräsentiren Gennadius und Pletho die beiden philosophischen Richtungen der platonischen und aristotelischen Schule. — Vgl. die dieses Gebiet erleuchtenden Schriften von Gaß.

**) So zu Ende des 11. Jahrhunderts auf dem Concil zu Bari in Apulien

Synode unter Innocenz III. auch von griechischen Patriarchen besucht war. Freilich übte auch da die römische Kirche Gewalt, wie sie es Andersgläubigen gegenüber gewohnt war und für Recht hielt. So kam es auf der Insel Cypern zu ernsten Auftritten. Weitere Vereinigungsversuche wurden unter Gregor IX. gegenüber dem Patriarchen Germanus (1233) gemacht, die zu keinem Resultat führten. Als dann im Jahr 1261 der Kaiser Michael Paläologus den Thron von Constantinopel wieder eingenommen und dem lateinischen Kaiserthum ein Ende gemacht hatte, da traten neue Spannungen zwischen beiden Kirchen ein, und doch war es Michael, der eine neue Union zu erzwingen suchte und seine eigenen Geistlichen mißhandelte, als sie sich derselben abgeneigt zeigten. Der Patriarch Michael Beccus (Bekkas) mußte seinen Widerstand mit Entsetzung und Gefängniß büßen. Nun aber sollte, nachdem alle bisherigen Verhandlungen zu nichts geführt, zur Zeit des Basler Concils auch der Friede mit den Griechen auf's neue an die Tagesordnung kommen, und da Eugen das Concil eben unter diesem Vorwande nach Italien verlegt hatte, so begannen die Verhandlungen in Florenz. Der Paläologe Johann VII. erschien selbst in Begleit seiner Theologen. Unter diesen führte das Wort Marcus Eugenicus, Bischof von Ephesus, und der gelehrte Bessarion, Erzbischof von Nicäa. Die Verhandlungen wurden den 6. Juli 1439 geschlossen; man vereinigte sich über folgende drei Punkte: 1) bekennt sich die griechische Kirche nun auch zu der Lehre des Abendlandes über den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohne; 2) nimmt sie mit ihr die Lehre vom Fegfeuer an, die sie bis dahin bestritten hatte, und 3) (das war die Hauptsache) unterwirft sie sich dem Papste. Dagegen wurde den Griechen in liturgischer Hinsicht der Genuß des gesäuerten Brotes im Abendmahl fernerhin gestattet.

So hoffte man nun das 600jährige Schisma zwischen den beiden Kirchen beseitigt zu haben. Bessarion wurde zur Belohnung seiner Dienste mit dem Cardinalshute geschmückt und verharrete bis an's Ende seines Lebens in Italien. Er starb 1472 zu Ravenna. Ueberhaupt wurde für die unirten latinisirten Griechen Italien das zweite Vaterland. Im griechischen Reiche selbst, in Constantinopel aber wollte man von der Union nichts wissen. Kaiser Johann und seine Begleiter wurden bei ihrer Rückkehr nach Constantinopel als Verräther der heiligen

(1098), dann zu Anfang des 12. Jahrhunderts unter Alexius Comnenus zu Constantinopel (Anselm von Havelberg disputirte mit Nicolas von Nicomedien). Schon da war auf ein allgemeines Concil angetragen worden.

Sache empfangen und vom Pöbel beschimpft. Die griechischen Prälaten wagten es nicht, von einer Union zu sprechen. Aber freilich dauerte die byzantinische Herrlichkeit überhaupt nicht lange mehr. Dem christlichen Constantinopel, dem zweiten Rom schlug die Stunde seines Untergangs mit der Eroberung durch die Türken im Jahre 1453. Nun fanden auch die nichtunirten Griechenflüchtlinge in Italien Zuflucht. Die römische Kirche unterließ nicht, durch Missionare sie zu bearbeiten. Wie aber durch diese griechischen Flüchtlinge ein neues geistiges Leben angebahnt wurde durch die Verbreitung der alten griechischen Literatur, davon werden wir später Gelegenheit finden uns zu überzeugen.

Blicken wir für jetzt noch einmal zurück auf die drei großen Concilien von Pisa, Costnitz und Basel, die nahezu ein halbes Jahrhundert die Gemüther der Christenheit erfüllt, die zeitweise große Erwartungen erregt, die zu neuen Theorien des Kirchenrechtes geführt und einzelne Talente geweckt und ihnen Gelegenheit gegeben haben, sich in freiem Sinn auszusprechen, und fragen wir: welche Frucht haben sie geschafft? so ist diese Frucht sehr gering, und wir gelangen zu dem Resultat, daß es der Kirche des Mittelalters, solange sie auf der alten Grundlage ihres Baues stehen bleiben wollte, unmöglich geworden war, sich selbst aus eigenen Mitteln zu helfen. Der schwerfällige Körper, dem es bei vielen abgestorbenen Gliedern nicht an edlen Organen fehlte, mochte wohl etwas von dem Wehen des Geistes verspüren, dessen Leib zu sein er behauptete; aber zu einem Durchdrungenwerden von diesem Geiste, zu einer neuen Belebung kam es nicht. Es bedurfte neuer Grundlagen für das tieferschütterte Gebäude, neuer Kräfte für den siechen Körper, neuer Anschauungen im Großen und Ganzen, die nicht nur von den päpstlichen, sondern von den hierarchischen Anschauungen des Mittelalters verschieden waren; es bedurfte, um es kurz zu sagen, einer Wiedergeburt, von der die Meister in Israel, die Stimmführer der Zeit, kaum eine Ahnung hatten. Oder war es eine solche Ahnung, wenn ein Schüler Gersons, Nikolaus von Clemanges, das Wort sprach, daß, wenn auch die ganze Kirche unterginge und es bliebe nur der schlichte Glaube eines Weibleins, aus diesem Glauben heraus auch wieder eine neue Kirche sich erzeugen könne? Ja, aus dem persönlichen, einfältigen und lautern Glauben mußte die Wiedergeburt der Kirche hervorgehn, nachdem die Institute mit ihren Satzungen und Ordnungen sich erschöpft hatten. Aber auch der Einzelne mit seinem Glauben wird wieder getragen und gefördert von seiner Zeit. Wo dieß nicht geschieht, da wird der von der Zeit nicht verstandene und verschmähte Glaubens-

zeuge zum Märtyrer. Das haben wir an Hus und Hieronymus gesehn. Jedes ächte Märtyrerthum schließt jedoch auch die Weissagung einer Zeit in sich, da das in der Gegenwart Unterliegende durchdringen wird zum Siege.

Wie nun, nachdem mit den drei großen Concilien das eigentliche Mittelalter zu seinem Abschluß gelangt war, eine neue Zeit sich vorbereitete in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die wir als Uebergangsperiode bezeichnen mögen, das werden wir in den drei letzten Vorlesungen noch zu betrachten haben.



Dreiunddreißigste Vorlesung.

Die Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die neue Zeit. Zeitrichtungen in Cultus und Lehre. — Raymund von Sabunde. — Nicolaus Lyra. — Laurentius Valla. — Papst Nicolaus V. — Eroberung Constantinopels. — Anregung neuer Kreuzzüge. — Capistrano. — Die Päpste Calixt III., Pius II., Paul II., Sixtus IV. — Andreas von Crain. — Innocenz VIII. und die Hexenprozesse. — Alexander VI. — Pius III. — Widersprechende Urtheile über das Papstthum.

Mit dem Schlusse des Basler Concils und dem Regierungsantritte des Papstes Nicolaus V., mit andern Worten mit dem Ende der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts treten wir, wie ich schon in der letzten Vorles. angedeutet habe, aus dem eigentlichen Mittelalter hinaus in eine Zeit des Ueberganges, für die sich schwer eine allgemein genügende Bezeichnung finden läßt. Je nachdem wir das Abblühen und Absterben des Alten oder das Aufkeimen des Neuen in's Auge fassen, kann uns die Zeit als Spätsommer der mittelalterlichen Herrlichkeit oder als Vorfrühling der Reformation erscheinen. So viel haben wir aus den bisherigen Betrachtungen abnehmen können, die alten Autoritäten der Kirche hatten bei all dem Glanze, womit sie auch jetzt noch sich umgaben, durch den Gang der Ereignisse einen empfindlichen Stoß erlitten, von dem sie sich nie mehr erholten. Das Papstthum, das in Innocenz III. zu seiner vollen Blüthe gekommen, in der es sich, wenn auch unter mannigfachen Kämpfen, bis auf Bonifaz VIII. zu erhalten wußte, hatte seit dem Absterben dieses letztern nacheinander an Ansehen verloren, erst durch Verlegung des Stuhles nach Avignon, dann durch das 40jährige Schisma und endlich durch die unwürdige Haltung, durch den Egoismus und die Leidenschaft vieler Päpste selbst. Aber auch die Autorität der allgemeinen Concilien, unter welche sich zu beugen man auch den Päpsten zumuthete und denen man das Recht beilegte, Päpste ab- und einzusetzen, auch diese Autorität, in welche die Freunde der kirchlichen Reform,

ein Gerson, d'Ailly, anfänglich auch Cäsarini und nach ihm d'Allemand ein so großes Vertrauen gesetzt hatten, auch sie war seit der in Basel 1437 eingetretenen Spaltung bedeutend geschwächt. Dasselbe Schauspiel, das man an den Päpsten erlebt hatte, hatte sich auch in den Concilien wiederholt, daß Stuhl gegen Stuhl, Altar gegen Altar aufgerichtet, daß ein Bannstrahl gegen den andern geschleudert wurde. Nicht viel mehr fehlte daran, so hätte die Kirche das Schauspiel von drei Concilien gehabt, wie früher das von drei Päpsten. Wo sollte da noch ein unbedingtes Vertrauen in solche zwiespaltige Autoritäten möglich sein? Was sollte das Volk dazu denken, wenn Männer wie Cäsarini, Nicolaus de Cusa, Aeneas Sylvius von den Grundsätzen abfielen, die sie früher selbst als das einzige Rettungsmittel empfohlen hatten? wenn auch die Fürsten so wenig Vertrauen zeigten, daß sie eine zuwartende, neutrale Stellung einnahmen? Aber auch was sonst die Größe des Mittelalters ausmachte, wollte nicht mehr zu rechtem Gedeihen kommen. Die Scholastik hatte sich ausgelebt, ausdisputirt; die Energie des schaffenden Gedankens hatte einer sich selbst auflösenden Sophistik Platz gemacht; das Vertrauen in die Macht der Idee war geschwunden. Die Naivetät des Volkes, wie sie durchaus für den katholischen Cultus erforderlich ist, wenn er das Herz erwärmen und erheben soll, war dahin; das ahnungsreiche Symbol war zur leeren Form, der Gottesdienst zu einem Schauspiel geworden. Die Profanation sehen wir im 15. Jahrhundert den höchsten Grad erreichen. Sehen wir doch die Messe recht eigentlich zum Jahrmarkt werden, der sogar von ihr die Benennung erhielt. Mochten auch immer die reformatorischen Concilien einige wohlgemeinte Verbesserungen eintreten lassen, mochte das Constanzer Concil gegen die Narren- und Eselsfeste Verbote erlassen, das Basler Concil den Geistlichen eine würdige Haltung bei'm Gottesdienst anempfehlen,*) oder mochten gar neue Feste zur Belebung der Kirchlichkeit eingeführt werden, wie das Fest der Heimsuchung Mariä im 14. Jahrhundert (1389) und wie das der Empfängniß im 15ten, das von der Basler Synode auf den 8. Dec. festgestellt ward**) — dem einreißenden Strom des Verderbens konnte nicht gewehrt werden. Man darf nur bei den Chronisten und den Satirikern der Zeit lesen,***) wie es noch kurz vor den Tagen der Reformation im Straßburger Münster zuging, wie da die Ritter ihre Falken steigen ließen, die Geistlichen plau-

*) So soll das Brevierbeten geschehen non in gutture vel inter dentes seu deglutiendo et sincopando dictiones.

**) Vgl. Vorl. 23.

***) Bei Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß I. 51.

dernd hin- und hergingen; wie das Gotteshaus zum öffentlichen Durchgang wurde für Käufer und Verkäufer, oder man darf nur an die zur Osterzeit üblichen geistlichen Possen denken, denen Priester und Kirchendiener sich unbedenklich hingaben (das sogenannte Ostergelächter), um sich zu überzeugen, daß alles nur Flickwerk war, was in dieser Hinsicht von oben herab geboten und geordnet wurde. — Aber auch das innere Leben, wie es die Gottesfreunde pflegten, konnte nicht den Weg finden in die gewaltigen leeren Räume der Massenkirche, um diese mit einem gotteswürdigen Inhalt zu erfüllen. Die Mystik war nicht jedermanns Sache. Von rohen Händen erfaßt mußte sie ausarten, mußte sich entweder in die Irrwege der Häresie oder in phantastischen Unsinn verlaufen. Und auch bei besser gesinnten Gemüthern mußte der Inhalt des Gefäßes sich ganz erschöpfen, und es blieb auch hier nur die todte Form. Was bei einem Tauler, Suso, Ruysbroek der Ausdruck der innersten Erfahrung, die Summe ihrer geistigen Errungenschaft war, das mußte nachgerade zur bloßen Redensart, zur hohlen Phrase werden, sobald der innere Trieb des Individuums fehlte, Neues zu gestalten. Gerade der Umstand, daß die Mystik anfing über sich selbst zu reflectiren, sich selbst zum Gegenstand der Beobachtung zu machen, wie wir das in der vorletzten Vorles. bei einem Gerson gefunden haben, gerade das zeigt, daß ihre productive Zeit vorüber war: der Verdeutlichung des Geheimnisses folgte die Verflachung auf dem Fuße.

Der menschliche Geist hatte sich schon seit Roger Bacon von der übersinnlichen Welt wieder der sinnlichen Welt, der Naturbeobachtung und Naturforschung zugewendet, und dieser Richtung, die wir nicht mehr als eine mittelalterliche, sondern bereits als eine moderne zu betrachten haben, sehen wir nun auch Andere folgen. So trat zu der Zeit des Basler Concils ein Spanier, Raymund von Sabunde, mit einem Werke auf, dem er den Titel einer natürlichen Theologie gab.*) Das Wort ist nicht in dem Sinne zu nehmen, in welchem es später zur Zeit des Philosophen Wolf genommen wurde: von einer Theologie der natürlichen Vernunft ohne Beihülfe der Offenbarung, oder, wie Kant es nannte, von „einer Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Nicht in formellem, sondern in materiellem Sinne redet Raymund von einer natürlichen Religion. Er sieht in der Natur, in der Schöpfung Gottes ein aufgeschlagenes Buch, aus dem wir Gottes Wesen

*) Matzke, Die natürl. Theologie des Raymund v. Sabunde. Bresl. 1846. Nitzsch in Illgens Zeitschr. 1859. S. 393 ff. Schaarschmidt in Herzogs Realencyklopädie XII. S. 571 ff.

erforschen und erkennen sollen und diesem stellt er dann das Bibelbuch gleichsam als Ergänzung zur Seite. Nicht die Ausstattung des Menschen mit einer unmittelbaren Gotteserkenntniß, sondern die erst zu gewinnende Erkenntniß Gottes aus der Natur, die Erkenntniß eines göttlichen Waltens in der Natur, das ist es, wohin Raymund abzielte, und diese natürliche Theologie sollte ihm dann der solide Unterbau werden zur positiven, zur biblischen, zur Offenbarungstheologie. Die einzelnen Creaturen sind ihm die Buchstaben, aus denen das Buch der Natur besteht, und unter diesen Buchstaben ist der erste und vornehmste der Mensch. Mit sinnigem Geiste verfolgt Raymund die Stufenfolge der Natur vom unorganischen zum organischen Leben und steigt von da weiter auf zum Menschen und vom Menschen zu Gott. Alle Wesen, so zeigt er, sind entweder ohne Empfindung, wie das Gestirn des Himmels und das Gestein der Erde, oder sie sind und leben, wie die Pflanze, oder sie sind, leben und empfinden wie das Thier, oder endlich sie sind, leben, empfinden und denken (sind sich bewußt) wie der Mensch, das vernünftige Geschöpf. Auf diese vernünftig-sittliche Natur des Menschen gründete er den moralischen Beweis für das Dasein Gottes und für die Unsterblichkeit der Seele, ähnlich wie später Kant. Dabei schloß sich Raymund denn allerdings noch in vielen Stücken an die Scholastik an und theilte auch noch manche Gebrechen und Spielereien derselben; ja er suchte, wie man gesagt hat, die Scholastik zu popularisiren, sie aus der Schule in's Leben zu führen. Nichts desto weniger ist es als ein Fortschritt zu erkennen, daß er Natur und Bibel in ihrer Zusammengehörigkeit und in ihrer Beziehung aufeinander in den Vordergrund stellte, und so dem Denken über irdische und himmlische, über göttliche und menschliche Dinge einen soliden Boden unterbreitete. Naturforschung! Bibelforschung! damit waren zwei Aufgaben ausgesprochen, an denen die folgenden Jahrhunderte Arbeit in Fülle fanden.

Mit einer wissenschaftlichen Erforschung und Beobachtung der Natur, mit der Aufstellung einer eigentlichen Naturwissenschaft hatte es freilich noch längern Verzug. Waren doch Raymunds eigene Kenntnisse hierin sehr mangelhaft. Desto erfreulicher waren dagegen die Fortschritte, welche das Bibelstudium um diese Zeit zu machen begann. Nicht als ob nicht schon früher die Bibel von vielen frommen Denkern des Mittelalters wäre erforscht und ausgelegt worden, theils in wissenschaftlich-theologischem, theils in praktischem Interesse. Allein es fehlte doch bis dahin den Meisten ein Studium der Bibel in ihren Grundspra-

chen. Auch die tiefern Denker, die ihre Theologie aus der heil. Schrift schöpften (und an solchen hat es durch das ganze Mittelalter hindurch nicht gefehlt), behalfen sich mit der herkömmlichen lateinischen Uebersetzung der Vulgata. Selbst ein Wikliffe hatte sich noch genöthigt gesehen, aus dieser zu übersetzen. Nun bedenke man, daß nicht nur die Vulgata selbst an vielen Stücken unrichtig übersetzt war, sondern daß auch wieder aus dem lateinischen Texte heraus die seltsamsten Folgerungen gemacht wurden, die, wenn man den hebräischen oder griechischen Text vergleichen konnte, in ihr Nichts zerrannen. Das Griechische wurde nur von Wenigen verstanden; das Hebräische war fast ganz in den Händen der jüdischen Gelehrten, der Rabbinen, die in ihrer Weise Großes leisteten. Von ihnen mußten dann die Christen wieder lernen. Nun war auch die Auslegung der Schrift großentheils eine herkömmliche, traditionelle, im Sinn der Kirche, oder sie erging sich in willkürlichen Allegorien und Spielereien, wie dieß auch bei den bessern Mystikern nicht selten der Fall war. Eine ganz neue Periode mußte nun aber begreiflicherweise für das Studium der Bibel eintreten, wenn einmal wieder die Grundsprachen ordentlich studiert und wenn die gesunden Principien der Auslegung wieder auf die Schrift angewendet wurden, wie auf jedes andere geschichtliche Denkmal des Alterthums. Das konnte nur geschehn im Zusammenhang mit dem Studium der classischen Literatur überhaupt. Ein ganz neues Gebiet des Wissens that sich nun auf mit der Wiederherstellung dieses Studiums, und eben diese Wiederherstellung der classischen Studien ist es, welche in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts und den Anfang des 16ten fällt. Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts war der Franciskanermönch Nicolaus Lyra († zu Paris 1340) mit einem gründlichern sprachgelehrten Studium der Bibel vorangegangen; ja, er hatte die Bahn gebrochen, so daß später die Rede ging, daß wenn Lyra nicht geleiert, auch Luther nicht gesungen und nicht getanzt hätte.*) Indessen blieb es längere Zeit noch bei'm Alten. Nun aber trat gerade im Zeitalter Papst Nicolaus V. wenige Jahre nach Raymund von Sabunde, ein Mann auf, der überhaupt mit scharfer Kritik die Scholastik bekämpfte, der dem barbarischen Latein der Schule eine elegante, den classischen Mustern nachgebildete Sprache entgegensetzte und der, was die Bibel betrifft, ohne Scheu die Fehler der Vulgata aufdeckte. Dieser Mann war ein geborner Römer, Laurentius Valla. Freilich erregte er durch seine kühne Kritik, die er auch an die Kirchen-

*) Si Lyra non lyrasset,
Lutherus non cantasset (saltasset).

geschichte wendete, und womit er unter anderm die Sage von einer Schenkung Constantins an den römischen Stuhl als eine unbegründete bekämpfte, den Zorn der Kleriker, ja er sah sich genöthigt, um den Verfolgungen seiner Feinde zu entgehen, Rom zu verlassen und sich dem Schutze Alfons', des Königs von Neapel, anzubefehlen, der noch in einem Alter von 50 Jahren den Entschluß faßte, bei Valla das Lateinische zu lernen. Allein auch dieser mächtige Gönner vermochte es nicht, seinen Lehrer gegen weitere Verfolgungen seiner Gegner zu schützen. Da er überhaupt durch unvorsichtige und herausfordernde Reden nach allen Seiten hin, oft mehr als nöthig war, Anstoß gab, so wurde ihm ein förmlicher Ketzerprozeß gemacht. Nur das Todesurtheil konnte Alfons von seinem gelehrten Freunde abwenden, nicht aber die schimpfliche Strafe der Auspeitschung, die ihm gleich einem gemeinen Verbrecher zu Theil wurde. In diesem kläglichen Zustande der Entehrung kehrte Valla wieder nach seiner Vaterstadt Rom zurück. Aber hier gerade fand er an dem aufgeklärten Papste Nicolaus V. einen Beschützer. Dieser ertheilte ihm die Erlaubniß frei zu lehren, und setzte ihm einen Jahrgehalt aus. Valla starb zu Rom 1457. Nun war es eben der genannte Papst Nicolaus V., der seine Zeit darin begriff, daß er, soweit seine hohe Stellung ihn dazu befähigte, alles that, das Aufkommen der Wissenschaft zu fördern. In die Zeit seines Pontificats fiel die Eroberung Constantinopels unter dem letzten der Constantine durch die Türken im Jahr 1453. Sultan Muhammed II. zog in die christliche Residenz ein, wandelte die Sophienkirche in eine Moschee und pflanzte statt des Kreuzes den Halbmond auf. Dieß war ein empfindlicher Schlag für die Christenheit und so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn die alte Idee der Kreuzzüge wieder auftauchte. Schon im Jahr 1450 (also 3 Jahre vor der Katastrophe) hatte Nicolaus den beredten Franciskaner Johann von Capistrano, einen strengen Asketen, nach Deutschland gesendet, um das Kreuz predigen zu lassen. Capistrano war wie ein Heiliger aufgenommen worden; leider trat aber auch sein Fanatismus gegen die Husiten und die Juden in schauderhafter Weise zu Tage. Es gelang ihm wirklich, mit einem Heer, an dessen Spitze er sich stellte, in Verbindung mit dem heldenmüthigen Hunyades Belgrad zu entsetzen und einen Sturm des Sultans auf diese Stadt abzuschlagen; doch unterlag er zuletzt den Anstrengungen des Krieges. — Gelang es auch Nicolaus V. nicht, mit dem Schwerte der Macht der Türken, die immer weiter um sich griff, Serbien und die Walachei sich unterwarf, die Moldau zinspflichtig machte und überhaupt die Donauländer bedrängte, ein Ziel zu setzen, so zog er doch

aus dem Unglück den Gewinn, daß er die aus Constantinopel geflüchteten Griechen freundlich aufnahm und ihnen Gelegenheit verschaffte, die Schätze ihres Wissens in Italien zu verbreiten. Aber auch für seine eigene Person war er thätig für die Wissenschaft. An 5000 Handschriften hat er gesammelt und den Grund zur Vaticanischen Bibliothek gelegt. Seine Politik war freilich die päpstliche. Als ein gescheuter Mann gab er zwar zu, die Päpste hätten in früherer Zeit die Hände zu weit ausgestreckt; nun aber, behauptete er, seien sie ihnen auch wieder zu sehr gebunden worden, und so that er zur Hebung der päpstlichen Selbstständigkeit soviel er konnte. Nicht umsonst ward von ihm im Jahr 1450 das päpstliche Jubeljahr gefeiert, und als er zwei Jahre darauf Friedrich III. zum Kaiser von Deutschland krönte, mußte ihm dieser den Eid leisten, die römische Kirche bei ihren Rechten zu schützen. Seine innere Regierung wird als eine gerechte gerühmt. Manchmal freilich übereilte ihn der Jähzorn, zumal wenn er von übermäßigem Genuß des Weines aufgeregt war. So befahl er einmal, einen Menschen, der ihm widerwärtig war, hinzurichten, und konnte sich des andern Tags der Sache nicht mehr erinnern.*) Nicolaus starb 57 Jahre alt: der Kummer über das Schicksal Constantinopels soll seinen Tod beschleunigt haben, und ihm folgte der greise Alfons Borgia, der als Papst Calixt III. nur 3 Jahre regierte, von 1455—1458, und vergebens an Betreibung eines neuen Kreuzzuges arbeitete. Auch er sandte zwar Prediger nach allen Seiten hin; er selbst rüstete eine Flotte von etlichen Galeeren aus und zog den Rhodisern, die sich bedrängt sahen, zu Hülfe; aber dabei blieb es. Die Fürsten sahen dem Kampfe müßig zu, und das Volk ward sowohl durch die Erhebung des für den Kreuzzug bestimmten Zehntens, als durch den Nepotismus, den der Papst auf's höchste trieb, erbittert. Als er am 6. August 1458 starb, zeigte sich kein großes Leid; er ward ohne allen Prunk beerdigt. Und nun ward an dessen Stelle der Mann gewählt, der durch seinen Aufenthalt auf dem Concil zu Basel und durch die Aufmerksamkeit, die er der Lage und den Sitten dieser Stadt geschenkt hat, so wie später durch die Stiftungsbulle zu Gunsten ihrer Universität, wohl unter allen Päpsten (den Gegenpapst Felix V. ausgenommen) mit Basels Geschichte in der nächsten Berührung steht, Aeneas Sylvius, als Papst Pius II.**) Sein Leben vor seiner Erhebung zum Papst ist eher

*) Voigt, Pius II. S. 407 (nach Infessura und Platina).

**) Voigt, E. Enea Sylvio di Piccolomini, als Papst Pius II. und sein Zeitalter. Berlin 1856. — (Vgl. meine „Erinnerungen an Aeneas Sylvius Piccolomini". Basel 1840.)

geeignet Interesse an ihm zu wecken, als seine päpstliche Regierung selbst. Und so möge ein Rückblick auf sein früheres Leben an diesem Orte gerechtfertigt erscheinen.

Aeneas Sylvius, mit dem Familiennamen Piccolomini, wurde als der älteste von 18 Geschwistern den 18. Oktober 1405 zu Corsignano geboren, einem Städtchen, welches nachmals ihm zu Ehren den Namen Piacenza erhielt. Die Familie der Piccolomini stammte aus Siena, war aber heruntergekommen, so daß der junge Aeneas, der in Siena studierte, sich kümmerlich durchhelfen mußte. Auch er ward von dem wieder erwachenden Geiste der classischen Studien ergriffen, er schrieb ein elegantes Latein und zeichnete sich als Dichter aus. Cicero, Virgil, Livius waren seine täglichen Begleiter und Freunde und auch des Nachts trennte er sich nur auf wenige Stunden von ihnen. Als Berufsfach wählte er das Studium der Rechte und trat dann als Secretär in die Dienste des Bischofs von Fermo, Domenico da Capranica. Diesen begleitete er nach Basel. Capranica war ein Freund der Colonna und gehörte schon darum zu den entschiedensten Gegnern Eugens IV., der ihn auch persönlich beleidigt hatte, und wie der Herr, so der Diener. Aeneas gehörte damals entschieden zu der liberalen Partei des Concils, zu den Männern der Opposition. Er wechselte jedoch in der Folge verschiedene Male seinen Herrn und so auch seine Farbe. Im Dienste des Cardinals Nicolo d'Albergati fand er Gelegenheit, als Gesandter an den Hof von Edinburg, das damals den Meisten noch unbekannte Schottland zu bereisen, wobei er allerlei Fährlichkeiten und Abenteuer bestand. Auf der Kirchenversammlung in Basel aber zog er durch seine glänzende, in Cicero's Schule erlernte Beredsamkeit die Aufmerksamkeit der Väter auf sich, und so wurde er denn auch von der Synode anfänglich zu Schreiberdiensten, dann zum Beisitzer an verschiedenen Commissionen, oder auch zu Gesandtschaften verwendet. Ein paar Mal führte er auch bei der Deputation über den Glauben den Vorsitz, wenn ihn eben die Reihe traf; endlich gelangte er zu der Würde eines der Zwölferherren, denen die Oberaufsicht des Concils vertraut war. Er diente mit einem Wort von unten auf und zeigte sich in allen Lagen gewandt, witzig, ein Freund der Geselligkeit und der Scherze. Auch als geistlicher Redner glänzte der Laie und Dichter, als er einmal im Auftrage des Erzbischofs von Mailand am heil. Ambrosiusfeste die Festrede hielt, wobei er nicht unterließ, die obligaten Klagen über den Verfall der Kirchenzucht zu erheben. Er hatte dazu wenig Grund; denn seine eigene Aufführung war nichts

weniger als musterhaft.*) Zur Zeit der Pest ward auch er von ihr ergriffen. Schon hatte er die letzte Oelung erhalten, als er gegen alles Vermuthen wieder genas. Nach der Absetzung Eugens und der Wahl Felix V., bei der Aeneas als Ceremonienmeister mitgewirkt und dem er mit Andern nach Ripaille die Kunde seiner Erwählung überbracht hatte, trat er in dessen Dienste als Secretär. Im Jahr 1442 schloß er sich der schon erwähnten Gesandtschaft nach Frankfurt an. Er gewann die Gunst des Kaisers Friedrich III., der ihn zum kaiserlich gekrönten Poeten machte und unter der Leitung des Kanzlers Schlick in seiner Kanzlei arbeiten ließ. Die deutschen Sitten seiner Collegen, roh und übermüthig, sprachen ihn wenig an, und oft empfand er Heimweh nach der italiänischen Luft. Ihm konnte vor dem Gedanken bangen, in deutscher Erde begraben zu werden. Er bereute es bitter, den deutschen Boden je betreten zu haben und wünschte, er hätte Basel nie gesehen, an das er später als Papst sich doch wieder freundlich erinnerte. Um sich den Unmuth zu vertreiben, setzte er seine poetischen Arbeiten fort, indem er einen Roman verfaßte, Euryalus und Lucretia. Um eben diese Zeit trat aber auch eine Wendung in seiner politischen und kirchlichen Gesinnung ein. Er hatte sich erst auf die Seite der Neutralen geschlagen, zuletzt ging er ganz in das päpstliche Lager über und wußte auch den Kaiser und die deutschen Fürsten dahin zu bringen, daß sie, wie wir bereits erwähnt haben, dem Papst Eugen noch auf dem Todbette ihren Gehorsam erklärten. Ebenso ging er im Auftrag des Kaisers nach Rom, um in gleicher Weise Calixt III. zu huldigen. Schon unter Nicolaus V. war er, obgleich er bis zum 40. Jahr noch keine geistliche Weihe erhalten, noch viel weniger ein geistliches Amt bekleidet hatte, zum Bischof von Triest, dann zum Bischof von Siena und endlich unter Calixt zum Cardinal gewählt worden, und nun sah er sich nach dessen Tod auf dem päpstlichen Stuhle. Sein Erstes war nun, daß er in einer Bulle (bulla execrabilis), die er 1459 aus Mantua erließ, die Grundsätze des Basler Concils, zu denen er sich früher bekannt, auf's feierlichste verdammte. Alle Appellationen vom Papst an ein allgemeines Concil erklärte er nunmehr für unstatthaft und ketzerisch und sprach über Alle, die auf solche Grundsätze sich berufen würden, den Bann aus. Dieser traf auch seinen ehemaligen Freund Gregor von Heimburg, der den alten Grundsätzen treu geblieben war. Der Welsche und der Deutsche gingen nicht mehr zusammen, sie waren für

*) Man denke an den schamlosen Brief, den er an seinen Vater schrieb, um seine Lüderlichkeit zu entschuldigen, abgedruckt bei Voigt, S. 287 ff.; anderer frivoler Briefe an Freunde nicht zu gedenken.

immer geschiedene Leute.*) Einige Jahre darauf (1463) erließ Pius eine förmliche Retractationsbulle an die Universität zu Köln, in welcher er, mit Berufung auf den heil. Augustin, der sich auch nicht geschämt habe vieles von seinen früheren Behauptungen zurückzunehmen, das Verdammungsurtheil über sein früheres System sprach. So weit freilich trieb er die Verdammung nicht, zu gestehen, daß er früher mit Wissen dem Irrthum gehuldigt habe; er habe (so wußte er die Sache einzukleiden) in guten Treuen vertheidigt, was er damals für gut und heilsam gehalten; aber er sei stufenweise von dem Irrthum, dem er unschuldig gefolgt, zur Wahrheit geführt worden, und irren sei menschlich. Allerdings sei sein Irrthum groß gewesen: er habe sich abgewandt von dem Schooße der Mutter und sei gewandelt auf den Wegen der Finsterniß. Nun aber möge man den Pius nicht entgelten lassen, was Aeneas gesündigt. An schönen Bildern und Floskeln fehlte es nun vollends dem gewandten Dichter nicht, um die Einheit des päpstlichen Regiments als eine in der Natur gegründete, mithin von Gott gewollte darzustellen. „Die Kraniche folgen nur einem Führer, die Bienen haben nur eine Königin. So muß auch die streitende Kirche Christi hienieden nur Einem folgen." — Dem erfahrenen Greise (er war 58 Jahre alt) sei mehr zu glauben als dem unerfahrenen Jüngling; dem Statthalter Christi mehr als dem einfachen Privatmann; darum „verwerfet den Aeneas und nehmet den Pius auf."

Wie nun der Papst auch diesen Grundsätzen gemäß regierte, liegt geschichtlich vor uns.

Nicht nur in Worten, sondern auch mit der That strebte Pius II. dahin, alles frühere im Sinn der Kirchenfreiheit Begonnene und Geschehene wieder rückgängig zu machen. So arbeitete er namentlich an der Beseitigung der pragmatischen Sanction für Frankreich; anderer Eingriffe nicht zu gedenken, wodurch er auch in Deutschland sich keinen guten Namen machte. Wir erinnern an seinen Streit mit dem Erzherzog Sigmund und an sein Vorgehen gegen Diethelm von Isenburg, Erzbischof von Mainz, gegen den er den Bann schleuderte und dem er den Adolf von Nassau entgegen setzte. Ein blutiger Krieg war die Folge davon. Es ist wohl nicht zu hart geurtheilt, wenn ein Schriftsteller der katholischen Kirche, Wessenberg, von Pius sagt: nur äußere Verstärkung und Ausbreitung der Kirche, nicht ihre innere

*) Diesem Gegensatz hat Gustav Pfizer einen poetischen Ausdruck gegeben: „Der Welsche und der Deutsche, Aeneas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg." Stuttg. 1844.

Reinigung und Erbauung sei das Ziel gewesen, dem er nachgestrebt. *) Und doch beseelten auch wieder höhere, ja heroische Gedanken den Papst noch in seinem Alter. Dahin zählen wir die Unternehmungen und mit aller Energie getriebenen Vorkehrungen zu einem Kreuzzuge. Obgleich durch Krankheit geschwächt, war er entschlossen, sich selbst an die Spitze eines solchen Zuges zu stellen. Einstweilen aber richtete er einen wohl geschriebenen Brief an den Sultan Muhammed, um ihn zum Uebertritt zum Christenthum zu bewegen. Nun machte er sich selbst auf den Weg. Krank ließ er sich von Rom nach Ancona bringen, um eine venetianische Flotte zu besteigen; allein mitten in dieser Aufregung starb er den 15. August 1464. Daß Aeneas Sylvius bei all seinen sittlichen Gebrechen, bei seinem Hange zur Wollust auf der einen, bei seiner Charakterlosigkeit auf der andern Seite, ein viel begabter Mann war, ist darum nicht zu leugnen. Mit Recht ist an ihm von den Geschichtschreibern unsrer Zeit hervorgehoben worden sein ästhetischer Sinn und sein Geschick in topographischer und ethnographischer Beobachtung und Beschreibung. „Man könnte," sagt der geistreiche Verfasser der Cultur der Renaissance in Italien, „man könnte den Menschen Aeneas völlig Preis geben und müßte gleichwohl dabei gestehen, daß in wenigen Andern das Bild der Zeit und ihre Geistescultur sich so vollständig und lebendig spiegelte." **)

Auf Pius II. folgte den 30. August 1464 Paul II., ein Venetianer (Peter Barbo), der Schwestersohn Eugens IV. Er regierte gewaltthätig und grausam bis zum Jahr 1471 und hinterließ in jeder Hinsicht einen schlechten Ruf. Nicht besser machten es die Päpste nach ihm, Six-

---

*) Ueber das verfehlte Resultat der Reformbestrebungen überhaupt vgl. das Urtheil Baurs (Mittelalter S. 239): „Das ganze Reformationswerk, das beinahe ein halbes Jahrhundert mit so großem Eifer von geistlicher und weltlicher Seite, von den bedeutendsten, einflußreichsten und einsichtsvollsten Männern der Zeit betrieben worden war, kam zuletzt nur darauf hinaus, dem restaurirten Papstthum die alte Stellung zur Kirche wieder zu geben, die es vor dem Schisma und der Verlegung des Stuhls nach Avignon hatte. Von den Anmaßungen und Bedrückungen, die der Gegenstand der allgemeinen Klage und Unzufriedenheit waren, wurde die Kirche so wenig befreit, daß das unausgesetzte Bestreben der Päpste, sobald sie sich wieder im gesicherten Besitz ihrer Macht sahen, nur dahin ging, auch das Wenige, das von der Errungenschaft der Concilien von Constanz und Basel noch übrig war, wieder an sich zu ziehen und als ein unbestreitbares Recht ihrer apostolischen Machtvollkommenheit zu behaupten. . . . Triumphirend konnte das Papstthum auf die lange Reihe der bestandenen Gefahren und Kämpfe zurückschauen, es schien fester als je auf dem uralten Felsen seiner Herrschaft zu stehen."

**) J. Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. S. 298. Vgl. Voigt, S. 93.

tus IV., Innocenz VIII. und vollends das sittliche Ungeheuer Rodrigo Borgia, Alexander VI.

Sixtus IV. (della Rovere) war der Sohn eines Fischers; er trat in den Franciskanerorden und stieg bis zur Würde des Generals empor. Er war ein gelehrter Mann, aber ohne allen sittlichen Gehalt, ohne Gottesfurcht, ohne Liebe zum christlichen Volke, schnödester Wollust, dem Geiz und der Eitelkeit ergeben. Er kleidete sich in goldene Stoffe und ließ sich auf einer Inschrift als Gott bezeichnen. Dabei unternahm er dann freilich auch kostbare Bauten zur Verschönerung Roms und brachte die literarischen Schätze, die Nicolaus V. gesammelt, in der Vaticanischen Bibliothek unter. Aber durch seinen Nepotismus und seinen Wucher machte er sich beim Volke verhaßt. In der Geschichte Italiens hat er durch seinen Antheil an der Verschwörung der Pazzi zu Venedig gegen die Medici in Florenz einen blutigen Flecken hinterlassen. Es war am 26. April 1478, als Juliano von Medici in Florenz während der Feier des Hochamtes an den Stufen des Altars der Kirche St. Reparata ermordet wurde. Sein Bruder Lorenzo entkam noch zu rechter Zeit. Das Volk, darüber empört, machte sich über die Verschwornen her; unter andern wurde an dem Erzbischof von Pisa blutige Rache genommen. Sixtus aber schleuderte den Bann und das Interdict gegen Stadt und Gebiet von Florenz den 1. Juni 1487. Die Florentiner appellirten an ein allgemeines Concil, und die Signoria machte in einem Schreiben vom 21. Juli dem Papste die bittersten Vorwürfe. Erst die Drohungen Ludwigs XI. von Frankreich und die Eroberung von Otranto durch die Türken (im August 1480) nöthigten ihn, die Hand zum Frieden zu bieten. Allein schon zwei Jahre nachher ließ sich Sixtus in ein neues Bündniß mit Venedig ein gegen das Haus Este in Ferrara, sprang aber treulos zur Gegenpartei über, und schleuderte nun den Bann gegen seine frühere Bundesgenossin, die Republik. Kurz vor seinem Tode schloß er Frieden; er starb den 12. August 1484.

Es war zu Ende seiner Regierungszeit, im Jahr 1482, als in Basel ein seltsamer Mann auftrat, ein Slavonier von Geburt und Mitglied des Dominikanerordens, Andreas von Crain, Cardinal von San Sisto. Er hatte sich als kaiserlicher Geschäftsträger in Rom aufgehalten und sich dort von der Ruchlosigkeit des päpstlichen Hofes mit eigenen Augen überzeugt. Da wachte in ihm der Gedanke auf, ein neues allgemeines Concil nach Basel zu berufen. Er begab sich dorthin und schlug den 13. Juli des genannten Jahres am Münster zu Basel eine Invective gegen den Papst an. Sie lautete: „O Franciscus von Savona

vom Barfüßerorden, du Sohn des Teufels, der du zu deiner Würde nicht durch die Thüre, sondern durch das Fenster der Simonie hineingestiegen, du bist von deinem Vater, dem Teufel, und deines Vaters Willen begehrst du zu thun." Und auf diese Anrede folgte dann ein langes Sündenregister. Der Papst sandte dagegen eine Excommunicationsbulle nach Basel und verlangte, daß der Rath den frevelhaften Menschen einsperre und ihn auf Wasser und Brot setze, bis er zu bessern Gedanken zurückkehre. Als Basel nicht sofort dem Papste zu Willen lebte, drohte dieser mit dem Interdict. Es kam zu weitläufigen Verhandlungen, bis endlich die Obrigkeit der Stadt den Mann wirklich einsperren ließ. Eines Morgens, den 13. November 1484 ward er in seinem Gefängniß erhängt gefunden. Ob von eigner Hand oder von fremder, darüber schwebt ein Dunkel. Nach neueren Forschungen ist wohl das Erstere wahrscheinlich.*)

Auf Sixtus IV. folgte **Innocenz** VIII., einer der ausschweifendsten und ruchlosesten Päpste, welche die Geschichte kennt.**) In seinen Krieg, den er mit König Ferdinand von Neapel führte, indem er ihm den Renatus von Lothringen entgegensetzte, ist hier nicht näher einzugehen. Wir betrachten sein Verhalten als **Papst**. Als solcher trieb er den Ablaßkram auf's unverschämteste. Dabei sammelte auch er Steuern für den Türkenkrieg. In demselben Augenblick aber schloß er mit dem Sultan **Bajazeth** II. einen Vertrag, wodurch er sich gegen eine Summe von 40,000 Dukaten und Ueberlassung einer kostbaren Reliquie (der Lanzenspitze, womit Christus am Kreuze durchbohrt worden) verbindlich machte, den Bruder des Sultans, Dschem (Zizin), der dessen Nebenbuhler geworden war, als Gefangenen bei sich zu haben, während früher die Rhodiser ihn bewacht hatten. Der heilige Vater gedungener Kerkermeister des Sultans, des Erzfeindes der Christenheit! Zu welchen Monstrositäten hatte sich die Geschichte der Zeit verirrt! Am meisten aber hat Innocenz VIII. durch die in Deutschland aufgeregten Hexenprozesse sich einen Namen gemacht. Das Hexenwesen stand mit der Häresie in Verbindung. Sehr häufig wurde den Ketzern, deren Lehre man als vom Teufel stammend dachte, auch ein Bund mit dem Teufel schuldgegeben. Wie die Inquisition im Namen der Kirche die Ketzerei verfolgte, so verfolgte sie auch die Zauberei und konnte sich um so mehr damit beruhigen,

---

*) J. **Burckhardt** in den (Basler) Beiträgen zur vaterländischen Geschichte. Bd. V.

**) Man hat auf ihn das Epigramm gemacht:
Octo Nocens pueros genuit totidemque puellas,
Hunc merito poterit dicere Roma patrem.

dieß in göttlichem Auftrag zu thun, als ja schon in der heiligen Schrift gegen die finstern Künste des Aberglaubens die schärfsten Strafen ausgesprochen waren. Ein trauriges Opfer dieser Art von Inquisition war im Jahr 1430 in Frankreich gefallen, da in dem Kriege zwischen Frankreich und England auf die Instigation der Engländer hin die Jungfrau von Orleans, Jeanne d'Arc, durch welche Karl VII. den Sieg errungen, als Hexe war verbrannt worden.*) Innocenz aber gab in einer eigenen Bulle im Jahr 1484 die nähere Anweisung zu den Hexenprozessen.**) Er sandte zwei Dominikanermönche, Jakob Sprenger und Heinrich Institor (Krämer), nach Deutschland mit der Vollmacht, alle die der Hexerei verdächtigen Personen einzuziehen und ihnen den Prozeß zu machen. Diese Beiden faßten 1487 eine Schrift ab, den „Hexenhammer", in welchem die verschiedenen Arten und Classen der Hexerei und Zauberei näher beschrieben wurden. Gerade aber diese schauderhaften Beschreibungen reizten die Phantasie, und je peinlicher die Verhöre, desto größer das Gelüst nach der verbotenen Frucht. Waren in den frühern Zeiten des Mittelalters, die man sonst als die dunkeln zu bezeichnen gewohnt ist, die Hexenprozesse nur vereinzelt aufgetreten, so wurden sie von nun an immer häufiger. Eine eigentliche Hexenepidemie zog sich weit über die Reformation hinaus bis in's 17., ja bis in's 18. Jahrhundert hinein, und so bilden die Hexenprozesse gleichsam das letzte Glied in der schauerlichen Kette fanatischer Verirrungen, wozu die Albigenserkriege, Ketzer- und Judenverfolgungen, dann die Geißlerzüge und der Veitstanz im 13. und 14. Jahrhundert ihren Beitrag gegeben.

An der Grenze des 15. und 16. Jahrhunderts steht die unheimliche Gestalt Papst Alexanders VI. Sein Familienname ist Borgia; diesen hatte er von mütterlicher Seite; sein Vater hieß Lanzolo. Rodrigo Borgia, geb. zu Valenzia 1430, wurde von seinem Oheim Calixt III. von dem Boden Spaniens auf den von Italien versetzt. An Talenten fehlte es ihm nicht. Er schwang sich zum Erzbischof von Porto und zum Vicekanzler auf, und am 4. August 1492 gelangte er durch Bestechung auf den päpstlichen Stuhl, um diesen mit den gräulichsten Lastern zu beflecken. Schon als Cardinal hatte er im Ehebruch mit der schönen Römerin Rosa Vanozza gelebt und hatte fünf Kinder von ihr: Ludwig,

*) Hase, Neue Propheten (Jungfrau von Orleans. 2. Aufl.).

**) Die Bulle beginnt mit den Worten: Summis desiderantes affectibus. Vgl. das Weitere bei J. Burckhardt, Cultur der Renaissance, S. 535 ff.

Cäsar, Johann, Gottfried und Lucretia.*) Diese mit einträglichen Stellen zu versorgen und sie vortheilhaft zu verheirathen war sein ganzes Bestreben. Dazu war ihm alles feil. Die Schlüssel des Himmelreichs, die Altäre, Christum selbst verkaufte er, sagt von ihm ein lateinisches Epigramm; und wie hätte er sie nicht verkaufen sollen, da er sie auch gekauft?**) Unter seinen Söhnen war der schändlichste Cäsar Borgia, ihm der liebste; ihn machte er zum Cardinal, aber Cäsar gab den Purpurmantel zurück, um desto ungescheuter seinen Lüsten fröhnen und seine weltlichen Intriguen verfolgen zu können. Was Alexanders Politik betrifft, so ging sie darauf aus, den Glanz seines Hauses auf den Ruin der italiänischen Aristokratie zu bauen. Und dazu hielt er jedes Mittel für erlaubt. Daß er sich auch auf das Giftmischen verstand, ist nicht abzustreiten. Besonnene Historiker, wie Ranke, finden es glaubwürdig, daß er an dem Gifte gestorben, das er einem seiner Cardinäle bereitete; er starb den 18. August 1503 in einem Alter von 74 Jahren. Daß unter diesem Papst der vierte Welttheil entdeckt wurde, und daß er das neuentdeckte Land den katholischen Königen Spaniens und Portugals zuwendete, indem er 1494 eine Damarcationslinie 360 Meilen westlich von den Azoren durch das Weltmeer zog, daran sei hier nur im Vorbeigehn erinnert.***)

Wie ein Lamm unter den Wölfen erscheint sein Nachfolger Pius III., ein Schwestersohn Pius' II. Er hatte die besten Absichten, aber er starb, nachdem er kaum sein Amt angetreten, wahrscheinlich an Gift. Der Berner Chronist Anshelm aus dem 16. Jahrhundert rühmt von ihm, er sei gewesen „ein alter, gelehrter, weiser, frommer, friedsamer Mann, zu dem männiglich gute Hoffnung hatte; endet inner einem Monat mit argwöhnischem Tode."

Einen neuen Aufschwung nahm das Papstthum unstreitig in den beiden Päpsten, die dem Reformationszeitalter vorangehen, Julius II. und Leo X. Wir gedenken auf sie später zurückzukommen. Für jetzt werfen wir zum Schlusse nur noch einen Blick auf die päpstliche Kirche und ihre Umgebungen. So stark sich auch die Opposition hatte vernehmen lassen, so fehlte es auch nicht an Vertheidigern des päpstlichen Sy-

---

*) Daß er sogar mit Letzterer Blutschande getrieben, wird von Einigen behauptet, von Andern aber in Abrede gestellt.

**) Vendit Alexander claves, altaria, Christum:
Emerat ille prius, vendere nonne potest?

***) Zur Entdeckungsgeschichte Amerika's, in den Münchner historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland. 47r Bd., 10s Heft.

stems. Ja, diese traten nur um so kühner hervor, je mehr sich die Opposition als unzugänglich gezeigt hatte. So wagte es um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Dominikaner, Johann Turrecremata, den Satz aufzustellen, die päpstliche Würde sei so hoch, daß kein Mensch sie begreifen oder nur ahnend in Gedanken erreichen könne. Der Papst ist ein Herr über die Engel, ein Richter über Lebendige und Todte. — Scheute man sich doch nicht, die Stellen der heiligen Schrift des Alten Testamentes, welche die Kirche auf den Messias bezog, auf den Papst und dessen Herrschaft zu beziehen. Und ein gewisser Christophorus Marcellus redete noch im Jahr 1512 Papst Julius II. also an: „Du bist Hirte, Arzt, Regent und Pfleger der Kirche, ja ein zweiter Gott auf Erden!"

Diesen schamlosen Schmeichelreden gegenüber nimmt sich dann aber wieder seltsam genug aus, wenn ein Gesandter des Deutschordens schon im Jahr 1429 des päpstlichen Bannes sich so wenig achtete, daß er nach Deutschland schrieb: „Fürchtet euch nur nicht vor dem Banne. Der Teufel ist so häßlich nicht, als man ihn oft malt, auch der Bann ist nicht so groß, als ihn uns die Päpste machen. In Welschland fürchten auch Herren und Fürsten und Städte, die doch unter dem Papste gelegen sind, den Bann außer Recht gar nichts weiter, und man hält in Welschland nichts mehr vom Papste, als insofern er es mit ihnen wohl will, und anders nicht. Nur wir armen Deutschen lassen uns noch dünken, daß er ein irdischer Gott sei; besser wir ließen uns dünken, daß er ein irdischer Teufel wäre, als er fürwahr auch ist." *)

*) Gieseler, Kirchengeschichte, II. 4. S. 239. Raumer, hist. Taschenb. 1833. S. 175.

Vierunddreißigste Vorlesung.

Die Reformatoren vor der Reformation. — Thomas a Kempis. — Gerhard Groot und Florentius Radewin. — Die Brüder des gemeinsamen Lebens. — Johann Wessel und Johann von Wesel. — Geiler von Kaisersberg.

Die Päpste der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit denen wir uns in der letzten Vorles. beschäftigt haben, haben uns den besten Beweis geleistet, wie tief das Papstthum von seiner idealen Höhe herabgesunken war. Höchstens in den verderbtesten Zeiten des 10. Jahrhunderts, in den Zeiten des berüchtigten Weiberregimentes der Theodora und Marozzia finden wir Päpste, die einem Innocenz VIII. oder Alexander VI. an die Seite gestellt werden könnten. Und zu diesem Verderben der Päpste gesellte sich nun das Verderben eines großen Theils der Kirche und ihrer Diener, das Verderben der hohen wie der niedern Geistlichkeit, der Mönche wie der Laienwelt. Darüber wurde laute und bittere Klage geführt. Ganze Bücher wurden mit diesen Klagen erfüllt, über Kauf und Verkauf der geistlichen Stellen, über den Geiz der Curie, über das sittliche Aergerniß, das von oben herab gegeben wurde, über die schlechte Bildung des niedern Klerus, über den Mangel an gewissenhaften Hirten und fähigen Predigern, über den Verfall der Kirchenzucht, über die Fäulniß des Mönchthums. Auch solche erhoben ihre Stimmen, die mit den Dogmen und Einrichtungen der Kirche vollkommen einverstanden, die in allem gut katholisch und auch insoweit päpstlich gesinnt waren, als sie den Papst in allen Ehren hielten, sobald er dem entsprach, was von seinem hohen Amte gefordert wurde. Gegen solche allgemeine Klagen konnte auch die Kirche nichts einwenden. Sie waren nur zu gegründet, waren das Echo von dem, was auf den Concilien laut gesagt und oft und viel war wiederholt worden. Aber es ist noch ein weiter Schritt von den in's Allgemeine erhobenen Klagen zu dem Namhaftmachen der Gebrechen im Einzelnen und zu dem ernsten Willen, sie abzustellen. Das Beispiel eines Hus und eines Hieronymus von Prag hat uns gezeigt, wie gefähr-

lich es war, das Kind bei'm Namen zu nennen, dem von Allen eingestandenen Uebel auch wirklich auf den Grund zu gehen, an der Wurzel es anzugreifen, selbst mit der größten Schonung dessen, was als Glaube der Kirche feststand. — So tief auch die vorhandenen Autoritäten des Papstes und der Concilien erschüttert waren, so groß war doch immer noch die Furcht, mit der Autorität der Kirche selbst, mit ihrer Tradition zu brechen und der gesammten Kirche gegenüber als ein Häretiker zu erscheinen. Wir können uns in unsern Zeiten der Gewissens- und Lehrfreiheit kaum einen Begriff davon machen. In der That, der Blick auf die Gefängnisse und die Scheiterhaufen, welche die Kirche bereit hatte, um jeden Widerspruch zum Schweigen zu bringen, können uns diese Furcht erklären. Allein auch abgesehn von allen äußern Schreckmitteln, über welche am Ende der physische Muth der stärkern Naturen siegen konnte, gehörte ein noch größerer moralischer Muth dazu, mit der Autorität zu brechen, die Vorurtheile des eigenen, in dieser Autorität befangenen Gewissens zu überwinden und im reinen edlen Vertrauen auf die Wahrheit auch den bösen Schein auf sich zu laden, als beabsichtige man die Kirche zu untergraben, wenn man ihrem Einsturz wehrte. — Es bedurfte indessen nicht immer stürmischer, aggressiver Naturen, um die unausweichliche Reformation vorzubereiten, es bedurfte auch solcher, die im Stillen, und oft ohne zu wissen wie weit ihr Wirken führte, das ausführten, wozu Gott sie bestellt hatte. Zwischen der Zeit eines Hus und eines Luther, zwischen den Reformatoren der ersten Hälfte des 15ten und den Reformatoren der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir eine ganze Reihe von Männern, welche die Brücke von dem einen Ufer zum andern bildeten. Es sind vielleicht nicht Männer ersten Ranges, nicht solche, die durch die Größe ihres Geistes und durch das Auffallende ihrer Schicksale hervorragen, aber die in aller Treue ihr Licht leuchten ließen, sei es durch die Lauterkeit und Frömmigkeit ihrer Gesinnung, sei es durch die Verbreitung hellerer Ideen. Am gedeihlichsten wirkten diese Männer, wo beide Faktoren zusammentrafen und in glücklicher Harmonie sich vereinigten. Die bloße Frömmigkeit, wenn ihr das Licht der Wissenschaft mangelt, mag immerhin durch lebendiges Zeugniß die Herzen der Frommen für sich gewinnen und auch den Gottlosen Achtung abnöthigen; aber in Zeiten der Aufklärung, wie nun gerade eine solche anbrach, einer vielseitigen Gelehrsamkeit, einem blendenden Witze und einer scharfen Kritik gegenüber wird sie oft verstummen und in ihr Inneres sich zurückziehn müssen, ohne daß es ihr gelänge die Widersacher zu überwinden. Wiederum wird die bloße Gelehrsamkeit, die Aufklärung eines Jahrhunderts

zwar manches Dunkel vertreiben, den falschen Autoritätsglauben erschüttern, die Gespenster des Aberglaubens zeitweise verscheuchen; aber ein nachhaltiges Leben wecken, die Gemüther begeistern, die schlaffen Gewissen erfassen und die beängstigten Gemüther beruhigen, die sittlichen Zustände gründlich reformiren, das vermag sie nicht. Wie soll sie, wenn sie selbst ohne Herz ist, dem Volk ein neues Herz geben? wie soll sie, selbst unwiedergeboren, eine Wiedergeburt des Glaubens herbeiführen? Nur wo beides zu einem Geistesleben sich zusammenschließt und in würdigen Personen einen würdigen Ausdruck findet, Bildung des Geistes und Frömmigkeit des Herzens, Gründlichkeit des Wissens und Gediegenheit der Gesinnung, nur da sind die Bedingungen zu gesunder Reform vorhanden.

Nun besteht eben das Eigenthümliche der Männer, von denen wir zu reden haben, darin, daß sie entweder eine einfache lautere Frömmigkeit, oder ein solides, am Studium der Alten wie am Studium der Bibel gekräftigtes Wissen, oder auch beides vereinigt der verderbten Zeit gegenüber in den Vordergrund treten lassen und eben dadurch als Reformatoren vor der Reformation sich darstellen. Und mit diesen Reformatoren vor der Reformation (im engern Sinn) haben wir uns nunmehr zu beschäftigen. Den Uebergang zu ihnen mag uns die Erscheinung eines Mannes bilden, der noch ganz der alten Kirche angehört, aber sein Angesicht insofern der neuen Zeit zuwendet, als er, ohne mit seiner Kirche zu brechen, auf die Herstellung eines reinen Christenthums im Innern einer jeden Seele hinarbeitete. Es ist der Mann, dessen Name Ihnen Allen bekannt, dessen Schrift in Ihrer Aller Händen ist, der Verfasser des Büchleins von der Nachfolge Christi, Thomas von Kempen; denn daß er wirklich der Verfasser des Büchleins ist und nicht etwa der Kanzler Gerson, wie man längere Zeit geglaubt hat, oder auch ein Abt Gerson, das ist durch die gründlichsten Untersuchungen deutscher Gelehrsamkeit zur Evidenz gebracht.*) Wer war nun dieser Thomas a Kempis? Ehe wir diese Frage beantworten, müssen wir auf die Geschichte des Mönchthums und zugleich auf die Geschichte der niederländischen Mystik, als deren Repräsentanten wir bereits im 14. Jahrhundert jenen Ruysbroek kennen gelernt haben, zurückgehn. Schon in Ruysbroek hatte sich neben dem mystischen Element auch das praktisch-erbauliche, ja in gewisser Beziehung auch das

*) Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. 2. Bd. (Beilage.) J. Mooren, Nachrichten über Thomas a Kempis. Crefeld 1855.

reformatorische Element hervorgethan. Schon er hatte die Gebrechen der Kirche und die herrschenden Sünden und Laster seiner Zeit mit großem Freimuth bestritten, und so blieb auch sein gepredigtes Wort nicht ohne Frucht. Unter dem Einflusse seines Geistes bildete sich in den Niederlanden eine Gemeinschaft von Männern, die in aller Stille ein gottseliges Leben zu führen und guten Samen auf den Boden der Kirche auszustreuen sich beflissen: es waren dieß die Brüder des gemeinsamen Lebens, wie sie sich nannten. Als Stifter dieser frommen Gemeinschaft wird uns genannt Gerhard de Groot,*) ein Mann von schwächlichem Körper, aber von feuriger Frömmigkeit, von hohem Eifer im Guten, ein kräftiger Volksredner und theilnehmender Freund der Jugend. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts schon hatte Groot seine Studien in Paris gemacht. Nach Hause zurückgekehrt hatte er mehrere ansehnliche Präbenden erhalten: er war Kanonikus von Utrecht und Aachen geworden; allein die Nichtigkeit alles Irdischen erkennend entsagte er der Welt und ihren Ehren. Er verbrannte einen Theil seiner Bücher, mied alle Vergnügungen und trug ein einfaches graues Gewand. Dann verweilte er drei Jahre unter den Karthäusern in Monichhausen und unterzog sich den strengsten Uebungen. Priester wollte er nicht werden, weil er die hohe Verantwortlichkeit der ihm anvertrauten Seelen nicht auf sich nehmen wollte. Er begnügte sich mit der Weihe eines Diaconus und trat in dieser Eigenschaft als gewaltiger Bußprediger auf. Er predigte plattdeutsch; alles Volk, Vornehme und Geringe, drängten sich zu seinen Vorträgen hin, die er öfters, aus Mangel an Platz in den Kirchen, im Freien halten mußte. Er predigte nicht selten zweimal des Tags, bisweilen drei Stunden lang. Seine Predigten blieben nicht ohne nachhaltigen Erfolg. Viele, die von ihnen ergriffen wurden, entsagten dem Weltleben oder doch — was noch besser war — dem Leben der Sünde. — Im Jahr 1378 hatte Gerhard de Groot das Kloster Grünthal besucht und dort Ruysbroek kennen gelernt, der damals in seinem Greisenalter stand. Nicht nur die Person dieses im geistlichen Leben weit geförderten Mannes, sondern das ganze Zusammenleben der Kanoniker in Grünthal machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Es war nicht jenes entartete Mönchsleben, gegen das ein Wykliffe, ein Ruysbroek selbst und Andere mit Recht eiferten. Es war ein Muster von dem, was das Mönchsleben seiner Idee nach sein sollte, eine Vereinigung frommer Männer im Geiste brüderlicher, apostolischer Liebe, und so ent-

*) Ullmann, Bd. II. S. 62 ff.

schloß sich de Groot, etwas Aehnliches zu stiften. Er machte dazu den Anfang gemeinschaftlich mit seinem jungen Freunde Florentius Radewin. Sie sammelten junge Geistliche um sich, die sie nützlich beschäftigten, besonders durch Bücherabschreiben. So entstanden die sogenannten Bruderhäuser, die sich dadurch von den Klöstern unterschieden, daß das Gelübde nicht bindend war. Gemeinschaftliches Studium und Schulhalten war ihre vorzügliche Beschäftigung. Nach Gerhards Tode traten diese Bruderhäuser in Verbindung mit den regulirten Chorherren, namentlich mit denen auf dem Berge der heil. Agnes bei Zwoll. Das Kloster war am Ufer der Vecht, auf einer Anhöhe gelegen, der Congregation von Windsheim einverleibt. In diesem Kloster auf dem Agnetenberge finden wir den vorhin genannten Thomas von Kempen. Sein eigentlicher Name ist Thomas Hamerken (Hemerken s. v. a. Hämmerlein, Malleolus). Er war um's Jahr 1380 in der kleinen Stadt Kempen bei Crefeld im damaligen Erzstifte Köln geboren, der Sohn schlichter Bürgersleute. Seiner Mutter verdankte er die ersten Eindrücke der Frömmigkeit und das gute Vorbild eines christlichen Wandels. Den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt er eben von jenen Brüdern des gemeinsamen Lebens in Deventer. Den dürftigen Lebensunterhalt erwarb er sich durch Bücherabschreiben: was er erübrigte, floß in die gemeinschaftliche Kasse des Hauses. Sein Stuben- und Studiengenosse, Arnhold von Schönhofen, ein fleißiger, frommer Jüngling, machte einen wohlthätigen Eindruck auf ihn. Aber besonders war es der Vorsteher der Anstalt, Florentius, der ihm einen hohen Grad von Achtung einflößte. „So oft ich," erzählt unter anderm Thomas, „meinen Herrn Florentius im Chor stehen sah, wenn er auch nicht umherblickte, so scheute ich doch seine Gegenwart wegen seiner ehrwürdigen Erscheinung so sehr, daß ich nie zu sprechen wagte. Einmal stand ich in seiner Nähe im Chor und er wendete sich zu mir, um mit mir aus einem Buch zu singen. Da er nun seine Hände auf meine Schultern legte, stand ich wie eingewurzelt und wagte nicht mich zu bewegen vor Erstaunen über die Ehre, die mir widerfuhr." Später wandelte sich dieses Verhältniß der Ehrfurcht in das der innigsten Vertraulichkeit und Herzensgemeinschaft zwischen dem ältern und jüngern Manne. Florentius war es denn auch, der ihn, nachdem er sich von dem Ernste seiner Lebensrichtung überzeugt hatte, den Brüdern auf dem Agnetenberge zur Aufnahme empfahl. Sein älterer Bruder Johannes war Prior des Klosters. Nach dessen Abgang wurde er selbst zum Subprior ernannt und begleitete auch eine Zeit lang die Stelle des Schaffners (Procurators). Allein er

gab sie bald wieder auf, da sein Wesen mehr mit dem Leben der Maria, als mit dem der Martha gemein hatte. Am wohlsten war ihm, wenn er mit einem „Büchelchen in einem Winkelchen“ (in angello cum libello) zubringen konnte. So führte Thomas bis an sein Ende ein klösterliches Stillleben, das getheilt war zwischen Bücherabschreiben, Bücherlesen, Andachtsübungen und frommer Betrachtung. Immer war er der Erste bei'm Beginn des Gottesdienstes, der Letzte bei'm Schluß: denn der Verkehr mit göttlichen Dingen, namentlich der Gesang der Psalmen ging ihm über alle andern Genüsse. Dieser einförmigen, aber seinem innern Leben zusagenden Lebensweise hingegeben erreichte er ein hohes Alter von 91—92 Jahren. Er starb im Jahr 1471. „Trachte unbekannt zu bleiben“ (ama nesciri) war Zeitlebens sein Wahlspruch geblieben. Seiner Frömmigkeit haftete freilich noch manches an von der mittelalterlichen Weise. Der Jungfrau Maria sowohl als der heiligen Agnes, der sein Kloster gewidmet war, zollte er aufrichtige Verehrung. Die Fasten hielt er auf's strengste und unterließ auch nicht an gewissen Tagen der Woche unter Absingung eines Hymnus sich zu geißeln. Sein Christenthum hat unstreitig noch den Charakter des Mönchischen, und es tritt ja dieß auch wohl in seiner „Nachfolge Christi“ mitunter in einer Weise hervor, wie der protestantische Christ sie sich nicht aneignen kann. Allein die eigentliche Seele seiner Frömmigkeit war die reine uneigennützige Liebe zu Gott. Ja, diese Liebe Gottes und der darauf gegründete innere Friede, die stille Seligkeit einer ununterbrochenen Gemeinschaft mit Gott war der letzte, der einzige Zielpunkt all seines Strebens.*) Und dieß alles in einer einfachen kindlichen Weise, der man es anmerkt, daß alles selbsterlebt und selbsterfahren ist. Das ist es auch gewiß, was seinem Buche so große Verbreitung verschafft hat, auch über die Kluft hinaus, welche später Katholiken und Protestanten trennte. Es sind nicht geistreiche, überraschende Gedanken, nicht scharfsinnige Combinationen oder tiefsinnige Speculationen, die uns in der „Nachfolge Christi“ begegnen, sondern ein aufrichtiges Herz, das kein höheres Verlangen kennt, als des göttlichen Wohlgefallens inne zu werden und des höchsten Friedens sich zu getrösten, zu dem ein Mensch gelangen kann. Darum preist Thomas überall die Einfalt und stellt sie höher als alles Wissen. „Ein gutes Gewissen, ein tugendhaftes Leben“ steht ihm höher als alle Gelehrsamkeit. „Was nützt,“ so fragt er, „das Wissen ohne Furcht Gottes? Besser ein einfacher Bauer, der Gott dient, als ein stolzer Philosoph, der sich

*) Ullmann a. a. O. S. 141.

selbst vernachläßigend den Lauf des Himmels betrachtet.“ „Was nützt es dir,“ fragt er weiter, „hoch über die Dreieinigkeit zu disputiren, wenn du der Demuth ermangelst, um der Dreieinigkeit zu gefallen?“ Thomas von Kempen dogmatisirt nicht und streitet nicht über Glaubenssätze; er ist durchaus katholisch orthodox in seinem Glauben, aber mit dem Glauben verbindet sich bei ihm so innig das Leben und das Thun, daß man dabei weniger an das erinnert wird, was etwa dogmatisch könnte Anstoß geben, als an das, was jeder Christ in sich tragen muß, wenn er dieses Namens werth sein soll. Man hat in dem sonst so trefflichen Büchlein von der Nachfolge Christi jenen innersten Kern des evangelischen Christenthums vermißt, den erst die Reformation des 16. Jahrhunderts mit voller Klarheit des Gedankens hervorhob; ich meine die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Man hat darauf hingewiesen, daß neben den herrlichsten Zeugnissen eines innigen, den Reformatoren verwandten Glaubenslebens noch manche Reste von Werkheiligkeit sich finden, daß der Verf. auch weniger die Sünde des unwiedergebornen Menschen betont, die ihn von Gott scheidet, als die Mängel und Fehler, die auch den Frömmsten am vollen Genusse des höchsten Gutes hindern. Allein wir müssen auch diesen Mann nach seiner Zeit beurtheilen. Er steht noch ganz auf dem Boden, auf dem Luther stand in der ersten Zeit seines Klosterlebens. Gleich den Gottesfreunden und Mystikern sucht Thomas von Kempen das einzig wahre, den Menschen befriedigende Gut in der Gemeinschaft mit Gott, in dem Einswerden mit ihm, und um dahin zu gelangen, fordert er eine fortgesetzte Askese.*) Auf dem Wege der Entsagung, der Selbstüberwindung, der Demüthigung, ja der Vernichtung des eigenen Willens und eigenen Sinnes strebte er der Vollendung zu und ermunterte auch Andere diesen Weg zu gehen. „Alles,“ sagt er, „besteht im Kreuze, alles liegt am Sterben; kein anderer Weg führt zum Leben und zum wahren Frieden, als der Weg des Kreuzes und des täglichen Sterbens. Je mehr jeder sich stirbt, desto mehr fängt er an Gott zu leben. Gieb dich stets in das Niedrigste, und es wird dir das Höchste gegeben werden; du steigst nicht in den Himmel, wenn du dich nicht erniedrigst.“ Frei zu werden von aller Eigenheit, sich ganz hinzugeben für das Ganze, das ist nach Thomas die höchste Aufgabe des Christen. Gewiß eine schwere Aufgabe! Das fühlt Thomas selbst. „Herr,“ so spricht er, „das ist kein Kinderspiel, das ist nicht das

*) Diese Askese war indessen bei ihm nicht die des äußersten Rigorismus, die den Himmel gleichsam erstürmen möchte. „Sein Begehren des Ewigen war eine stille Sehnsucht, kein ungestümes Drängen.“ Mooren a. a. O. S. 150.

Werk eines Tages." — Und so erwartet denn Thomas alles von Gottes Gnade, die sich liebend dem Menschen mittheilt und ihre Liebe ausgießt in sein Herz. — Und eben das, was Thomas als höchstes Ziel setzt, das ist ihm zugleich wieder der sicherste Weg, der zum Ziele führt, das Mittel zur Vollkommenheit zu gelangen. „Aus der Liebe und durch die Liebe zur Liebe, das ist der Heilsweg, den er Andern vorzeichnete, und den er selbst zu wandeln beflissen war. Die Liebe ist es, die uns antreibt das Gute zu thun; nichts ist höher, nichts süßer, nichts kräftiger, nichts liebreicher als sie, im Himmel und auf Erden; denn die Liebe ist aus Gott geboren und kann über alles Geschaffene hinaus nur in Gott ruhen." „Es giebt für dich nichts Besseres, nichts Heilsameres, nichts Anmuthigeres, nichts Höheres und Würdigeres, nichts Vollkommneres und Seligeres, als Gott auf's innigste lieben und auf's höchste preisen. Das sage ich hundertmal, das wiederhole ich tausendmal. Dieß thue solange du lebst und fühlst und denkst; dieß übe durch Wort und That, bei Tag und bei Nacht, des Morgens, Mittags und Abends, zu jeder Stunde, in jedem Augenblick." — Es versteht sich, daß ohne diese Liebe die bloßen äußern guten Werke in Thomas' Augen keinen Werth hatten. Er vergleicht sie leeren Gefäßen ohne Oel, Lampen, die nicht leuchten in der Finsterniß. — Gleichwohl erwartete er die Förderung der Liebe von der Ausübung gewisser Mönchstugenden, in denen er aufgewachsen war und mit denen er es selbst sehr strenge nahm. So empfiehlt er bekanntlich mit besonderem Nachdruck die Einsamkeit, das Stillschweigen, das Fasten, Beten, Bibellesen und auch wohl das Abschreiben der Bibel und guter Bücher; sodann den Gehorsam unter die Obern, den regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, den fleißigen Genuß des heiligen Abendmahls und auch die Andachten zur heiligen Jungfrau. Sogar die Geißelung, zur Zucht des Leibes, blieb ihm nicht fremd. Er vollzog sie an sich zu bestimmten Tagen der Woche unter dem Absingen einer lateinischen Hymne. Das alles aber empfiehlt er nicht als ein verdienstliches Werk, sondern als Zucht- und Uebungsmittel der Frömmigkeit. Das heuchlerische Mönchthum, das sich nur mit der Form begnügte, bekämpfte er mit reformatorischem Ernste, ja nicht ohne Beimischung von Satire. „Nicht die Kapuze," sagt er, „macht den Mönch; die könnte auch ein Esel tragen; alles kommt auf das Innere an." Aehnlich urtheilte er von den Geistlichen überhaupt. „Ein Geistlicher ohne Schriften ist ein Soldat ohne Waffen, ein Pferd ohne Zügel, ein Schiff ohne Ruder, ein Schreiber ohne Federn, ein Vogel ohne Flügel, und — vollends ein Kloster ohne Schriften ist eine Küche ohne Töpfe, ein Tisch

ohne Speisen, ein Brunnen ohne Wasser, ein Bach ohne Fische, ein Garten ohne Blumen, eine Börse ohne Geld, ein Haus ohne Geräthe."

So weit Thomas von Kempen.*) Neben dieser von ihm so kräftig und würdig vertretenen Richtung der praktischen Frömmigkeit ging aber aus derselben Verbindung der Kleriker des gemeinsamen Lebens noch eine andere, sie ergänzende Richtung hervor, bei der das Wissenschaftliche, das Erforschende und Erörternde mehr in den Vordergrund trat, ohne sich darum von dem Boden der praktischen Frömmigkeit zu lösen.

Diese Richtung erscheint uns vertreten in Johann Wessel, geboren um 1419 oder 1420 in Gröningen.**) Auch Wessel ging wie Thomas von Kempis aus dem mittlern Bürgerstand hervor, und da seine Eltern frühzeitig starben, so erhielt er seine Erziehung in der Anstalt der Kleriker vom gemeinsamen Leben zu Zwoll. Von Kempis, namentlich durch dessen Buch von der Nachfolge Christi, erhielt er eine mächtige Anregung. Seine Lebensführung war aber eine von der des Kempis verschiedene. Schon sein äußeres Leben blieb nicht auf den mönchischen Kreis beschränkt und demgemäß gestaltete sich auch sein Inneres freier von mönchischen Formen, als dieß bei Kempis der Fall sein konnte. Bei aller Innigkeit des religiösen Gefühls hatte Wessel zugleich einen offenen Sinn für allgemeine menschliche Bildung und für das was draußen vorging in der Welt. Er machte sich in Köln mit der schon auf ihrer Neige begriffenen Scholastik bekannt. Auch die Mystiker blieben ihm nicht fremd; aber über Scholastik und Mystik hinaus führte ihn das Studium der Classiker, das Studium der alten Griechen, zumal des Plato. Er machte verschiedene Reisen und verweilte längere Zeit zu Paris. Hier traf er (und auch später wieder in Basel) mit Reuchlin zusammen. Auch Rom wurde von ihm besucht. Charakteristisch ist die Audienz, die er bei Sixtus IV. hatte. Dieser erlaubte ihm, sich eine Gunst auszubitten. Sowohl der Papst als die Cardinäle erwarteten, Wessel werde um eine einträgliche Präbende bitten; allein der seltene Mann bat sich eine Bibel aus, die er in der Vaticanischen Bibliothek gesehen hatte, und männiglich verwunderte sich über diese bescheidene Bitte. Viele mochten denken, der Mann sei nicht gescheid. — In Heidelberg trat Wessel als öffentlicher Lehrer auf. Er machte sich mehr und mehr los von den herr-

*) Vgl. über ihn noch von Oosterzee in Pipers Kalender 1863 und meinen Aufsatz in Gelzers Monatsbl. 1866 (April).

**) Ullmann, Johann Wessel, der Vorgänger Luthers. 1834. Die zweite, völlig umgearbeitete Auflage von 1842 bildet den zweiten Theil der oben angeführten Schrift: Reformatoren vor der Reformation.

schenden Autoritäten der Schule, und wurde darum der Meister der Widersprüche (magister contradictionum) genannt; seine Schüler aber priesen ihn als ein Licht der Welt (lux mundi). Wessel schätzte die Wissenschaft hoch; er trieb sie selbst mit allem Eifer, aber er überschätzte sie nicht; die fromme Demuth stand ihm höher. „Ein Thor," sagte er, „der nur weiß, damit er wisse; größere Thoren die, welche nur darum sich des Wissens befleißen, damit man wieder von ihnen wisse." *) In dieser Grundanschauung traf er mit Thomas a Kempis zusammen. Je kühner er die menschlichen Autoritäten verschmähte, desto entschiedener stellte er sich auf den Boden der Schrift, die ihm in göttlichen Dingen die einzige Autorität war. Und zwar zeigt er auch darin eine größere Nüchternheit als die Mystiker, daß er von allen willkürlichen allegorischen Erklärungen der Bibel absah und sich einfach an den grammatischen Sinn hielt. „Wer eine Schriftstelle auslegt," das war sein Grundsatz, „der muß bei den Worten des Textes bleiben, und nichts Fremdartiges hineintragen, nicht gezwungene Erklärungen geben." Aber darin stimmte er wieder mit den Mystikern und allen frommen Bibelforschern überein, daß nach ihm nur der die Schrift recht liest, der sie mit heilsbegieriger Seele liest. „Wer bei der Lesung der Bibel," sagt er, „nicht täglich geringer von sich denkt, sich nicht immer mehr mißfällt und gedemüthigt wird, der liest die heiligen Schriften nicht nur vergeblich, sondern auch nicht ohne Gefahr." Ebenso dringt er auf ein anhaltendes Gebet. Dieses ist ihm die Leiter, auf der wir zu Gott aufsteigen. Auch ihm ist, wie Kempis, die Liebe der Weg, auf dem wir zu Gott gelangen; sie ist der Anker der Seele. Darin aber schreitet Wessel über die Mystiker und auch über Thomas von Kempis hinaus, daß er die Rechtfertigung durch den Glauben schärfer betont, und obgleich auch er sie mit der Heiligung auf's innigste verbindet, sie doch nicht mit ihr vermengt. Hiemit steht er schon ganz auf dem Boden der Reformation; er theilt mit ihr das Schriftprincip in Beziehung auf die Erkenntniß, und das Princip der Rechtfertigung durch den Glauben in Beziehung auf die Wirkung des Heils. Mit diesen positiven reformatorischen Grundsätzen mußte er dann natürlich auch die negative Seite verbinden, d. h. die bestimmte Opposition gegen alles, was der Lehre des Evangeliums zuwider war oder die Vermittlung des Heils auf einem andern Wege suchte als auf dem des Glaubens. So bestritt er denn die Oberhoheit und Untrüglichkeit des Papstes. Viele Päpste haben verderbliche Irrthümer gehegt. Ja Petrus

*) Qui scit, ut sciat, stultus est,
Qui sciunt ut sciantur stultiores.

selbst war nicht ohne Fehle. Wir wissen, wie ihm Paulus in's Angesicht widerstand, als er wieder von der evangelischen Freiheit in die jüdische Gesetzlichkeit zurückfallen wollte. Aber nicht nur die Unfehlbarkeit des Papstes bestritt Wessel, sondern auch die der Concilien. „Die Kirche freilich kann nicht irren; aber wer ist die Kirche? Niemand anders als die Gemeinschaft der Heiligen, zu der alle wahrhaft Gläubigen gehören, die durch einen Glauben, eine Hoffnung, eine Liebe mit Christo verbunden sind." Wir glauben Luther zu hören in diesen Worten, namentlich den Luther der frühern Zeit. In Beziehung auf die äußern Verhältnisse der Kirche beobachtete Wessel die größte Besonnenheit und unterschied sich darin vortheilhaft von den stürmenden Fanatikern, die alle Ordnung der Kirche umzustürzen sich bemühten. Den Papst als solchen griff Wessel nicht an; aber daß gerade unter dem römischen Bischof die abendländische Christenheit sich zu einer äußern Einheit zusammenschließe, das erschien ihm als etwas Zufälliges, etwas historisch Entstandenes, das auch wieder aufhören konnte, wie es entstanden, nicht als etwas göttlich Nothwendiges, mit dem Christenthum ewig Verbundenes. Er lehrte eben so wenig: die Kirche darf keinen Papst haben, als: sie muß einen haben unter allen Umständen. Und so ließ er sich auch den Unterschied gefallen, den die Kirche zwischen Klerikern und Laien machte. Nur achtete er das allgemeine Priesterthum der Christen höher, als das bloße Standespriesterthum. Die Kirche ist nicht um des Klerus, sondern der Klerus um der Kirche willen da. Die Priester sind den Aerzten zu vergleichen, die um der Kranken willen da sind. Vernachläßigt ein Arzt seine Kranken, so wird er abgedankt: so soll es auch mit den Priestern gehalten werden. Wie aber die Genesung des Kranken nicht ein Werk des Arztes, sondern Gottes ist: so kommt auch die Sündenvergebung nicht vom Priester, sondern von Gott. — Die Sacramente schätzte Wessel als Gnadenmittel und unterschied sich auch hierin von den Schwärmern, welche solche verachteten. Aber er überschätzte sie auch nicht. So ist ihm im heiligen Abendmahl die geistige Verbindung mit Christus die Hauptsache, und so auch wieder bei der Buße die innere Herzensbesserung. — Die Lehre von einem reinigenden Feuer (Fegfeuer) suchte Wessel dadurch zu vertiefen, daß er nicht nur die gröbern, materiellen Vorstellungen daraus entfernte, sondern daß ihm das Feuer der Pein, vor welchem die Menschen sich fürchteten, zu einem alles Unreine und Unedle verzehrenden Liebesfeuer wurde, durch welches die Geister gereinigt werden. Weit entfernt, etwas darin zu sehen, das an die Qualen der Hölle erinnert, war ihm der Liebesschmerz der Seele,

die unter diesem Reinigungsprozeß nach völliger Vereinigung mit Gott sich sehnt, schon ein Anfang der Seligkeit. Mit Recht ist Wessel als ein Vorläufer Luthers betrachtet worden, insofern er unter den vorreformatorischen Männern der Lehre nach ihm am nächsten steht. Dagegen waren seine Lebensschicksale höchst einfach. Wessel war keine herausfordernde, keine schlag- und kampffertige, er war eine einfache, betrachtende Natur. Er sah sich auch nicht von außen her auf den Kampfplatz gestellt. Unangefochten und ohne in Streitigkeiten verwickelt zu werden brachte er sein höheres Alter meist in seinem Vaterlande zu, in verschiedenen Klöstern. Er starb 1489 zu Gröningen.

Nicht so unangefochten wie Joh. Wessel blieb sein Zeitgenosse, der wegen Aehnlichkeit des Namens nicht mit ihm verwechselt werden darf, Johann von Wesel (de Veselia), auch Ruchrath genannt.*) Auch er ist, wie Wessel, zu Anfang des 15. Jahrhunderts geboren und zwar zu Oberwesel zwischen Mainz und Coblenz, nicht zu Niederwesel im Clevischen, wie früher angenommen wurde. Er studierte in Erfurt und wurde dort Professor. Als solcher griff er bei Anlaß des Jubeljahres, das Urban VI. im Jahr 1450 ausgeschrieben, den Ablaßkram an; hierin also ein Vorgänger Luthers, und zwar stellte auch er sich in diesem Kampfe auf den Standpunkt der Schrift. Von dieser aus erklärte er, ähnlich wie Wessel, daß nur Gott Sünden vergeben könne. „Der Priester kann wohl absolviren von den Disciplinarstrafen, welche die Kirche über die Büßenden verhängt, nun und nimmermehr aber hat er Gewalt über die Gewissen." Vorübergehend war Johann von Wesel im Jahr 1460 Prediger in Mainz, und als ihn die Pest von da vertrieb, wandte er sich nach Worms, wo er als Domherr lebte. Um eben diese Zeit war die Universität Basel durch Pius II. gestiftet worden; auf Wesel waren die Augen der Behörden gerichtet, um ihn hieher zu ziehen. Er kam auch, wahrscheinlich im Frühjahr 1461, nach Basel, verließ aber die Stadt, an deren Universität er nur kurze Zeit gelehrt hat,**) schon im Sommer 1462 wieder, um die Stelle eines Dompredigers in Worms anzutreten. In dieser Stellung wirkte er 17 Jahre. Er predigte gewaltig wider das herrschende Verderben und den Abfall vom apostolischen Christenthum und zwar in beständigem Anschluß an das Wort der Schrift. Ja auch bei ihm finden wir, wie bei Wessel, schon eine besondere Betonung der paulinischen Lehre, wie sie später von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts hervorgehoben wurde. „Wen Gott," sagt er unter anderm,

*) Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. Bd. I.

**) W. Vischer, Geschichte der Universität Basel. Basel 1860. S. 69 ff.

„durch seine Gnade retten will, der wird gerettet und wenn alle Priester ihn verdammen und bannen; wen aber Gott verdammen will, der wird es, und wenn der Papst sammt allen Priestern ihn selig sprächen.“ — Nicht die sichtbare Kirche, nicht die Gesammtheit aller Getauften, war ihm die wahre, die heilige Kirche. Die sichtbare katholische Kirche besteht größtentheils aus Verworfenen, sie kann daher nicht die Gemeinschaft der Heiligen sein, zu der wir uns im apostolischen Glauben bekennen. Mit Freimuth, ja mit einem scharfen Sarkasmus bestritt Johann von Wesel auch die Ceremonien und Satzungen der Kirche. In der alten Zeit habe man sich bei der Feier des heiligen Abendmahls begnügt mit den Einsetzungsworten und dem Gebet des Herrn, jetzt müsse der Priester eine Stunde und darüber am Altar stehen. Von dem heiligen Oel sagte er: es ist nicht besser, als das, welches ihr zu Haus in euern Kuchen esset, und gegen das Fastengebot der Kirche bemerkte er: ein Christ dürfe auch an einem Charfreitag einen guten Kapaun essen. Ja Petrus, bemerkte er mit feiner Ironie, möge wohl darum die Fasten eingeführt haben, damit er als Fischer seine Waare desto besser an den Mann bringen könne. Freilich ging es Johann von Wesel, wie allen witzigen Leuten: es wurden auf seine Rechnung Anekdoten erfunden und manches von Freunden und Gegnern ihm aufgebürdet, das er gesagt haben sollte, das er aber auf's bestimmteste in Abrede stellte. So sollte er in Wiesbaden in einer Predigt gesagt haben, wer das heilige Meßopfer sehe, der sehe den Teufel. Gewiß ist dagegen, daß er wider die Herrschsucht und Habsucht der Geistlichen die stärksten Dinge sagte. „Statt wie gute Hirten ihre Schafe zu weiden, begnügen sie sich nicht nur sie zu scheeren, sondern ziehen ihnen oft sogar die Haut über die Ohren ab. Was sollen auch alle die hohen Ehrentitel, welche sie sich beilegen? Einer ist unser Herr und Meister, Christus, in welchem allein alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen sind.“ — Man würde indessen irren, wenn man annähme, Johann von Wesel habe gleich den Spiritualen und ähnlichen Secten die kirchliche Ordnung an sich angegriffen und die Gemüther zum Ungehorsam oder auch nur zur Unehrerbietigkeit gegen die geistlichen Oberen aufgereizt. „Man soll,“ lehrte er vielmehr, „dem Papst und den kirchlichen Oberen gehorchen, sobald sie befehlen was mit den göttlichen Geboten übereinstimmt. Widerstreiten die Gebote und Traditionen der Oberen dem Geiste der Liebe nicht, stimmen sie mit dem Christenthum überein, so wollen wir ihnen gehorchen, nicht aus Rücksicht auf das Gesetz, sondern aus dem freien Geist der Liebe, auf daß wir nüchtern, gerecht und fromm leben in dieser Welt. Können dagegen

die Gebote der Kirche nicht gehalten werden ohne Verletzung der Liebe, dann ist es keine Todsünde, sich ihnen zu entziehen, besonders wenn das innere Zeugniß des Geistes und Glaubens nicht widerstrebt. Denn was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde." — Nach dieser Anschauungsweise unterliegt dann freilich auch der Papst der Zurechtweisung auch des geringsten Christen, sobald dieser richtiger denkt und weiser ist als er selbst (Ullmann). „Der Papst ist unser Mitbruder und kann also auch von seinen Mitbrüdern zurechtgewiesen werden. Nicht der Name des Papstes macht den Christen, sondern der Glaube durch die Gnade Christi. Daniel war ein schlichter Prophet und doch richtete er die Aeltesten. Die Demuth Christi macht den Hochmuth der Pharisäer zu Schanden. Wer uns mit dem Worte Gottes belehrt und zurechtweist, der ist uns Papst, Bischof, Hirte und Herr, mag er auch ein ungelehrter und der geringste Mann aus dem Volke sein. Die dreifache Krone aber, die glänzenden Bullen, die stolzen Hüte, die vornehmen Priesterlichkeiten sind Schuld, daß das Wort Gottes von den Geringen so verachtet wird."

Solches und Aehnliches lehrte Johann von Wesel, theils in Predigten, theils in Schriften. Allein bald regte sich auch der Widerspruch von Seiten derer, denen seine Rede ungelegen kam. Die Bettelmönche schürten auch hier das Feuer. Es verlautete, Johann sei ein Husite. Thomistische Theologen verklagten ihn bei dem Erzbischof von Mainz, Diethelm von Isenburg. Dieser Prälat gehörte im Grunde selbst zu den freisinnigen Theologen. Wir erinnern uns, daß er die Grundsätze des Basler Concils gegen Pius II. vertheidigt, sich an Gregor von Heimburg angeschlossen und dadurch sogar den Bannstrahl sich zugezogen hatte. Nichts desto weniger leitete er einen Ketzerprozeß gegen Johann von Wesel ein. Theologen aus Heidelberg und Köln wurden nach Mainz berufen, um die Untersuchung zu führen. Die Hauptrolle aber als Inquisitor spielte ein Dominikaner, Gerhard von Elten. Johann von Wesel mußte vor dem geistlichen Gericht erscheinen. Der alte kranke Mann wankte an einem Stabe von zwei Franciskanern geführt dahin, bleich und abgezehrt. Er mußte (so wollten es die harten Formen) auf dem Boden sitzen, dem Inquisitor gegenüber. Da begann folgendes Verhör: Der Inquisitor fragte den Angeklagten, ob er glaube, vermöge des Eides, den man ihn zuvor hatte leisten lassen, verpflichtet zu sein die Wahrheit zu sagen, auch wider sich selbst und jeden Anderen. Wesel: Ich weiß es. Inquisitor: Saget, ich glaube es. Wesel: Wozu brauche ich es zu glauben, wenn ich es weiß? Inquisitor: Magister Johannes, Magister Johannes, Magister Johannes, sagt: ich glaube, sagt: ich

glaube es. Wesel: Ich glaube es. Inquisitor: Ob er glaube, daß er, falls er die ihm bewußte Wahrheit nicht sage, der Strafe der Excommunication verfalle und eine Todsünde begehe? Wesel: Ich glaube es. — Nun wurde er über seine Schriften, über seinen angeblichen Zusammenhang mit den Böhmen und über seine Lehre des weiteren befragt. Er gab über alles sichere und bescheidene Antwort. Das Eine bestätigte er, anderes wies er als Verläumdung ab. — Auch den folgenden Tag ward das Verhör fortgesetzt. Im Verlaufe desselben sagte er einmal: „Und wenn Alle von Christus abweichen, so will ich allein ihn als Gottes Sohn verehren und ein Christ bleiben.“ Darauf entgegnete der Inquisitor: „Das sagen alle Ketzer, auch wenn sie schon auf dem Scheiterhaufen stehen.“ — Endlich ermahnte ihn der Inquisitor, er möge in Betracht seiner Irrthümer um Gnade bitten. Wesel: Muß ich um Gnade bitten, da ich doch keiner Schuld überführt bin? Inquisitor: Ihr müßt entweder um Gnade bitten, oder ein härteres Urtheil erwarten. Wenn ihr um Gnade bittet, so wird euch Verzeihung zu Theil werden. Wesel: Ihr zwingt mich ein Bekenntniß abzulegen und um Gnade zu flehen, und doch ist mir meine Schuld nicht bewiesen! Inquisitor: Ich zwinge euch nicht. Wesel: Ja, ihr treibt mich aber doch an. Inquisitor: Ich thue weder das Eine, noch das Andere, sondern ihr müßt aus freien Stücken um Gnade bitten, und ich protestire gegen das, was ihr mir aufbürdet. — Endlich ließ sich der also in die Enge Getriebene bewegen, um Gnade zu bitten. Er wurde wieder in's Gefängniß geführt. Dorthin begab sich eine Deputation von Theologen und Geistlichen, um ihn zu einem Widerruf zu bewegen. Er entgegnete: soll ich wider mein Gewissen handeln? Nein, ward ihm geantwortet, ihr sollt nur den Irrthum abschwören; ihr seht, daß eure Artikel falsch sind. Wesel: Das sagt ihr wohl, aber ihr beweiset es nicht. Deputation: Es sind hier keine Beweise nöthig, weil die Artikel von der Kirche verdammt sind. Wesel: Eben darüber habe ich keine Gewißheit. — Und so ging das Hin- und Herreden weiter. Endlich wurde Wesel ungeduldig und sprach: „Nach eurer Art mit mir zu verfahren würde auch Christus, wenn er da wäre, von euch als Ketzer verdammt werden; aber der würde (fügte er lächelnd hinzu) durch seinen Scharfsinn euch überwinden.“ — Endlich erklärte Wesel: Ich will widerrufen, wenn ihr meinen Widerruf auf euer Gewissen nehmen wollt. „Das wollen wir,“ erwiederten die Deputirten, „und alle Schuld tragen, die euer Gewissen beschweren könnte.“ Und so leistete der von Krankheit Darniedergebeugte in folgenden Worten den Widerruf: Ehrwürdiger Vater in Christo, Erzbischof dieser hochberühmten Diöcese,

ehrwürdiger Vater Inquisitor, und ihr Herren Doktoren, Magister und andere ehrwürdige Männer! Ich erkenne freiwillig, daß in meinen Schriften und Reden Irrthümliches gefunden worden sei. Ich widerrufe diese Irrthümer und will sie auch öffentlich widerrufen. Ich unterwerfe mich den Geboten der heiligen Mutter Kirche und der Belehrung der Doktoren. Ich will die mir aufzulegende Buße ertragen und bitte um Vergebung und Gnade."

Diesen Widerruf wiederholte er am darauf folgenden Sonntag Estomihi öffentlich. Allein dieß alles rettete ihn nicht von der Strafe lebenslänglicher Einsperrung im Augustinerkloster. Seine Schriften wurden überdieß verbrannt. Als Wesel dieselben zum Holzstoß tragen sah, brach er in bittere Thränen und in die Worte aus: „O du frommer Gott, soll auch das Gute mit dem Schlimmen zu Grunde gehen? Muß das viele Gute, das ich geschrieben, büßen, was das wenige Schlimme verschuldet hat? Das ist nicht dein Urtheil, o Gott! der du bereit warest auf Abrahams Gebet hin, der unermeßlichen Menge um zehn Gerechter willen zu schonen, sondern das Urtheil der Menschen, die, ich weiß nicht von welchem Eifer gegen mich entflammt sind." — Die Gefangenschaft ward von ihm angetreten, aber nach Verlauf von nicht ganz zwei Jahren machte Gott seinem Leiden ein Ende. Er starb im Kerker 1481.

Der Ausgang Johann Wesels macht nun allerdings mehr einen bekümmernden als einen erhebenden Eindruck. Er erreicht nicht die Höhe des Märtyrerthums eines Hus und eines Hieronymus, und doch können wir dem Manne, den wir bemitleiden, unsre Achtung nicht versagen, während jene freilich uns zur Bewunderung hinreißen. Einen freimüthigen Zeugen der Wahrheit werden wir trotz des abgenöthigten Widerrufs in ihm erblicken, auch wenn er sein Zeugniß nicht durch einen gewaltsamen Tod zu bekräftigen im Stande war. — Noch könnten neben Wessel und Wesel eine Reihe anderer Wahrheitszeugen angeführt werden, wie ein Johann von Goch (Pupper), der, wie Wessel, aus der Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens hervorging, der besonders das klösterliche Leben zu reformiren suchte und als Prior eines Diaconissenhauses in Mecheln starb (1475); ein Cornelius Grapheus, der Gochs Buch von der Freiheit herausgab, aber von der Inquisition genöthigt wurde, die dazu geschriebene Vorrede zu widerrufen und in's Feuer zu werfen; ein Jakob von Jüterbok, der zuerst als Cistercienfermönch in Polen wirkte, dann, um strenger zu leben, zu den Karthäusern überging und im 80sten Jahre als Prior eines Karthäuser-

klosters in Erfurt 1465 starb.*) Auch der Schweizer Felix Hämmerlin,**) seit 1412 Chorherr in Zürich und seit 1421 Propst des St. Ursusstifts in Solothurn, zuletzt Propst am großen Münster in Zürich, verdiente wegen seiner Kämpfe mit den Mönchen und der Gefangenschaften, die er zu Constanz und Luzern ausstand (er starb 1475 im Kerker des Franciskanerklosters) erwähnt zu werden, obgleich er zu einem eigentlichen Reformator nicht angethan war und an christlicher Erkenntniß hinter Wessel und Wesel zurückstand.

Weit bedeutender war für die innere Vorbereitung der Reformation ein anderer Mann, mit dem wir die Reihe der reformatorischen Männer germanischen Stammes beschließen können. Es ist dieß Geiler von Kaisersberg, geboren zu Schaffhausen den 16. März 1445.***) Sein Vater stammte aus Kaisersberg im Oberelsaß, daher der Name. Im Elsaß erhielt auch Johann Geiler die erste Bildung. Dann besuchte er die hohen Schulen von Freiburg und Basel und trat auch in Basel als Lehrer auf, wo er 1475 den Doktorgrad in der Theologie erhielt. Allein das Jahr darauf wurde er nach einem nochmaligen Aufenthalt in Freiburg als Domprediger nach Straßburg berufen. Und da hat er seine Wirksamkeit als Prediger in einer Weise entfaltet, die ihn in einer gewissen Weise berechtigt, unter die Reformatoren vor der Reformation gezählt zu werden. Seine reformatorische Thätigkeit war freilich mehr eine sittlich-praktische, als eine dogmatische. Die Spuren, welche Tauler einst in Straßburg hinterlassen, waren längst verwischt. Die Bettelorden waren ausgeartet und lagen im Streit mit der Weltgeistlichkeit. Die Predigt wurde so gering geachtet, daß der Magistrat von Straßburg den Predigtstuhl (die Kanzel) aus dem Münster entfernen ließ, so daß gar nicht mehr gepredigt wurde. Da setzte der Ammeister Peter Schott eine Summe aus zum Unterhalt eines Predigers, der keinem Orden angehöre, aber Doktor der Theologie sein müsse. Und diese Stelle erhielt eben Geiler 1478. Er predigte erst ganz bescheiden in einer Seitenkapelle; nun aber wurde, da der Zudrang sich mehrte, eine reich verzierte Kanzel im Schiff der Kirche errichtet, und von dieser herab, so wie auch mitunter in den Frauenklöstern predigte er unter großem Beifall. Er ging in seinen Vorträgen, wie alle ächten reformatorischen

*) Ueber alle die Genannten vgl. Ullmann a. a. O. im ersten Bande.

**) Reber (Balth.), Felix Hemmerlin von Zürich. 1846.

***) Ammon, Geilers Leben, Lehren und Predigten. Erlangen 1826. Stöber, Essai historique et littéraire sur la vie et les sermons de Geiler. 1834. C. Schmidt in Herzogs Realencyklopädie. Bd. IV.

Männer, auf die heilige Schrift zurück, als auf den Grund; aber dieß hinderte ihn nicht, beim Fortbauen auf diesen Grund auch Männer aus dem classischen Alterthum anzuführen, wie Cicero und Plinius „den natürlichen Meister", Seneca „den frommen Heiden". Diesen reihte er dann auch die christlichen Lehrer an, namentlich den heiligen Bernhard und Gerson „den treuen tröstlichen Lehrer". Daß er auch Taulers gedachte, ließ sich erwarten; doch ermahnte er, ihn „hübschlich" zu verstehen. Mehr als dieses kann uns auffallen, daß er es nicht verschmähte, über seines Basler Freundes Sebastian Brants satirisches Buch „das Narrenschiff" zu predigen, um die Thorheit der Zeit zu geißeln. Auch die trivialsten Sprüchwörter, Schwänke und Witze verschmähte er nicht in seine Predigten einzuflechten. Selbst an einen Hasenpfeffer hat er erbauliche Betrachtungen angeknüpft.*) Erst wird die Naturgeschichte des Hasen selbst abgehandelt und dessen Eigenschaften (es werden ihrer acht aufgezählt) in's Geistliche umgedeutet, z. B. die Furchtsamkeit des Thieres auf die Gottesfurcht bezogen. Der Hase läuft sicherer bergauf, als bergab: also soll der Geistlichgesinnte nach oben seinen Lauf richten. Wie die Hasen die Hunde, so verfolgen den Frommen der Teufel und seine Meute. Der Hase bewegt allzeit die „Lefzen" (er „mufflet allwege"): so soll der geistliche Mensch die Lippen bewegen zum Gebet. Die langen Ohren des Hasen mahnen uns daran, daß wir schnell sein sollen zum Hören. Am meisten vertieft sich der Redner in die Mystik, indem er zu den Textesworten zurückkehrt, daß das Häslein seine Zuflucht suche in den Felsen. Christus ist der Fels, in dem der Gläubige seine Zuflucht findet. Der lebendige Glaube an ihn vermag ein Hasenherz in ein Löwenherz umzuwandeln (hier wird die Rede gewaltig). Und nun wird der ganze Prozeß des „Schindens", Bratens, Spickens, bis der „Hasenpfeffer" fertig ist nach allen Regeln der Kochkunst dargestellt, mit fortwährender Beziehung auf die Leiden und Prüfungen, die der geistliche Mensch während seines Erdenlebens zu bestehen hat. Wie aber endlich der Hasenpfeffer in goldenen Schüsseln auf die königliche Tafel getragen wird, so wird der im Leiden Zubereitete und durch Leiden Vollendete zur seligen Gemeinschaft mit Gott gelangen. Dieß alles nach dem Geschmacke der Zeit.**)

---

*) Ueber den Text: Sprüchw. 30, 26: „Ain geistliche bedeütung des Häßlin's, wie man das in dem pfeffer bereiten sol, die da gibt clare vnderrichtung, wie ein mensch (der sich vil keren zu got, die laster der sünden fliehen, ein ersam penitentzlich leben anfahen) sich bereiten, schicken und halten sol, nach den gutten eygenschafften, die das forchtsam, unachtbar, cleine thierlein, das Häßlin, in seiner art an im hat."

**) So predigt er unter Anderm gegen die Hochmuthsnarren: „O du Gewalt-

In ähnlicher Weise predigten zu derselben Zeit ein Gabriel Barletta in Oberitalien, ein Olivier Maillard und ein Michel Menot († 1518) in Frankreich. Man würde Geiler Unrecht thun, wenn man daraus schließen wollte, es habe ihm am rechten Ernste gefehlt. Ernst und Humor mischten sich bei ihm ähnlich wie bei vielen andern tief angelegten Menschen, und diese Mischung gab sich nun auch auf der Kanzel kund, wo sie allerdings weniger an ihrem Orte war. Treffend und charakteristisch waren indessen seine Bilder allerdings. So wenn er den Menschen, der seine Schooßsünden hegt und pflegt, mit einem Bären vergleicht, der sein Junges leckt und immer mehr Gefallen an ihm gewinnt, je mehr er sich's zurechtgeleckt, oder wenn er vor der Berührung der Welt warnt, weil Einer, der auch nur durch die Mühle gehe, nicht herauskomme, ohne den Mehlstaub in den Kleidern zu tragen. Das reformatorische Element der Geiler'schen Predigten beschränkte sich darauf, daß er die falsche Werkheiligkeit, den Mißbrauch des Ablasses, die gesunkenen Sitten der Geistlichkeit ohne Schonung rügte. Dazu kam sein eigenes musterhaftes Beispiel. Der Ruf seiner Predigten war so groß, daß ihn der Magistrat von Augsburg einlud, eine Reihe von Gastpredigten in ihrer Stadt zu halten. Er folgte dem Rufe für einige Zeit im Jahr 1488, kehrte aber wieder nach Straßburg zurück. Kaiser Maximilian, der in jenen Zeiten Straßburg öfter besuchte, versäumte nicht, den Vorträgen des geistreichen Predigers beizuwohnen; er ernannte ihn zu seinem Kaplan und beschenkte ihn auch gelegentlich. Auch unter der Kanzel war Geiler bemüht die sittlichen Zustände Straßburgs zu heben: er wirkte mit zu Verbesserung der Schulen und zu humanerer Behandlung der Gefangenen und der Verbrecher. Unter anderem drang er auf Abschaffung der Folter. Geiler starb den 10. März 1510. Die Johanniter zu Straßburg ließen ihm in ihrer Kirche eine Gedenktafel setzen. Die gelehrten Männer Beatus Rhenanus und Wimpheling haben aus frischer Erinnerung die Hauptzüge seines Charakters aufgezeichnet.

---

narr, was verschmähest du den Unterthanen, gleich als wenn er nicht so gut wäre als du? Bist du nicht so gut aus Leimen gemacht als der Unterthan? Oder bist du mit Malvasier, er aber mit Wasser getauft worden? Habt ihr nicht beide einen Gott im Himmel, zu welchem ihr rufet: Unser Vater? O du blinder Maulwurf, was wirfst du große Haufen Erde auf und erhöhest dich selbst; machest deinen Namen in aller Welt herrlich, bauest große Häuser aus anderer Leute Gut und stellest nach großem Reichthum, allein darum, daß du für herrlich und mächtig hie gehalten werdest? Aber was geschieht? Es stehet hier der Gärtner, Christus, der Herr, wartet sein auf dich. Wenn du anfahest aufzuwerfen und vermeinst am sichersten zu sein, so ergreift er dich mit der Hauen und zeucht dich aus dem Loch und erschlägt dich."

Fünfunddreißigste Vorlesung.

Thomas Conecte. — Girolamo Savonarola. — Marsilius Ficinus. — Pico von Mirandola. — Die Renaissance. — Julius II. — Leo X. — Die Inquisition in Spanien. Verfolgung der Mauren und Juden daselbst. — Torquemada. — Das Christenthum in Amerika. — Bartolomeo Las Casas. — Rückblick auf Deutschland. — Schluß.

Die stille Reform, welche von den Brüdern des gemeinsamen Lebens in den Niederlanden ausgegangen, hatte, wie wir gesehen, nicht nur in den Niederlanden selbst, sondern auch in Deutschland einen fruchtbaren Boden gefunden: durch Thomas von Kempen auf der einen, durch Johann Wessel auf der andern Seite; aber wo diese oder eine ihr ähnliche Reform in kühnerer Gestalt auftrat, wie in einem Johann von Wesel, da fehlte es auch nicht an Widerspruch und an gewaltsamen Versuchen, die aufkeimende Wahrheit zu unterdrücken. War es auch nicht immer der Scheiterhaufen, der die Opfer verschlang, so schmachtete doch mehr als ein Wahrheitszeuge in Kerkern und Banden. Zu denen, die ihren Eifer im Flammentode büßten, zu einem Hus, Hieronymus von Prag, dem Wikliffiten Cobham (in England), lassen Sie mich noch einen hinzufügen, den ich nicht genannt habe, den Carmelitermönch Thomas Conecte, der zu Ende des 14ten und Anfang des 15. Jahrhunderts in Flandern aufgetreten war und gegen die Verdienstlichkeit der Fasten, gegen das Cölibat und andere Mißbräuche gepredigt hatte, und der 1432 (also während der Zeit des Basler Concils) zu Rom verbrannt wurde, nachdem er längere Zeit im Kerker geschmachtet. An diese vorangegangenen Märtyrer schließt sich jetzt noch einer, dessen Erscheinung ein um so höheres Interesse erweckt, je räthselhafter in mancher Beziehung sein Auftreten war. Nicht eine stille, in sich gekehrte Natur, wie ein Thomas von Kempen, auch nicht eine nüchterne, besonnen vorwärts schreitende, der Reformation der Kirche ausschließlich zugewandte, von politischen Aufregungen sich ferne haltende Weise, wie sie uns bei Wikliffe, Hus, Hieronymus von Prag, Wessel und Andern entgegentritt, sondern eine feurige, vom Anfluge schwärmerischer Aufregung nicht ganz

frei zu sprechende, eine drängende, stürmende, mit prophetischem Ansehn sich umgebende Gestalt ist die, mit der wir uns jetzt zu beschäftigen haben, die Gestalt des Hieronymus Savonarola. Der Schauplatz, auf dem wir dieser Gestalt begegnen, ist freilich auch ein durchaus verschiedener von dem Deutschlands und vollends der Niederlande. Er ist das von politischen Parteien aufgeregte, bei allem äußern Glanze in seinen sittlichen Grundlagen erschütterte Florenz, dem er warnend, drohend, strafend, zürnend gegenübersteht, in dessen gähnenden Krater er sich hineinstürzt, bis endlich die aufwallenden Gluthen über ihm zusammenschlagen und der Mann in den Flammen endet, der selbst für Viele ein verzehrendes Feuer gewesen.

Girolamo Savonarola*) ist geboren zu Ferrara den 21. September 1452. Er stammte aus einem alten Geschlechte in Padua und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Er sollte für die Welt erzogen werden, sollte seinem Großvater Michael Savonarola nachfolgen, der als Naturforscher sich einen Ruf erworben; allein Girolamo suchte schon als Knabe (er hatte noch fünf Brüder und zwei Schwestern) sich seinen Gespielen zu entziehen, indem er die Einsamkeit aufsuchte. Er besaß auch nichts, das geeignet war, ihn im Kreise der Jugendgenossen beliebt zu machen, da er weder hübsch, noch fröhlich war, sondern meist in sich gekehrt; doch las er auch die Alten, versuchte sich in Versen, im Zeichnen und Musik. Aber seinen höchsten Genuß fand er im Gebet. Stundenlang konnte er, am Fuße des Altars hingestreckt, sich Kraft erbitten von Gott gegen die Laster des gottlosen, verderbten Zeitalters. Nach längerem Kampfe verließ er, ein Jüngling von 23 Jahren, heimlich das elterliche Haus und trat, um der Gottlosigkeit der Welt zu entfliehen und seine Seele zu retten, in ein Dominikanerkloster in Bologna. Da lebte er denn in tiefes Schweigen versunken, ganz der Betrachtung himmlischer Dinge hingegeben, einem Schatten ähnlicher, als einem Menschen. Die Abhärtung durch Fasten und Kasteiungen hatte er auf's Höchste getrieben. Das hinderte ihn aber nicht an den Studien; vielmehr sah er sich im Geiste gefördert, je mehr er dem Leibe Abbruch that. Hatte

*) A. G. Rudelbach, Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Hamb. 1835. F. A. Meier, Girolamo Savonarola. Berlin 1836. K. Hase, Neue Propheten. Leipzig 1851. Böhringer, a. a. O. Perrens, Jérome Savonarola. Paris 1853. Ph. Schaff, in Herzogs Realencyklopädie. Bd. XIII: Madden, the life and mardyrdom of Savonarola. Lond. 1854. 2 Bde. Villari, Pasquale, Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit, nach neuen Quellen dargestellt; deutsch von Moritz Berduschek. 2 Bde. Lpz. 1868. Mangold, Savonarola's Entwicklung zum Propheten Italiens, in Gelzers Monatsblättern 1869. März.

er sich schon früher ganze Tage lang in die Schriften eines Thomas von Aquino vertieft, zu denen er eine große Zuneigung gefaßt, so setzte er auch im Kloster diese Studien fort. Daneben las er auch die Kirchenväter, insonderheit Augustin und vor allem die heilige Schrift, von der er bezeugt, daß sie ihm alles das Licht und all den Trost gewähre, nach dem seine Seele sich gesehnt. Er lernte sie fast auswendig. Bezeichnend ist es übrigens, wie ihn unter den heiligen Schriften am meisten die Propheten des alten und die Apokalypse des neuen Bundes anzogen. Sein Geist nahm von da aus eine entschiedene, aber auch eine einseitige Richtung. Verglich er jene Zeiten mit der seinigen, so lag ihm nahe genug, das in seinem eignen Innern nachzubilden und zu wiederholen, was jene Männer Gottes, die begeisterten Seher des alten und neuen Bundes in sich erfahren und erlebt hatten; seine Sprache nahm mehr und mehr das Colorit der ihrigen an. Das zeigte sich schon in seinen ersten Predigten. Diese machten indessen nicht sogleich den gewünschten Eindruck. Es schien dem Redner, bei aller Gluth der Phantasie und aller Durchdrungenheit von seinem heiligen Gegenstande, an der rhetorischen Begabung, an allen äußern Mitteln der Darstellung zu fehlen. Seine Sprache war schwülstig und unbeholfen, seine Stimme rauh, seine Geberden ungelenk. Allein während eines Aufenthaltes in Brescia in den Jahren 1483 und 1484*) fing er an als Prediger Aufsehn zu erregen, und während in Bologna die Zahl seiner Zuhörer auf 25 herabgeschmolzen war, sah er sich hier von Hunderten und Tausenden umringt. Schon jetzt trat er als gewaltiger Straf- und Bußprediger auf. Seine Wirksamkeit wurde nun aber erst eine weitgehende und umfassende, nachdem er im Jahr 1489 oder 1490 (er stand damals im 38sten Jahre seines Lebens) von seinem Ordensvorsteher als Lector für die Novizen der Dominikaner nach Florenz berufen wurde, an das Kloster San Marco daselbst. Damals stand die Republik gerade am Zenith ihres weltlichen Ruhmes. Cosimo dei Medici, der große Beförderer der Künste und Wissenschaften, war im Jahr 1464 gestorben. Jetzt war es sein erleuchteter Enkel Lorenzo, der den Großvater noch an Ruhm überragte. Aber um eben diese Zeit saß auch zu Rom auf dem Stuhle Petri der nichtswürdige Innocenz VIII. und bald darauf der Schändlichste aller Schändlichen, Alexander VI. — Der Glanz der Mediceer fesselte aber

*) Die chronologischen Angaben bei Villari weichen in Einzelnem von denen ab, denen wir gefolgt sind. Er versetzt die Predigten Savonarola's in den Jahren 1484 und 85 nach dem Städtchen San-Geminiano in den Bergen von Siena und läßt ihn erst dann nach Brescia kommen.

den nur auf das Eine gerichteten Sinn des gewaltigen Mannes nicht. Dem heitern Genuß der Kunst setzte er den düstern Ernst eines Propheten entgegen, der gewohnt war, den Werth der Dinge nur nach dem zu schätzen, was sie der Seele des Menschen für ihr ewiges Heil eintragen. Weder die politischen, noch die kirchlichen Verhältnisse konnten ihn befriedigen. Er sah sich auf einen unterhöhlten Boden gestellt und berufen, für die Freiheit des Volkes wie der Kirche sein Wort ertönen zu lassen. Erst hielt er seine Vorträge im Klostergarten unter einem Rosenbusche, dann aber, als die Zuhörer sich mehrten, in der großen Kirche des Klosters. Aber auch die Klosterkirche ward zu enge, und bald mußten auch im Dome, wohin er die Predigt verlegte, eigene Gerüste erbaut werden, um die Menge der Zuhörer zu fassen, die in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag von den Bergen herabkamen, um aus des Predigers Munde das Wort des Lebens zu hören. Er predigte über sein Lieblingsbuch, die Offenbarung Johannis. „Die Kirche muß erneuert werden; Gottes Gerichte werden über Italien kommen; das Schwert des Herrn*) über die ganze Erde, und das bald.“ Dieß war das immer wiederkehrende Grundthema seiner Predigten. „Das Wort, das aus Savonarola's Predigten sprach, glich,“ wie ein Geschichtschreiber**) sagt, „nicht dem Thau des Himmels, der auf die Gemüther herabfiel; es war ein durchbringender Hagel, ein ausfegender Wirbelwind, ein zweischneidiges Schwert.“ Er geißelte die Ueppigkeit der Reichen und die Aeußerlichkeit des Gottesdienstes. „Sie beschäftigen sich,“ sagt er von den Priestern, „mit äußern Ceremonien; den innern Gottesdienst kennen sie nicht. Selten lesen sie die heilige Schrift, und wenn sie sie lesen, so verstehen sie sie nicht, und wenn sie sie verstehen, so finden sie keinen Geschmack an ihr; uns eckelt, sagen sie, der losen Speise. Mehr Gefallen finden sie an Cicero, an Plato und Aristoteles, als am Worte Gottes.“ — „In der alten Kirche,“ sagte er in einer seiner Predigten, „waren die Becher von Holz und die Prälaten von Gold; jetzt ist es umgekehrt: goldene Becher und hölzerne Priester!“ —

Girolamo war ein herber, unbeugsamer Charakter. — Bestechungen war er unzugänglich. „Ein guter Hund,“ sagte er, „bellt immer, um das Haus seines Herrn zu vertheidigen. Wirft ihm ein Räuber einen Knochen hin, so schiebt er ihn bei Seite und unterläßt das Bellen nicht.“

*) Ecce gladius Domini super terram cito et velociter. In einer Vision hatte er das gezückte Schwert gesehen. Diese Vision fand sich später auf Kupferstichen und Medaillen dargestellt.

**) Roscoe im Leben Lorenzo's von Medici.

Dabei setzte er sich über alle Formen weg; auch über die der Höflichkeit und des Anstandes. Im Jahr 1491 war er zum Prior von San Marco erwählt worden. Die Sitte forderte, dem ersten Bürger von Florenz (und das war Lorenzo von Medici) einen Besuch zu machen. Lorenzo durfte dieß um so mehr erwarten, als sein Großvater Cosimo und er dem Kloster viele Gunst bewiesen und es mit Geschenken bedacht hatten. Savonarola aber vermied absichtlich jedes Zusammentreffen mit dem Bürgerfürsten. Erst als Lorenzo ihn an sein Todbett rufen ließ, im April 1492, da erschien er. Lorenzo verlangte von ihm Absolution. Savonarola zeigte sich bereit, sie zu ertheilen, aber, wie man erzählt, unter drei Bedingungen. Diese waren erstens der Glaube, zweitens Wiedererstattung alles unrecht erworbenen Gutes und drittens Wiederherstellung der Freiheit der Republik. Lorenzo soll die beiden ersten Bedingungen zugegeben, auf die letzte aber soll er geschwiegen haben, worauf der Prior von San Marco sich entfernte. Die neuere Kritik hat die Scene in das Gebiet der Dichtung verwiesen, der neueste Biograph sie der Geschichte wiedergegeben.*)

Bald nach Lorenzo's Tode traten Verwicklungen ein, die Savonarola mit prophetischem Geiste soll vorausgesagt haben. So namentlich der Zug Karls VIII., des Königs von Frankreich, (den Savonarola als den „Kores" der Bibel bezeichnete) über die Alpen. Freilich kam Karl nicht, wie Savonarola hoffte, als Retter, sondern einfach um von Neapel Besitz zu nehmen.**) Dazu sollte nun Piero von Medici, des verstorbenen Lorenzo's Sohn, der bisherige Verbündete Neapels, durch Verrath ihm behülflich sein. Piero lieferte in der That dem eindringenden Sieger alle festen Plätze aus. Dieß erregte den Unwillen der Florentiner; die Mediceer wurden aus der Stadt vertrieben, ein Preis auf ihren Kopf gesetzt, und nun trat Savonarola mit der Autorität eines Propheten an die Spitze der constituirenden Versammlung. Als Ideal der Republik schwebte ihm das Volk Gottes im alten Bunde vor. „Gott allein will dein König sein, o Florenz! wie er der König Israels war." Das war sein Programm. — „Liebe zu Gott und Liebe des Nächsten" — das erklärte er als obersten Grundsatz des neuen Staates. „Je näher an Gott, desto geistiger und stärker ist ein Reich; niemand kann aber Gemeinschaft mit Gott haben, der nicht Frieden mit seinem Nächsten hat." Das Volk stimmte mit einem lebhaften Viva Christo, viva Firenze!

*) Villari I. S. 109 und S. 269.

**) Dafür hat ihm auch Savonarola den Zorn des Himmels angekündigt. Villari II. S. 11.

bei und stellte den Prior von San Marco an die Spitze der Republik, auf daß er sie regiere nach der Weise der Richter in Israel. Die Idee der Theokratie schien nun wirklich in's Leben treten zu wollen. Was über der Kanzel Savonarola's in großen Buchstaben geschrieben stand: Jesus Christus, König von Florenz, das sollte buchstäblich in Erfüllung gehen. Eine allgemeine Begeisterung ergriff die Bürger des Freistaates. Todfeinde fielen sich versöhnt in die Arme. Aller Hader sollte aufhören, Alles in Liebe sich zusammenschließen zu einem Brudervolke. Aufhören sollte aber auch alles Weltliche, alles was der Augenlust und Sinnenlust schmeichelte. Oeffentliche Vergnügungen, Schauspiele, Pferderennen u. dgl. wurden eingestellt, aller Luxus verbannt. Selbst die Kunst ward als sündlich gemieden. Der berühmte Maler Fra Bartolomeo (auch ein Dominikaner von San Marco) war auf dem Punkte, seinem Beruf auf immer zu entsagen. Einstweilen verbrannte er alle die Bilder, die nicht vor dem strengsten sittlichen Gerichte bestehen konnten. Nicht nur Traumbücher und schlechte Romane, auch classische Dichterwerke, wie die eines Ovid, Boccaccio und Petrarca sollten nebst den Spielkarten, dem Flitterstaate, den Guitarren und Musikalien eine Beute der Flammen werden. Der Dienstag, womit der Carneval von 1497 schloß, war zu einem großartigen Schauspiel ausersehen, zu einem Schauspiel, das, indem es aller Lustbarkeit ein Ende machen sollte, selbst wieder zu einem Volksfeste wurde, lustiger in seiner Art als alle frühern, schon seiner Neuheit wegen; denn da ward alles was Florenz an Gegenständen des Luxus besaß, erst von Kindern eingesammelt und dann zu einer großen Pyramide aufgethürmt und unter dem Schall der Glocken des Palazzo, dem Geschmetter der Trompeten und dem Jubel des Volkes im Triumph verbrannt.*) Manche schöne Bildwerke der berühmtesten Maler Italiens wurden ein Raub der Flammen. Während dieses Schauspiels wurden auch Lieder von Savonarola gesungen. Eine Schaar weißgekleideter Mädchen, welche die Pyramide angezündet hatten, schlang um sie einen Reigen. Signoria und Volk gaben sich gleichmäßig dem Taumel hin. Aber bald schlug diese fast bacchantische Begeisterung in ihr Gegentheil um, und Savonarola, der von einer Seite war vergöttert worden, wurde nur zu bald der Gegenstand des Hasses der andern. Die vornehme

---

*) Schon im Carneval 1496 war Aehnliches geschehen. Die Zahl der Kinder, die sich bei dieser „Kinderreform" betheiligten, wird (in offenbarer Uebertreibung) auf 10000 angegeben. Savonarola erblickte darin Gottes Werk. Vgl. Villari II. S. 32 und 33. Eine nähere Beschreibung des Carnevals von 1497 und der „Verbrennung der Eitelkeiten" ebend. S. 106. 107.

Aristokratie und besonders die des jüngern Geschlechts wurden des strengen Regiments bald überdrüssig. Sie hatten sich zusammengethan als die Partei der Arrabiati (die Tollköpfe, Wühler) und mit Gift und Dolch dem kühnen Prediger nachgestellt. Die Anhänger Savonarola's hießen die Piagnoni (die Heuler). So in Florenz. Aber in Rom? Wie verhielt sich der Papst zu dem allem? Wie konnte er dem Treiben eines Mannes ruhig zusehen, der sich zu seinem Nebenbuhler aufgeworfen, der bei der Strenge seiner Sitten in jedem Falle eine höhere Achtung bei dem christlichen Volke genoß, als ein Alexander bei seiner sittlichen Verworfenheit sie ansprechen durfte, und dessen Ruf schon weit über Italien hinausgedrungen war? Schon zwei Jahre vorher, in einem Breve 1495 war dem Savonarola des Predigen für die bevorstehende Fastenzeit untersagt, aber das Breve wieder zurückgenommen worden. Der Papst wollte erst einen andern Weg versuchen. Er glaubte den Prior von San Marco für sich gewinnen zu können, wenn er ihm den Cardinalshut anböte. Allein die Antwort Savonarola's lautete: „Ich begehre keinen andern rothen Hut, als den „„Hut voll Blut““, den Hut des Märthyrerthums mit meinem eigenen Blute gefärbt.“ — Der Papst wußte nun, mit wem er es zu thun habe. Er befahl, niemand soll ihm wieder weder im Guten noch im Bösen von diesem Manne etwas sagen. Nach einer nicht verbürgten Sage soll er sich auch über Savonarola mit den Worten geäußert haben: Sit divus dum non sit vivus. Ihn heilig zu sprechen hätte den Papst keine Ueberwindung gekostet, wenn er die Beruhigung hätte haben können, daß er ihm auf Erden nicht mehr im Wege stehe. Von da an verfolgte er ihn unablässig. Ein zweites Breve vom Oktober 1496 untersagte dem Prior von San Marco alles Predigen, bei Strafe der Excommunication. Auch die Franciskaner, von jeher eifersüchtig auf die Dominikaner, und so am meisten auf den, der dem Orden neuen Glanz verlieh, schürten das Feuer. Sie machten dem Prior seine Einmischung in die Politik zum Vorwurf. „Ein Kriegsmann Gottes,“ hieß es, „soll sich nicht in weltliche Händel mischen.“ Auch daß Savonarola sich den Propheten gleichstellte, ward ihm zum Verbrechen gemacht. Savonarola erklärte sich darüber in einer seiner Predigten: „Ich bin kein Prophet,“ sagte er, „bin auch keines Propheten Sohn; denn das ist ein gefährlicher Name, der den Menschen sehr beunruhigt; wohl aber bin ich gewiß, daß das, was ich gesagt habe, wahr ist. Eure Sünden haben mich zum Propheten gemacht.“ Sein Prophetenthum verglich er mit dem des Jonas, der den Niniviten Buße predigte; leicht könnte

es aber geschehen, daß er ein Jeremias würde, den Untergang des Staates zu prophezeien.

Auf das päpstliche Breve hin hatte Savonarola eine Zeit lang das Predigen eingestellt; aber bald betrat er wieder die Kanzel. Er rechtfertigte diesen Schritt damit, daß der Papst übel unterrichtet sei; auch müsse er predigen, weil er von Gott zu predigen gesandt sei.

Nun aber zog sich das Gewitter immer drohender über Savonarola's Haupt zusammen. Karl VIII. mußte sich aus Italien zurückziehen; der Haß der Nation gegen ihn, den falschen Befreier Italiens, entlud sich zum Theil auf Savonarola, der ihn anfänglich als Retter gepriesen, später freilich ihm ohne Scheu die Sünden vorgehalten hatte. Dazu kam eine Hungersnoth. Der Prophet, hoffte man, sollte Wunder thun; er sollte nicht nur das geistliche, er sollte auch das leibliche Brot schaffen, und als er dieß nicht vermochte, so mußte er Schuld sein an der Noth, die das Volk drückte. Dieses fing an zu murren. Die Ueberreste der mediceischen Partei und die Arrabiati verschworen sich gleichfalls wider den Propheten. Am Himmelfahrtsfeste 1497, also nur wenige Monate nach jener Carnevalsbegeisterung, kam es in dem Dom zu Florenz zu stürmischen Auftritten. Ueber Nacht hatten die Arrabiati und die mit ihnen verbundenen Compagnaci das Aas eines Esels in der Kirche umhergestreut, um die Luft zu verpesten und die Zuhörer zu vertreiben; den Kopf des Esels steckten sie über derselben Kanzel auf, über welcher die Worte geschrieben standen: Jesus Christus, König von Florenz.*) Savonarola achtete aber die Sache nicht. Er bestieg die Kanzel und predigte furchtlos nach gewohnter Weise. „Der Glaube," so sprach er, „vermag alles, er überwindet alles und verachtet das irdische Leben, weil er des himmlischen gewiß ist. Es naht die Zeit, die ich euch verkündigt habe: die Stunde der Gefahr ist da, und es wird sich nun zeigen, wer in Wahrheit mit dem Herrn ist... Kein Mensch auf dieser Erde, weder groß noch klein, soll sich rühmen, mich von der Erfüllung meines Amtes abgehalten zu haben. Ich bin bereit, mein Leben dafür zu lassen... Erst dann werde ich schweigen, wenn meine Predigt Schaden anrichten kann, oder wenn ich befürchten muß, Unruhen hervorzurufen." Aber kaum war das Wort gesprochen, als die Unruhstifter das Signal zum Tumult gaben. Die Thüren wurden gesprengt, die Bänke, von denen das Volk vertrieben, niedergeworfen, die Trommel gerührt und die Schwerter

*) Dieses letztern Zuges erwähnt Villari (II. S. 144) nicht. Dagegen erwähnt er eines von den Arrabiati gefaßten, aber wieder aufgegebenen Planes, die Kanzel während der Predigt durch eine Pulverexplosion in die Luft zu sprengen.

gezogen. Einige der Wüthenden wollten die Kanzel stürmen. Nur mit Mühe konnte sich Savonarola in sein Kloster flüchten.

Im Garten des Klosters richtete er einige aufmunternde Worte an die Brüder, die den Schluß der unterbrochenen Predigt bildeten. „Je länger," so sprach er, „die Hand des Herrn zögert, um so strenger wird sie einem jeden nach seinen Werken vergelten. Die Bösen wollen nicht glauben, wollen nicht hören; aber sie werden in die Grube stürzen, die sie sich selbst gegraben haben, sie unterhöhlen das Fundament einer Mauer, die ihnen auf das Haupt stürzen wird, dann werde ich dem Herrn lobsingen und fröhlich aus diesem Leben scheiden." Die Predigt, die mitten unter dem Tumulte von Girolamo Cinozzi war nachgeschrieben worden, verbreitete sich bald in ganz Italien. Ueberdieß richtete Savonarola eine Schrift an „alle Erwählten Gottes und wahren Christen", worin er weiter ausführte, was er mündlich zu predigen verhindert worden. Die Gegner aber unterließen nicht, ihn als den Anstifter aller Unruhen, als den Verderber des florentinischen Volkes, ja als „des Teufels Werkzeug" bei dem päpstlichen Stuhle zu verleumden. Und so blieb auch der päpstliche Bann nicht länger aus, der seit geraumer Zeit über ihm geschwebt hatte. Allein auch unter dem Bannfluche fuhr Savonarola fort zu predigen. Bis dahin immer noch von der Signoria unterstützt, durfte er es wagen, dem Papste zu trotzen. Er appellirte an das unsichtbare Oberhaupt der Kirche, an Christus. Ja, er scheute sich nicht, den Papst Alexander einen Atheisten zu nennen, und forderte in öffentlichen Schreiben die Fürsten Europa's auf, ein allgemeines Concil zu veranstalten, das dessen Entsetzung ausspreche. Zu Ende März des Jahres 1498 bestieg Savonarola zum letzten Mal die Kanzel. „Fragt ihr mich," so sagte er unter anderm, „nach dem Ausgang dieses Kampfes, so antworte ich: Sieg; fragt ihr mich aber nach dem was zunächst bevorsteht, so antworte ich: Tod; denn der Meister, der den Hammer führt, wirft ihn weg, nachdem er ihn gebraucht hat. — Rom wird dieses Feuer nicht löschen, und wird es gelöscht, so wird Gott ein anderes anzünden; ja, es ist schon angezündet aller Orten, nur daß sie es nicht wissen." —

Mit diesem Vertrauen in den Sieg der Wahrheit verband dann freilich der in den Anschauungen des Mittelalters stehende Mann auch den Glauben an die Macht der Gottesurtheile. Er zeigte sich (obwohl erst nach einigem Bedenken) bereit, ein solches zu bestehen, und die Franciskaner, seine Feinde, nicht minder bereit, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Von Seiten der Dominikaner aber bot sich Fra Domenico da Pescia, Prior des Klosters Fiesole, an, für seinen Freund im

eigentlichen Sinn des Wortes durch's Feuer zu gehen. Zu dem gleichen Schritte zeigten sich die sämmtlichen Klosterbrüder von San Marco und Fiesole bereit. Visionen hatten den glücklichen Ausgang der Probe vorher gesagt. Ganz Florenz war in Aufregung. Den 7. April in der Mittagsstunde 1498 sollte das seltene Schauspiel vor sich gehen.*) Zwei Scheiterhaufen waren auf dem Marktplatze aufgerichtet, mit Oel und Pech getränkt, zwischen 40 Fuß lang; zwischen beiden nur ein Weg, breit genug, einen Menschen durchzulassen. Diesen Weg sollten die Kämpfenden zurücklegen. Bewaffnete umgaben den Kreis der Zuschauer. Die Signoria hatte schon auf ihren Stühlen Platz genommen. Alles war in voller Spannung und Erwartung. Noch erhob sich die Frage, ob Domenico**) das Crucifix oder gar die Monstranz mit dem Leibe des Herrn mit in die Flammen nehmen dürfe; die Gegner sahen darin eine Entweihung. Während darüber hin und her disputirt wurde, kam in Begleit eines eben ausgebrochenen Gewitters ein Platzregen. Die Signoria gebot, daß sich jedermann nach Hause begebe. Der Eifer war damit nicht abgekühlt. Das Volk, das sich um ein Schauspiel betrogen sah, brach in Verwünschungen aus, sowohl gegen Savonarola, als gegen das Kloster San Marco. Als Savonarola und die Seinen nur mit Mühe die Kirche erreicht hatten, wo die Frauen im Gebet auf den Knien lagen, bestieg er die Kanzel und erzählte in wenigen Worten den Hergang der Sache. Draußen aber lärmte und stürmte der von den Compagnaci aufgehetzte Pöbel. Aber nur zu bald fiel nun auch ein großer Theil der bisherigen Anhänger Savonarola's von ihm ab. Sein prophetischer Geist, hieß es, habe ihn verlassen. Man schalt ihn einen falschen Propheten, einen Heuchler und Betrüger. Um so kühner erhoben die Arrabiati ihr Haupt. Am Palmtage (wenige Tage nach jenem Vorfalle) kam es im Dom zu Thätlichkeiten zwischen den Parteien; endlich aber zu einem förmlichen Sturm auf das Kloster San Marco. Schon unterwegs wurden Gewaltthaten verübt. Ein Mensch, der friedlich seines Weges ging und Psalmen vor sich her betete, ward an den Stufen des Hospitals der Innocenti niedergestoßen. Ein Brillenmacher, der den Lärm auf der Straße hörte, kam mit den Pantoffeln in der Hand aus seinem Haus und wollte Frieden stiften; er erhielt einen Hieb über

---

*) Es war schon auf den 6ten angesagt, aber verschoben worden.

**) Er war in einem Gewand von feuerrothem Sammt erschienen. Savonarola war in Weiß gekleidet; er trug das Sacrament. Zweihundert Mönche aus San Marco hatten sich ihm angeschlossen unter dem Gesang: „Exsurgat Deus et dissipentur inimici ejus.

den Kopf und stürzte todt zu Boden. In der Kirche von San Marco waren noch eine Menge der Gläubigen zur Vesper versammelt. Sie wurden aufgeschreckt durch einen Steinhagel von außen. Die Kirche entleerte sich. Ihre Thüren, so wie die des Klosters wurden verschlossen und verrammelt. Nur etwa dreißig Mann blieben zur Vertheidigung der heiligen Räume zurück. Mit Ungestüm verlangte die lärmende Menge draußen die Auslieferung des Priors. Dieser, tief betrübt über all die Unthaten und das Blutvergießen, lieferte sich freiwillig seinen Feinden und Verfolgern aus, nachdem er im Gebete sich gestärkt und von den Brüdern Abschied genommen. *)

Mitten in der heiligen Woche begann der Inquisitionsprozeß gegen Savonarola. Die Signoria hatte ihn einer besondern Untersuchungscommission (Pratica) übergeben. Zu wiederholten malen ward der Angeklagte auf die Folter gelegt. „Es ist genug, Herr!" seufzte er, „so nimm meine Seele." Noch im Gefängniß schrieb er seine Auslegung des 51. Psalms und noch Anderes mehr. Vor allem aber ging er prüfend in sein Inneres. Er klagte sich selbst des Ehrgeizes und Hochmuths an und suchte seinen einzigen Trost in Gottes Erbarmen und in dem Versöhnungstode Christi. Der Papst, der von sich aus eine eigene Commission zur Untersuchung niedersetzte, soll sich geäußert haben: „Sterben muß er und wenn er Johannes der Täufer wäre." — So also verband sich zuletzt geistliche und weltliche Macht wider ihn. — Savonarola ward zum Feuertode verurtheilt, mit ihm zwei seiner treusten Anhänger, der schon erwähnte Domenico da Pescia und ein gewisser Fra Sylvestro Maruffi. Savonarola genoß noch zuvor mit diesen beiden Freunden das heilige Abendmahl. Auf dem Richtplatze sprach zu ihm der Bischof, indem er mit der Hand eine Gebärde machte: „Hiemit scheide ich dich von der streitenden und triumphirenden Kirche." — „Von der streitenden wohl," verbesserte Savonarola, „nicht aber von der triumphirenden; denn das vermagst du nicht." Beim Abnehmen der Mönchskutte brach er in Thränen aus. Als er neben seinen beiden Leidensgenossen an den Pfahl gebunden wurde, da riefen ihm einige der Gegner spottend zu: „Jetzt Mönchlein ist es Zeit, ein Wunder zu thun. Selbst der Henker trieb sein Gespötte mit ihm, als er dem Todeskampfe verfallen. Savonarola aber hielt noch seine Hand zum Segnen erhoben als der Arm schon vom Feuer ergriffen war. So starb er am 23. Mai, am Tage vor dem Himmelfahrtsfeste 1498 in einem Alter von 45 Jahren.

---

*) Eine weitere Ausführung der stürmischen Scenen s. bei Villari S. 240 ff.

Seine Asche ward in den Arno geworfen. Reste davon wurden von den Gläubigen aufgelesen und als Reliquien bewahrt. Einer der Verehrer des Märtyrers (der jüngere Pico von Mirandola) glaubte selbst ein Stück von dessen Herzen aus den Fluthen des Arno gerettet und wunderbare Heilungen davon erfahren zu haben. Noch längere Zeit wurde alljährlich die Stelle, da die drei Mönche den Martyrtod erlitten hatten, bei nächtlicher Weile mit Blumen bestreut.*)

Von den zahlreichen Schriften Savonarola's, religiösen, moralischen und politischen Inhaltes, ist die berühmteste der „Triumph des Kreuzes", die er ein Jahr vor seinem Tode geschrieben, eine in großartigem Style verfaßte Vertheidigung des Christenthums gegen die Einwürfe des Unglaubens.**)

Zu verschiedenen Zeiten ist Savonarola sehr verschieden beurtheilt worden. Obgleich unter dem Bann des Papstes gestorben, den Tod des Ketzers erleidend, hat er dennoch selbst in der römisch-katholischen Kirche und namentlich bei seinen Ordensbrüdern, den Dominikanern, sich in gutem Andenken erhalten. Wie die Franciskaner sich darin gefielen, Aehnlichkeiten zwischen dem Leben Christi und dem ihres Heiligen aufzusuchen, so haben dieß auch die Freunde Savonarola's mit ihrem Heiligen gethan. Nur den Unterschied hoben sie hervor, daß dieser nicht, wie sein Herr und Meister zwischen zwei Schächern, sondern zwischen zwei Freunden und Mitkämpfern seinen Geist aufgegeben habe. Fra Bartolomeo, der das Bild Savonarola's bei dessen Lebzeiten gemalt hatte, versah dasselbe nach dem Tode mit einem Heiligenschein. So soll es noch in seiner Zelle zu San Marco hängen. Der Dominikanerorden suchte sogar bei Julius II. die Kanonisation Savonarola's zu erwirken. Diese erfolgte freilich nicht. Aber Paul III. erklärte den für einen Ketzer, der es wagen würde, Savonarola's Person anzutasten, und Benedict XIV. führte sogar den Namen Savonarola's unter denen der heiligen Diener Gottes an.***) Andererseits hat Luther sehr vortheilhaft über Savonarola sich ausgesprochen, und bis auf diesen Tag sehen viele Protestanten in ihm einen Vorläufer der Reformation. Ein deutscher Dichter, derselbe, der

*) Ein lächerliches Gegenstück zu dieser Verehrung bildet der Beschluß, der gegen die größte Glocke von San Marco gefaßt wurde, weil sie bei dem Angriff auf das Kloster Sturm geläutet hatte. Sie wurde aus Florenz verbannt. Auf einem Karren ward sie durch die Stadt gefahren und vom Henker ausgepeitscht.

**) Triumphus crucis, zum ersten Mal 1497 lateinisch herausgegeben. Auszüge daraus bei Rudelbach. S. 375 ff. und bei Villari II. S. 151 ff.

***) Perrens. S. 297, der von einer »béatification officieuse« durch den römischen Stuhl redet, wenn es auch zu keiner offiziellen Kanonisation kam.

den Albigenserkrieg besungen, hat ihn in idealisirter Gestalt der Gegenwart vorgeführt, und in neuerer Zeit haben Deutsche, Italiäner, Franzosen und Engländer gewetteifert, sein Bild historisch zu beleuchten. Auch wir wollen seinen Ruhm ihm nicht streitig machen, obgleich eine unbefangene Geschichte gestehen muß, daß seine Reformation, wie er sie erstrebte, noch sehr verschieden war von der eines Luther, Zwingli und Calvin. Nicht nur theilte Savonarola den Glauben der mittelalterlichen katholischen Kirche in den wesentlichsten Stücken (so verehrte er unter anderm in der Madonna von Florenz seine Schutzheilige), sondern er war überhaupt nicht dazu angethan, in eine ruhige Prüfung der Dogmen sich einzulassen. War ihm auch die Grundlehre des Protestantismus, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, keineswegs fremd geblieben, so hat sie doch in keiner Weise so den Mittelpunkt seines Wesens gebildet, so sein ganzes Reformationswerk getragen, wie später bei Luther. Sodann ist unstreitig in seinem Wesen etwas Unruhiges, Maßloses, Gewaltsames, etwas von dem, was an einen Arnold von Brescia erinnert oder auch an die Propheten und Inspirirten der neuern Zeit,*) obgleich sich nicht leugnen läßt, daß seine Gedanken an die Aufrichtung einer Theokratie sich mit denen eines Calvin begegnen, und daß überhaupt große reformatorische und auch ächt evangelische Ideen in seinen Schriften niedergelegt sind. Bei allem Räthselhaften seines Wesens wird daher seine Erscheinung immer eine höchst bedeutende bleiben, wäre es auch nur als ein großes geschichtliches Problem, das gerade in unsrer Zeit zu manchen weitern Combinationen führen mag, wo die Evangelisirung Italiens zu einer Tagesfrage geworden ist, wo aber zugleich wie damals die Vermischung des Politischen und des Kirchlichen das ruhige Urtheil über den Sachverhalt nicht selten erschwert.

Wir nähern uns dem Ende unsrer Aufgabe. Ehe wir den Boden Italiens verlassen, schauen wir noch einmal zurück auf die Glanzzeit der Mediceer, auf jenes Leben der Kunst und der Wissenschaft, auf das Savonarola mit einer gewissen Verachtung herabgesehen, und das doch auch mit beitragen mußte, eine neue Zeit und mit ihr zugleich eine Geistesbildung herbeizuführen, die für die Reformation empfänglich machte. Da finden wir, gleichzeitig mit Savonarola, edle Geister, die an den classischen Studien herangebildet, die platonische Philosophie mit dem

*) Zu weit gehen die allerdings, welche ihn mit einem Thomas Münzer und Johann von Leiden zusammenstellen; aber daß seine Visionen und Prophezeiungen großentheils in einer ungeläuterten Phantasie ihre Quelle hatten, wird auch von seinen Verehrern zugestanden.

Christenthum zu verbinden und die Unsterblichkeit der Seele wissenschaftlich zu begründen suchten. So einen Marsilius Ficinus, der als Kanonikus in Florenz lebte und 1499 daselbst starb. Er war der Lehrer der Söhne des Cosimo von Medicis gewesen und stand mit Lorenzo in freundschaftlichem Verkehr. Ihm verdankte die abendländische Welt die Uebersetzung der Werke Plato's in's Lateinische. So hoch hielt Ficinus diesen Weisen des Alterthums, daß er ihn den Heiligen der christlichen Kirche gleichachtete, wenn er ihn nicht im Stillen denselben sogar vorzog. In seinem Studierzimmer brannte vor Plato's Bild eine ewige Lampe; ein Heiligenbild fand sich sonst nicht darin. In Sokrates sah er einen Vorläufer Christi und seine Genossen redete er an als „Geliebte in Plato". Marsilius Ficinus fühlte etwas von dem, was der moderne Geist sich in den folgenden Jahrhunderten als Aufgabe gestellt hat; er fühlte das Bedürfniß, den hellenischen Humanismus mit der christlichen Religion zu vermitteln. An die kirchliche Lehre, wie sie einmal war und wie sie volksmäßig aufgefaßt wurde, konnte er sich nicht mehr mit der Naivetät anschließen, die dem früheren Mittelalter eigen war; er war zu aufgeklärt, zu gebildet, und doch wollte er nicht zu den Ungläubigen sich wenden, wollte nicht den Trost der Religion an die Philosophie dahingeben; daher war sein Wahlspruch der: man müsse vermöge der Philosophie die Religion der Unwissenheit, und vermöge der Religion die Philosophie der Gottlosigkeit entreißen. Sein Streben ging also dahin, aber in anderer Weise als bei den Scholastikern, und wieder in anderer Weise als bei den Mystikern, und selbst wieder in anderer als bei den einfachen Männern, die in der Bibel tieferen Fuß gefaßt, Philosophie und Theologie, Glauben und Wissen, Vernunft und Offenbarung, Bildung und praktische Frömmigkeit in ihrer höhern Einheit darzustellen. Seine Religion war freilich mehr eine Religion des Kabinetes als des Volkes. Auch mischte sich viel Unklares und Phantastisches mit ein, da er nicht frei war von dem astrologischen Aberglauben der Zeit, der selbst auch von Ungläubigen getheilt wurde. Es sah in den Zeiten unmittelbar vor der Reformation des 16. Jahrhunderts und namentlich in Italien ähnlich aus wie im Heidenthum vor dem Auftreten des Christenthums.*) Die Volksreligion war heruntergekommen, die Masse hing noch an den alten Ueberlieferungen und Gewohnheiten, aber nicht mehr mit dem vollen kindlichen und

*) Ueber den Unglauben in Italien vgl. J. Burckhardt, Cultur der Renaissance. S. 550 ff. Vgl. Villari, Savonarola I. S. 52: „Es war eine Zeit des Zweifels und des Aberglaubens, der Indifferenz und der sonderbarsten Ueberspannung."

naiven Glauben der frühern Zeit, die Gebildeten aber flüchteten sich von der Volksreligion in die Sonderreligion eines philosophischen Systems, oder sie gaben aller Religion den Abschied und spotteten in vornehmer Blasirtheit des Glaubens der Menge. Und das Letztere geschah nun auch in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein neues Heidenthum, im alten classischen Gewande, war im Anzuge. Gab es doch selbst unter den Priestern, unter den Päpsten und Cardinälen solche, von denen auch wieder jenes Wort gelten mochte, daß nicht zwei Auguren sich begegnen konnten, ohne heimlich zu lachen. Sprach man doch ohne Scheu am päpstlichen Hofe davon, wie die Fabel von Christo der Kasse gut eingetragen habe. Solcher frivolen Gesinnung gegenüber machten die edlern Männer unter den Gebildeten, wozu ein Ficin gehörte, alle Anstrengungen, das Wesentliche der Religion und des Christenthums zu retten, und zu diesem Wesentlichen zählten sie die Unsterblichkeit der Seele, die um eben diese Zeit von anderer Seite her angegriffen wurde. — Schon die Scholastiker hatten darüber gestritten, ob man die Unsterblichkeit der Seele beweisen könne, oder ob man sie blos als einen positiven Glaubensartikel hinnehmen müsse? Nun trat ein Lehrer der Philosophie zu Padua und Bologna, Peter Pomponnatius (geb. zu Mantua 1462) mit der Behauptung auf, daß sich die Unsterblichkeit der Seele nicht beweisen lasse. Das war für Viele ein Grund zum Leugnen derselben. Solchem zweifelsüchtigen, dem Unglauben in die Hände arbeitenden Philosophiren traten dann die Platoniker, zu denen Ficinus gehörte, auf's entschiedenste entgegen. Zu diesen edlern Philosophen gehörte auch Picus (Pico), Fürst von Mirandola (geb. 1463),*) ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und von vortheilhaftem, imposantem Aeußern zugleich. Von unauslöschlichem Wissensdurst getrieben, hatte er sieben Jahre lang Italien und Frankreich durchwandert und die berühmtesten Schulen besucht. Er hatte die scholastische Philosophie kennen gelernt und sich mit den Vätern der alten Philosophie, mit Plato und Aristoteles vertraut gemacht, die er beide zu vereinigen suchte. Um aber den rechten Standpunkt des Philosophirens zu gewinnen, hielt er es für nothwendig, auch in die alte Weisheit des Morgenlandes sich zu vertiefen, und namentlich hoffte er von der jüdischen Philosophie der Kabbala Aufschlüsse über die Geheimnisse des Geistes und der Natur zu erhalten. Mit aller Macht warf er sich nun auf das Studium des Hebräi-

*) Meiners, Lebensbeschreibung berühmter Männer. II. Bd. Ritter, Geschichte der Philosophie, Bd. 9. Sigwart, Ulrich Zwingli, S. 14 ff. und in Herzogs Realencyklopädie.

schen und Chaldäischen und vertiefte sich immer mehr in der Zahlenmystik und der Magie. Im Jahr 1486 ließ er in Rom 900 Thesen anschlagen, über die er zu disputiren sich anheischig machte. Es war ein wunderliches Gemisch von theosophischen, philosophischen, kabbalistischen, mystischen Ideen, wie solches in Zeiten der Auflösung oder des Uebergangs nichts Befremdendes an sich hat. Die Disputation kam indessen nicht zu Stande. Der Verfasser der Thesen entging nur mit Mühe der Verdammung als Ketzer. Sowohl Ficinus als Picus theilten übrigens mit den Mystikern die Ueberzeugung, daß nur der zur Erkenntniß der göttlichen Dinge gelange, der sein eigenes Herz bewache, der redlich an der Veredlung seines eigenen Innern arbeite, und daß Gott lieben die erste Bedingung sei, um Gott zu erkennen. Wie trefflich ist sein Ausspruch: die Philosophie sucht die Wahrheit, die Theologie findet sie, die Religion hat sie inne.*) Ja, gegen das Ende seines Lebens sehen wir den einst von der Welt gefeierten Grafen der strengsten Askese des Mittelalters zugethan. Er verzichtete auf seinen Antheil an den Herrschaften Mirandola und Concordia zu Gunsten seines Neffen Johann Franz; er schenkte seine Habe großentheils den Armen, auferlegte sich Selbstpeinigungen und ging ernstlich mit dem Gedanken um, seine Tage in einem Dominikanerkloster zu beschließen, oder, noch besser, barfuß als Bußprediger umherzuwandern. Aber er konnte sich doch nicht ganz von seinen gelehrten Arbeiten losmachen. Savonarola konnte ihm dieß nicht verzeihen; er bezüchtigte ihn der Halbheit und Unentschiedenheit und wies ihm seine Stelle im Fegfeuer an.**) Mirandola starb 1494 und wurde in einer Dominikanerkutte begraben. Nicht unwichtig ist es übrigens, daß Picus durch persönlichen Umgang auf Reuchlin, durch seine Schriften aber auf Zwingli gewirkt hat. Mit dem Erstern war er 1490 in Florenz zusammengetroffen und hatte ihn zum Studium des Hebräischen ermuntert. Italien reichte überhaupt Deutschland die Hand in Beziehung auf Geistesbildung, auf Kunst und Wissenschaft. Die tiefere religiöse Einwirkung freilich konnte von da nicht ausgehen. Die Renaissance im künstlich-literarischen, nicht aber die Wiedergeburt im sittlich-religiösen Sinn ging von Italien aus. Savonarola hatte letztere versucht, aber sein Versuch blieb vereinzelt. Bekanntlich erreichte die „Renaissance“ ihre höchste Blüthe unter den Päpsten Julius II. und Leo X.***)

---

*) Philosophia veritatem quærit, Theologia invenit, Religio possidet.

**) Burckhardt a. a. O. S. 476.

***) Burckhardt a. a O. S. 120—122, 185 ff.

Julius II. della Rovere, ein Neffe Sixtus IV., war als unmittelbarer Nachfolger des ruchlosen Alexander VI. immerhin ein Achtung gebietender Mann, ein Mann von männlichem Charakter und Energie. Als weltlicher Fürst, als Politiker, als Protektor der Kunst hat er in der Geschichte einen glorreichen Namen; aber weltlich war er in all seinem Thun. Selbst sein äußerliches Auftreten verrieth mehr den römischen Imperator als den Statthalter Christi.* Er war der erste Papst, der sich den Bart wachsen ließ, und den Namen Julius soll er weniger mit Rücksicht auf seinen Vorgänger Julius I. im vierten Jahrhundert, als zum Andenken an Julius Cäsar gewählt haben.** Gleich nach seiner Thronbesteigung 31. October 1503 traf er Anstalten, die Romagna gegen Venedig zu vertheidigen, und als die Republik seinen Forderungen wegen Herausgabe der östlichen Grenzfestungen nicht entsprach, belegte er sie im April 1509 mit Bann und Interdict. Mit Frankreichs König Ludwig XII. und mit dem deutschen Kaiser Maximilian I. hatte er schon zuvor Dec. 1508 die Ligue von Cambrai geschlossen, die er aber, nachdem Venedig unter seinen Willen sich gebeugt, wieder löste, wodurch er dann mit Frankreich selbst in Krieg verwickelt wurde. Wie er dann weiterhin die Eidgenossen sich zu Bundesgenossen machte und mit schönen Bannern sie beschenkte, und was er überhaupt noch zu Begründung seiner weltlichen Macht gethan, ist hier nicht weiter auszuführen. Das politische Zerwürfniß mit Frankreich wirkte indeß auch auf das Kirchliche zurück. König Ludwig XII. drang auf Anstellung eines allgemeinen Concils. Auch der deutsche König Maximilian I., der sich, ohne des Papstes Krönung, auf eigene Hand hin Kaiser nannte, war um ein Concil angegangen worden. Ludwig berief ein solches 1511 nach Pisa. Es wurde den 5. November eröffnet, aber es brachte nichts zu Stande. Der Papst dagegen hielt im Jahr 1512 eine lateranensische Synode, die in allen Theilen seinen Wünschen und Ansichten entgegenkam. Es übereilte ihn jedoch der Tod. Er starb den 21. Februar 1513. Michel Angelo hat ihm ein herrliches Grabmal errichtet. Und nun

*) So schildert ihn U. von Hutten als den Mann „in Stahl gehüllt, durch Bart und Haar schrecklich anzusehn, mit dem wilden Auge unter der trotzigen Stirn, mit furchtbar drohender Miene, der mit Schwert und Geschoß zu Land und zu Wasser die Völker mordet und die Fürsten in Krieg verwickelt; er, das Verderben der Welt, die Pest des Menschengeschlechts, dessen Arbeit Tod, dessen Erholung die schändlichste Ausschweifung ist; er, in allen Stücken Christo und Petro unähnlich. Was thut und was hat er noch, das des päpstlichen Namens würdig wäre?" s. Strauß, Hutten. S. 99 und das Folgende.

**) Iselin, histor. Lexikon.

schen und Chaldäischen und vertiefte sich immer mehr in der Zahlenmystik und der Magie. Im Jahr 1486 ließ er in Rom 900 Thesen anschlagen, über die er zu disputiren sich anheischig machte. Es war ein wunderliches Gemisch von theosophischen, philosophischen, kabbalistischen, mystischen Ideen, wie solches in Zeiten der Auflösung oder des Uebergangs nichts Befremdendes an sich hat. Die Disputation kam indessen nicht zu Stande. Der Verfasser der Thesen entging nur mit Mühe der Verdammung als Ketzer. Sowohl Ficinus als Picus theilten übrigens mit den Mystikern die Ueberzeugung, daß nur der zur Erkenntniß der göttlichen Dinge gelange, der sein eigenes Herz bewache, der redlich an der Veredlung seines eigenen Innern arbeite, und daß Gott lieben die erste Bedingung sei, um Gott zu erkennen. Wie trefflich ist sein Ausspruch: die Philosophie sucht die Wahrheit, die Theologie findet sie, die Religion hat sie inne.*) Ja, gegen das Ende seines Lebens sehen wir den einst von der Welt gefeierten Grafen der strengsten Askese des Mittelalters zugethan. Er verzichtete auf seinen Antheil an den Herrschaften Mirandola und Concordia zu Gunsten seines Neffen Johann Franz; er schenkte seine Habe großentheils den Armen, auferlegte sich Selbstpeinigungen und ging ernstlich mit dem Gedanken um, seine Tage in einem Dominikanerkloster zu beschließen, oder, noch besser, barfuß als Bußprediger umherzuwandern. Aber er konnte sich doch nicht ganz von seinen gelehrten Arbeiten losmachen. Savonarola konnte ihm dieß nicht verzeihen; er bezüchtigte ihn der Halbheit und Unentschiedenheit und wies ihm seine Stelle im Fegfeuer an.**) Mirandola starb 1494 und wurde in einer Dominikanerkutte begraben. Nicht unwichtig ist es übrigens, daß Picus durch persönlichen Umgang auf Reuchlin, durch seine Schriften aber auf Zwingli gewirkt hat. Mit dem Erstern war er 1490 in Florenz zusammengetroffen und hatte ihn zum Studium des Hebräischen ermuntert. Italien reichte überhaupt Deutschland die Hand in Beziehung auf Geistesbildung, auf Kunst und Wissenschaft. Die tiefere religiöse Einwirkung freilich konnte von da nicht ausgehen. Die Renaissance im künstlich-literarischen, nicht aber die Wiedergeburt im sittlich-religiösen Sinn ging von Italien aus. Savonarola hatte letztere versucht, aber sein Versuch blieb vereinzelt. Bekanntlich erreichte die „Renaissance“ ihre höchste Blüthe unter den Päpsten Julius II. und Leo X.***)

---

*) Philosophia veritatem quærit, Theologia invenit, Religio possidet.

**) Burckhardt a. a. O. S. 478.

***) Burckhardt a. a O. S. 120—122, 185 ff.

Julius II. (della Rovere, ein Neffe Sixtus IV.) war als unmittelbarer Nachfolger des ruchlosen Alexander VI. immerhin ein Achtung gebietender Mann, ein Mann von männlichem Charakter und Energie. Als weltlicher Fürst, als Politiker, als Protektor der Kunst hat er in der Geschichte einen glorreichen Namen; aber weltlich war er in all seinem Thun. Selbst sein äußerliches Auftreten verrieth mehr den römischen Imperator als den Statthalter Christi.*) Er war der erste Papst, der sich den Bart wachsen ließ, und den Namen Julius soll er weniger mit Rücksicht auf seinen Vorgänger Julius I. im vierten Jahrhundert, als zum Andenken an Julius Cäsar gewählt haben.**) Gleich nach seiner Thronbesteigung (31. Oktober 1503) traf er Anstalten, die Romagna gegen Venedig zu vertheidigen, und als die Republik seinen Forderungen wegen Herausgabe der östlichen Grenzfestungen nicht entsprach, belegte er sie im April 1509 mit Bann und Interdict. Mit Frankreichs König Ludwig XII. und mit dem deutschen Kaiser Maximilian I. hatte er schon zuvor (Dec. 1508) die Ligue von Cambrai geschlossen, die er aber, nachdem Venedig unter seinen Willen sich gebeugt, wieder löste, wodurch er dann mit Frankreich selbst in Krieg verwickelt wurde. Wie er dann weiterhin die Eidgenossen sich zu Bundesgenossen machte und mit schönen Bannern sie beschenkte, und was er überhaupt noch zu Begründung seiner weltlichen Macht gethan, ist hier nicht weiter auszuführen. Das politische Zerwürfniß mit Frankreich wirkte indeß auch auf das Kirchliche zurück. König Ludwig XII. drang auf Anstellung eines allgemeinen Concils. Auch der deutsche König Maximilian I., der sich, ohne des Papstes Krönung, auf eigene Hand hin Kaiser nannte, war um ein Concil angegangen worden. Ludwig berief ein solches 1511 nach Pisa. Es wurde den 5. November eröffnet, aber es brachte nichts zu Stande. Der Papst dagegen hielt im Jahr 1512 eine lateranensische Synode, die in allen Theilen seinen Wünschen und Ansichten entgegenkam. Es übereilte ihn jedoch der Tod. Er starb den 21. Februar 1513. Michel Angelo hat ihm ein herrliches Grabmal errichtet. Und nun

*) So schildert ihn U. von Hutten als den Mann „in Stahl gehüllt, durch Bart und Haar schrecklich anzusehn, mit dem wilden Auge unter der trotzigen Stirn, mit furchtbar drohender Miene, der mit Schwert und Geschoß zu Land und zu Wasser die Völker mordet und die Fürsten in Krieg verwickelt; er, das Verderben der Welt, die Pest des Menschengeschlechts, dessen Arbeit Tod, dessen Erholung die schändlichste Ausschweifung ist; er, in allen Stücken Christo und Petro unähnlich. Was thut und was hat er noch, das des päpstlichen Namens würdig wäre?" s. Strauß, Hutten. S. 99 und das Folgende.

**) Iselin, histor. Lexikon.

folgte der jüngere Sohn des berühmten Lorenzo von Medici, Giovanni, als Papst Leo X. Als ein Mann des Friedens bildete er zu seinem kriegerischen Vorgänger einen merkwürdigen Contrast; aber gleich diesem war er ein Freund der Gelehrsamkeit und der schönen Künste. Erasmus wünschte der Kirche Glück zu diesem Papste, weil mit ihm das goldene Zeitalter angetreten sei. Er ahnte nicht, daß es nach Gottes Rathschluß das Zeitalter eben jenes gewaltigen Kampfes sein sollte, dem weder er, noch Leo gewachsen waren. Zwei Jahre vor dem Ausbruche dieses großen Kampfes starb in Frankreich Ludwig XII. und es folgte Franz I. Mit ihm schloß der Papst ein Concordat, wonach das Bollwerk der gallicanischen Kirchenfreiheit, die pragmatische Sanction, aufgehoben und also der Zaun niedergerissen wurde, der zwischen der päpstlichen und weltlichen Macht sich aufgethan.

Lassen Sie uns zum Schlusse noch unsre Rundschau über die Zustände der Kirche am Vorabende der Reformation vollenden, indem wir uns nach dem äußersten Westen Europa's, nach Spanien versetzen, und von da weiter blicken nach dem Westen der neuentdeckten Welt. In Spanien finden wir noch die ganze mittelalterliche Katholicität in ihren strengsten Formen ausgeprägt. Durch die Vermählung Ferdinands des Katholischen mit Isabella war der Grund gelegt worden zur Vereinigung der beiden Königreiche Aragonien und Castilien. Von diesen katholischen Majestäten wurde nun auch die Inquisition im ganzen Reiche eingeführt und zu einer Höhe der Entwicklung gebracht, die sie zuvor nie erreicht hatte, so daß mit der Nennung Spaniens auch der Begriff der Inquisition historisch sich verbindet.*) Um die frühere Entwicklung des Institutes nachzuholen, dem Spanien im 15. Jahrhundert seine Vollendung gab, müssen wir für einen Augenblick in frühere Jahrhunderte zurückgreifen. Die ersten Anfänge der Inquisition finden wir im südlichen Frankreich gleich nach dem Albigenserkrieg. In Toulouse war es, also schon da wenigstens an den Grenzen Spaniens, da im Jahr 1229 auf einer Kirchenversammlung unter dem Vorsitze des Legaten Romanus von St. Angelo der Beschluß gefaßt wurde, wodurch alle Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer verpflichtet sein sollten, in ihren Sprengeln fleißig und getreulich den Ketzern nachzuspüren und sie der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu überliefern. Dasselbe geschah 1234 auf einer Synode zu Tarracona in Spanien selbst. Bald darauf aber wurde die Inquisition aus den Händen der Weltgeistlichkeit in

*) Llorente, Geschichte der spanischen Inquisition. 1819.

die Hände der Bettelmönche gelegt, die sich als Organe derselben darboten. So übertrug Papst Gregor IX. 1235 die Inquisition den Dominikanern und Franciskanern, und Clemens IV. stellte sogar die Bischöfe unter die Inquisitoren und gab diesen eine von jenen durchaus unabhängige Stellung. Endlich erhoben sich stehende Inquisitionstribunale, vor welche alle, die irgend einer Ketzerei verdächtig waren, konnten gezogen werden, und verdächtig war ein jeder, der nicht der Inquisition in allem zu Diensten war. Um die Geständnisse zu erpressen, führte Innocenz IV. 1252 die Tortur ein. Schon das Leugnen der Schuld galt für Verstockung und zog Strafe nach sich. Die mildeste Strafe war, wo nicht lebenslängliche Einkerkerung (geschweige der Grausamkeiten, welche an den zum Tode bestimmten Opfern begangen wurden) das Tragen des San benito, eines Bußgewandes von gelber Farbe, auf dessen Vorder- und Rückseite das rothe Kreuz. Der Name San benito ist spanisch, wie auch der Name der öffentlichen Hinrichtung Auto-da-fe; denn Spanien eben war das Land, in welchem, wie schon gesagt, das ganze Institut der Inquisition sich am entschiedensten ausprägte. Im 14. Jahrhundert war der Dominikaner Nicolaus Eymericus aus Girona in Catalonien 44 Jahre lang thätig als Großinquisitor des Königreichs. Er starb 1399. Nachdem nun aber im 15. Jahrhundert Papst Sixtus IV. im Jahr 1478 die von dem Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza in dem Königreiche eingeführte Inquisition bestätigt hatte, da nahm sie erst als ein königliches Tribunal ihren vollen Aufschwung. Die im Jahr 1480 ernannten Inquisitoren, die Dominikaner Michael Morillo und Johann de San Martino gingen in der Art vor, daß selbst der Papst über ihr ungerechtes Verfahren sich beklagen mußte. Aber noch übertroffen wurden sie durch den Generalinquisitor Thomas de Torquemada, Dominikaner zu Segovia, der durch seine Grausamkeit eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Ueberallhin spähten seine Häscher (Familiaren), deren er über 200 hatte, nach Opfern. Er selbst hatte 50 Reiter zur Bedeckung; denn überall fürchtete er für sein Leben. Anfänglich hatte der Papst noch seine Macht beschränkt, aber nun wuchs die Inquisition sogar dem Papst über das Haupt, und es entwickelte sich ein System von Terrorismus, das in der Geschichte seines gleichen sucht. Der religiöse Fanatismus diente zugleich der schändlichsten Habsucht zum Vorwand, indem die katholischen Majestäten aus den confiscirten Gütern der Hingerichteten sich bereicherten. Nicht nur häretische oder der Häresie verdächtige Christen, auch Juden und Mauren und alle, die es mit ihnen zu halten

im Verdacht standen, fielen als Opfer der Inquisition. Auf Torquemada's Rath mußten 1492 alle Juden, wenn sie nicht Christen werden wollten, auswandern. Dasselbe Schicksal traf bald nachher die Mauren. Mit wechselndem Glück war der Kampf gegen sie durch's ganze Mittelalter geführt worden. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts beschränkte sich die maurische Macht nur noch auf das Königreich Granada. Hier drängte sich alles zusammen, was von maurischer Kunst und Bildung noch übrig war. In der Hauptstadt war im 13. Jahrhundert die Alhambra mit dem Löwenhof erbaut worden. Allein auch dieser Rest der maurischen Bevölkerung sollte zu Ende des 15. Jahrhunderts vertilgt werden. „Ich will," so sprach Ferdinand der Katholische, „die Kerne dieses Granatapfels einmal herauspicken." Im Jahr 1487 warf er sich vor die Stadt Malaga und 1491 vor Granada. Nach der Eroberung der Hauptstadt ward 1492 ein Vertrag mit den Mauren abgeschlossen (es waren etwa noch zwei Millionen im Reich), wonach sie ihre Moscheen behalten und ihre Religion frei üben durften, aber darauf wurden auch hier gewaltsame Bekehrungen unternommen. Torquemada hatte im Jahr 1498 sein Amt niedergelegt, nachdem er im Ganzen 8800 Menschen lebendig, 6500 in effigie hatte verbrennen und 90,000 mit verschiedenen Strafen belegen lassen. Cardinal Ximenes, Erzbischof von Toledo und erster Staatsbeamter des Königs erschien 1499 in Granada und verband sich mit dem etwas milder gesinnten Erzbischof Fernando de Talavera zu einer planmäßigen Exstirpation des Muhammedanismus. Erst wurden Bestechungen angewandt, namentlich gegen die Priester und Vornehmen. Der Koran und alle Schriften ähnlichen Inhaltes wurden verbrannt (ihre Zahl wird nach Tausenden geschätzt). Gegen Abtrünnige ward mit der größten Grausamkeit verfahren. Kinder wurden geraubt, um sie im Christenthum erziehen zu lassen. Endlich kam es zu einem Aufstand unter den Mauren. Sie umringten den erzbischöflichen Palast. Ximenes entkam an den königlichen Hof. Nun wurde gegen die Mauren als gegen Empörer eingeschritten. Man ließ ihnen die Wahl zwischen Taufe und Tod. An 50,000 gingen zum Christenthum über. Die Bekehrten hießen Morisko's, die sich nicht bekehren wollten, wanderten nach Afrika aus. Wer aber glauben wollte, an die Stelle des Koran sei bei den Neubekehrten die Bibel getreten, der erinnere sich, wie das Lesen derselben von Seiten der Laien schon längst verpönt war.

Spanien war nun endlich auch das Land, von welchem zu Ende des 15ten und Anfang des 16. Jahrhunderts die Verbreitung des Christenthums in dem Theil der Erde ausgehen sollte, der als eine neue

Welt durch den Genueser Christoph Columbo 1492 entdeckt worden war, in Amerika. Alexander VI. hatte, wie schon früher bemerkt, das Land den beiden katholischen Majestäten von Spanien und Portugal zugesprochen unter der Verbindlichkeit, den christlichen d. h. streng katholischen Glauben dort einzuführen. Und auch hier wieder erscheinen die Bettelmönche auf dem Plan. Schon im Jahr 1493 ging eine Gesandtschaft Franciskaner über das atlantische Meer und ihr folgten die Dominikaner, später die Hieronymiten auf dem Fuß. Die traurigen Erfolge dieser Mission sind bekannt genug, sie fallen aber weniger den Mönchen selbst, als den politischen Drängern zur Last. „Lieber in die Hölle mit den unsrigen, als in den Himmel mit euch," das war die bittere Antwort auf die Predigt des Evangeliums. Aber welch ein Christenthum war es auch, das da in der Regel verkündigt wurde! Eine Instruction für die Missionare vom Jahr 1509 lautete dahin: Man soll den Wilden erst einen kurzen Begriff von Gott, als dem Schöpfer aller Dinge mittheilen, dann aber ihnen sagen, daß Gott dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger dem Papst die Herrschaft über das Menschengeschlecht übertragen hat. Die Völker unter diese Herrschaft bringen, das hieß sie evangelisiren.

Eines Namens ist jedoch hier zu gedenken, der uns zeigt, wie die Edlern unter den Glaubensboten auch ihre Mission höher faßten. Bartolomeo de Las Casas*) aus Sevilla trat als Sachwalter der Indianer auf, indem er sich den gewaltsamen Bekehrungen widersetzte und auch nicht duldete, daß die Eingebornen zu Sklaven der Europäer gemacht würden. Der Cardinal Ximenes bestätigte ihn in dieser Eigenschaft als Sachwalter der Indianer. Man hat ihn freilich beschuldigt, er sei auf halbem Wege stehen geblieben. Soll er es doch gewesen sein, der nach gewöhnlichen Angaben, um die Eingeborenen des Landes zu schonen, den Rath gegeben habe, Neger von der Westküste Afrika's in Amerika einzuführen und diesen das Joch aufzulegen, von dem er die Indianer befreit wissen wollte. Allein dieser Vorwurf ist, Dank sei es den Forschungen der neuern Zeit, von Las Casas abgelenkt oder doch sehr gemildert worden. Die Einführung der Negersklaven geschah ohne sein Vorwissen. Ueberhaupt fanden seine menschenfreundlichen Absichten nicht die gewünschte Unterstützung; es fehlte sogar nicht an Verdächtigung seiner guten Absicht. Er ließ sich indessen nicht abschrecken. Nachdem er

*) Oeuvres de Don Barthélemi de Las Casas, Evéque de Chiaga, défenseur de la liberté des naturels de l'Amérique, précédées de sa vie par J. A. Llorente. Paris 1822. II. J. G. Müller in Herzogs Realencyklopädie Bd. II.

sich in ein Dominikanerkloster in San Domingo zurückgezogen hatte und selbst in den Orden eingetreten war, unternahm er noch sechs Reisen hin und her im Dienste seiner Schützlinge. Noch im 90sten Jahre schrieb er eine Schrift zu Gunsten der Indianer Peru's. Er starb als Bischof von Chiapa in einem Kloster bei Madrid 1566 im 92sten Jahre seines Lebens.

Wir sind mit Las Casas schon über die Schwelle des Reformationszeitalters hinausgeschritten. Wir kehren noch einmal zu dieser Schwelle zurück. Die Gestalten, die uns hier begegnen, ich meine die eines Johann Reuchlin, Ulrich von Hutten und Desiderius Erasmus sammt den übrigen, die mit zu dem Chor der sogenannten Humanisten Deutschlands gehören, stehen an der Pforte der Reformationsgeschichte selbst und sind in ihre Kämpfe hineinverflochten, so daß eher dort als hier von ihnen zu reden ist.



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

